Wilhelmine.

Eine Geschichte

in

zwey Theilen

von

J. F. Jünger.

Erster Theil.

Es ist nicht alles Gold was glänzt.

Berlin,
bey F. T. Lagarde
1795.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Erſtes Kapitel.

Etwas von meiner Erziehung.

Ich hätte dieſes Kapitel eben ſo gut überſchreiben können: Nichts von meiner Erziehung, denn ich erhielt eigentlich keine — das heißt ſo viel, als, ich wurde in einem Kloſter erzogen.

Der eine Theil der Weiber um mich herum war ſchon ſo abgelebt, daß ſie wohl allenfalls für die Welt und ihre Eitelkeiten abgeſtorben ſeyn, und alſo aus vollem Herzen darauf ſchimpfen konnten: der andre Theil ſchimpfte drauf, wie der Fuchs in der Fabel auf die Weintrauben, die er nicht erreichen konnte.

Ich ließ ſie ſchimpfen, ſo viel ſie wollten, und konnte mich nicht enthalten zu denken,

daß eine Welt doch nicht so ganz und gar verdorben seyn könnte, in welcher so gute Torten, Pasteten und Zuckerwerk gebacken würden, als wir fast alle Tage von einigen reichen Gönnern unsers Klosters geschickt bekamen. Auch brachten mir einige seidne Kleider, Haistücher, Bänder und dergleichen, die ich von Zeit zu Zeit von meiner Mutter erhielt, eben keine schlechte Idee von diesem Jammerthale, diesem Sammelplatze aller Laster — wie sie die heiligen Schwestern nannten — bey, und ich konnte nicht begreifen, warum ich sogar von ihnen bedauert wurde, daß ich, wie sie sagten, dazu verdammt sey, in dieser Welt dereinst leben zu müssen.

Besonders nahm die alte Aebtissin, oder die hochwürdige Frau, wie wir sie nennen mußten, unendlich vielen Antheil an meinem künftigen Schicksale. Sie sprach mir so viel von den Verführungen, denen ich künftig ausgesetzt seyn würde, besonders, da ich eine reiche Erbin sey; denn diese, meinte sie, hätten von der Welt

heit geldgierigter Weltkinder immer das mehreste zu fürchten, und redete mir zu, mein Seelenheil zu bedenken, und mich dem Kloſter auf Lebenszeit zu widmen.

Ich ließ mir das geſagt ſeyn, und hielt fürs beſte, es erſt ein wenig in der Welt zu verſuchen, und erſt alsdann meine Zuflucht zum Kloſter zu nehmen, wenn ich etwa mit der Welt und ihrer Verführung nicht auskäme.

Wenn ich die Wahrheit geſtehn ſoll, ſo war vor der Hand die Farbe das Hauptmotiv, warum ichs mit der ſchnöden Welt verſuchen wollte; denn die buntgekleideten Damen die uns dann und wann beſuchten, und die wenigen Kleider und Bänder, die ich von Zeit zu Zeit von meiner Mutter geſchickt bekam, gefielen mir ungleich beſſer, als die ſchwarze traurige Kleidung der Nonnen.

Zweytes Kapitel.

Schwester Agnes.

Diese war mir eigentlich die liebste unter den Nonnen, weil sie die jüngste, und folglich, mir die nächste war. Ich hatte zu ihr viel mehr Vertrauen, als zu allen übrigen.

Sie war immer so traurig und niedergeschlagen. Ich fragte sie wohl dann und wann um die Ursache ihrer Traurigkeit; aber sie beantwortete mir meine Frage bloß mit einem Seufzer, oder mit einigen unzusammenhängenden Worten, die mich um nichts klüger machten.

Ich kam eines Tages von ohngefähr in die Kirche hinab, als kein Gottesdienst war. Alle äussere Thüren waren verschlossen. Ich weiß selbst nicht, was mich in die Kirche führte: ich glaube es war die große Hitze, oder die Langeweile.

Ich fand die Schwester Agnes vor einen Seitenaltar knien. Sie war, außer mir, die einzige Person in der Kirche. Ich schlich

mich ganz leise zu ihr, um sie nicht in ihrer Andacht zu stöhren, aber als ich näher kam, schien mirs eben nicht, als betete sie; auch hatte sie keinen Rosenkranz: sie lag nur so da, und betrachtete den heiligen Joseph, welcher auf dem Altarblatte gemahlt war. Sie war in diese ihre Betrachtung so sehr vertieft, daß sie mich gar nicht hinter sich bemerkte.

Ich war in meinem Leben wohl hundert und hundertmahl vor diesem Altarblatte vorbey gegangen, ohne es nur einen Augenblick lang meiner Aufmerksamkeit zu würdigen; für mich hatte es bloß den Werth der übrigen Bilder gehabt, wovon das Kloster von unten bis oben voll hing: da aber Schwester Agnes, die bey mir so ausserordentlich viel galt, dieses Bild so aufmerksam betrachtete, da sie so ganz darin versunken zu seyn schien, so hielt ich es doch auch meiner Aufmerksamkeit werth. Ich stellte mich hinter sie, betrachtete es mit forschendem Blicke, und zum erstenmahle in meinem Leben entdeckte ich in diesem heiligen

Joseph ein Gesicht, das doch ein wenig interessanter war, als die Gesichter der zwey oder drey alten Kapuciner, welche immer zu uns herunter kamen, um uns Beichte zu hören, oder Messe zu lesen.

Drittes Kapitel.

Warum mag sie denn so laufen?

Weiß der Himmel, was ich für eine unwillkührliche Bewegung machen mochte. Genug, Schwester Agnes fuhr aus ihrer Betrachtung auf, sah sich um, sprang auf, und eilte pfeilschnell davon.

Ich konnte das nicht begreifen:

„Sonderbar!" dachte ich bey mir selbst. „Warum mag sie denn so laufen? Fuhr sie „doch zusammen, als ob ich sie, Wunder „auf was ertappt hätte! Ists denn eine „Sünde, ein Gemählde zu betrachten? Wenns „eine wär, so hingen sie ja nicht in der „Kirche?"

Ich konnte mir das alles nicht zusammen reimen. So viel ist gewiß, daß Schwester Agnes von dieser Zeit an äusserst

schüchtern und zurückhaltend gegen mich wurde, und daß ich diesen heiligen Joseph von Tage zu Tage mehr darum ansah, denn ihm schrieb ich die ganze Schuld davon zu. Und jemehr ich ihn ansah, je schöner kam er mir vor, und in kurzem ging mirs, wie der Schwester Agnes: Ich lief als ob mir der Kopf brennte davon, wenn mich etwa jemand in meinen Betrachtungen überraschte, ob ich gleich vollkommen bey mir überzeugt war, daß es ganz und gar keine Sünde sey, ein Bild zu betrachten, das in einer Kirche hing.

Viertes Kapitel.

Wer mag wohl zu dem Bilde gesessen haben?

Ich konnte mich noch von meinem sechsten Jahre erinnern, wie sich mein Vater hatte mahlen lassen. Ich hatte noch eine dunkle Idee davon, wie ich dabey gesessen, und bald den Mahler, bald das Bild, bald meinen Vater angestarrt hatte. Es kam mir vor, als zauberte der Mahler meines Vaters Gesicht auf die Leinwand hin.

Gleich drauf war ich in dieſes Kloſter gekommen, das eben nicht der Wohnſitz der geſundeſten Begriffe war. Was wußte ich wie Alterblätter entſtänden? Was wußte ich von den ſchönen Idealen eines Correggio, eines Raphael, eines Mengs? Ich hielt alle die Bilder die ich um mich herum ſah, für Portraits.

Das natürlichſte, was mir alſo einfiel, war die Frage: „Wer mag denn dem Mahler zu dieſem Bilde geſeſſen haben?"

Bisher hatte ich während dem Gottesdienſte immer ganz hinten auf dem Chor geſeſſen, hatte mich nie um die übrigen Leute in der Kirche bekümmert: jetzt machte ich mich ſchon vor und ſchielte durchs Gitter auf die Emporkirchen. Linkerhand ſaßen die männlichen Beamten unſers Kloſters; aber wie abgeſchmackt kamen mir ihre Geſichter vor! Da eine breite Naſe, voll Schnupftaback gepfropft, dort ein paar graue nichts ſagende Augen; hier ein Mund, dem die Zähne fehlten, dort eine platte eingedruckte Stirn! Da war keine Spur von meinem heiligen Joſeph, denn der hatte

schöne blaue Augen, eine gewölbte Stirn, eine sanft gebogne Nase und einen Mund, schön wie die Rosen in unserm Klostergarten. Ueberdem hatten die Herrn fast alle Perücken, oder hoch aufgerollte Locken, und Toppées, so spitzig wie unser Kirchthurm, und mein Joseph hatte schönes, in natürliche Locken geschlagenes kastanienbraunes Haar.

Von diesen Herrn konnte also dem Mahler keiner gesessen haben.

Fünftes Kapitel.

Vielleicht war's einer von den Bauern?

Gerade den nämlichen Gedanken hatte ich.

Ich warf also meine Blicke rechts, ließ sie Musterung passiren — versteht sich, daß nur die jungen Bursche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, denn die alten Bauern interessirten mich eben so wenig als unsre Kapuziner — und auf den ersten Anblick versprach ich mir schon etwas mehr von dieser Musterung. Ich fand hier ein offnes blaues Auge, dort einen Mund mit zwey vollen rothen Lippen, und Zähnen die den

Perlen glichen, hier eine wohlgeformte Naſe, und dort ſchönes kaſtanienbraunes Haar. Aber das war alles nur ſo vertheilt, und ich wollte einen ganzen vollſtändigen Joſeph haben.

Endlich blieb mein Blick auf einem jungen Bauernburſchen haften, der mir meinem Joſeph noch am nächſten beyzukommen ſchien. Er hatte auch blaue Augen, kaſtanienbraunes Haar, ſchöne rothe Lippen, aber als ich ihn aufmerkſamer betrachtete, fehlte mir etwas an ihm, das ich mir damahls nicht zu nennen wußte, das ich nur fühlte, das ich aber jetzt, nachdem ich etwas mehr Erfahrung habe, jenes ſanfte einnehmende Weſen nenne, jene Grazie, welche wahre ungeſchminkte Güte der Seele, wahre Reinigkeit des Herzens und der Gefühle bezeichnet, die ihren Eindruck nie verfehlt. Er ſah ſo kalt, ſo gefühllos, ſo albern aus, und, was mich am meiſten von ihm verdroß, er ſchielte immer nach der albernen tölpiſchen Verwalterstochter hinunter, die für das reichſte Mädchen im Dorfe galt.

„Das," sagte ich bey mir selbst, „das „thäte ein Mann gewiß nicht, der diesem „Joseph ganz ähnlich sähe!"

Sechstes Kapitel.

Warum mag sie denn weinen?

Ich setzte meine Beobachtungen noch einigemahl fort, aber immer mit dem nämlichen Erfolg.

Endlich gab ich meine Hoffnung auf, meinen Joseph unter den lebenden Männern um mich herum zu finden, und hielt mich bloß an dem gemahlten.

Das sonderbarste bey der Sache war, daß ich ordentlich eifersüchtig auf ihn wurde; so eifersüchtig, daß ich sein Bild hätte mit einem dichten Schleier verhängen mögen, damit ihn ja außer mir niemand ansähe.

Man denke also, wie eifersüchtig ich auf die Schwester Agnes war, die ihn so gern ansah!

Eines Tages belauschte ich sie, als sie wie gewöhnlich vor dem Altar lag, sein

Bild mit heimlicher Inbrunst betrachtete, und die bittersten Thränen dazu weinte.

Das war für mich eine ungewöhnliche, ganz völlig neue Erscheinung.

Ich sah dieses Bild mit so außerordentlichem Vergnügen; sein Anblick that meinem Auge, und vielleicht wohl mehr als bloß meinem Auge, [illegible] ich mir damals noch keine deutliche Rechenschaft davon geben konnte, wohl: aber dabey weinen — das fiel mir gar nicht ein.

„Warum mag sie denn weinen?" sagte ich bey mir selbst.

Siebentes Kapitel.

Was mag sie denn küssen?

Ich schlich mich so leise als möglich näher zu ihr, und sah, daß sie ihr Gebetbuch einigemahl küßte.

Ein Heiligenbild war es nicht, das sie küßte, das sah ich von weitem, denn meine Augen waren sehr scharf. Und ein Gebet küßt man nicht.

„Was mag sie denn küssen?" sagte ich bey mir selbst.

Jetzt entdeckte ich, daß es ein Papier war, das im Buche lag, und welches aussah wie ein Brief.

Ein Brief, in einen Gebetbuche? das war mir noch nicht vorgekommen. Ich bekam doch auch dann und wann Briefe von meiner Mutter, aber die legte ich nicht in mein Gebetbuch.

Und wie sie diesen Brief so inbrünstig küßte, und den heiligen Joseph immer dabey ansah, und die bittersten Thränen dazu weinte!

Das waren für mich äußerst sonderbare Phänomene. Ich war in meine Betrachtungen darüber so vertieft, daß ich neben ihr stand, ehe ich mirs versah.

Sie fuhr zusammen so wie sie mich erblickte, als ob sie einen Geist sähe. Aber sie lief nicht so, wie sie gelaufen war, als ich sie das erstemahl bey ihrer Andacht belauschte. Vermuthlich glaubte sie, ich hätte

schon mehr von ihrem Geheimnisse erforscht, als ich wirklich davon wußte.

„Um Gotteswillen, verrathen Sie mich „nicht, Wilhelmine," sagte sie leise zu mir, indem sie mir die Hand drückte, „ich bin „in Ihrer Gewalt! Wenn die Vesper vorbey „ist, kommen Sie auf meine Zelle, da will „ich Ihnen mehr sagen."

Achtes Kapitel.

Was soll ich denn nicht verrathen?

Die Vesper ging an, und ich saß, stand und kniete, wie auf Nadeln und glühenden Kohlen.

„Ich bin in Ihrer Gewalt!" Wie sonderbar! hatte ich doch bis jetzt noch nicht gewußt, daß ich eine so gewaltige Person wäre!

„Um Gotteswillen, verrathen Sie mich „nicht!" —

„Was soll ich denn nicht verrathen?" sagte ich bey mir selbst. „Ich weiß ja „nichts! daß sie einen Brief in ihrem Ge„bethbuche hat? Hab' ich doch auch Briefe,

„aber die liegen freylich nicht in meinem Ge„betbuche! Was ist denn dabey zu ver„rathen?"

Ich hätte für mein Leben gern gewußt, was ich nicht verrathen sollte. Mir ist eine Vesper, die ohnehin nicht eben der unterhaltendste Zeitvertreib für mich war, so ewig lang geworden, als diese. Der guten Schwester Agnes schien es eben so zu gehn. Sie warf mir einen Blick über den andern zu, und schien eben so begierig zu seyn, mir ihr Geheimniß anzuvertrauen, als ich war, es zu wissen.

So wie die Vesper vorbey war, eilte Schwester Agnes auf ihre Zelle, und ich ihr nach.

Neuntes Kapitel.

Was ist denn da zu verrathen?

„Wilhelmine," sagte sie zu mir, „ich „brauche eine Vertraute, und diese Ver„traute sollen Sie seyn. Ich bin von Ih„nen überzeugt, daß Sie dieses mein Ver„trauen nicht mißbrauchen werden."

Ich versicherte ihr das, und weiß der Himmel, was ich ihr alles versprochen hätte, um nur zu erfahren, was ich nicht errathen sollte; denn ich starb fast für Neugierde.

„Sie sehen hier ein sehr unglückliches „Geschöpf vor sich" fuhr sie fort, „vielleicht „das unglücklichste unter der Sonne! Ach! „Ich liebte, und wurde wieder geliebt! „war so glücklich, und bin jetzt so elend? „Ich bin ein unglückliches Schlachtopfer „gegenseitiger Familienrücksichten. Meine „Eltern zwangen mich, den Schleyer zu „nehmen!"

Bey diesen Worten brach sie in einen Strom von Thränen aus.

„Hm," dachte ich, „sie wurde geliebt, „sie liebte: Was geht denn das die an„dern Nonnen an? Das geschah ja noch „vor ihrer Einkleidung! Und daß sie „wider ihren Willen den Schleyer nahm, „das ist auch weiter kein Geheimniß, denn „ihre Verzweiflung war am Tage ihrer „Einkleidung nur zu deutlich sichtbar! Sie

„war

„war so trostlos, daß sie den ganzen Con„vent hätte rühren müssen, wenn er nicht „aus lauter Nonnen bestanden hätte; „aber diese heiligen Schwestern sahen dabey „aus, als wollten sie sagen: weine du wie „du willst, ists uns doch auch nicht besser „gegangen!"

„Was ist denn da also zu verrathen?"

Zehntes Kapitel.

Auf zeitlebens eingesperrt!

Ich glaube, ich habe es schon gesagt, daß mir Schwester Agnes die liebste im ganzen Kloster war. Ich nahm also herzlichen Antheil an ihrem Unglück, denn sie schien mir recht sehr unglücklich zu seyn.

Junge Mädchen, wie ich damahls war, denn ich ging erst in mein achtzehntes Jahr, — hängen immer am romanhaften; und was ist wohl romanhafter, als eine unglückliche Liebe?

„Glückliches, glückliches Mädchen!" fuhr sie fort, als sie für Weinen wieder zum Sprechen kommen konnte, „Sie gehen

„bald wieder in die Welt, und ich — ich „bleibe auf Zeitlebens in diesen vier Mau„ern eingesperrt!"

Das „auf Zeitlebens eingesperrt" fiel mir aufs Hetz. Ich hatte zwar ehemahls viel Geschmack am Klosterleben gefunden. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich beym ersten Besuche, den ich mit meiner Mutter in diesem Kloster machte, die Nonnen um ihr Glück beneidete. Die sanfte schwärmerische Stille die überall herrschte, die ausserordentliche Reinlichkeit, die Pracht der Kirche, die Musik, die Kleidung der Nonnen, und denn die verschiedenen Klosterarbeiten, die Leuten, deren Geschmack noch nicht gebildet ist — und ich war damahls nur noch ein Kind — sehr in die Augen fallen, alles das hatte unendlich viel anziehendes für mich. Wenns auf mich angekommen wäre, ich hätte mich auf der Stelle einkleiden lassen.

Als ich aber mit dem Klosterleben bekannt wurde, fiel mir die Binde von den Augen. Jene Stille die, für mich so anzie-

hend gewesen war, wurde mir recht herzlich langweilig. Ich machte die Bemerkung, daß ein Haus recht sehr reinlich seyn könnte, ohne eben darum ein Kloster zu seyn. Die goldnen Heiligen und marmornen Altäre machten mich oft gähnen, daß mir der Mund hätte mögen offen stehn bleiben. Die Musik war in meinen Ohren immer dieselbe, denn ein Mädchen von meinem damahligen Alter weiß die Schönheiten eines Pergolesi oder Brixi wohl selten zu schätzen. Die Kleidung der Nonnen — je nun, ein schwarzes Kleid und ein weißer Schleyer erhebt zwar eine frische Gesichtsfarbe und eine weiße Hand unendlich, aber immer und ewig dieselbe Farbe und denselben Schnitt eines Kleides — das ewige Einerley ermüdet, und bunte Farben haben doch ihren Reitz, besonders für die, die sie nicht tragen dürfen. Und die Klosterarbeiten — mein Verstand war jetzt schon reifer geworden, zu reif, um mich mit geschmacklosen Spielereyen lange unterhalten zu können, und ein Lioner Strick-

beutel, den mir meine Mutter einmahl zu meinem Geburthstage schickte, hatte die ganze Klosterstickerey, die ich vorher so sehr bewundert hätte, bey mir um allen Credit gebracht.

Kurz, ich war jetzt das Klosterleben recht von Herzensgrunde überdrüssig, und erwartete mit Sehnsucht den Tag, an welchem ich wieder nach Hause geholt werden sollte.

Eilftes Kapitel.

„Arme Agnes!"

„Arme Agnes!" sagte ich zu ihr, und drückte ihr mit stiller Wehmuth die Hand, denn ihr Schicksal ging mir recht sehr zu Herzen.

„Sie werden ihn sehn!" fuhr sie fort, „werden ihn ohne Vorwurf sehen dürfen! „werden seine Bekanntschaft machen."

„Ich?" fragte ich, „und wo werde „ich ihn sehen?"

„In Ihrer Vaterstadt, wo er sich auf„hält, und wohin Sie in kurzem wieder „zurückgehn. — Ach Willhelmine! wenn

„Sie ihn sehen, so erinnern Sie ihn dann
„und wann an seine unglückliche Agnes!
„Sagen Sie ihm wie ich um ihn weine —
„wie ich mein elendes Leben dahin
„schmachte — doch nein! Sagen Sie ihm
„lieber nichts! Gar nichts! Erinnern Sie
„ihn gar nicht an mich: mein Andenken
„möchte ihm den Genuß der Freuden ver-
„bittern, die ihm sein Aufenthalt in der
„Welt ohne mich, ohne seine Agnes, die
„er so innig liebt, noch allenfalls gewähren
„kann!"

Ein Strom von Thränen begleitete diese Worte.

„Arme Agnes!" seufzte ich noch einmahl.

Zwölftes Kapitel.

„Aber wer ist er denn?"

Das war nun wohl die natürlichste Frage, die ich nur thun konnte.

„Er ist der vollkommenste Mann, den
„Sie sich nur denken können; er ist die Zier-
„de seines Geschlechts! ein Engel in mensch-
„licher Gestalt!"

Bey diesen Worten erheiterte sich das Gesicht der guten Agnes: sie gerieth in eine Art von Extase.

Man denke, was diese Beschreibung für einen Eindruck auf mich machte. Ein Engel in menschlicher Gestalt! der Vollkommenste, die Zierde seines Geschlechts! Und ich sollte ihn sehen, seine Bekanntschaft machen!

„Wenn Sie eine Idee von seiner kör-
„perlichen Vollkommenheit haben wollen,"
„fuhr Schwester Agnes fort, so denken Sie
„sich einen Mann, der dem heiligen Jo-
„seph, vor dessen Bilde Sie mich einige-
„mahl überrascht haben, Zug für Zug ähn-
„lich sieht."

Das war nun freylich etwas, das die-sen „Engel in menschlicher Gestalt" ganz und gar nicht bey mir disrecommandirte! Ich hatte das Original zu diesem Joseph so lange schon vergeblich in unserer Klosterkirche gesucht, und nun hatte ich auf einmahl Hoffnung, es in K * * zu finden!

Dreyzehntes Kapitel.

Der Brief

„Jetzt haben Sie ohngefähr eine Idee wie „er aussieht," sagte sie weiter. „Wenn „Sie wissen wollen, wie er ist, so lesen „Sie diesen Brief."

Sie gab mir bey diesen Worten den Brief, der so zerküßt und abgegriffen war, daß ich das folgende nur mit Mühe zusammen buchstabiren konnte:

„Nein, meine geliebte und ewig ge„liebte Agnes! man stirbt nicht für Weh„muth und Verzweiflung, weil ich nicht „starb, als ich die Nachricht von Ihrer „nahe bevorstehenden Einkleidung erhielt! „So ists denn also wahr, daß ich Sie „für immer verliere? — Schrecklicher „Gedanke! Und ich Unglücklicher, ich lebe „noch? — O, daß dieses feste allzufeste „Fleisch sich in Thränen auflösen und zer„rinnen möchte; oder daß er, der Ewig„dauernde nicht seinen Donner gegen den „Selbstmord gerichtet hätte! — Wie mir

„meine Existenz verhaßt ist! — Ich „träumte mir eine so glückliche, so fröh„liche Zukunft, und wie fürchterlich ist „mein Erwachen! Jetzt sitze ich da bey der „Leiche meiner Freuden, und suche in „ihren entstellten Gesichtszügen umsonst „die Spuren ihrer ehemahligen Reitze zu „entdecken! — Ohne Sie leben zu müs„sen, Agnes! Welcher Tod wäre nicht „besser, als ein solches Leben? — Nein, „das überstehe ich nicht! — Bald, ich „fühle es, wird der Gram über Ihren „Verlust meiner Existenz ein Ende ma„chen: habe ich doch durch Sie ohnehin „schon deren zweyte schönere Hälfte ver„loren! Nichts als der Gedanke kann „mich darüber trösten, daß ich Sie bald „in einem schönern Leben wieder sehen „werde, wo uns nichts mehr trennen „wird. — Agnes! Sie sind hier schon „ein Engel — was werden Sie erst dort „seyn? — Leben Sie wohl! Ich kann „für Wehmuth nicht weiter schreiben.

„Denken Sie dann und wann an
„Ihren
unglücklichen
Carl Ebert."

Vierzehntes Kapitel.

Was das für eine Frage ist!

Ich hatte damahls noch keine Romane gelesen, denn in unser Kloster kamen natürlicherweise keine. Was Wunder also, daß mir dieser Brief als ein Meisterstück der Schreibart vorkam? daß ich für Begierde brennte, den Verfasser davon, das Ebenbild meines schönen Josephs, diesen Engel in menschlicher Gestalt, diese Zierde seines Geschlechts persönlich kennen zu lernen.

Agnes weinte die bittersten Thränen, und ich weinte recht herzlich mit. Ich fand zum erstenmahl in meinem Leben eine wahre Wollust im Weinen, vermuthlich der Gesellschaft wegen; denn

„Schwärmerey steckt wie der Schnu-
„pfen an"

sagt Wieland. Ich hatte bisher noch kei-

nen Begriff davon gehabt, daß traurig seyn auch ein Vergnügen seyn könne, wie ich erst vor kurzem aus einer Stelle irgend eines alten lateinischen Schriftstellers *), die ich mir von meinem Manne erklären ließ, gelernt habe.

„Nicht wahr, liebe Wilhelmine, Sie nehmen recht herzlichen Antheil an mir und meinem Carl?"

„Recht herzlichen!" sagte ich, und drückte ihr die Hand.

„Es läuft mir eben ein Gedanke durch den Kopf," fuhr sie fort. „Für mich ist mein Carl doch einmahl verloren, aber er soll darum nicht auch für die Welt verloren seyn: Sie müssen ihn retten!"

„Ich? Wie denn das?"

„Ja, Sie! Sie sollen ihn für meinen Verlust schadlos halten! Sie verdienen

*) Vermuthlich meint die Verfasserin die bekannte Stelle des Seneca: Res seueta est verum gaudium. „Die wahre Freude ist eine ernsthafte Sache."

Anm. des Herausgebers.

„einen braven Mann, und er verdient ein „gutes Weib. Suchen Sie ihn an Sich zu „ziehen. Daß er Ihnen gefallen wird, dar„an ist kein Zweifel."

„Aber ob ich ihm gefallen werde?" fragte ich.

„Was das für eine Frage ist!" sagte Schwester Agnes.

Funfzehntes Kapitel.

Der Convent irrt sich gewaltig!

Bey diesen Worten wurden wir gestöhrt, weil Schwester Agnes zum Convent abgerufen wurde.

„Ueberlegen Sie Sich das, was ich „Ihnen gesagt habe," lispelte sie mir leise zu, und wir trennten uns.

Man denke, wie es jetzt in meinem Kopfe bunt über ging. Ich sah diesen „Engel in menschlicher Gestalt," diese „Zierde „seines Geschlechts" schon zu meinen Füßen, „wie er mich zur zweyten schönen Hälfte „seiner Existenz" erkohr. Ich sah mich

schon von ihm zum Altare führen, ich ordnete schon meinen Brautstaat!

Daß der heilige Joseph dabey nicht zu kurz kam, versteht sich von selbst, denn ich machte ihm täglich wohl zehn bis zwölf Visiten, zur großen Erbauung des ganzen Convents, der sich ganz treuherzig einbildete, es geschähe aus Andacht.

Sechzehntes Kapitel.

Ich hänge den Kopf.

Während dem hatte ich mit Schwester Agnes häufige Conferenzen. Was der Inhalt davon war, das kann man sich leicht vorstellen. Sie wußte mir die schönsten Sachen von ihrem Carl, der nun bald mein Carl werden sollte, zu erzählen, und ich hörte ihr andächtiger zu, als unsere andächtigsten Klosterfrauen den Fastenpredigten unsrer Capuziner zuhörten.

Die gutmüthige Schwärmerin machte mich ganz und gar zur Närrin. Ich lebte jetzt gar nicht mehr in der Wirklichkeit, ich lebte bloß in der Zukunft. Ich träumte an

hellem lichten Tage. Ich vergaß das Wort im Munde; ich saß oft Minuten lang bey Tische mit dem Bissen auf der Gabel, ohne ihn zum Munde zu bringen. Sonst war ich die langen Kreuzgänge im Fluge durchgehüpft; jetzt schlich ich, als ob ich Bley an den Füßen hätte. Sogar der Anblick des heiligen Josephs gewährte mir nicht mehr das Vergnügen, wie vorher. Ich fühlte eine gewisse peinliche Ungeduld, so lange ich vor ihm kniete, eine Ungeduld, die mich oft von ihm wegtrieb, aber im Augenblicke wieder zu ihm hinzog. Ich hatte vorher das Original zu diesem Bilde nur gesucht, fast nur aus kindischer Neugier gesucht: jetzt fühlte ich eine gewisse bange Sehnsucht darnach. Ich vermißte etwas daran, das ich unmöglich länger entbehren zu können glaubte. — Kurz, ich war eine Kopfhängerin in der Form.

Die guten Klosterfrauen — die einzige Agnes ausgenommen, denn diese wußte es

recht gut — wußten gar nicht, was sie aus mir machen sollten.

Siebzehntes Kapitel.

Der Convent irrt sich wieder.

Ich verlor alle meine Munterkeit, ich betete so fleißig zu dem heiligen Joseph, der Tag meiner Abreise aus dem Kloster rückte immer näher. —

„Sollte das Mädchen auf einmahl einen „Beruf zum Klosterleben spüren?" sagte die Nonne deren Aufsicht ich anvertraut war, bey sich selbst, „sollte sie mit Wider„willen in die Welt zurückkehren?"

Sie trug ihre Muthmaßung dem Convent vor, und der Convent — was man wünscht, das glaubt man gern, und ich war das einzige Kind reicher Aeltern — der Convent nahm diese Muthmaßung für baares Geld an.

Ich wurde auf einmahl vor den übrigen Kostgängerinnen ausgezeichnet. Ich mußte tagtäglich an der Tafel der Aebtissin speisen, hatte die Ehre in ihrem Wagen mit ihr

auszufahren, die übrigen Nonnen behandelten mich gar nicht mehr wie eine ihnen Untergeordnete. — Ich konnte nicht begreifen, wie ich zu aller dieser Ehre kam?

Schwester Agnes steckte mir ein Licht auf. Jetzt begriff ich alles. Jetzt wurde es mir klar, wo die frommen-Ermahnungen, die heiligen Aufforderungen der Aebtissin hinzielten, die mich so oft an ihrer Tafel in die größte Verlegenheit gesetzt hatten.

„Lassen Sie das nur," sagte Agnes. „Sie können ja das bißchen Auszeichnung „noch mitnehmen, so lange es dauert. „Ihre Mutter muß ja ohnehin bald kom„men, und dann wird sich alles von selbst „geben."

Achtzehntes Kapitel.

Meine Mutter kömmt.

Der mit so vieler Sehnsucht erwartete Tag kam endlich, und mit ihm meine Mutter. — Mit welchem fröhlichen Herzen ich ihr entgegensprang!

Sie wurde von dem ganzen Convent mit vieler Auszeichnung empfangen, wie denn das gewöhnlich geschah, denn sie brachte immer reichliche Geschenke mit.

Noch ehe ich mit ihr allein sprechen konnte, zog sie die Aebtissin auf die Seite, sprach eine Weile heimlich mit ihr, und nahm sie denn mit sich in ihre Zelle.

Die Conferenz dauerte wohl eine gute Stunde, und sie hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn ihr nicht die Mittagsstunde ein Ende gemacht hätte.

Ich war indessen wie auf Kohlen, denn ich liebte meine Mutter recht herzlich, und hätte so gern mit ihr geplaudert. Ueberdem ahndete ich etwas von dem was ihr die Aebtissin allenfalls konnte zu sagen haben, und ich wußte wohl, daß das gar nichts angenehmes für meine Mutter war.

Endlich wurde ich zur Tafel gerufen.

Ich hatte recht geahndet. Meine Mutter war kalt gegen mich — kalt wie Eis! Sie sah mich kaum an. Dagegen war die Aebtissin um desto freundlicher. Sie strich meine

meine Tugenden, meine Folgsamkeit, meine Frömmigkeit, meine Liebe zur Einsamkeit, mein gutes Herz, und weiß der Himmel was noch alles ganz ungemein heraus, nennte mich ihre beste Tochter und ertheilte mir eine Menge Lobsprüche, die ich ihr recht herzlich gern geschenkt hätte.

Neunzehntes Kapitel.

Ein widerwärtiges Mittagmahl.

Meine Mutter war und blieb bey dem allen äusserst einsylbig, wo nicht gar stumm. Vielleicht hat auch nie eine Mutter ihre Tochter so mit Widerwillen loben gehört! Vielleicht hat aber auch nie eine Tochter sich in Gegenwart ihrer Mutter mit solchem Widerwillen loben gehört!

In meinem Leben hatte ich kein so widerwärtiges Mittagmahl gehabt. Alle Bissen im Munde quollen mir so, daß ich sie nur mit Mühe hinunterwürgen konnte. Ich hörte endlich gar auf zu essen.

Die Aebtissin nahm meinen Mißmuth für jene Traurigkeit die sie so gern an mir

ſah, weil ſie in ihren Kram taugte, und ver-doppelte ihre Lobſprüche und ihre Freund-lichkeit für mich, und in demſelben Grade verdoppelte ſich der Murrſinn meiner Mutter.

Endlich fanden wir zu meinem großen Vergnügen auf. Meine Mutter beurlaub-te ſich, und bat die Aebtiſſin, daß ſie mir erlauben möchte, dieſe Nacht bey ihr in dem Gaſthofe wo ſie eingekehrt war, zu ſchlafen.

Die Aebtiſſin ſah mich an, und fragte, ob mir dadurch wohl ein Gefallen geſchähe?

Ich öffnete den Mund um zu antwor-ten, aber meine Mutter, die der Aebtiſſin Frage gewaltig verdroſſen hatte, fiel mir mit einem: „Wenn ſie nicht will, kann ſie „es bleiben laſſen!" in's Wort.

Ich küßte ihr die Hand, und verſicherte ihr mit bebenden Lippen, daß ich ihr mit dem größten Vergnügen von der Welt nach dem Gaſthof folgen würde. Das machte ſie einigermaßen wieder gut, und wir tra-ten unſern Weg mit einander an.

Zwanzigſtes Kapitel.

Meine Mutter wird wieder gut.

Meine Mutter ſprach den ganzen Weg über keine Sylbe.

„Nun," ſagte ſie endlich, als wir unſer Zimmer erreicht hatten, „wie ich höre, „hat ſich deine alte Narrheit wieder ein„gefunden?"

„Welche Narrheit, Mama?" fragte ich.

„Du fühlſt ja wieder einen außeror„dentlichen Beruf zum Kloſterleben?"

„Ich? Und wer hat Ihnen denn das „geſagt?"

„Die Aebtiſſin."

„Da weiß die Aebtiſſin wirklich mehr „als ich."

Meiner Mutter Geſichtszüge erheiterten ſich zuſehends.

„Wilhelmine," ſagte ſie — „ſey aufrichtig! Doch was hilft's wenn du dich „verſtelleteſt, da ich da bin um dich abzu„holen. Morgen Mittag reiſen wir: „verſtehſt du mich?"

„Recht gern, liebste beste Mama! Noch „heute! Noch diesen Augenblick, wenn Sie „wollen!“

Meine Mutter schloß mich in ihre Arme, und drückte mich recht herzlich an ihre Brust.

„So bist du wieder meine gute Toch„terl,“ sagte sie.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ein Kramen, aus dem ich mir ganz leidlich helfe.

„Aber wie in aller Welt ist denn die „Aebtissin auf den Einfall gekommen?“ fing sie nach einer Pause wieder an.

„Das weiß ich wirklich nicht.“ —

Hätte meine Mutter nur den geringsten Fingerzeig von dem gehabt, was eigentlich vorgegangen war, so hätte sie mir's bey diesen Worten recht gut ansehen können, daß ich doch wohl allenfalls etwas davon wußte: zum Glück hatte sie aber auch keine Spur von Ahndung. Und welche Mutter kann sich auch träumen lassen,

daß der heilige Joseph in dem Herzen ihrer Tochter solchen Unfug anrichtet?

„Und was hat Ihnen denn die Ab„tissin eigentlich gesagt, Mama?" fragte ich.

„Je nun, sie sagte mir, du habest ei„nen außerordentlichen Hang zu einem ein„samen und stillen Leben."

„Einen Hang, Mama! In einem „Kloster" —

„Muß man wohl gute Miene zu bö„sem Spiele machen! Du hast recht! „Dann sagte sie, du seyst seit einiger „Zeit so fromm" —

„Aber Mama, in einem Kloster" —

„Muß man wohl fromm seyn; da hast „du wieder Recht! — Denn sagte sie auch, „du seyst, so wie die Zeit meiner Ankunft „sich genähert hätte, zusehends trauriger „und niedergeschlagner geworden: daraus „hat sie geschlossen, daß du das Kloster „ungern verließest."

„Da hat sie sehr unrecht geschlossen. „Was sie für Traurigkeit oder Niederge„schlagenheit nahm, das war nichts an-

„ders als Sehnſucht nach Ihnen, liebe „Mama! Ich konnte den Augenblick Ih„rer Ankunft kaum erwarten!"

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Meine Mutter küßte mich von neuem, und wir brachten den Abend ſehr vergnügt mit einander zu. Dann und wann lief mir wohl der heilige Joſeph durch den Kopf, aber nur auf einen Augenblick, denn ihm folgte der Gedanke auf dem Fuße nach, daß ich in wenigen Tagen das Glück haben würde, ſein lebendiges Ebenbild zu ſehen; und ſo jung ich auch war, wußte ich doch recht ſehr gut, daß ein lebendiger Joſeph immer beſſer iſt, als ein gemahlter.

Wir giugen am andern Morgen wieder in das Kloſter, damit ich meine Sachen zuſammenpacken könnte.

„Damit die Aebtiſſin und die übrigen „Nonnen nicht etwa glauben, ich habe dir „zugeredet, oder dich gar gezwungen,"

ſagte meine Mutter unterweges zu mir, „ſo mußt du in Gegenwart ihrer aller er„klären, daß du ganz freywillig und un„gezwungen mit mir gehſt."

Mit welchem frohen Herzen packte ich ein! Meine ſieben Sachen waren gar bald beyſammen.

Jetzt wurde ich zur Aebtiſſin gerufen, wo meine Mutter war.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Es giebt lange Geſichter.

„Willhelmine" ſagte dieſe zu mir, „die „hochwürdige Frau behauptet, du habeſt „Beruf zum Kloſter, und gingſt ungern „in die Welt zurück. Erkläre dich frey „und ungeſcheut, denn es ſey fern von „mir, daß ich deiner Neigung auch nur „den mindeſten Zwang anthäte."

„Ja, meine Tochter," ſetzte die Aebtiſſin hinzu, „ſeyn Sie offenherzig. Sie „haben eine gute Mutter, die dem Heil „Ihrer Seele gern das Vergnügen auf„opfern wird, Sie bey ſich zu haben."

Ich machte alſo von der mir gegebenen Erlaubniß Gebrauch, und verſicherte der Aebtiſſin und allen gegenwärtigen Nonnen, daß ich nichts weniger als eine Kloſterfrau zu werden geſonnen ſey, und mit dem beßen Herzen von der Welt mit meiner Mutter nach Hauſe reiſte.

Es iſt nicht möglich, die Wirkung zu beſchreiben, die dieſe Erklärung auf die Aebtiſſin und die übrigen Nonnen machte. Sie, die einige Augenblicke vorher mir ſo freundlich entgegen gelächelt, die mich als ein Muſter der Gottesfurcht und Tugendhaftigkeit geprieſen, die ſich zu mir gedrängt hatten, zogen ſich augenblicklich mit einer Eiskälte von mir als argem Weltkinde zurück. Da gab's ehlenlange Geſichter!

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Abſchied.

Mir wars jetzt im Grunde ſehr gleichgültig, ob die Nonnen lange oder kurze Geſichter machten: brauchte ich ſie doch nicht lange mehr zu ſehen! Unſer Wagen

war angespannt, alles war aufgepackt, meine Mutter und ich waren reisefertig, das war vor der Hand alles was mich interessirte.

Wir brachen endlich auf. Daß die Abschiedsscene sehr rührend gewesen wäre, das möchte ich eben nicht behaupten. Die einzige Schwester Agnes ging mir nahe. Diese wußte sich für Wehmuth nicht zu fassen, als ich mich von ihr beurlaubte.

„Haben Sie mir nichts aufzutragen?" fragte ich sie heimlich.

„Was sollte ich Ihnen aufzutragen „haben?" schluchzte sie. — „Das was „ich Ihnen allenfalls auftragen könnte, „das wissen Sie ja ohnehin."

Sie begleitete diese Worte mit einem herzlichen Druck der Hand. Vermuthlich meinte sie; ich sollte bey vorkommender Gelegenheit diesen Händedruck an seine Behörde bestellen, und ich nahm mir vor, das sehr gewissenhaft zu thun. Bey dergleichen Aufträgen gewinnt man gemeiniglich am Porto so viel als die ganze Commission

werth iſt; oft wohl das doppelte und dreyfache: daher laſſen ſich die Männer ſo gern Küſſe an hübſche Mädchen austragen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Mein ädigr Vorſchlag.

Wie froh war ich, als ich mit meiner Mutter im Wagen ſaß! Seit zwölf Jahren, die ich in dieſem Kloſter zugebracht hatte, war dieſes die erſte freye Luft, die ich recht mit frohem Herzen einathmete. Man denke dabey, wie glänzend mir meine jugendliche Phantaſie die Welt vormahlte, in die ich eintreten ſollte.

„Du hätteſt mir einen garſtigen Strich „durch meine Rechnung gemacht, meine „Tochter," fing meine Mutter nach einigem Stillſchweigen an, „wenn du den Einfall „bekommen hätteſt, im Kloſter zu bleiben. „Du mußt wiſſen, daß ich mir die ſicherſte „Hoffnung mache, durch dich eine recht „glückliche Mutter zu werden."

Ich küßte ihr die Hand, und versicherte ihr, daß ich mir alle Mühe geben würde, dieser ihrer Hoffnung zu entsprechen.

„Ich weiß, daß du ein gutes Kind „bist," fuhr sie fort, „aber du bist jetzt „aus den Kinderjahren heraus, du bist „Mädchen," und mußt trachten, bald ein „gutes Weib zu werden."

Ich brennte für Begierde, bald eine Rolle in der Welt zu spielen; man nehme noch dazu, daß mir Schwester Agnes schon den Kopf wirklich gemacht hatte: man denke also ob ich diesen Vorschlag übel fand?

Ich wette, manche meiner schönen Leserinnen hätte ihn an meiner Stelle auch ganz und gar nicht uneben gefunden.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Es klingt ein wenig verstimmt.

„Ich habe schon einen Mann für dich „ausgesucht," sagte sie nach einer kleinen Pause.

„So?" fragte ich halb kleinlaut, halb voller Erwartung.

„Wenns doch Carl Ebert wäre!" setzte ich bey mir selbst hinzu.

„Ja, und du wirst finden, daß ich „sehr gut für dich gewählt habe. Es „ist ein braver, guter, lieber Mann."

„Ein braver, guter, lieber Mann?" sagte ich bey mir selbst. „Schwester Ag„nes sagte, er ist die Zierde seines Ge„schlechts. Je nun, meine Mutter kann „doch nicht mit solchem Enthusiasmus von „ihm sprechen, als seine Geliebte! — das „könnte er allenfalls seyn."

„Er gehört gerade nicht unter die „außerordentlich schönen Männer," fuhr meine Mutter fort, „aber er ist doch mehr „hübsch als häßlich."

„O weh!" seufzte ich leise, „da ists „Carl Ebert nicht, denn der heilige Jo„seph ist außerordentlich schön!" —

„Ein Mädchen thut immer besser, wenn „sie sich bey der Wahl ihres Mannes

„mehr an das Herz als an die Ge„ſtalt hält.“ —

„Kann ſeyn,“ ſagte ich zwiſchen den Zähnen, „aber beſſer iſt's doch, wenn „ſchön und gut beyſammen iſt.“ —

„Und für dieſen kann ich dir ſtehen,“ ſetzte ſie hinzu, „denn den kenne ich; er „iſt ein alter Freund von unſerm Hauſe.“

„O mein Gott!“ ſeufzte ich, „wie oft „muß er da ſeyn!“ und bey einem Haare hätte ich das laut geſeufzt.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Weiberliſt über alle Liſt.

Meine Mutter mogte mirs anmerken, daß ich ein wenig verſtimmt war.

„Nun?“ ſagte ſie, „du biſt ja ſo „ſtumm? Was fehlt dir denn? Ich glau„be mein Antrag macht dir eben keine „ſonderliche Freude?“

Weiberliſt über alle Liſt, ſagt das Sprüchwort, und ich glaube, der, der dieſes Sprüchwort erfand — wenns nicht

gar selbst ein Weib war — hat unser Geschlecht aus dem Grunde gekannt.

Es giebt nicht leicht eine Verlegenheit, aus welcher sich ein Mädchen nicht zu ziehen wüßte, und sollte es auch ein Mädchen seyn, das eben erst aus dem Kloster kömmt.

„Wie sollte mir der Gedanke Freude „machen, meine liebste Mama, daß ich „Sie so bald wieder verlassen soll, wenn „ich kaum zu Ihnen gekommen bin? Ich „habe Ihren Umgang ohnehin in meinem „Leben so wenig genossen."

Ich küßte ihr dabey die Hand.

Für ein Mädchen von meinem Alter war die Wendung doch gar nicht übel, die ich der Sache da gab, da ich meiner Mutter das Wahre doch einmahl nicht sagen durfte.

„Närrchen!" sagte sie, indem sie mir auf die Wange klopfte, „es ist ja nicht „die Folge, daß du mich verlassen mußt, „wenn du heurathest! Wir können ja bey-

„sammen bleiben, wenn du auch eine „Frau bist.“

Da wir eben bey einem Posthause anlangten, wo wir Pferde wechselten, so gab das zu meinem grosten Vergnügen dem Gespräch eine andre Wendung, denn ich saß in der That wie auf Nadeln.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ankunft in der Stadt.

Auf dem übrigen Theil unsrer Reise fiel eben nichts erhebliches vor, das der Mühe werth wäre erzählt zu werden.

Wir kamen endlich der Hauptstadt näher, und so wie ich die Thürme von weitem erblickte, klopfte mir das Herz voll Furcht und Warten der Dinge die da kommen sollten.

Es war alles so anders, so neu um mich her. Ich war nur noch ein Kind als ich diese Stadt verlassen hatte, und konnte mir also wenig oder nichts davon erinnern. Es war gerade an einem schönen Sommertage gegen Abend, als wir

anlangten, eine Zeit, wo ſich alles zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß durch die Stadtthore heraus drängte, um ſich in der freyen Luft von den Geſchäften des Tages zu erholen, oder die Vergnügungen der Stadt mit ländlichen Vergnügungen zu vertauſchen. Die ſchönen Equipagen, das bunte Gewühl der Fußgänger, die mannichfachen Kleidungen — welch ein Anblick für ein achtzehnjähriges Mädchen, das zwölf Jahre in einem einſamen Kloſter zugebracht hatte! Ich wußte nicht, wo ich zuerſt hinſehen ſollte. Ich ſah nicht, ich ſchwebte im Wagen. Ich konnte den Obern kaum aus der Bruſt herauf kriegen. Es ging mir wie einem Fiſche, der auf ſeinwahl aus einem Teiche in den Ocean kömmt.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Garderobeangelegenheiten.

Die Kammerfrau meiner Mutter hatte ſchon im Kloſter beym Einpacken meiner Kleider erſchrecklich viel daran auszuſetzen gefun-

gefunden. An dem einen war der Leib zu kurz, am andern zu lang, das eine war zu weit ausgeschnitten, das andre zu wenig. Kurz, nach ihrem Ausspruche war kein einziges darunter, in dem ich mich in der Stadt würde können sehen lassen.

Der Schneider war also der erste neue Gegenstand, den ich in unserm Hause sah. Er wurde geholt, um meine Klostergarderobe in eine weltliche umzuformen. Auch gab ihm meine Mutter zwey Stücke Zeug zu neuen Kleidern für mich, wovon er das eine über Hals über Kopf liefern sollte, weil am andern Mittag große Tafel bey uns seyn sollte, um meine Ankunft zu feyern.

In der That, ein großer, ein sehr wichtiger Gegenstand für mich, denn man will sich doch beym Eintritte in die Welt in einem so vortheilhaften Lichte als möglich zeigen.

Dreyßigstes Kapitel.

Ein Irrthum.

So müde ich auch von der Reise war, konnte ich doch die ganze Nacht hindurch nur sehr wenig schlafen.

Mein Eintritt in die Welt, die neuen Bekanntschaften die ich machen sollte, meine Garderobe, mein Putz, das Ebenbild des heiligen Josephs, der Bräutigam, von dem mir meine Mutter gesagt hatte, alles bunt lag in meinem Kopfe bunt durcheinander. Er glich einer Zauberlaterne, in welche die Phantasie in jedem Augenblicke ein andres Licht schob. Erst gegen Morgen fing ich ein wenig an zu schlummern, aber die Kammerfrau brachte einige Garnituren Bänder — und gegen die hielt kein Schlaf Stich.

Wir saßen nach dem Frühstück eben beysammen, um diese Bänder zu Kopfschleifen, Leibbinden, und weiß der Himmel zu was allem umzumodeln, als auf einmahl ein sehr galanter Herr in mein Zimmer trat.

Im ersten Augenblick hielt ich ihn für nichts weniger als für den Bräutigam, den mir meine Mutter ausgesucht hatte, und der mir eine Morgenvisite machen wollte. Ich war noch nicht angezogen, fuhr also mit einem lauten Schrey von meinem Stuhle auf, und wollte mich in das Nebenzimmer flüchten.

„Ne vous dérangez pas, mademoiselle!" sagte er mit einem großen Bücklinge, „c'est par ordre de madame votre mère „que je dois avoir l'honneur de vous ar„ranger les cheveux."

Jetzt begriff ich meinen Irrthum erst. Ich hatte meinen Friseur für meinen Liebhaber angesehn. — In meiner damahligen Lage ein sehr verzeihlicher Irrthum! Habe ich doch seitdem so manchen Liebhaber manches Frauenzimmers von sogenanntem Geschmack gesehn, den man kaum für einen Friseur hätte halten sollen. —

Aber der Geschmack ist verschieden!

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Die Toilette.

Dieſer Friſeur war vielleicht der galanteſte ſeines Handwerks oder vielmehr, ſeiner Kunſt, denn er erzeigte ſich ſelbſt die Ehre, ſich einen Künſtler zu nennen.

Er verſicherte mir, „qu'il faiſoit ſon „fort d'être le premier artiſte de l'univers pour l'invention, et que, par ſon „art, joint aux appas divins de mon viſage „et de ma figure, et à ce petit air guindé „de couvent qui ne ſeyoit pas du tout mal „aux jeunes filles de mon âge, il comptoit „de me rendre la perſonne du monde la „plus aimable et la plus intéreſſante."

Nachdem er bey drey Stunden auf meinem Kopfe herum geſchnitten, gewickelt, gebrannt und gekräuſelt hatte, ſagte mir mein Spiegel ganz leiſe ins Ohr: dieſer Friſeur habe ſich ganz und gar nicht verrechnet.

Als aber der Schneider das neue Kleid geſchickt, als mich die Kammerfrau fertig

angekleidet hätte, wurde mein Spiegel völlig konfus. Er wußte nicht, wem er das mehreste Verdienst meiner Schönheit zurechnen sollte, ob dem Friseur, dem Schneider oder der Kammerfrau?

Ich konnte mich nicht enthalten zu denken, daß doch wohl meine kleine Person den größten Antheil daran hätte. —

Hatte ich Recht oder Unrecht, meine schöne Leserinnen?

Die Leserinnen

im Chor.

„Natürlicherweise! denn ohne Sie hätte „Sie ja der Friseur nicht frisiren, der Schneider das Kleid nicht machen, noch die Kammerfrau Sie ankleiden können."

Ich.

Solo.

(Adagio) „Richtig! Gerade so meinte „ichs auch!"

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Mein Eintritt in die Welt.

Die Geſellſchaft war ſchon beyſammen, als die Kammerfrau die letzte Nadel an mir befeſtigte. Ich wurde gerufen. —

Mit Zittern und Zagen ging ich nach dem Geſellſchaftszimmer hinüber; es war, als hätte ich Bley an den Füßen. Eben ſo zitternd trat ich ein.

Was ich bey meinem Eintritte für eine Figur gemacht habe, weiß ich nicht: wahrſcheinlich eine ſehr linkiſche. Das kann ich mich noch erinnern, daß ich mich einige dutzend Mahle hinter einander verneigte. Als ich endlich glaubte, ich hätte der Verneigungen genug gemacht, ſtand ich ſtill und ließ mich anſehn.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Effekt meines Eintritts.

„Nun, das iſt wahr," ſagte eine ältliche Dame zu einer etwas jüngern, die neben ihr ſtand, „aus Kindern werden Leute!

„Wie sie heraufgeschossen ist! Sie wissen „ja wohl noch, was sie für ein kleines Fi„gürchen war, als sie ins Kloster geschickt „wurde?"

„Darauf kann ich mich doch nicht recht „besinnen," antwortete die jüngere, „ich „war damals selbst beynahe noch ein Kind."

„Und wie schön sie gewachsen ist!" sagte eine dritte.

„Aber übrigens muß ihr im Kloster „eben nichts seyn," versetzte eine vierte, die so dürr war wie eine Spindel, mit Naserümpfen, „denn sie ist ganz hübsch „rund."

„O, ich habe die runden Figuren für „mein Leben gern!" sagte eine fünfte, die außerordentlich corpulent war.

„Und den Mund hat sie ganz von der „Mama!" setzte eine sechste hinzu.

„Und die Stirn und Nase ganz vom „seeligen Papa!" schrie die siebente.

„Ja, ja! ganz vom seeligen Papa!" schrieen einige im Chor.

„Und die liebe kleine Hand, die sie „hat?" sagte die achte. — „Meine Liebe, „versuchen Sie doch einmahl meinen Hand„schuh." —

Ich that es. Er war mir um vieles zu weit. —

„Sehen Sie?" fuhr sie fort, „wie an„gegossen!"

Vier und dreyßigstes Kapitel.

„Was mögen denn wohl die Herren von mir den[illegible]"*)

Ja, das hätte ich für mein Leben gern wissen mögen, denn an der Meinung der Damen lag mir im Grunde so gar viel nicht. Ich hatte den Neid und die Mißgunst der Weiber im Kloster gar zu gut kennen gelernt, um ihren Beyfall für ächt und unverfälscht zu halten.

„Was mögen denn wohl die Herren von mir denken?" sagte ich bey mir selbst.

*) — placuisse viris non ultima laus est, würde die Verfasserin dieses Kapitel vielleicht überschrieben haben, wenn sie — eine Gelehrte wäre.

Anm. des Herausgebers.

Aber wie sollte ich das erfahren? Einige alte Herren, das heißt, solche, die bey den Damen nichts mehr wagten, wenn sie mich mit ihrem Beyfalle beehrten, und auf deren Beyfall ich also nicht sonderlich viel rechnete, ausgenommen, sagte keiner ein Wörtchen: und ihre Meynung auf ihren Gesichtern zu lesen — ja, wenn ich das hätte wagen dürfen! Um keinen Preis der Welt hätte ich es über meine klösterliche Schüchternheit und Sittsamkeit erlangen können, einem ins Gesicht zu sehen.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Eine Demüthigung.

Erst bey der dritten oder vierten Schüssel wagte ich es, einige verstohlne Blicke um mich herum zu werfen — eine Kunst, die ich im Kloster meisterhaft gelernt hatte — um zu sehn, ob mich etwa einer oder der andre seiner Aufmerksamkeit würdigte. Aber da war auch nicht einer! Alle waren auf ihren Tellern und mit ihren Flaschen

zu sehr beschäftigt, um sich mit mir abzugeben, und wenn ja einer oder der andre auf mich herübersah, so that er es mit einem so kalten, gleichgültigen, nichts sagenden Wesen, daß man augenscheinlich sehn konnte, daß es nur im Vorbeygehn geschah.

Welche Demüthigung für mich! Ich war offenbar die Königin des Festes, denn meine Zurückkunft aus dem Kloster war eigentlich die Veranlassung dieser Tafel: und nun für eine armselige Königin war ich! Meine Unterthanen wußten nicht einmahl die Gnade zu schätzen, die ich ihnen durch meine Gegenwart erzeigte.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

„Welcher muß denn der bestimmte Bräutigam seyn?"

Das war eben auch eine Frage, deren Beantwortung mir nicht wenig am Herzen lag. „Bey einem Feste, das mir zu Ehren an„gestellt war, mußte ja wohl der mir be„stimmte Bräutigam zugegen seyn? das war „doch so natürlich? Und was für eine sen-

„derbare Art von Bräutigam müßte das „wohl seyn, der sich mit seiner zukünftigen „Braut so ganz und gar nicht abgab, der „ihr so ganz und gar nichts zu sagen hat„te? — Oder sollte es etwa noch nichts da„von wissen, daß mich meine Mutter für „ihn bestimmte? — Das wäre möglich!"

„Aber welcher nur dieser bestimmte „Bräutigam seyn muß?"

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Neugebliche Furcht.

Auch der schüchternste Mensch gewöhnt sich allmählig an den Umgang mit Menschen.

Das war mein Fall. Wir mochten ohngefähr eine Stunde lang bey Tische gesessen haben, als ich es nach und nach anfing gewohnt zu werden, andre Gestalten als Nonnen um mich herum zu sehen. Ich wurde ein wenig dreuster. Ich fing an die Herren nach der Reihe zu mustern und zu beobachten, welches ich um so leichter thun konnte, da keiner auf mich acht zu geben schien, denn alle waren im allgemeinen Ge-

ſpräch begriffen, das mich, im vorbeygehen geſagt, ganz und gar nicht intereſſirte, denn es betraf mehrentheils Kriegs- und Friedensangelegenheiten und dergleichen, wovon ich ſchlechterdings nichts verſtand.

Ich muß geſtehn, daß ich nach und nach ordentlich anfing zu fürchten, daß mein Bräutigam unter ihnen ſeyn könnte, denn unter allen war auch nicht einer, der mir nur im mindeſten behagt hätte.

Daran war nun wieder der heilige Joſeph ſchuld: der war das Ideal, das ich nicht aus meinem Kopfe bringen konnte; der war der Maßſtab, nach welchem ich alle Männer maß.

Aber wie froh war ich, als ich nach und nach die Entdeckung machte, daß die Herren alle mit einander, wie ſie da ſaßen, verheurathet waren, und daß ein jeder ſeine Eheportion bey ſich hatte.

Meine Furcht war alſo vergeblich, denn folglich konnte ja keiner darunter der mir beſtimmte Bräutigam ſeyn.

Das war mir auch noch aus einem andern Ursache lieb, denn das tröstete mich für die wenige Aufmerksamkeit, mit der sie mich beehrt hatten. Welches junge Mädchen ambitionirt es denn gerade, verheuratheten Männern zu gefallen? Man nimmt wohl allenfalls ihre Huldigungen an, man freut sich, wenn man merkt, daß sie einen hübsch finden, aber man hält es ihnen auch zu gute, wenn sie von allem dem nichts äußern, wenigstens nimmt man's nicht als Beleidigung auf, denn es kann ja Uebermaaß ehelicher Treue und Zärtlichkeit die Ursache gewesen seyn, warum sie so zurückhaltend gewesen sind: zumahl wenn ihre Weiber dabey sitzen.

Mein gekränkter Stolz war also wieder mit diesen Herren sammt und sonders ausgesöhnt.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Die Promenade. Da geht's auf einem andern Ton!

Ich fing an nach und nach zu glauben, die ganze Sache mit dem mir bestimmten

Bedienter sey nur so ein von meiner Mutter erfundener Scherz gewesen, um mich auszuhorchen, wie ich über den Punkt des Heurathens dächte.

Ob meine Vermuthung Grund habe? das getraute ich mir nicht meine Mutter zu fragen.

Als die Gesellschaft weg war, fuhr ich mit meiner Mutter auf eine Promenade, wo sich gewöhnlich alle große und schöne Welt zu versammeln pflegte.

Da gings aus einem andern Tone. Die Herren, die hier waren, wußten mich ganz anders zu schätzen, als die, welche den Mittag bey uns gespeist hatten.

Es war bekannt, daß meine Mutter Vermögen hatte: diese reiche Mutter brachte auf einmahl eine einzige Tochter — wie soll ich sagen? — zu Markte, denn eine öffentliche Promenade ist doch im Grunde ein Marktplatz, auf welchem manches Mädchen schon an Mann gebracht wurde; man denke also, ob ich, als die einzige, und — ich darf es ja wohl sagen — als die eben

nicht häßliche Tochter dieser etlichen Mutter Sensation machte! Alles staarte und gaffte mich an. Ich wurde einmahl über das andre bis über die Ohren roth.

Man weiß ja wohl, daß die Herren in großen Städten die Kunst aus dem Grunde verstehn, junge Mädchen roth zu machen.

Indeß kann ich eben nicht sagen, daß mir die Verlegenheit in der ich da war, unangenehme Gefühle gemacht hätte. Sie that mir im Gegentheile recht wohl, weil sie meiner Eitelkeit schmeichelte. Man kann sich ja wohl bewundern lassen, wenn einen die Herren bewunderungswürdig finden!

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Schließt mit einer Reflexion.

Als wir einigemahl die große Allee auf und nieder gefahren waren, bekam ich etwas mehr Herz. Ich fing nach gerade an, die Herren auch ein wenig zu besehn, die mich so fleißig betrachtet hatten. Einige darunter mißfielen mir eben nicht, aber sie

machten im Ganzen doch keinen sonderlichen Eindruk auf mich, weil keiner dem Ideal gleich kam, das ich im Kopfe hatte.

Fand ich ja einen mit blauen Augen, so waren diese blauen Augen bey näherer Untersuchung so abgebraucht, so wenig sagend, so kalt! Sah ich einen mit braunen Haaren, so war dieses Haar in ängstliche Locken geschlagen, gepudert; es hing wohl gar hinten ein Haarbeutel oder ein steifer Zopf daran: und der heilige Joseph hatte so feusche vielsagende Augen! der heilige Joseph war nicht gepudert; er trug keinen Haarbeutel oder steifen Zopf: sein braunes Haar spielte in natürlichen Locken um seinen Nacken!

Ueberdem sahn mir die meisten Herren zu anmaßend, zu precids aus; sie schienen mehr da zu seyn, um zu erobern, als um erobert zu werden: sie usurpirten also ein Vorrecht, das sie dem weiblichen Geschlecht wenigstens aus Galanterie lassen sollten.

Mich

Mich dünkt, die Herren der Schöpfung gewönnen unendlich mehr dabey, wenn sie dieses ihr Vorrecht, Herren der Schöpfung zu seyn, in aller Stille ausübten, ohne es uns durch jede Miene, durch jeden Blick, durch jedes Wort fühlen zu lassen. Und gewöhnlich können gerade die, die sich am meisten mit diesem Vorrechte brüsten, es am wenigsten durchsehen. Wir Weiber sehen in diesem Stücke gewöhnlich weiter, weil wir, wenn unsre Aufmerksamkeit einmahl gespannt ist, immer nur auf Einen Punkt sehen: wir kommen ihnen gar bald auf ihre Schwächen, und denn hat's mit ihrer Herrschaft ein Ende.

Vierzigstes Kapitel.

Etwas langweilig.

Nachdem wir einigemahl auf und abgefahren waren, stiegen wir an einem großen Platze aus, auf welchem sich alles, was zur großen und schönen Welt gehört, zu versammeln pflegte.

Da meine Mutter eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft hatte, so stürzte alles auf sie zu, um ihr zur Zurückkunft ihrer Tochter Glück zu wünschen, und diese Tochter in der Nähe zu besehn. Was hatte ich da für eine Musterung zu passiren! Versteht sich, daß es lauter Weiber waren, die sich zu meiner Mutter drängten, denn die Herren — einige abgelebte und einige junge Süßlinge ausgenommen, die mit ihrer Männlichkeit ohnehin nichts anzufangen wußten, und die sich also, um nicht gar zu sehr abzustechen, immer unter die Weiber mengten — hielten sich in der Ferne. Man weiß ja, daß die wahren Kenner die Gemählde immer von weitem betrachten.

Ich habe immer bemerkt, daß sich die klügeren meines Geschlechts immer lieber zu männlicher Gesellschaft halten, als zu ihresgleichen. Mich dünkt, sie haben recht. Es ist nicht Instinkt, nicht die Sucht, sonderbar oder klüger zu scheinen als andere, nicht Verlangen, Huldigungen und Bewunderung einzuärndten, was uns zu den

Männern hinreichet es ist die Gewißheit die wir haben, daß wir von ihnen billiger und freundschaftlicher behandelt werden, als von unsersgleichen. Zutrauen gebiehrt gegenseitiges Zutrauen. Da giebts keine Verkleinerungen, keine versteckte Anfeindungen, keine Ausforschungen, kein geheimes Auflauern; denn es giebt keinen Eigennutz, kein Privatinteresse, das sich durchkreuzt. Und wie oft werden diese Dinge in weiblichen Zirkeln ganz öffentlich und ungescheut getrieben! Aber was müßte das für ein ungezogener ungehobelter Mann seyn, der sich einen einzigen jener demüthigenden bis ins Mark eindringenden Seitenblicke, eine einzige jener bittern Antworten, ein einziges Nasenrümpfen erlaubte, die wir von den sogenannten Respektspersonen unter unserm Geschlecht aller Augenblicke gewärtigen müssen!

Besonders haben es in diesem Falle wir jüngern am schlimmsten, denn es ist nun einmahl unter uns so hergebracht, daß wir

wir vor den ältern zurückstehen müssen, bis uns endlich reifere Jahre in Respekt gesetzt und uns im ehrwürdigen Areopag der Matronen Sitz und Stimme erworben haben: ein trauriges Vorrecht, das wir höchstens nur gegen diejenigen können geltend machen, die nach uns kommen.

Die klügere und billigere Matrone denkt dann zurück, wie es ihr einst war, als ältere dieses Vorrecht gegen sie ausübten, und dann wird sie gewiß nie in den Fall kommen, es irgend einer jüngern entgelten zu lassen, daß sie um einige zwanzig oder dreyßig Jahre später auf die Welt kam.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Die Damen.

Wie kunstverständig mich die Damen sammt und sonders vom Kopf bis zu den Füßen und von den Füßen bis zum Kopf ansahn! So kunstverständig und aufmerksam, als ob sie mich kaufen müßten!

Und die sonderbaren Gesichter, die sie dabey machten! — Und was alles in diesen Gesichtern lag — wenigstens was ich darin zu lesen glaubte!

„Hm!" schienen die Gesichter der ältern zu sagen, „sie mag sehen, wie weit „sie es in der Welt bringt; so weit wohl „nicht als wir's gebracht haben, denn wir „waren in dem Alter ganz andre Figu„ren!"

„Wir haben, dem Himmel sey es ge„dankt, eben noch keine Ursache, sie zu „fürchten!" las ich in den Mienen der jüngern; „mit der nehmen wir's allenfalls „noch auf!"

Einige, die, wie ich aus den Huldigungen schloß, die sie von dem galanteren Theile der Männer erhielten, im Ruf der Schönheit standen, sahen mit einer Art von Mitleiden auf mich herab, als ob sie mir mein Daseyn verziehen.

Diejenigen, die es ihrem Spiegel eben nicht gerade aufs Wort glauben mochten, daß sie häßlich wären, die aber doch

wohl aus der Wirkung, die ihre Erscheinung hier und da gemacht hatte, alle Ursache hatten zu vermuthen, daß sie nicht eben unter die Schönen gehörten, kurz die

„unseel'gen Mitteldinger von Engeln „und von Menschen"

schossen mir so fürchterliche Blicke zu, als wollten sie mich mit den Augen erstechen.

Am besten nahmen sich diejenigen dabey, deren Häßlichkeit entschieden war, und die sich mit christlicher Resignation in ihr Schicksal fanden, weils denn einmahl nicht anders war: diese hingen sich mit Leib und Seele an mich, küßten mich, nannten mich „meine Gute! meine Liebe!" sagten mir die schönsten Dinge vor, und schienen gegen die Uebrigen ein Schutz- und Trutzbündniß mit mir errichten zu wollen.

Vor der Hand standen aber meine Angelegenheiten noch so gefährlich nicht, daß ich Hülfstruppen nöthig gehabt hätte.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

„Was ich für einen Grund mache.

Ich hatte einmahl die Bemerkung gehört, daß ein schlechter Grund ein gutes Gemählde hebt *).

Auf einmahl lief mir der Gedanke durch den Kopf: „ich könnte doch wohl die Pro„be machen, ob das wahr ist?“.

Dem zufolge nahm ich einige der häßlichsten von ihnen unter den Arm, und ging

*) Man hat mir einmahl über dieses Sprüchwort den Einwurf gemacht: „Wie kann ein guter Mah„ler einen schlechten Grund mahlen?“ — Die Rede ist hier nicht von einem schlecht gemahlten Grunde. Wenn der Portraitmahler den Hintergrund seines Gemähldes macht, so raumt er gewöhnlich seine Palette ab, mischt alle Farben untereinander, die darauf sind, so daß dieser Grund eigentlich gar keine bestimmte Farbe bekömmt: und dadurch bewirkt er, daß das bestimmte Colorit seines Bildes desto mehr hervorspringt und einen desto schönern Anblick macht. Die Verfasserin hat also schon recht, wenn sie in diesem Sinne sagt: ein schlechter Grund hebt ein gutes Gemählde.

Anm. des Herausgebers.

mit ihnen die grosse Allee hinauf. Ich hatte alle Ursache, mit dem Erfolge meines Versuches zufrieden zu seyn. Ich zog die Aufmerksamkeit aller Männer auf mich. Als wir die Allee wieder herunterkamen, war an manchen Stellen ein solcher Schwarm um uns herum, daß wir nur mit Mühe durchkonnten.

Spaßhaft war es anzusehn, wie sich meine Begleiterinnen dabey nahmen. So angesehn zu werden — so gut war es ihnen lange nicht geworden! Und das lächerlichste dabey war, daß sie ordentlich thaten, als wäre ihnen das Aufsehn zuwider, das wir machten.

„So möchte ich doch nur wissen, was „die Narren an uns zu sehen haben!" sagte die Eine.

„Ordentlich als ob wir fremde Wun„derthiere wären!" sagte die Andre.

„Dorten ist wieder ein rechter Schwarm „beysammen!" sagte die Dritte. „Da wirds „Mühe setzen, durchzukommen!"

„Wie ist nichts fataler, als so Spieß„ruthen zu laufen!" murmelte die Vierte. —

„Was ich für einen Staub mache!" sagte die Fliege auf dem Heuwagen. —

Drey und vierzigstes Kapitel.

„Der schöne Hofrath!"

Eben kam eine Equipage die Allee heraufgefahren, in welcher zwey Herren saßen. Meine Begleiterinnen waren im Augenblicke alle vier wie elektrisirt.

„Dort kömmt der schöne Hofrath!" schrieen sie alle in Einem Ton. „Ja, ja! „Er ists! Dort wird es aussteigen!"

Und bey diesen Worten setzten sie sich in einen so starken Marsch, daß ich ihnen kaum nachkommen konnte. Es ging spornstreichs auf den Wagen zu.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihnen darüber meine Bedenklichkeit zu äußern, weil ichs etwas unschicklich fand, daß sichs Mädchen so deutlich merken ließen, daß es ihnen darum zu thun sey, einen Mann zu sehn.

„O, das thut nichts!“ sagten sie; „In „großen Städten nimmt man das nicht so „genau. In Ihrem Kloster mag so etwas „wohl für eine Todsünde gegolten haben, „aber hier macht man nichts daraus. Ueber„dem ist der Hofrath auch schon gewohnt, „daß man ihn ansieht, denn er gilt durch„aus für den schönsten Mann, und Sie „müssen wissen, er ist ja jetzt in der Mode.“

Sollten es meine Leserinnen wohl glauben, daß ich jetzt im ganzen Ernste anfing mich meiner klösterlichen Blödigkeit zu schämen? So mächtig, so ansteckend ist das Beyspiel auf die Jugend, zumahl wenn die Rede vom Moderon ist.

Ich lief jetzt so gut wie die andern.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Sein Name.

So sehr wir auch liefen, war der schöne Hofrath doch schon ausgestiegen, noch ehe wir seinen Wagen erreichen konnten. Er kam uns entgegen, die Allee herauf. Wirklich waren aller Augen auf ihn gerichtet.

Ich fand ihn so gut, wie die andern auffallend schön. Indessen konnte ich mich nicht enthalten, ihn ein wenig im Verdachte zu haben, daß er auch mir darum wissen mußte, denn er schien mir alles aufzubieten, was nur die vereinigten Künste des Schneiders, des Friseurs, des Schusters, der Strumpfwäscherin, des Tanzmeisters und der Rippesfabrikanten leisten konnten, um den Reizen seiner Person Ehre zu machen. Ich trieb den Frevel noch weiter: ich erklärte ihn schon in meinem Herzen für einen eitlen Gecken, als es mir auf einmahl einfiel, meine Begleiterinnen nach seinem Nahmen zu fragen.

„Er heißt Hofrath Ebert," antwortete die Eine.

„Carl Ebert?" fragte ich wieder.

„Richtig; Carl Ebert!"

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Cela change la thèſe!

Das that es wirklich!

Da das, was man Prävention, günſtiges Vorurtheil nennt, ſo wie Vorurtheile aller Gattung, auf alle Menſchen ſo unendlich vielen Einfluß hat, warum ſoll ein junges Mädchen, wie ich damahls war, von dieſem Einfluſſe ausgenommen ſeyn?

So wie ich dieſen Namen hörte, regte ſich etwas in mir, das ich eigentlich nicht beſchreiben kann; es war aber etwas, das mich unwiderſtehlich zu dem ſchönen Hofrathe hinzog. Ich fand ihn jetzt nicht mehr bloß ſchön, ich fand ihn vollkommen liebenswürdig. Vorher hatte ich in ſeinem Geſicht keine Spur von Aehnlichkeit mit dem heiligen Joſeph entdeckt: jetzt war er auf einmahl ſein leibhafter Zwillingsbruder! Er hatte ſeine Stirn, ſein Haar, ſeine Augen, ſeine Naſe, ſeinen Mund, kurz, er hatte alles! — Ich hätte ihn fußfällig um Verzeihung bitten mögen, daß ich mir hatte beyz

gehn lassen, ihn für einen eitlen Gecken zu halten. Das, was mir vorher wie lächerliche Eitelkeit ausgesehn hatte, wurde jetzt edles Selbstgefühl, Bewußtseyn seines Werthes. Konnte er denn wie ein hölzernes Automat durch die gaffende Menge durchgehn? Und wenn sie ihn ansehn wollten, warum sollte er sich nicht ansehn lassen?

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Verlegenheit.

So standen die Sachen, als wir wieder auf die Stelle hinkamen, wo meine Mutter war. Die Gesellschaft hatte sich indessen vermehrt, und da der Hofrath einige Bekannte darunter fand, so kam er zu uns.

Da ich eine ganz neue Erscheinung für ihn war, so war es sehr natürlich, daß ich ihm auffiel. Er sah mich an. — Um keinen Scepter, keine Krone, nicht um die Herrschaft des Universums hätte ich diesen Blick vertauscht. Ich wurde feuerroth. Das Blut kochte in meinen Adern: weiß der

Himmel, wie albern ich dabey mag ausgesehn haben!

Jetzt bemerkte ich, daß er sich an ein Frauenzimmer wandte, ihr ein paar Worte sagte, und mich wieder dabey ansah. Das Frauenzimmer sah mich auch an: es war offenbar, daß die Rede von mir war.

Meine Verlegenheit vermehrte sich bis zur Angst. Das Blut stach wie Nadeln in meinen Wangen.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Triumph!

Jetzt hörte ich — denn er stand nicht weit von mir — die Worte: „ein schönes Mädchen!" aus seinem schönen Munde.

Wem konnte das anders gelten, als mir? Er sah mich ja dabey an!

Aber die Absicht, warum er das so laut sagte, daß ichs hören konnte? —

Waren ihm diese Worte so entfahren, so wars ein offenbarer Beweis, daß ich Eindruck auf ihn gemacht hatte, und welch ein Triumph für mich!

Hatte er sie absichtlich gesagt, daß ich sie hören sollte, so wäre eine offenbare Liebeserklärung! und welch ein Triumpf dann wieder für mich!

Ich stand da, ganz in seinen Anblick — oder vielmehr in sein Anschleben, denn ihn geradezu anzusehn, das konnte ich über meine klösterliche Sittsamkeit noch nicht erhalten — und in mein Glück versunken, als es auf einmahl meiner Mutter einfiel aufzubrechen, um noch einigemahl die Allee auf und abzufahren.

Der schöne Hofrath bot ihr und mir den Arm und führte uns zum Wagen. — Welch ein neuer Triumpf für mich!

Eben als wir am Ende der Allee wieder umlenken ließen, begegneten wir dem Hofrathe, welcher sich gleich nach uns auch in seinen Wagen gesetzt hatte. Er warf mir im Vorbeyfahren einen Blick zu, als wollte er sagen: „das geschah deinetwegen."

Wieder ein Triumpf mehr!

Und wenn ich die übrigen Mädchen ansah, die um uns herum spazieren gingen und fuhren, so glaubte ich Neid und Eifersucht in ihren Blicken zu lesen.

Das war ein Triumpf, der mir über alles ging!

Acht und vierzigstes Kapitel.

Verfolg des Vorigen.

Stolz auf meine Eroberung kam ich nach Hause, wie ein weiblicher Alexander — doch was sage ich? Was war Alexander gegen mich? Er hatte ja nur die halbe Welt erobert, und ich den schönsten Mann in ***: und für ein achtzehnjähriges Mädchen wollte das wohl mehr sagen. Und erobert hatte ich ihn, das war unwidersprechlich gewiß. War ich ihm nicht aufgefallen? Hatte er sich nicht um mich erkundigt? Hatte er mich nicht angesehn? War er mir nicht nachgefahren? Hatte er mir nicht einen Blick zugeworfen? Und was für einen Blick!

Und

Und die neidischen Gesichter der andern Mädchen: entschieden die etwa nichts? — O, die Mädchen haben in solchen Fällen scharfe Augen, zumahl Mädchen, deren Eitelkeit beleidigt ist!

Wenn man sich glücklich fühlt, will man sich so gern mittheilen; „es ist so traurig, sich allein freuen!" sagt Minna von Barnhelm und Minna hat Recht.

Das fühle ich diesen Abend in seiner ganzen Stärke.

Aber wem sollte ich mittheilen?

Meiner Mutter? Ey ja doch! dann wäre ich schön angekommen! hatte sie mir nicht unterwegens von einem Bräutigam etwas gesagt, dem sie mich bestimmte? Wär ich ihr nun auf einmahl mit dem Hofrath angestochen gekommen — Nein, das ging nicht! Ich hatte aus einigen Reden, die ihr im Nachhausefahren entfallen waren, gemerkt, daß der Hofrath der Mann gerade nicht wäre, den sie zum Schwiegersohn zu haben wünschte.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Mein Herz bekömmt Luft.

Mittheilen mußte ich mich durchaus jemanden.

Das Kammermädchen, das mir meine Mutter gegeben hatte, schien mir die schicklichste Vertraute zu seyn, die ich wählen konnte. Sie war eben um nicht gar viel älter als ich, und hatte mich gleich auf den ersten Blick für sich eingenommen.

Ich konnte es kaum erwarten, bis wir abgespeist hatten, daß ich in mein Zimmer kam.

Ich brauchte eben nicht um den Anfang des Gesprächs verlegen zu seyn, denn sie eröffnete es selbst mit der Frage:

„Haben Sie Sich heute recht gut unterhalten?"

Und so war der Weg gebahnt.

„O ja, außerordentlich gut."

„Es waren wohl recht viele Leute draußen, weil das Wetter so schön war?"

„Außerordentlich viel."

„Vermuthlich auch viele Herren?“ —
„Finden Sie nicht, daß es recht ſchöne Män-
„ner hier giebt?“

„Hm! — So gar viele habe ich eben
„nicht geſehn!“

„Aber doch welche?“ — ſie ſah mich
bey dieſen Worten an. — „Hat Ihnen
„denn gar keiner gefallen!“

„Hm! — Ja! Einer, aber nur dieſer
„Eine!“

— „Wetten wir etwas, ich errathe ihn?“
Ich wurde bis über die Ohren roth.

„Der ſchöne Hofrath? Nicht wahr, ich
„habe getroffen? Nun, Sie brauchen des-
„wegen nicht roth zu werden! Er gefällt
„Ihnen nicht allein! — Es ſind vielleicht
„hundert und tauſend Mädchen hier, die
„alles in der Welt drum gäben, wenn ſie
„ſo glücklich wären wie Sie.“

„So glücklich wie ich?“ fragte ich,
und es war ordentlich als ob mein Herz
Luft bekäme.

Funfzigstes Kapitel.

Lauter Dinge die ich gern höre.

„Nun ja!" antwortete sie. „Oder ist das „etwa kein Glück, einem so schönen Man„ne zu gefallen?"

„Aber habe ich ihm denn auch gefal„len?" — Das war eine von den Fragen, welche einen bescheidenen Zweifel anzeigen sollen, die man aber bloß thut, wenn man eines „Ja" gewiß zu seyn glaubt. —

„Das versteht sich! — O, der Herr „Hofrath weiß wohl, was hübsch ist."

Bey den letztern Worten überlief sie mich mit einem Blick, der wirkliches Wohlgefallen verrieth, vom Kopfe bis zu den Füßen. Ich stand beynahe ganz ausgezogen vor ihr. Das war also ein Compliment, das keine Schmeicheley enthielt, und das meiner Eitelkeit um so vielmehr wohlthat, weil es von einem Mädchen kam. Ich wußte es ihr auch so sehr Dank, daß ich ihr auf der Stelle einen Dukaten schenkte, den mir meine Mutter des Mor-

gens zu meinen kleinen Ausgaben gegeben hatte.'

„Wenn Sie mich nicht verrathen wol„len," fuhr Sophie schalkhaft fort, „so will „ich Ihnen wohl noch mehr sagen. — Sie „waren gar nicht lange nach Hause, so „ging der Hofrath zweymahl unsre Stra„ße auf und ab."

„Und das soll meinetwegen geschehen seyn?" fragte ich wieder in eben dem Tone, in welchen ich das „aber habe „ich ihm denn gefallen?" gefragt hatte.

„Nun weswegen denn sonst? Sie hät„ten nur sehn sollen, wie er nach unsern „Fenstern herauf sah. Kein Auge ver„wandte er davon. Ich glaubte in der „That schon, er würde sich den Hals ver„renken. Er ist wohl sonst auch vorbey „gegangen, weil er nicht weit von hier „wohnt, aber da waren unsre Fenster so „gut als gar nicht für ihn auf der Welt."

„Hättest du mich nicht rufen können?" Ich fühlte im Augenblicke, daß ich mich durch diese Worte zu bloß gab, aber sie

waren einmahl heraus. Da war weiter nicht zu helfen.

„Wie konnte ich denn? Sie waren ja „drüben bey Mama. Aber wenn ich ihn „wieder sehe, und Sie sind nicht am Fen„ster, so will ich husten."

Ein und funfzigstes Kapitel.

Liebe, und doch Galle!

Der heutige Tag war in allem Verstande ein grosser Tag für mich gewesen. Mein Eintritt in die Welt — wie war meine Erwartung gespannt, wie war meine Aufmerksamkeit angestrengt gewesen! Und denn diese Eroberung, die ich gemacht hatte! Mein Kopf war so voll von allen Vorfällen des Tages, daß es mich ordentlich schwindelte. Ich war also herzlich müde, und legte mich nieder. — Aber — ich war verliebt! Und Morpheus und Amor sind, wie man behaupten will, nicht immer die besten Freunde. Dießmahl hatte ich aber nicht eben darunter zu leiden. Vermuthlich

rechnete Amor auf meine Jugend, und glaubte, er würde noch Zeit genug finden, mich seine Macht fühlen zu lassen, und mir schlaflose Nächte zu machen. Er räumte also dem Morpheus das Feld.

Das heißt, etwas weniger poetisch: ich schlief, trotz meiner Liebe, bis des andern Morgens um acht Uhr ununterbrochen fort.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Sophie hustet.

Auch wäre ich vielleicht noch nicht erwacht, wenn nicht Sophie, die, ohne daß ich sie gehört hatte, in mein Zimmer gekommen war, gehustet hätte. Ich fuhr darüber auf. Sie war am Fenster.

„Kommen Sie geschwind, wenn Sie „ihn sehen wollen!" rufte sie.

Im Hemd, wie ich geschlafen hatte, war ich in einem Sprunge zum Bette heraus und am Fenster. Ich sah zwischen die Vorhänge durch, und der Beherrscher meines Herzens ritt vorbey — oder viel-

mehr, er war schon vorbey geritten. Ich konnte nur noch von hinten sehn, daß er außerordentlich schön zu Pferde saß, und daß er sich mehr als einmahl nach unsern Fenstern umsah. Welches von beyden mir eigentlich in diesem Augenblicke das Interessanteste war, das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich nicht wenig zusammenfuhr, als meine Mutter auf einmahl die Thür eines Zimmers, welches an das meinige anstieß, öffnete, und mich am Fenster überraschte.

Sie sagte kein Wort, aber sie machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Aha! ich vermuthete also doch „recht!" Das machte mich so verlegen, daß ich da stand, als wie eine Bildsäule, und sogar vergaß ihr die Hand zu küssen und einen guten Morgen zu sagen.

„Nun! Ich hoffe, du wirst bald zum „Frühstück kommen?" sagte sie nach einer kleinen Pause, und machte ihre Thür wieder zu.

Drey- und funfzigstes Kapitel.

Bebende Lippen, und dergleichen.

Sophie und ich, wir ſtanden einander eine geraume Zeit gegenüber, ohne ein Wort zu reden.

„Die Mama muß etwas gemerkt haben," ſagte ſie dann.

„Mir kam's ſo vor," antwortete ich, oder vielmehr, ſtammerte ich mit bebenden Lippen; denn wenn man bedenkt, daß ich erſt aus einem Kloſter kam, ſo wird man ſich nicht wundern, daß mir die Lippen bebten, da ich darüber überraſcht worden war, daß ich hinter den Vorhängen nach einem Liebhaber gelauſcht hatte. Mein achtzehnjähriges Alter darf ich doch nicht in Anſchlag bringen, denn einem in der Welt erzognen Mädchen müßten dieſe bebenden Lippen äußerſt kindiſch angeſtanden haben; ein ſolches müßte es ja gewohnt ſeyn, auf dergleichen Art überraſcht zu werden.

„Vielleicht hat sie ihn vorbeyreiten
„sehn?" sagte sie dann wieder.

„Wahrscheinlich!" —

„Oder wenn sie mich hätte husten ge-
„hört?"

„Oder gar mich rufen?" —

„Habe ich Sie denn gerufen?"

„Nun freylich hast Du! Und noch da-
„zu recht laut!"

„Das habe ich dumm gemacht! Aber
„wer glaubt denn, daß die Mama gerade
„im Nebenzimmer ist?"

„Das wird eine schöne Unterhaltung
„beym Frühstück werden!"

„Was thut's denn? Am Ende ist's ja
„kein so großes Verbrechen, einen schönen
„Mann vorbeyreiten zu sehn. Deswegen
„reiten sie ja durch die Straßen, damit
„man sie sieht. Und die Augen kann man
„sich ja nicht verbinden!"

„Wenn Du nur nicht so laut gerufen
„hättest!"

„Nun, laſſen Sie es nur gut ſeyn, ein „andermahl will ich's ſchon geſcheuter ma„chen!"

Vier und funfzigſtes Kapitel.

Etwas aus dem Kapitel der Feuerordnung.

Ich hatte mich indeſſen angezogen, und ging hinüber zu meiner Mutter. Daß mir bey der Sache gar zu wohl zu Muthe geweſen wäre, das könnte ich eben nicht ſagen, denn ich befürchtete einen tüchtigen Verweis von ihr.

Aber meine Furcht war dießmahl ohne Grund. Sie war außerordentlich freundlich gegen mich. Des Hofraths geſchah auch nicht die geringſte Erwähnung.

Damahls konnte ich das nicht begreifen; jetzt begreife ich's aber wohl: ſie wollte kein Oel in's Feuer gießen. Noch glimmte es nur unter der Aſche, und da thut man immer am beſten, man läßt es glimmen, und ſucht ihm nur nach und nach die Nahrung zu entziehen; dann hat man

wenigſtens die Hoffnung, daß es von ſelbſt verliſcht. Darin herum zu ſtöhren — dazu war meine Mutter zu klug, denn ſie wußte wohl, daß das der Weg iſt, ein glimmendes Feuer zur hellauflodernden Flamme anzufachen; es unterdrücken — welche Mutter kann das? Ueberdem hat man Beyſpiele, daß ganze Städte dadurch zu Aſchhaufen wurden, weil der, in deſſen Hauſe das Feuer auskam, es im Stillen unterdrücken wollte.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Die Blumen.

Ich faßte endlich Herz und wurde gesprächig. Tausenderley Dinge brachte ich auf's Tapet, die mir meine Mutter alle auf die gefälligste Art beantwortete.

Von ohngefähr kam ich an's Fenster. Vier Träger, welche zwey Trachten Orangerie und andre Blumen trugen, ruheten gerade unter unsern Fenstern aus.

„Sehen Sie einmahl die schönen Blu„men, Mama!" rief ich.

Meine Mutter kam ans Fenster und sah hinab.

Der Bediente war eben im Zimmer, um das Caffeegeschirr wegzunehmen.

„Friedrich," sagte sie, „geh Er doch „einmahl hinunter und erkundige Er sich, „ob die Blumen zu verkaufen sind, oder „aus welchem Garten sie sind?"

Friedrich ging hinunter. —

„Sind Sie eine Liebhaberin von Blu„men, Mama?" fragte ich.

„O ja, eine große Liebhaberin!"

„Ich auch! Ich habe sie für mein Le„ben gern!"

Friedrich kam wieder herauf, mit der Nachricht, „die Blumen gehörten dem Herrn „Hofrath Ebert."

Sechs und funfzigstes Kapitel.

„Von Hofrath Ebert, und sein Ende!"

Meine Mutter sah mir aus, als ärgerte sie sich ein wenig darüber, daß sie hinuntergeschickt hatte. Mich ärgerte das aber ganz und gar nicht. Junge Mädchen sind so schwärmerisch! Ich liebte die Blumen bis zur Leidenschaft: der schöne Hofrath, das leibhafte Ebenbild meines heiligen Josephs, der Stolz, die Zierde seines Geschlechts liebte sie auch! Welche Gleichheit des Geschmacks unter uns! Welche Sympathie! Wie froh war ich, daß meine Mutter hatte fragen lassen, wem die Blumen gehörten.

Die Spitzenwäscherin war eben eingetreten. Meine Mutter sah ihr in den Korb.

Es fiel ihr eine Garnitur außerordentlich schöner Spitzenmanschetten in die Augen.

„Wem gehören denn diese Manschet„ten?" fragte sie.

„Dem Herrn Hofrath Ebert," war die Antwort.

Meine Mutter warf die Manschetten mit einer Art von Unwillen in den Korb, als wollte sie sagen: „pox Hofrath Ebert „und kein Ende!"

Sieben- und funfzigstes Kapitel.

Wieder die Blumen.

Aber damit kam sie für dieseemahl noch nicht durch.

Friedrich machte die Flügelthüren auf, und die Träger mit den Blumen traten ein:

„Herr Hofrath Ebert ließ sich meiner „Mutter und mir empfehlen; er hätte ge„hört, daß wir Liebhaberinnen von Blumen „wären, und daß uns diese gefallen hätten: „er nähme sich also die Freyheit, uns da„mit aufzuwarten, da er zu jeder Zeit an„dre haben könnte, u. s. w."

Mir lachte das Herz im Leibe beim Anblick dieser Blumen: ob es meiner Mutter auch lachte? — Ja, das möchte ich gerade nicht behaupten. Wenigstens sah sie ziemlich mürrisch aus, als sie für die Träger ein Trinkgeld heraussuchte. Aber was konnte sie machen? Die Blumen waren einmahl da, und sie zurückschicken, das hätte einer Beleidigung ähnlich gesehn,

denn

denn einen schicklichen Vorwand hatte sie nicht.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Schwärmerey und Rosen.

Ob es gleich handgreiflich war, daß diese Blumen nicht für meine Mutter, sondern für mich bestimmt waren, so war ich doch bescheiden genug, sie alle mit einander hinüber in das große Gesellschaftszimmer tragen zu lassen, und für mich nichts davon zu behalten, als — einen einzigen Rosenstock.

Die Rose, das Sinnbild der Liebe! eben so schön, eben so sanft, eben so glühend wie sie! — Aber ach! — auch eben so vergänglich wie sie!

Doch das fiel mir damahls nicht ein. —

Und wie hätte mir das auch einfallen können? Die Rosen waren noch so frisch und jung wie meine Liebe!

Verliebt seyn, achtzehn Jahre alt seyn, einen Rosenstock vor sich haben, und nicht

schwärmen? — Ey ja doch! Wer das glaubte! —

Es waren zwey Rosenknospen an einem Stiel: die eine wurde natürlicherweise Carl, die andre Wilhelmine getauft.

Wenn Carl eher welkte als Wilhelmine! O weh! das hieß so viel, als Carl wird eher sterben? — Bey leibe! Wer wird in meinen jetzigen Umständen an den Tod denken? — Nein, es hieß etwas noch tausendmahl ärgers! Es hieß, Carls Liebe wird eher aufhören als Wilhelminens Liebe! Schrecklicher Gedanke! Nein! Das wird sie nicht! Die beyden Rosen werden zugleich verblühen! Nichts als der Tod wird sie trennen!

Neun und funfzigstes Kapitel.

Das Briefchen.

Ich stand noch bey meinem Rosenstocke oder vielmehr in Schwärmereyen vertieft, mir war dabey so wohl und so weh ums Herz, als auf einmahl Sophie mit einem sehr geheimnißvollen Gesicht hereintrat.

Sie deutete auf das Nebenzimmer, aus welchem uns meine Mutter erst kurz vorher belauscht hatte.

„Das ist ja ein außerordentlich schöner „Rosenstock!" sagte sie ganz laut, und steckte mir dabey ein Briefchen in die Hand.

Ich hätte für Neugierde, zu wissen was darin stände — denn von wem es war, das konnte ich schon errathen — verzweifeln mögen, aber für jetzt war es noch nicht rathsam zu öffnen, denn es war meiner Mutter nicht zu trauen.

Ich fuhr also geschwind mit dem Briefchen in die Tasche.

Und zu meinem Glücke! denn eben trat meine Mutter, ich weiß selbst nicht

mehr unter welchem Vorwande, ins Zimmer.

Ich stand wie auf glühenden Kohlen. Zum Glück war der Friseur gekommen, und sie wurde hinüber gerufen.

„Sie wird doch nichts von diesem Billet gemerkt haben, Sophie?" fragte ich, als sie fort war.

„Gewiß nicht! Die Spitzenwäscherin „gab mirs vorhin unten auf der Treppe."

Sechzigstes Kapitel.

Ja lese.

Jetzt, da ich sie unter den Händen des Friseurs fest wußte, wagte ich es erst, das Billet zu eröffnen. Es war folgendes Inhaltes:

„Seit ich Sie sah, schöne Willhelmine, habe ich keinen ruhigen Augenblick. „Ist es Zug der Sympathie, was mich „so unwiderstehlich zu Ihnen hinzog? „Sind es Ihre Zauberreize? Oder ist „es Ihre auffallende Aehnlichkeit mit einem Mädchen, das meinem Herzen so „unendlich theuer war, und ewig seyn „wird? — Sollte es wahr seyn, was „ich ahnde? Was mein Herz nur zitternd zu hoffen wagt: daß ich in Ihnen dieses Mädchen, das mir ein grausames Schicksal entriß, wieder gefunden habe? Willhelmine! Wenn mich „meine Ahndung nicht tröge! — Vergönnen Sie mir eine geheime Zusammenkunft, ich beschwöre Sie darum! Soll-

„te meine Hoffnung nur leeres Traum-
„bild seyn und bleiben, sollte Ihnen Ihr
„schönes Herz ganz und gar nichts für
„mich sagen, so werde ich doch wenig-
„stens den Trost haben, mich mit Ihnen
„von jenem mir so theuern Mädchen un-
„terhalten zu können, von der Sie mir
„gewiß sehr viel zu erzählen wissen, weil
„Sie, wie ich höre, eben aus dem Klo-
„ster kommen, in welches das grausame
„Schicksal meine Caroline, ach! — auf
„immer verbannte."

„Gewähren Sie mir meine Bitte,
„englische Wilhelmine, ich beschwöre Sie
„nochmahls darum!"

„Ach! wie gern nennte ich mich

Ihren

Carl Ebert!"

Ein und sechzigstes Kapitel.

Ich las diesen Brief nicht; ich verschlang ihn. Alle meine Pulse schlugen so heftig, daß ich kein Glied still halten konnte. Meine Wangen glühten, meine Augen funkelten, daß die Buchstaben auf dem Papiere herumtanzten.

Als ich fertig war, wußte ich kein Wort von allem was ich gelesen hatte. Ich fing wieder von vorn an, und beym vierten oder fünftenmahle wurde ich erst meiner in so weit mächtig, daß ich begriff, was ich las, daß ich etwas dabey denken konnte.

„Ein Mädchen seyn, noch nicht achtzehn Jahr alt seyn, einen Liebesbrief von dem schönsten Manne in der Stadt bekommen, von dem Manne, dessen Eroberung der Lieblingswunsch der ganzen schönen Welt ist, und bey diesem Briefe etwas denken?" höre ich hier einen Philosophen ausrufen: „das ist nicht möglich!"

Ich weiß zwar nicht recht, was ein Philosoph möglich nennt, aber ich weiß, daß es wahr ist.

Zum Beweis will ich sogar erzählen, was ich dabey dachte.

Machen Sie Sich nichts daraus, mein Herr Philosoph! Es ist das erstemahl nicht, daß ein Weib einen Philosophen ad absurdum bringt.

Zwey und sechzigstes Kapitel.

Mein Commentar zu dem Billet.

„„Seit ich Sie sah, schöne Willhelmi-
„„ne —""

„Schöne Willhelmine!" sagte ich bey mir selbst, als ob ich das Beywort schön aus Bescheidenheit von mir ablehnen wollte; konnte mich aber doch nicht enthalten, vor meinen Spiegel — wenigstens vorbey zu gehn, um so en passant zu sehn, ob sich der schönste Mann in ** nicht etwa irrte? Mein Spiegel meinte aber „nein," und das setzte alles das, was im Billet folgte, nicht wenig bey mir in Credit.

„„habe ich keinen ruhigen Augenblick —""

„Und ist es mir denn besser gegangen? —

„„Ist es Zug der Sympathie, was mich
„„so unwiderstehlich zu Ihnen hinzog?
„„Sind es Ihre Zauberreize? —""

Da wurde mir nun freylich die Wahl schwer. Mit ihm, mit dem Stolz seines Geschlechts, mit dem Ebenbilde meines schönen Josephs, mit dem einzigen Manne,

mit dem Manne, den mir Schweſter Agnes empfohlen, ja, vermacht hatte, zu ſympathiſiren! — Wie wohl das meinem Herzen that!

Und den ſchönſten Mann in ** durch die Macht meiner Zauberreitze an mich zu ziehen! — Was für ein Ungeheuer von Schönheit mußte ich nicht ſeyn! — Wie wohl das meiner Eitelkeit that!

Wenn ein Mann einmahl das Mittel gefunden hat, das Herz und die Eitelkeit eines Mädchens zu intereſſiren, was kann das arme Geſchöpf anders thun, als ſich ergeben? Da iſt kein Widerſtand mehr möglich!

„Ach Carl!" ſeufzte ich, drückte das Billet an meine Lippen, und damit huldigte ich meinem Sieger auf ewig.

Drey und sechzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

„„Oder ist es die auffallende Aehnlich-
„„keit mit einem Mädchen, das meinem
„„Herzen so unendlich theuer war, und
„„ewig seyn wird?"" —

Und ewig seyn wird? also er liebt sie
„doch noch? Mein Anblick hat also ihr
„Bild noch nicht in seinem Herzen ver-
„lösch't? — Aber wär' er auch wohl meiner
„würdig, wenn er die arme Agnes so bald
„vergessen könnte? Müßte ich nicht fürch-
„ten, daß es mir über lang oder kurz
„auch so ginge?"*)

*) Comme les esprits se rencontrent! Ein W** Censor strich die letzten Strophen aus einer Elegie auf den Tod der Erzherzogin Elisabeth weg, aus der Ursache, „weil sie für den verewigten Joseph, „der eben damahls, als der Verfasser diese Elegie „verfertigte, in den letzten Zügen lag, zu schmeichelhaft wären, und seinen Nachfolger leicht beleidigen könnten." — „Da hat Herr v. S** „sehr unrecht," sagte der große Laudon, der eben damahls als Sieger der Türken nach Wien zurückgekommen war, als ihm das erzählt, und die

Ich las die Stelle noch einmahl.

„„Die auffallende Aehnlichkeit mit ei„„nem Mädchen.““ u. ſ. w.

„Hm! lieber wär es mir doch, wenn „ich meinen Sieg der Aehnlichkeit mit mir „ſelbſt, als der Aehnlichkeit mit einer „ehemaligen Geliebten zu verdanken hät„te! — Aber — mich wunderts nur, wie „er zwiſchen mir und Schweſter Agnes „eine auffallende Aehnlichkeit finden „kann? Ich finde nicht einmahl eine Aehn„lichkeit! Schweſter Agnes hat lichtblaue „Augen, meine ſpielen ins bräunliche; ſie

weggeſtrichenen Strophen gezeigt wurden, „ich „meines Orts will lieber das Commando einer „Armee übernehmen, die meinen Vorgänger „ſchätzt, und mit Liebe und Achtung von ihm „ſpricht, als eine, die ihn verkleinert und mir auf „ſeine Koſten Weyhrauch ſtreut. Denn ich muß „ja denn fürchten, daß es mir über kurz oder „lang eben nicht beſſer geht!“

Was dort ein Feldmarſchall, ein unter den Waffen ergrauter Krieger ſagte, ſagt hier ein achtzehnjähriges Mädchen! Noch einmahl: Comme les eſprits ſe rencontrent!

Anm. des Herausgebers.

„hat sehr blondes Haar, das meinige ist „dunkel; ihr Gesicht ist rund, meines läng„lich. Kurz, ich finde nicht die geringste „Aehnlichkeit zwischen ihr und mir. Am „Ende habe ich meinen Sieg doch wohl „mir selbst zu danken!"

„„Sollte es wohl seyn, was ich ahnde? „„Was mein Herz nur zitternd zu hoffen „„wagt: daß ich in Ihnen dieses Mädchen, „„das mir ein grausames Schicksal entriß, „„wieder gefunden habe?""

„Ja, lieber Carl! Ja! Du hast sie „wieder gefunden! Und vielleicht mehr wie„der gefunden, als du verlor'st! — We„nigstens was das Herz betrifft," setzte ich ganz bescheiden hinzu, als ob ich dadurch das Compliment zurücknehmen wollte, das ich meiner Figur gemacht hatte.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Beschluß meines Commentars.

„„O Wilhelmine? Wenn mich meine „„Ahndung nicht trüge! —““

„Lieber — lieber Carl! —"

„„Vergönnen Sie mir eine geheime „„Zusammenkunft, ich beschwöre Sie dar„„um! —““

„Ja, wie denn das anstellen? Dazu bin „ich noch zu neu, zu unerfahren — — —"

„Ich müßte etwa mit Sophien darüber „sprechen. — Vielleicht kann die mir einen „Rath geben —"

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Ein Beweis.

„Herzlich gern!" fing Sophie auf einmahl an, welche hinter mir stand, ohne daß ich sie bemerkt hatte.

Ich erschrak daß ich zusammenfuhr, ohnerachtet ich vor ihr eigentlich nicht hätte erschrecken dürfen: aber ich hatte geglaubt allein zu seyn.

„Aber wie Sie auch sind!" fuhr Sophie fort. „Reden und lesen da ganz laut, „so daß ich's im Nebenzimmer gehört habe! Wenn nun die Mama dazu gekommen wäre?"

„Mein Herz war zu voll!"

„Ey so schüttet man es heimlich aus! „Sie müssen sich überhaupt abgewöhnen, „das Herz immer auf den Lippen zu haben. In Ihrem Kloster ging das wohl „an, aber hier, in der großen Welt, kommen Sie in andre Verhältnisse, wo es „durchaus nicht gut ist, wenn Sie alles „gerade heraus sagen was Sie denken.

„Aber Sie werden schon an sich halten „lernen; es giebt sich schon; mir ist nicht „bange!"

Sechs und sechzigstes Kapitel.

Ein guter Rath.

„Sophie, er schreibt mir hier —"

„Ich weiß ja alles was er Ihnen „schreibt!"

„Nun, und was sagst Du dazu?"

„Was ich dazu sage? — Ich sage, „daß das Billet so zärtlich ist, als man's „nur immer verlangen kann."

„Ey, daß weiß ich wohl! Aber ich „meine wegen der geheimen Zusammen„kunft um die er mich bittet."

„Ja so? Wegen der geheimen Zusam„menkunft? — Je nun, dazu wird ja „auch Rath werden!"

„Aber wie denn?"

„Kleiden Sie sich geschwind an. Wir „gehn in die Kirche."

„Ich muß doch erst meine Mutter —"

„Wozu

„Wozu denn? Gottesdienst geht vor „alles. Dazu braucht eine Mutter nicht „erst der Tochter Erlaubniß zu geben."

Ich warf geschwind ein Oberkleid über.

„Geht denn Mama auch alle Tage in „die Kirche?" fragte ich.

„Nein, nur des Sonntags."

„So wird's ihr nicht recht seyn, daß „ich —"

„Ey, es muß ihr wohl recht seyn! „Und wenn sie etwas dagegen einwen„det — Sie sind es vom Kloster her „noch gewohnt, alle Tage Ihre Messe zu „hören. Und wenn sie das nicht will, so „muß der Beichtvater die Sache in Ord„nung bringen. Das ist Gewissensache."

Ich war indessen mit meinem Anzuge beynahe fertig geworden.

„Aber wird denn der Hofrath —" fragte ich —

„heute kommen?" unterbrach mich Sophie. „Nein, heute nicht. Er weiß ja „nichts. Aber wir müssen nur heute an„fangen, daß wir die Mama hübsch daran

„gewöhnen. Sie können den Hofrath „auf diese Art alle Tage sprechen. Jetzt „kommen Sie!"

Sieben und sechzigstes Kapitel.

Aufmunterung.

Das war der erste Schritt, den ich ohne Vorwissen, und vielleicht auch wider Willen meiner Mutter that, und er kam mich in der That sauer an. Es war freylich an sich nichts böses was ich that; eher für ein Mädchen von meinem Alter und Begriffen — denn ich war ja in einem Kloster erzogen — etwas gutes: ich ging in die Kirche! Aber die Absicht, in welcher ich das that? — —

Ich war einigemahl im Begriffe wieder umzukehren, und hätte es auch gewiß gethan, wenn mich Sophie nicht davon abgehalten hätte.

„Seyn Sie kein Kind!" sagte sie zu mir. „Was machen Sie sich denn für „alberne Vorwürfe? Sie können mir glau-

„ben, daß manche Frau nicht unter die „Haube gekommen wäre, wenn es keine „Kirchen gäbe. Die Ehen werden im Him„mel geschlossen, sagt das Sprüchwort: „ich sage, sie werden in der Kirche ge„schlossen. Deswegen sind die Frühmessen „so besucht. Geben Sie nur Achtung, „wenn wir hernach wieder herausgehen, „wie die verliebten Päärchen in allen Win„keln der Kreuzgänge stehn, und Pläne für „die Zukunft entwerfen. Sie thun nichts, „was die andern nicht auch thun. Wenn „man unter den Wölfen ist, muß man „mit heulen. Ich wette, Mama hätt's „in ihrer Jugend auch so gemacht."

Acht und sechzigstes Kapitel.

Beyspiel.

Ich schielte über mein Gebetbuch weg, und sah, daß viele junge Leute beyderley Geschlechts, die um mich herum waren, Blicke und Winke wechselten. Sophie kniete neben mir, und stieß mich an, so oft mir etwa einer davon entging.

Beym Herausgehen sah ich fast in jedem Bogen des Kreuzgangs ein verliebtes Paar stehen, das sich die Hand drückte, sich schöne Dinge versagte, sich auf morgen wieder um dieselbe Stunde eine Zusammenkunft zusagte, und dergleichen mehr.

Auf dem Gesicht des einen Mädchens glänzte Freude und Leben; auf der Stirn des andern Unmuth und Schmerz, weil der Augenblick nahte, wo sie sich von ihrem Liebhaber trennen mußte, den sie vielleicht so bald wieder zu sehn keine Hoffnung hatte. Die eine klagte dem Beherrscher ihres Herzens, was sie um seinetwillen zu Hause für Verdruß und Leiden aus-

stehen; die andre sicherte ihrem Liebhaber die angenehme Hoffnung zu, daß ihnen das Schicksal bald günstig werden, und ihnen erlauben würde, die Gefühle, die sie jetzt verbergen müßten, einander öffentlich zu erwiedern.

Auf das alles machte mich Sophie aufmerksam, denn ich war in der Schule der Liebe noch viel zu unerfahren, um ihre Chiffern auf den Gesichtszügen ihrer Eingeweyhten lesen zu können.

Man glaubt nicht, wie stark die Macht des Beyspiels ist. Jetzt hatte ich schon etwas mehr Muth; denn ich war nun überzeugt, daß ich nichts anders zu thun willens war, als was so viele Hunderte um mich her auch thaten.

Neun und sechzigstes Kapitel.

Pönitenz.

Es ist doch ein sonderbares Ding um das böse Gewissen! So vielen Muth ich auch gefaßt hatte, so fiel er mir doch, als ich in unser Haus eintrat. Ich fürchtete meiner Mutter zu begegnen, und gerade was ich fürchtete, geschah. Sie war eben im Vorsaale, als mir Sophie die Thür öffnete.

Die sah etwas verdrüßlich aus. Keine gute Vorbedeutung für mich!

„Warst Du in der Kirche?" fragte sie.

„Ja, liebe Mama," antwortete ich ganz kleinlaut, indem ich ihr die Hand küßte.

„So hättest Du wohl können früher „gehn," sagte sie. „Der Friseur hat keine „Zeit, Deinetwegen hier zu sitzen und eine „Stunde zu warten. Nun kannst Du heute unfrisirt bleiben." Damit ging sie in ihr Zimmer.

Wer war froher als ich! Unfrisirt blei-
ben? Diese Pönitenz konnte ich mir wohl
allenfalls gefallen lassen.

Siebzigstes Kapitel.

Der Bräutigam.

Ich saß eben an meinem Nachttische und
suchte durch die Geschicklichkeit meiner Hän-
de den Mangel der Frisure zu ersetzen,
als Sophie mit dem Brennseisen hereintrat.

„Wissen Sie denn, wer diesen Mittag
„hier speist?" fragte sie.

„Und wer denn?"

„Der Herr von Stark."

„Der Herr von Stark? Wer ist denn
„das? Kennst Du ihn?"

„Wie soll ich ihn denn nicht kennen?
„Er ist ja fast tagtäglich in unserm Hau-
„se."

„So? und warum hat er denn ge-
„stern nicht mit hier gespeist?"

„Was weiß ich, warum? Vermuthlich,
„weil er heute mit Ihnen und Mama

„allein speisen wollte. — O, er ist ein „sehr guter Freund von Mama."

Sie sagte das mit einem Tone, der mir auffiel.

„Ich wollte es wohl errathen, warum „er gerade allein hier speist!" setzte sie mit einem spöttischen Lächeln hinzu.

Hier erfolgte eine Pause. Ich wartete eine Weile, ob sie noch etwas sagen würde, aber sie brannte mir stillschweigend die Seitenlocken. Ich mußte also das Stillschweigen brechen, wenn ich mehr erfahren wollte.

„Nun, und weswegen will er denn al„lein hier speisen?" fragte ich.

„Wenn man gewisse Absichten hat, so „will man gern der Einzige seyn, um in „keine Collision zu kommen, um Vergleichungen auszuweichen, kurz — um der „Einzige zu seyn!"

„Gewisse Absichten?" wiederholte ich, und im Augenblick fiel mir ein, was mir meine Mutter unterwegs im Wagen von einem Bräutigam gesagt hatte.

Ein und siebzigstes Kapitel.

Wo?

Ich saß eine Weile ganz stumm da, und Sophie sprach auch kein Wort.

„Wie sieht er denn aus, Sophie?“ fragte ich.

„Hm! — Für die, denen er gefällt, mag „er recht hübsch seyn!“

„Also hübsch?“

„Wie gesagt! Wem er gefällt!“

„Und wie alt ist er denn?“

„Er ist, wie man zu sagen pflegt, in sei„nen besten Jahren.“

„Also älter als der Hofrath?“

„O, um vieles!“

„O weh!“

„Warum denn, o weh?“ fragte Sophie mit einem boshaften Lächeln.

„Das weiß ich wohl! — Und Du „weißt's auch, Sophie! Gesteh mir's nur!“

„Je nun, wenn Sie wollen, ja, ich ver„muthe so etwas. Die Mama hat sich dann „und wann etwas dergleichen entfallen las-

„ſen. — Ich begreife nicht, was ſie denkt! „Einen ſolchen Mann für Sie auszuſu„chen!"

„Alſo Du meinſt, er paßt gar nicht für „mich?"

„Wie die Faust aufs Auge! — Nun, „Sie werden's nicht wiederſagen! — Der „Hofrath kann ihn nicht ſchmecken; ſie „ſind Todfeinde!"

„Woher weißt denn Du das?"

„Weil — weil ich im Hauſe des Hof„raths Bekanntſchaft habe."

„Und weswegen ſind ſie denn Todfein„de?"

„Weil — was weiß ich warum? Ver„muthlich, weil ihrer beyder Denkungsart „himmelweit verſchieden iſt."

Zwey und siebzigstes Kapitel.

Das Brenneisen wird weggelegt.

Sophie gieng bey diesen Worten wieder hinaus, um das Eisen von neuem heiß zu machen.

„Schon bey Jahren — nicht schön — ein „Todfeind des Hofraths — das mag ein „schönes Inventarienstück seyn, das mir „meine Mutter da ausgesucht hat! — Jetzt „ist's mir eben so lieb, daß ich den Friseur „versäumt habe. Um eines solchen Bräuti„gams willen wär's wohl der Mühe werth, „zwey Stunden unter dem Kamme zu schwi„tzen!"

Ich stand auf und stellte mich vor den Spiegel.

„Am Ende laß ich mich nicht einmahl „weiter brennen! Ob meine Haare kraus „sind oder nicht! — der Herr von Stark „kann schon so vorlieb nehmen!"

Ich griff nach dem Kamme, und als Sophie hereintrat, hatte ich die eine Seite schon toppirt.

„Nun? was iſt denn das?“ fragte ſie, „laſſen Sie ſich die Haare nicht weiter „brennen?“

„Nein! Es lohnt die Mühe nicht!“

„Mir auch recht!“ ſagte Sophie lächelnd, und legte das Brenneiſen weg.

Drey und siebzigstes Kapitel.

Ein teuflisches Weib.

Mein Nachtisch währte diesmahl ziemlich lange. Nicht etwa, daß ich auf meinen Anzug besondere Sorgfalt verwandt hätte. — Nein, es war mir im geringsten nicht drum zu thun, zu gefallen — sondern weil ich absichtlich so lange tändelte, bis ich hörte, es sey aufgetragen.

„Jetzt machen Sie, daß Sie hinüber„kommen," sagte Sophie; „Mama hat „schon dreymahl nach Ihnen gefragt."

„Mags doch! den fatalen Bräutigam „bekomme ich noch Zeit genug zu sehn."

„Den fatalen Bräutigam! Wie er „sich freuen müßte, wenn er das hörte! — „Der wird also wohl für diesmahl der „Bräutigam ohne Braut bleiben?"

„Wenns nach mir geht, so stehe ich „Dir dafür; ich will ihm schon so begegnen, „daß er die Lust verlieren soll."

Mit diesem löblichen Vorsatze und mit schwerem Herzen machte ich mich auf den Weg nach dem Tafelzimmer.

Vier und siebzigstes Kapitel.

Betrogene Erwartung

Ich hatte mir von diesem Herrn von Stark zweyerley Vorstellungen gemacht.

Entweder glaubte ich in ihm einen Hagestolzen zu finden, der bisher aus Murrsinn oder, was weiß ich, was für andere Ursachen sich nicht zum Heurathen hatte entschließen können, der nun auf einmahl, des ehelosen Lebens überdrüßig, sich entschlossen hatte, eine Frau zu nehmen, der aber nicht das Herz hatte, es mit einer, die in der großen Welt erzogen war, aufzunehmen, und deswegen auf ein junges Mädchen spekulirte, das eben erst aus dem Kloster kam, ein Gänschen, das aus Mangel der Erfahrung schon mit ihm vorlieb nehmen würde:

Oder ich erwartete in ihm einen von jenen bittersüßen Gecken zu sehn, die den

größten Theil ihres Vermögens weggestattet und vertändelt haben, und nun durch die Heurath mit einem jungen reichen Mädchen ihrem Ruf und zerrütteten Vermögen wieder emporhelfen, und sich für den Herbst und Winter ihrer Tage ein bequemes Unterkommen verschaffen wollen.

Aber wie sehr wurde ich in dieser meiner Erwartung betrogen.

Seine Figur und Gesicht waren so, daß mit Grunde nicht das geringste daran ausgestellt werden konnte. Er würde mir sogar gefallen haben, hätte ich mich nicht schon in den Hofrath vergafft gehabt.

An seinem Betragen war eben so wenig auszusetzen. Er war ernsthaft ohne mürrisch, höflich ohne kriechend, galant ohne süß zu seyn. Er ließ es mir sehr deutlich merken, daß ich nach seinem Geschmack sey, jedoch ohne sich mir aufzudringen; er sagte mir mit unter Schönheiten, die um desto mehr Nachdruck hatten, weil er eine so freye offne Miene hatte, daß

man ihm alles, was er ſagte, aufs Wort glauben mußte.

Fünf und ſiebzigſtes Kapitel.

Ich werde bitter und böſe.

Soll ich meine ganze Narrheit geſtehn? Soll ich's geſtehn, daß ich ordentlich bitter und böſe darüber wurde, daß ich dem Mann intereſſanter fand, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte?

Ich betrachtete ihn aufs genaueſte, ich gab mir ordentlich Mühe, irgend etwas lächerliches oder linkiſches an ihm zu entdecken. Aber umſonſt. Je mehr ich auf ihn Achtung gab, je weniger Veranlaſſung fand ich, ihm meinen Beyfall zu verſagen. Und je mehr ich ihm meines Beyfalls würdig fand, je mehr ärgerte ich mich über ihn, über mich, über alles was mich umgab.

Ich ſah es ein, daß er meiner ganzen Achtung, daß er ſogar meiner Liebe würdig war, und — ich hätte ihn haſſen mögen,

mögen, daß er der Geck nicht war, den ich mir unter ihm vorgestellt hatte.

Sechs und siebzigstes Kapitel.

Ein Tête à Tête, das nicht eben das unterhaltendste ist.

Bey Tisch wurde von lauter gleichgültigen Dingen gesprochen. Er wußte das Gespräch durch allerhand kunstliche Einfälle interessant zu erhalten, und zwang mir insgeheim manches Lächeln ab; ich sage, insgeheim, denn ich konnte es schlechterdings über meinen Trotzkopf nicht erhalten, ihm irgend ein Zeichen meines Beyfalls zu geben.

Als wir abgespeist hatten, verließ meine Mutter unter, ich weiß selbst nicht was für einen Vorwand, das Zimmer; absichtlich, um mich mit ihm allein zu lassen und ihm Gelegenheit zu geben, mir einen Antrag zu machen.

Ich saß wie auf Nadeln. Ich wär' so gern fort gewesen, wenn sich's nur geschickt hätte: aber ihn allein sitzen lassen, das wäre ja ein unverzeihlicher Fehler gegen alles ge-

wesen, was man nur in der weitesten Entfernung gute Lebensart nennt.

Ich nahm geschwind zu einem Strickstrumpfe meine Zuflucht, den meine Mutter ins Fenster gelegt hatte, und fing so ämsig an zu stricken, als ob ich ums Tagelohn arbeitete. Er saß mir gegenüber und sah mir stillschweigend zu. Ich merkte es ihm wohl an, daß er mir etwas sagen wollte; weil ich aber von seiner Gegenwart so gut als gar keine Notiz nahm, so erstarb ihm das Wort auf der Zunge, so oft er den Mund öffnen wollte.

Es ist keine leichte Aufgabe, eine Person zu unterhalten, die es einem deutlich merken läßt, daß sie nicht unterhalten seyn will; zumahl wenn man ihr etwas zu sagen hat, was das Herz angeht. Welcher Mensch von Gefühl wird sich in dergleichen Fällen wohl aufdringen?

Ich merkte es ihm wohl an, daß sein Stolz beleidigt war, aber das war mir um so viel lieber. Um desto sicherer war ich für seine Anträge. Und in der That, die

Art, wie ich mich gegen ihn benahm, mußte wohl den Stolz des gutmüthigsten Menschen empören.

Sieben und siebzigstes Kapitel.

Ich werde erlöst.

Glücklicherweise kam ein Besuch zu meiner Mutter, der uns beyde aus der Verlegenheit half. Ich nahm der ersten besten Gelegenheit wahr, um mich fortzustehlen, und begab mich auf mein Zimmer.

„Nun?" sagte Sophie, „wie finden Sie „den Herrn von Stark?"

„Aufrichtig gesagt, nicht so übel."

„Nicht so übel? — Doch ja! sagt' ichs „doch! Wem er gefällt! Der Geschmack ist „verschieden."

„Hab' ich denn gesagt, er gefällt mir?"

„Das eben nicht. Aber ich begreife nur „nicht, wie man einen Herrn von Stark „nicht so übel finden kann, wenn man „einen Hofrath Ebert zum Liebhaber hat.

„Ich dächte, der müßte einem wohl den „Geschmack an allen andern Männern ver„derben."

„Aber muß ich denn deswegen gegen „alles andre Verdienst ungerecht seyn?"

Ich sagte das in vollem Ernste. Ich konnte es mir unmöglich verbergen, daß Stark wirklich ein Mann von Verdienst war, und es verdroß mich ordentlich, daß ihm Sophie so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Achtes und siebzigstes Kapitel.

Ostern.

„Verdienst?“ erwiederte Sophie und brach in lautes Lachen aus, — „Sehen „Sie, ich bin schon weniger gerecht als „Sie. Wie Sie mich hier sehen, so hätte „ich schon eher Ursachen, von den Ver„diensten des Herrn von Stark zu spre„chen, da es mir die Ehre angethan hat, „mich seiner Aufmerksamkeit zu würdigen; „denn eine Höflichkeit ist der andern werth.“

„Dich seiner Aufmerksamkeit zu würdi„gen? Wie so?“

„Je nun, wie es die ledigen Herren „nun machen. Ich sollte Ausgeberin bey „ihm werden. Die Bedingungen waren „nicht übel. Ich wär' ihm beynahe in die „Falle gegangen. Glücklicher Weise aber „roch ich den Braten. Uebel sah ich eben „nicht aus, jung bin ich auch noch, und „Herr von Stark ließ mich seine Absichten „ziemlich deutlich merken. Aber Sophie ist „keine von denen, die sich zu so etwas

„brauchen lassen! Meine Ehre war mir zu „lieb. Unser eins hat sonst nichts als sei„nen ehrlichen Namen, und auf den muß „man halten, wenn man mit Ehren durch „die Welt kommen will."

Ich fiel aus den Wolken.

„Und das hätte Herr von Stark ge„than?" fragte ich ganz versteinert.

„Ja, das hat er gethan. Aber Sie müs„sen keinen Gebrauch davon machen. Ich „sage Ihnen das nur zu Ihrer Notiz. Es „ist gut, wenn man seine Leute kennt, zu„mahl wenn vom Heurathen die Rede ist. „— Ueberdem würde man Sie auch nur „auslachen, wenn Sie über so etwas Auf„hebens machen wollten. In der großen „Welt fällt so etwas nicht auf; im Gegen„theil, es ist Mode, und was Mode ist, „steht schön, sagt das Sprüchwort. — Ja, „ja, sehen Sie mich an, wie Sie wollen! „In Ihrem Kloster haben Sie freylich von „so etwas nicht gehört; aber hier werden „Sie bald aufhören, über dergleichen Din-

..ge sich zu wundern, denn man hört so et-
„was alle Tage!"

Neun und siebzigstes Kapitel.

Ein wenig philosophisch.

Es liegt nun einmahl im Menschen, daß man das Ueble, was einem von andern gesagt wird, immer eher glaubt, als das Gute. Wenn ich nicht irre, so liegt der Grund davon in unsrer Eitelkeit. Wir dünken uns in dem Augenblicke besser, indem wir von andern schlechte oder zweydeutige Handlungen hören; denn „Wie kann „man so etwas thun?" — „Das wär' ich „doch nicht fähig!" das in unserm Innern wiederhallt, erhebt uns über sie: dahingegen uns jede gute edle Handlung andrer in unsern eignen Augen entweder demüthigt, oder uns wenigstens unzufrieden mit uns selbst macht, daß wir sie nicht begingen.

Außerdem war ich auch noch zu neu, zu unerfahren, um zu glauben, daß man

andern schlechte Handlungen andichten könnte. „Wenn es nicht wahr wäre, daß dieser Herr von Stark Sophien verführen „wollte," sagte ich bey mir selbst, „warum „sollte sie es denn sagen? Was hätte sie „denn für einen Vortheil davon?"

Und was das Mehreste dazu beytrug, war, daß ich wirklich froh war, eine Veranlassung zu bekommen, eine schlechtere Idee von ihm zu hegen; denn die gute, die ich bereits von ihm hatte, war mir zu lästig, weil sie mich in den Fall setzte, ihm gegenüber Unrecht zu haben: ein Gefühl, welches jedem Menschen gewiß äußerst unangenehm ist, und uns desto unangenehmer, desto peinlicher wird, je gutmüthiger wir sind, und je feiner wir denken.

Achtzehntes Kapitel.

Etwas unphilosophischer.

Ich saß eine Weile in tiefen Gedanken, und überlegte mir das alles. Sophie stand mir gegenüber und sah mich an.

„Ich glaube gar, das geht Ihnen or„dentlich zu Herzen, was ich Ihnen da „vom Herrn von Stark gesagt habe?" sagte sie.

„Wie man sich in den Menschen irren „kann!" rief ich aus.

„Ich sehe schon, es wird Ihnen sauer, „mir zu glauben. Der Herr von Stark „muß besonders geheime Zauberreize haben, „durch die er sich in Ihr schönes Herzchen „aufs erstemahl schon so fest eingenistet hat. „— Ich sehe schon, ich werde dem armen „Hofrath die Zusammenkunft auf morgen „wieder absagen müssen!"

„Hast Du ihn gesprochen?"

„Ja, ich lief, als Sie bey Tische wa„ren, auf einen Sprung zu ihm hinüber."

„Nun?"

„Nun? Ich habe ihn morgen früh um „halb sieben Uhr in die ** Kirche bestellt. „Wir gehn in die Frühmesse, da schläft die „Mama noch, und so können wir schon „ein halbes Stündchen länger ausbleiben."

„Und hast Du ihn in meinem Namen „bestellt, oder hast Du es ihm bloß so für „Dich gesagt, daß ich um diese Zeit in die „Kirche ginge?"

„Ey bewahre! In Ihrem Namen ha„be ich's ihm gesagt. Meine Botschaft „wär' ihm ja sonst nicht halb so angenehm „gewesen."

„Das ist mir gar nicht recht."

„Aber ihm war's recht sehr recht. Se„hen Sie da den schönen blanken Duka„ten, den er mir geschenkt hat."

„Was muß er sich für eine Idee von „mir machen, daß ich ihn so gerade bestel„len lasse?"

„Daß Sie mit ihm sprechen wollen! „Was kann er sonst von Ihnen denken? „Wenn man einem gut ist, und ihn hei„rathen will, so ist's ja sehr natürlich, daß

„man [illegible] mit ihm spricht. Oder wollen „Sie heurathen wie die Quäker, die nicht „eher ein Wort mit einander wechseln, als „nach der Trauung?“

„Du sprichst schon vom Heurathen —“

„Nun sag wie weit ist's denn noch bis „dahin? Ist denn der Hofrath nicht etwa „eine anständige Parthie für Sie? Was „kann denn die Mama vernünftiges gegen „ihn einwenden? Ich habe mir's einmahl „in den Kopf gesetzt, der Hofrath und Sie „müssen ein Paar werden!“

Ein und achtzigstes Kapitel.

Scheuer hat noch niemand zu Pferde geschissen.

Hier wurde ich abgerufen, weil ich mit meiner Mutter spatzieren fahren sollte. Herr von Stark sollte auch von der Parthie seyn.

Mir war das gar nicht recht. Ich fürchtete mich ordentlich, mit ihm und meiner Mutter allein zu seyn. Zum Glück half mir aber jene Frau, die mich vorhin vom Tête à Tête erlöst hatte, zum zweytenmahle aus der Verlegenheit. Sie fuhr mit. Es war die Wittwe eines Landraths, eine alte Plauderschwester, welcher der Mund keinen Augenblick still stand. Ich war also ziemlich sicher, daß in ihrer Gegenwart das Gespräch gewiß nicht auf den Gegenstand fallen würde, den ich so sehr fürchtete; denn wo sie war, besorgte sie die Spesen der Conversation ganz allein.

Als wir die Promenade hinauffuhren, sah ich den Hofrath schon von weitem reiten. Das Herz klopfte mir für Freude.

Schöner hat noch niemand zu Pferde gesessen.

Er riet Schritt. Wir holten ihn also bald ein. Er grüßte uns, indem wir an ihm vorbeyfuhren, und warf mir einen Blick zu, als wollte er sagen: „Morgen früh ein „mehreres!"

Ich wurde bis über die Ohren roth.

Zwey und achtzigstes Kapitel.

Große Verlegenheit.

„Je, wer war denn der schöne Reiter?“ fragte die Landräthin, welche ihn nur auf einen Blick gesehn hatte, weil sie ihn zu spät war gewahr worden.

„Der Hofrath Ebert,“ antwortete meine Mutter mit einem verdrüßlichen Gesicht.

Meine Wangen glühten nur immer mehr. Die Blicke des Hofraths, der an meiner Seite hinter dem Wagen her ritt, so daß er mich immer im Gesicht behalten konnte; auf der andern Seite Herr von Stark, welcher, wie ich wohl merkte, mich beobachtete; das verdrüßliche Gesicht meiner Mutter: alles vermehrte meine Verlegenheit. Mein Blut kochte für Angst.

Drey und achtzigstes Kapitel.

Die Plauderschwester.

„Ach, es ist wahr!" erwiederte die Landrätyin. „Der schöne Hofrath! Drum, er „kam mir gleich bekannt vor! — Nun? „Und die Fräulein sind so roth geworden?"

Sie sah mich bey diesen Worten starr an. Man denke, ob das ein Mittel war, meine Verlegenheit zu vermindern!

„Es ist entsetzlich heiß im Wagen! antwortete ich stammelnd, und schlug die Augen nieder.

„Ja, ja!" sagte sie sehr schlau. „Im „Herzen ist's heiß, und nicht im Wagen! „Ich müßte ja sonst auch etwas davon füh„len! Das kennt man schon! Armes Kind! „— Machen Sie Sich nichts draus! Sie „sind nicht das erste Mädchen, dem er warm „ums Herz macht. Und Schande macht's „Ihnen auch nicht, denn der Mann ist „schön, reich und von gutem Herkommen. „Er soll prächtig meublirt seyn. Und seine „Kleider, seine Equipage — Wissen Sie

„wohl, er hat letzthin in Herrenbrunn ein „Diner gegeben, das über dreyhundert Tha„ler gekoſtet hat. — Was ich ſagen wollte „— ja, und wie ſchön er zu Pferde ſitzt! „Ja, ja, ein ſchöner Reiter iſt uns Weibern „immer gefährlich. Mein ſeliger Mann — „tröſte ihn Gott, wenn er zu tröſten iſt! — „eroberte mich auch zu Pferde. Er hatte „mir ſchon zu Fuße gefallen; aber als ich ihn „vollends reiten ſah, da war mein Herz vol„lends ganz weg. Der gute liebe Mann! — „ich denke noch mit Vergnügen dran, wenn „ich ſo im Wagen ſaß, und er nebenher ritt. „— Ja, und tanzen ſollten Sie den Hof„rath erſt ſehen! Mein ſeliger Mann — „Gott tröſte ihn! — tanzte auch ſchön, aber „gegen den Hofrath war's kein Vergleich!" — In dieſem Tone plauderte die Landräthin in einem Odem fort.

Vier und achtzigstes Kapitel.

Ich sitze wie auf Kohlen.

Meine Mutter wollte das Gespräch auf etwas anders bringen, und fiel ihr einigemahl ins Wort; aber sie ließ sich nicht abbringen. Immer kam sie wieder auf den Hofrath. Immer wußte sie mir wieder eine neue gute Eigenschaft, eine neue Fertigkeit, eine neue Vollkommenheit von ihm anzurühmen. Sie war unerschöpflich in seinem Lobe. Man denke sich nun die bösen Gesichter und den Unwillen meiner Mutter, man denke neben mir den Herrn von Stark, der, wie ich recht wohl merken konnte, gleich im ersten Augenblick, in welchem er meine kleine Figur gesehn hatte, Feuer gefangen hatte, der mich nun immer von der Seite beobachtete, und in meiner Verlegenheit, in die mich die Reden dieser ewigen Schwätzerin versetzten, sehr deutlich erkannte, daß er in dem Hofrath einen begünstigten Nebenbuhler hatte; man denke sich noch den Hofrath dazu, der immer in einer ge-

wissen Entfernung hinter drein ritt, und kein Auge von mir verwandte: und nun urtheile man, ob ich auf Kohlen saß!

Fünf und achtzigstes Kapitel.

Der Hofrath schließt sich an.

Endlich wurde es meiner Mutter zu toll. Sie zog die Schnur an, und befahl dem Kutscher anzufahren und zu halten.

Wer war froher als ich, als der Bediente den Schlag öffnete! Ich schöpfte wieder frische Luft. Aber diese Erleichterung dauerte nur einige Augenblicke, da ging meine Verlegenheit von neuem an.

Der Hofrath war indessen herbeygesprengt, war mit einem Satz vom Pferde herunter und am Wagen, und half mir heraus.

Da hätte man erst das Gesicht sehen sollen, das mir meine Mutter machte. Aber was half's? Sie konnte nichts dagegen machen, sie mußte sich sogar entschließen, sich auch vom Hofrath herausheben und die

Hand küssen zu lassen: denn der Hofrath verstand Lebensart, und war zu klug, so scheinen zu wollen, als gelte mir seine Galanterie allein.

Er hielt sich jedoch an meiner Seite, und fragte sehr verbindlich, ob es ihm erlaubt sey, uns Gesellschaft zu leisten?

Ich beantwortete ihm das mit einer stummen Verneigung, meine Mutter und Herr von Stark thaten dasselbe, denn was war da anders zu thun? Die Landräthin ergoß sich in einen Schwall von Complimenten, worin sie gar nicht aufhören konnte, ihm zu versichern, wie sehr sie sich's zur Ehre und zum Glück schätzte, in seiner Gesellschaft spatzieren zu gehn.

Sechs und achtzigſtes Kapitel.

Ich ſchwimme in Wonne.

Der Hofrath bot mir den Arm. Herr von Stark führte meine Mutter und die Landräthin.

So wie ich ſah, daß der Hofrath gewiſſermaßen bey unſerm Zirkel accreditirt war, verlor ſich meine Verlegenheit allmählig, und machte dem fröhlichen Gefühle Platz, an der Seite des Mannes zu ſeyn, der für mich der Einzige in der Schöpfung war.

Die neidiſchen Blicke der Weiber und Mädchen, die uns begegneten, und auf deren Geſichtern ich ſehr deutlich ſah, wie ſehr ſie mir meinen Führer misgönnten, vermehrten noch meine Zufriedenheit. Kurz, ich ſchwamm in einem Himmel von Wonne und Entzücken.

Sagen konnten wir einander freylich nicht, was wir einander ſo gern geſagt hätten, denn meine Mutter ließ uns nicht aus den Augen, und hörte jedes Wort, was wir ſprachen. Aber die Verliebten verſtehn ein-

ander, aber ohne zu reden; oder vielmehr, sie haben eine Sprache, die sie nur allein verstehen, und die, ob sie gleich keinen einzigen articulirten Laut hat, doch ungleich sanfter, ungleich hinreißender, schmelzender und wohlklingender ist, als selbst die Sprache des Petrarch.

Er drückte so oft als möglich meine Hand, die auf seinem Arm ruhte, mit diesem Arme fest an sich; das war doch wohl fast so gut als ein Händedruck: und was ist einem verliebten Mädchen wohl bedeutender als ein Händedruck?

Sieben und achtzigſtes Kapitel.

Herr von Stark bleibt aus.

Als wir einigemahl auf- und abgegangen waren, ſetzten wir uns nieder, um einige Erfriſchungen zu nehmen. Herr von Stark ging, um ſie zu beſorgen.

Der Hofrath zeigte ſich indeſſen als den unterhaltendſten und geiſtvollſten Geſellſchafter von der Welt. Ich fand mit jedem Augenblicke neue Veranlaſſung, ihn zu bewundern. Sogar meine Mutter konnte ihm ihren Beyfall nicht verſagen. Das merkte ich daran, weil ſich ihre Geſichtszüge zuſehends aufheiterten.

Herr von Stark kam nicht wieder zum Vorſchein. Mich kümmerte das wenig, denn mir wär's lieber geweſen, wenn er gar nicht zum Vorſchein gekommen wäre: aber meine Mutter vermißte ihn.

Der Hofrath war galant genug ihn aufzuſuchen. Während daß er weg war, brach die Landräthin aufs neue zu ſeinem Lobe aus; und zu meinem nicht geringen

Vergnügen versicherte ihr meine Mutter zu: der Hofrath sey einer der artigsten Männer, die sie noch in ihrem Leben gesehen habe.

Er kam endlich — denn für mich war es eine ungeheuer lange Zeit, ob er gleich kaum zehn Minuten mochte ausgeblieben seyn — ohne den Herrn von Stark zurück. Er hatte ihn nirgends gefunden. Meiner Mutter ging das sehr im Kopfe herum. Sie rief den Bedienten, und dieser referirte: „Herr von Stark sey unpäßlich geworden, habe sich in einen Fiaker gewor„fen und sey nach Hause gefahren, und „habe ihm aufgetragen, ihn bey der Ge„sellschaft zu entschuldigen."

Jetzt verfinsterte sich meiner Mutter Gesicht aufs neue.

Acht und achtzigstes Kapitel.

Neue Unruhe.

Der Hofrath that alles mögliche, sie aufzuheitern. Er bot seinen ganzen Witz auf, aber dießmahl versagte ihm seine Kunst. Sie war und blieb mürrisch. Es giebt Launen, in denen wir schlechterdings nicht amüsabel sind, und in diesen Launen will uns auch schlechterdings nicht zu amüsiren.

Die Landräthin war eigentlich die Einzige, die an des Hofraths Unterhaltung reines Vergnügen fand, die Einzige, die mit freyem Herzen lachen konnte, denn ich — so angenehm mir auch seine Gesellschaft war, so begierig ich jedes seines Worte auffing, so gern ich auf alles lauschte, was er sagte und that — ach! mir verging die Lust zu lachen, wenn ich an das Nachhausefahren dachte, wenn es mir einfiel, daß ich den ganzen Tag mit meiner Mutter allein seyn müßte. Was für Vorwürfen sah ich da entgegen!

Neunundachtzigstes Kapitel.

Die Landräthin zieht mich zum zweytenmahle aus der Verlegenheit.

Wir brachen endlich auf. Der Hofrath bot dießmahl meiner Mutter den Arm und führte sie zum Wagen.

Er versicherte beym Abschiednehmen, er habe heute einen der glücklichsten Nachmittage seines Lebens genossen, und bat sie um die Erlaubniß, die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen.

Meine Mutter konnte nichts anders thun, als ihm wieder etwas Verbindliches darauf sagen, und ihm versichern, daß sie sich seine Bekanntschaft zur Ehre schätze.

Er hob uns drauf in den Wagen, drückte mir aber vorher einen feurigen Kuß auf die Hand, und so schieden wir.

Mit klopfendem Herzen saß ich meiner Mutter gegenüber, und sah auf ihrer Stirne eine düstre Wetterwolke hängen, die über mich auszubrechen drohte.

„Was das für ein Abend werden wird, „auf einen so schönen Tag!" sagte ich bey mir selbst: und auf einmahl riß mich die Landräthin aus der Verlegenheit, indem sie sich zum Abendessen einlud.

Wer war froher als ich!

Dreyzehntes Kapitel.

Kopfweh.

Ich weis nicht, waren es die verschiedenen Leidenschaften und Gefühle, die mich diesen ganzen Tag über bekämpft hatten, war es die Liebe allein, war es die Luft, oder was für eine andre Ursache: genug, ich bekam auf einmahl heftiges Kopfweh.

Ich bat um Erlaubniß, mich schlafen legen zu dürfen, die mir denn auch ertheilt wurde, stand auf, empfahl mich, und war herzlich froh, als ich wieder in meinem Zimmer war.

Meines Kopfwehs ungeachtet konnte ichs doch nicht übers Herz bringen, mich nieder zu legen, ehe ich Sophien die Vorfälle des heutigen Tages erzählt hatte.

„Der Herr von Stark kömmt mir sehr „spashaft vor, mit seinem Krankwerden!" sagte sie. „Ich kanns nicht leiden, wenn „ein Mann so albern ist, und sich die Eifersucht gar zu deutlich merken läßt!"

„Die Eifersucht! Ist er denn verliebt „in mich?" fragte ich in dem Ton, den man gewöhnlich annimmt, wenn man etwas hören will, was man gern hört.

„Und das sollten Sie nicht gemerkt ha„ben? Gehen Sie doch! Die Parthie zwi„schen Ihnen und ihm war schon lange mit „der Mama verabredet. Ich habe ja so „vieles gehört, was er mit der gnädigen „Frau gesprochen hat. Gestern hat er Sie „auf der Promenade gesehn, ohne daß Sie „etwas von ihm wußten. Sie gefielen „ihm. Ich weiß das von seinem Bedien„ten. Heute hat er Sie vollends kennen „gelernt. Er glaubte seiner Sache sicher „zu seyn, weil er mit Mama richtig war, „und nun kömmt ihm der Hofrath in die „Quere: das mußte ihn ja natürlicherwei„se verdrießen. — Aber merken hätte er „sich's nur nicht lassen sollen!"

Ein und neunzigstes Kapitel.

Der andre Morgen.

Ich war, was das merken lassen betrifft, nicht so ganz Sophiens Meinung, denn man sieht's doch immer gern, wenn man Sensation erregt, wenn einen auch der Gegenstand nicht besonders interessirt.

Indessen war ich für diesen Abend zu schläfrig, um mich mit Sophien in einen langen Streit einzulassen. Ueberdem muste ich auch am andern Morgen früh aufstehn, um die Messe, oder vielmehr meinen schönen Hofrath nicht zu versäumen.

Ich legte mich also schlafen, und träumte so süß, so süß, daß ich bitter und böse war, als Sophie am andern Morgen mit der Nachricht vor mein Bette trat: es sey eben sechs Uhr.

Doch als ich mir die Augen ein Paar mahl ausgerieben hatte und ein wenig munter geworden war, hörte ich auf bitter und böse zu seyn, denn die Ursache, warum Sophie meinen süßen Morgenschlaf unterbro-

chen hatte, war süß genug, um mich dafür schadlos zu halten.

Zwey und neunzigstes Kapitel.

Ein Strich in die Rechnung.

Ich fuhr geschwind in meine Kleider, um den Glockenschlag halb sieben ja nicht zu versäumen.

So leise als möglich öffnete Sophie meine Zimmerthür, wir schlichen über den Vorsaal auf den äußersten Spitzen der Fußzehen, damit uns meine Mutter nicht hören sollte, im Fall sie schon auf wäre, und indem wir zur Saalthür hinauswischen wollten, erschien —

Welche Erscheinung! Welche Ueberraschung! Welch ein Strich durch unsern so schön angelegten Plan! —

Es war meine Mutter, welche ihre Thür öffnete.

Sie hatte den Mantel um

„Bleiben Sie nur zurück, Sophie," sagte sie. „Wilhelmine fahre mit mir in die „Kirche!"

Drey und neunzigstes Kapitel.

Ungegründeter Verdacht.

Ich war so betroffen, so außer mir, daß ich da stand, wie eine Bildsäule. Wenn man mir in diesem Augenblicke eine Ader geöffnet hätte, ich glaube sicher, es wär' kein Tropfen Blut gekommen.

Meine Mutter war delicat genug, zu thun, als bemerkte sie das nicht. Sie ging zur Thür hinaus, ohne mich anzusehn, und mit Zittern und Zagen folgte ich ihr die Treppe hinab, und stieg zu ihr in den Wagen.

Meine Mutter befahl dem Kutscher, in eine entfernte Vorstadt zu fahren.

„Es ist doch einerley, wo wir Messe hö„ren," sagte sie zu mir, „und der Morgen „ist so schön. Auf die Art können wir noch „spatzieren fahren."

„Auch noch hübsch weit fahren," dachte ich, „damit wir recht lange unter vier Au„gen sind! Das wird ein schönes Examen „werden!"

Ich saß wie das personificirte böse Gewissen neben ihr, und erwartete mit jedem Augenblicke sehr ernsthafte Verweise von ihr. Aber wer sich nicht ein Wort merken ließ, das war meine Mutter. Auch nicht ein einziges Wort!

Sie war außerordentlich freundlich gegen mich, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und sprach von lauter gleichgültigen Dingen.

Vier und neunzigstes Kapitel.

Listige Gründe.

Wer war froher als ich, als wir wieder nach Hause kamen?

„Das war ein garstiger Strich durch „die Rechnung!" sagte Sophie, so wie ich in mein Zimmer eingetreten war.

„Ja wohl!"

„Hat Mama geschmält?"

„Auch keine Sylbe hat sie sich verlau„ten lassen."

„Hm! Ich traue bey alledem dem Din„ge doch nicht recht. Das ist nur Winde„stille. Der Sturm kömmt nach."

„O nein! Meine Mutter ist gut."

„Das wohl, aber dem Hofrath ist sie „nicht gut!" —

„Eben deswegen möchte ich lieber aus „dem ganzen Handel seyn. — Ich muß „Dir aufrichtig sagen, ich habe mir heute „im Wagen ordentlich Vorwürfe darüber „gemacht, daß ich meine Mutter hintergan„gen habe."

„Sie hintergangen? Wie meinen „Sie denn das? Hintergeht man denn „eine Mutter, wenn man sich einen Lieb„haber nach seinem Geschmack aussucht? „Oder heurathen Sie Ihren künftigen Mann „für Ihre Mutter, oder für Sich? Dar„über machen Sie Sich kein Gewissen!"

Fünf und neunzigstes Kapitel.

etwas von süßer Wehmuth.

Sophiens Gründe leuchteten mir außerordentlich ein, so sehr ein, daß ich alle die guten Vorsätze darüber vergaß, die ich neben meiner Mutter im Wagen gefaßt hatte.

Man muß wissen, die Delikatesse, mit welcher mich meine Mutter behandelte, hatte mich zu einem solchen Grade gerührt, daß ich mir steif und fest vornahm, alle Gemeinschaft mit dem Hofrath aufzuheben, und ihrem Willen gemäß, mit Mühe zu geben, es zu versuchen, ob ich mich nicht in den Herrn von Stark verlieben könnte, dem ich im Grunde nichts weniger als gram war.

Jetzt brachten mich Sophiens Worte auf einmal von meinem Vorsatze ab.

„Ob denn der Hofrath in der Kirche „war?" sagte ich nach einer kleinen Pause.

„Nun freylich war er!"

Und was er gedacht haben mag, da er mich nicht gesehn hat!"

„Erſt hat er Sie geſucht wie eine Steck„nadel, und da er Sie nicht fand, ſo glaub„te er, Sie wären krank geworden. Wie „er ſich Ihretwegen geängſtiget hat!“

„Geängſtiget?“ wiederholte ich, und war ordentlich froh darüber; denn die Liebe hat das eigene, daß man den, dem man wohl will, doch gern ängſtige. Daſſelbe heißt aber auch die Pein der Liebe vorzugsweiſe die ſüße Pein.

Sechs und neunzigstes Kapitel.

Eine fröhliche Nachricht.

„Nun ja! Geängstigt! Oder glauben „Sie etwa, Sie können einen Liebhaber „nicht ängstigen? Das getraue ich mir wohl, „geschweige denn Sie! — Aber jetzt ra„then Sie einmahl, wer heute Nachmittag „herkommen wird?"

„Wie kann ich denn das?"

„Nun, nur zum Spaß! Es ist jemand, „den Sie recht gern sehen, jemand, der „Sie recht gern sieht."

„Den ich recht gern sehe? der mich „recht gern sieht? Wer könnte denn das „seyn?"

„Fällt Ihnen gar niemand ein?"

„Kein Mensch."

„Aber mein Himmel! Sagt Ihnen Ihr „Herz auch nichts?"

„Mein Herz? — Sollte etwa der Hof„rath —?"

„Nun freylich! Der Hofrath kömmt."

„Aber was wird meine Mutter —"

„Was sie sagen wird, meinen Sie? „Was kann sie denn sagen? Er kennt sie, „und sie kennt ihn. Sie hat ihm ja den „Zutritt in ihrem Hause erlaubt. Er kömmt „und erkundigt sich, wie Ihnen die gestri„ge Promenade bekommen ist: dagegen kann „ja die Mama nichts haben."

Sieben und neunzigstes Kapitel.

Folge des Vorigen.

Mir war's bey alledem, als könnte meine Mutter doch wohl etwas dagegen haben. So gern ich den Hofrath sah — was rede ich von gernesehn? — So sehr ich auch in den Hofrath verliebt war, so sehr fürchtete ich den Augenblick seiner Erscheinung. Und gleichwohl wünschte ich diesen Augenblick auch.

Der Mensch ist ein sonderbares, unbegreifliches Wesen; ein Wesen, das von Widersprüchen zusammengesetzt ist: ein Mädchen ist ein noch unbegreiflicheres Wesen; und ein verliebtes Mädchen ist das unbegreiflichste von allen.

Sehr natürlich! Wer vermag sie zu berechnen, da sie mit sich selbst im immerwährenden Widerspruche lebt?

Aber ein verliebter Mann — ist der wohl eher zu berechnen? — Ich glaube schwerlich! Um so weniger, weil er von den Launen seiner Geliebten abhängt.

Acht und neunzigstes Kapitel.

Der Hofrath kömmt.

Dieser glückliche, dieser so gefürchtete und so gewünschte Augenblick erschien endlich, und mit ihm der Bezwinger meines Herzens in aller seiner Schönheit und Glanze.

Er war im Ernst schöner und geschmackvoller gekleidet, als jemahls. —

Der Grausame! Er hätte nicht nöthig gehabt, erst noch neue Reize aufzubieten: er wüthete ohnehin unbarmherzig genug in meinem armen Herzen herum.

Meine Mutter machte bey seinem Eintritte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: „du hättest wohl allenfalls können wegbleiben!" Der Hofrath sah aber aus, als ob er anderer Meinung wäre, und ich war vollkommen mit ihm einverstanden. Muß denn auch eine Mutter immer der Tochter gegenüber recht haben? Etwa darum, weil sie älter ist? Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein.

Ich war also ganz auf des Hofraths Seite, und ich konnte es sehr deutlich in seinen Blicken lesen, wie sehr er mir das Dank wußte.

Neun und neunzigstes Kapitel.

Er erobert meine Mutter.

War seine Außenseite liebenswürdig, so war er's von innen noch viel mehr. Er war so unterhaltend, so hinreißend angenehm, daß er einen ordentlich bezauberte. Er war geistvoll und naiv, launig und ernsthaft, tändelnd und gefühlvoll, witzig und solid; kurz, er war alles, was er seyn wollte.

Il avoit cette aisance, cette légereté avec laquelle on fait tout ce que l'on veut, et tout ce qui plaît.

Er war so unwiderstehlich, daß ihm meine Mutter selbst nicht widerstehen konnte. Je mehr er sprach, je heiterer wurde ihr Gesicht, und sie hörte ihm beynahe mit so vielem Vergnügen zu, als ich, obgleich nicht mit so vielem Antheile.

Hundertstes Kapitel.

Eheliche Glückseligkeit.

Das Gespräch fiel von ohngefähr auf den Ehestand. Ein Paar Eheleute, die uns gegenüber wohnten, und von denen es bekannt war, daß sie nicht eben gar zu glücklich mit einander lebten, gaben dazu Anlaß.

Er entwarf ein Bild des ehelichen Lebens, wie er sich's dachte, und wie er es einmahl mit seiner künftigen Gattin führen würde, so reizend, so himmlisch schön, daß meine Mutter selbst sich nicht enthalten konnte, ihm das Compliment darüber zu machen, „daß das Mädchen, das einmahl das Glück haben würde, die Seinige zu werden, in der großen Ehestands„lotterie einen Haupttreffer ziehen würde."

Und ich erst! Ich hatte ihn gezogen, diesen Treffer! Man denke, wie mir das Herz dabey schwoll! Ich war im Geiste schon mit ihm auf dem Wege zum Altare! — Ich glückliche, glückliche Braut! —

Hundert und erstes Kapitel.

Kindliche Liebe.

Meine Mutter fragte ihn um seine Familie. Er hatte nur noch eine Mutter; und wie sprach er von dieser Mutter! Mit welcher Achtung! Mit welcher Ehrfurcht! Und zugleich mit welcher Rührung und kindlicher Liebe! Wie leid that es ihm, daß es seine Verhältnisse nothwendig machten, von ihr getrennt zu leben! Er hatte sie oft gebeten, zu ihm zu kommen, und ihre Tage bey ihm zu beschließen; aber alte Leute haben nun einmahl Vorurtheile: sie konnte und wollte sich nicht von ihrem Geburtsorte trennen!

Aber er sprach mit einer Art von seiner Mutter, er hing mit so vieler Liebe an ihr, daß sich jede Mutter, wenn sie ihn hörte, einen solchen Sohn wünschen mußte.

Meine Mutter war ganz Ohr, als sie ihn so deklamiren hörte. Ich sah es ihr an, wie gern sie ihm zuhörte, und — Wie wohl mir das that!

Hundert und zweytes Kapitel.

Sehr rührend.

„Meine gute Mutter ſähe mich ſo gern „verheurathet," fuhr er fort, „aber das „Schickſal hat es bisher nicht gewollt. Ich „war ſo glücklich, das Herz eines Mädchens zu beſitzen: eines Mädchens, das „ich über alles liebte. — Aber — dieſes „Mädchen wurde mir geraubt. Grauſame, „tyranniſche Familienrückſichten entriſſen ſie „mir. — Ich mag nicht daran denken!" — —

Bey dieſen Worten gingen ihm die Augen über; er ſuchte aber ſeine Rührung zu verbergen.

„Die Fräulein haben ſie ja gekannt," ſagte er. „Sie mag Ihro Gnaden ſagen, „was ich an ihr verlor."

„Du haſt ſie gekannt, Willhelmine?" fragte meine Mutter.

„Ja, Mama! Es war die junge Nonne, „die mich ſo herzlich küßte, als wir aus

„dem Kloster gingen. Wissen Sie nicht?
„— Die so sehr weinte?"

„Ach die? — Ein schönes Gesicht! Ich
„bedauerte sie gleich auf dem ersten An-
„blick. Ich sah es ihr an, daß sie ein un-
„glückliches Schlachtopfer eigennütziger Fa-
„milienrücksichten war."

Hundert und drittes Kapitel.

Mehr überraschend als rührend.

„Also war sie recht traurig?“ fragte er. „Denkt sie doch noch dann und wann an „mich? — O, ich bitte Sie, erzählen Sie „mir doch etwas von meiner Agnes!“

Ich sagte ihm jetzt, was ich von ihr wußte, aber ich hütete mich wohl, ihm et was davon zu sagen, daß sie mit mir von ihm gesprochen, und noch weniger, daß sie mir ihn vermacht hatte.

Er seufzte bey meiner Erzählung so beweglich, daß selbst meiner Mutter angst und bange wurde. Sie fing einmahl über das andre ein andres Gespräch an, aber er blieb immer bey seiner Agnes.

„Ihro Gnaden haben keine Idee von „meiner Angst, meinem Kummer, meiner „Verzweiflung, als ich hörte, meine Agnes „sey eingekleidet!“ fuhr er fort. „Ich „glaubte die Vollkommenste ihres Geschlechts „zu besitzen; ich verzweifelte, eine zweyte zu „finden, die mir den Verlust meiner Agnes

„erſetzte; aber jetzt habe ich ſie gefunden! „habe doppelten, dreyfachen Erſatz für ſie „gefunden! — Sie, Wilhelmine, ſind dies „ſer ſchöne Erſatz! Sie müſſen Sich mei„ner erbarmen! Sie müſſen mich der Welt „wiedergeben, für die ich ſeit dem Verluſt „meiner Agnes ganz verloren war. Sie „ſind das Ebenbild meiner geliebten Agnes. „Gleich auf den erſten Anblick flog ihnen „mein Herz entgegen. — Wilhelmine! — „Sie Engel in menſchlicher, oder Sie Mäd„chen in engliſcher Geſtalt! Sagen Sie „nur Ein Wort zu meinem Troſte! — „Sie ſehen, daß ich aufrichtig meine, „daß ich ehrliche Abſichten habe, weil ich „Ihnen das Geſtändniß meiner Liebe im „Beyſeyn Ihrer verehrungswürdigen Mut„ter ablege! — Nun, himmliſches Mäd„chen?“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „Sie antworten gar nichts? — Und „Sie ſagen auch nichts, gnädige Frau?“

Hundert und viertes Kapitel.

Eine Gruppe.

Da war auch etwas zu antworten!

Meine Mutter war in einer ungemeinen Verlegenheit. Der Hofrath war ein Mann, der in der Stadt in einem gewissen Ansehen stand, und der nicht so geradezu abzuweisen war.

Ich armes Corpus delicti, ich saß da, und wußte nicht, ob ich noch lebte oder todt sey? Daß der Hofrath so rasch zu Werke gehen würde, das hätte ich mir nicht im Traume einfallen lassen.

Wir müssen alle drey eine sonderbare Gruppe gemacht haben.

Meine Mutter sah aus, als ob sie k ö n n t e und nicht wollte; ich sah aus — wenigstens glaubte ich, daß ich so aussah — als ob ich w o l l t e und nicht könnte; und der Hofrath sah aus, als ob er wollte und könnte, denn der war ein Mann, der seine Beute

te nicht sonderliche sehen ließ. Das merkte ich an der Art, wie er meine Hand hielt, die er gefaßt hatte, und mit tausend Küssen bedeckte: er hielt sie so fest, als ob er sie in seinem Leben nicht wieder loslassen wollte. Und wenn ich die Wahrheit sagen soll, mir war dieses Festhalten gar im geringsten nicht unangenehm.

Hundert und fünftes Kapitel.

Die fatale Landsbergin.

Nach der Beschreibung, die ich oben von ihr gemacht habe, werden wir es meine Lesterinnen wohl ohne ein Wort glauben, wenn ich ihnen versichere, daß sie eben keine angenehme Gesellschafterin für mich war: aber in diesem Augenblicke — weiß der liebe Himmel, wie viele tausend Meilen weit ich sie weggewünscht hätte!

Daß sie auch gerade in diesem kritischen, in diesem entscheidenden Augenblicke eintreten mußte!

Der Hofrath hatte durch seine schnelle Erklärung meine Mutter so fest gepackt, daß sie schlechterdings nicht ausweichen konnte; es mußte eine entscheidende Antwort darauf erfolgen.

Alles war so schön im Gange, und auf einmahl kam durch die Erscheinung dieser Frau alles wieder ins Stocken: denn so sehr war sie nicht Freundin von unserm

Hause, damit man in ihrer Gegenwart dergleichen Familienangelegenheiten verhandeln konnte.

Wer war froher als meine Mutter, daß sie diesesmahl auf so gute Art aus der Verlegenheit kam, und wer war mißmüthiger als ich.

Noch einmahl: die fatale Landräthin!

Hundert und sechstes Kapitel.

Das l'Hombre.

Hatte meine Mutter gestern der Landräthin Gesichter geschnitten, so schnitt ich ihr heute welche: war ich gestern freundlich gegen sie gewesen, so war es meine Mutter heute.

Ich weiß nicht, war es meiner Mutter wirklich für heute nicht recht gemüthlich auszufahren, war ihr das Wetter nicht recht, oder, was mir das Wahrscheinlichste von allen ist, fürchtete sie, der Hofrath würde von der Parthie seyn, und sie möchte mich auf der Promenade nicht so unter den Augen haben können, als im Zimmer: genug, sie schlug eine l'Hombreparthie vor, die denn von der Landräthin, welche eine erklärte Spielschwester war, mit großen Freuden, vom Hofrath aber, wie es mir schien, mit Widerwillen, jedoch aus Galanterie, angenommen wurde.

Der Spieltisch wurde zugerichtet, das Spiel nahm seinen Anfang, und ich nahm

meinen Platz zwischen dem Hofrath und meiner Mutter, und sah zu.

Der Hofrath fragte mich, ob ich auch spielte?

„O nein," war meine Antwort, „kein „einziges Spiel! Wie hätte ich im Kloster „eines lernen sollen?"

„Dazu ist aber noch Zeit," sagte er. „Wenn Sie die Güte haben wollen, ein „wenig Achtung zu geben, so will ich Ihnen „die Regeln zeigen. Sie werden es geschwind begreifen."

Jetzt fing er an, mich mit dem Werthe der Karten bekannt zu machen, erklärte mir bald, warum er fragte, bald, warum er paßte, warum er diesen Stich nähm', oder jenen vorbey ließ; kurz er war so deutlich, gab sich so viele Mühe, und ich hörte ihm so aufmerksam zu, daß ich für lauter Hören kein Wort von allem begriff, was er mir erklärte, denn der Ton seiner Stimme war mir unendlich interessanter, als alles, was er sagte.

Hundert und ſiebentes Kapitel.

Das Spiel.

Nach dem dritten, oder viertenmahl Herumſpielen bot mir der Hofrath ſeinen Platz an. Er meinte, ich würde es auf dieſe Art beſſer und geſchwinder lernen, wenn ich die Karten ſelbſt nähme, und er dabey ſäße, und mir ſagte, was ich zu thun hätte.

Meine Mutter hatte allerhand Einwendungen dagegen zu machen. Sie ſagte, ich hätte noch zu wenig Begriffe davon, das würde nur das Spiel aufhalten, und dergleichen mehr. Der Hofrath beharrte aber auf ſeinem Kopfe, und ich mußte meinen Platz mit dem ſeinigen vertauſchen.

Hatte ich vorhin wenig von ſeinen Unterweiſungen begriffen, ſo begriff ich jetzt noch viel weniger davon. Seine Fingerſpitzen berührten jetzt meine Hand bey jeder Karte, die ich ausſpielte; oft hielt er mir wohl auch die Hände, indem er mir erklärte, warum ich lieber dieſes Blatt ausſpielen ſollte, als jenes. Dabey erfolgte denn, wie es

sich versteht, allemahl ein zärtlicher Händedruck, der mir bis ins Innre des Herzens drang. Auch kam, wenn er sich zu mir herüberbog, seine linke Wange meiner rechten so nahe, daß sich beyde nicht selten berührten; wie war es da wohl möglich, das Spiel zu begreifen? Ich wußte für lauter Gefühl und Entzücken nicht, wo ich war; ich befand mich in einem immerwährenden Taumel; ich war eine Maschine, die die Karten ausgab und einnahm, ohne zu wissen warum. Gleichwohl versicherte mir der Hofrath einmahl über das andre, ich sey eine äußerst gelehrige Schülerin, und würde bald eine sehr geschickte L'Hombreespielerin seyn. —

Ob's der Mann wohl auch so meinte, wie er's sagte?

Hundert und achtes Kapitel.

Der Hofrath bleibt.

Wenn's nach mir gegangen wäre, ich hätte wohl Jahre lang so fortgespielt, so wohl befand ich mich. Die Stunden vergingen mir wie eine Minute. Aber so wie alles in der Welt ein Ende nimmt, so nahm unser Spiel auch eins; zu meinem großen Verdrusse, versteht sich.

Meine Mutter war es, die den Vorschlag machte, zum Nachtessen herumzugehen.

Daß es gerade meine Mutter seyn mußte, die das that! Und warum that sie das? Offenbar, weil sie mir das Vergnügen nicht länger gönnen wollte, so nahe bey meinem lieben Hofräthe zu seyn! — Weswegen sonst? Denn wir hatten uns ja kaum niedergesetzt.

Zu meinem großen Erstaunen sah ich an der Stutzuhr, als wir aufgestanden waren, daß es wirklich schon ein viertel über neun Uhr war, und kurz nach fünf Uhr hatten wir angefangen. Das bewies mir also sehr deut-

lich, daß wir uns eben nicht erſt kaum niedergeſetzt hatten, und brachte zugleich meine Mutter aus allem Verdachte bey mir.

Der Hofrath nahm ſeinen Hut und wollte ſich beurlauben. Meine Mutter bot ihm eine Suppe an, wenn er vorlieb nehmen wollte. —

Wie ich das Dank wußte!

Der Hofrath nahm ihr Anerbieten an, und — wie ich ihm das Dank wußte!

Hundert und neuntes Kapitel.

Das Abendessen.

Die Landräthin hatte im Spiele verlo-ren; freylich nicht viel, aber doch immer genug, um eine passionirte Spielerin, wie sie war, üblen Humors zu machen. Sie war also im Anfange der Mahlzeit sehr einsilbig, und das zu meiner großen Freude; denn außerdem, daß man durch ihr Stummseyn nichts verlor, im Gegentheile mehr gewann, hatte auch mein Hofrath desto mehr Gelegenheit und Muße zu re-den: und ich hörte ihn gar zu gern reden.

Wie unterhaltend, wie allerliebst er war! Ein Einfall jagte den andern. Er war unerschöpflich an Anekdoten. Und von Sei-ten der Kenntnisse glänzte er als ein Un-geheuer von Gelehrsamkeit; wenigstens in meinen Augen. Das Gespräch mochte sich drehen auf welchen Gegenstand es nur im-mer wollte, so wußte er einen Vorfall aus der ältern oder neuern Geschichte, der in den Stoff paßte, oder irgend sonst etwas

Gelehrsamkeit zur Verbreitung Vergnügen und die Unterhaltung nützte. Ich hörte nicht auf, ihn zu bewundern.

Zu meiner großen Freude bemerkte ich, daß meine Mutter nach und nach mit seiner Gesellschaft immer mehr zufrieden wurde. Das Vergnügen und der Antheil, womit sie ihm zuhörte, war auf ihrem Gesicht unverkennbar sichtlich. Er wußte alle ihre kleinen Schwächen so zu fassen, wußte sich so in ihre Gunst einzuschleichen und darin unvermerkt festzusetzen, daß er gegen das Ende der Mahlzeit auf einem Tone mit ihr war, als wär er schon seit langen Jahren ein täglicher Gesellschafter in unserm Hause.

Hundert und zehntes Kapitel.

Immer besser.

Auf einmahl, ich weiß selbst nicht wie? — drehte er das Gespräch auf ein gewisses Dorf, ohngefähr drey Stunden von der Stadt, dessen Lage und Gegenden er ausserordentlich reizend schilderte. Er schlug für den folgenden Tag unter uns vieren eine Parthie dahin vor, und durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit hatte er meiner Mutter ihre Einwilligung abgeschwatzt, ehe sie sich's versah.

Die Stunde unsrer Abfahrt wurde um sieben Uhr angesetzt; der Hofrath bat sich die Erlaubniß aus, bey uns zu frühstücken. Es ging schon stark auf ein Uhr, und es war also Zeit sich zu beurlauben. Das that er denn auch, und bat meine Mutter beym Abschiede, ihren Wagen zu Hause zu lassen, weil er den seinigen mitbringen würde. Daß einige zärtliche Händedrücke vorfielen, als er mir die Hand küßte, versteht sich von selbst.

Die Gevatterinn schlief bey uns, weil es auf die Paar Stunden nicht erst der Mühe werth war, nach Hause zu gehen. Zwischen mir und meiner Mutter fiel also nichts vor, die heutige Scene betreffend. Sie sagte mir bloß, als ich ihr gute Nacht wünschte, „aus dem Kirchengehn würde „morgen früh nichts werden, weil wir so „spät schlafen gingen, und so zeitig vom „Hause wegfahren würden.“

Hundert und eilftes Kapitel.

Ich bin glücklich.

Ich will und kann es nicht unternehmen, die Gefühle zu beschreiben, mit denen ich mich diesen Abend, oder vielmehr diese Nacht, zu Bette legte. Daß sich dieser Tag so glücklich endigen würde, das hatte ich nicht geglaubt. Ich hatte jetzt die beste Hoffnung, ich hatte den höchstmöglichen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß ich mit meinem lieben Hofrath glücklich werden würde. Denn da es ihm gelungen war, sich die Gunst und den Beyfall meiner Mutter zu erwerben, was stand ihm noch im Wege?

Und der schöne, der über alles schöne Tag, den ich morgen zu erwarten hatte! Ich sollte diesen ganzen Tag mit dem Beherrscher meines Herzens zubringen, und auf dem Lande, mitten im Schooße der Natur zubringen, die ich junge Schwärmerin so sehr liebte.

Ich war so glücklich, ja, unaussprechlich glücklich! Ich schwebte in einem Himmel von fröhlichen Gefühlen, von lachenden Aussichten. Da war nirgends ein trübes Wölkchen. Alles heiter und ruhig!

Ich schlief über dem schönen Bilde sanft ein, und der Gott der Träume ergänzte die Lücken, die meine Phantasie allenfalls darin gelassen hatte.

Hundert und zwölftes Kapitel.

Süße Morgenträume.

Zu große Freude verträgt sich mit dem Schlafe eben so wenig, als zu große Traurigkeit. Das heißt so viel, als: ich wachte am andern Morgen eher auf, als alle im Hause. Und wie süß war mein Erwachen! Der schöne Tag, den ich vor mir hatte! Wenn's nur schon sieben Uhr wäre, daß ich neben meinem lieben Hofrath im Wagen säße. Unglücklicherweise hatte es aber erst vier geschlagen.

Ich lag eine Weile, und horchte den süßen Gaukeleyen meiner Phantasie halb schlafend halb wachend zu. Was für schöne lockende Bilder! Welche herrliche glänzende Farbenmischung! —

Nur Schade, daß diese Farben nicht dauerhaft sind! —

Was kümmerte ich mich aber damals darum? Wenn es nur recht schön, recht bunt aussah, so war das Gemälde schon nach meinem Geschmack.

Endlich

Endlich wurde es im Hause munter, und endlich kam Sophie zum Vorschein. Wie froh war ich! Wie schnell war ich zum Bette heraus!

Hundert und dreyzehntes Kapitel.

Die Toilette.

Sophie machte mir beym Ankleiden den Kopf vollends ganz wirblich. Ich hatte ihn ohnehin von des Hofraths Verdiensten so voll, und sie war unerschöpflich in seinem Lobe.

In meinem Leben habe ich mich nicht so geschwind in die Kleider geworfen, ohnerachtet ich auch in meinem Leben nie so sehr gewünscht habe, recht interessant und geschmackvoll gekleidet zu seyn. Aber gerade meine Eilfertigkeit machte, daß meine Toilette diesmal länger dauerte als sonst. Ich hatte hunderterley auszusetzen, und Sophie konnte mir nichts recht machen.

Ich hörte die Glocke des Vorsaals anziehn. Es war der Hofrath, welcher kam.

Ich wäre sogern hinüber gewesen, und gleichwohl ging ich hundertmal zum Spiegel und veränderte etwas an meinem Anzuge. Bald war mir das, bald jenes nicht recht, und ich glaube, ich stände noch vor meinem Spiegel, wenn nicht meine Mutter nach mir geschickt hätte.

Hundert und vierzehntes Kapitel.

Der Morgengruß.

Der Hofrath war diesen Morgen — wenn das anders möglich ist — eleganter, liebenswürdiger und schöner als jemahls. Er hatte eine von den einnehmenden nachläßigen Kleidungen an, die um desto reizender sind, je weniger man etwas Gesuchtes darin merkt.

Und was für einen brennenden Kuß er mir auf die Hand drückte! Es war die alles durchdringende, alles verzehrende, ewig dauernde Flamme der Liebe selbst, die mein Innerstes durchdrang. Schon daran hätte ich merken können, daß meine Haut eben nicht die dickste wäre, wenn er mir's auch nicht versichert hätte, wie er denn wirklich that, daß ich die schönste Hand von der Welt hätte.

Ein so angenehm entzückender Morgengruß war mir noch in meinem Leben nicht geworden.

Hundert und funfzehntes Kapitel.

Die Landpartie.

Das Frühstück war vorbey, und wir gin
gen hinunter, um uns in den Wagen zu se
tzen. Aber was für ein eleganter Wagen
war das! Wageineu, und so schön, so ge
schmackvoll lackirt, und man fuhr so bequem
darin! Die Landräthin konnte gar nicht auf
hören, dem Hofrath Complimente darüber
zu sagen, und meine Mutter stimmte mit
ein.

Ich für mein Theil, ob ich gleich die
Außenseite des Wagens auch sehr schön fand,
so fand ich doch das Inwendige davon um
gleich interessanter: denn ich saß ja neben
dem schönsten Mann von der Welt,
neben der Zierde seines Geschlechts.
Hätte der Wagen noch so unsanft fahren,
hätte er stoßen mögen, wie er wollte, was
hätte ich mir daraus gemacht? Ich saß ja
bey dem, den ich liebte: und an seiner Sei
te konnte ich ja wohl allen Stößen des
Schicksals, um so mehr also wohl de

Stößen eines armseligen Wagens trotzen?

Hundert und sechzehntes Kapitel.

Die Landpoesie.

Der Hofrath wußte die Unterhaltung im Wagen eben so interessant zu machen und zu unterhalten, als gestern beym Abendessen. Da gab's keinen Gegenstand, an dem wir vorbeyfuhren, über den er nicht irgend etwas zu sagen wußte; keine schöne Gegend, deren Reize er uns nicht merkbar machte.

Wir langten an dem Orte unsrer Bestimmung an. Der Hofrath wurde vom Wirth und der Wirthin mit außerordentlichem Respekt und als ein Mann empfangen, der schon auf eine vortheilhafte Art da bekannt war.

Der Hofrath hatte uns nicht belogen. Das Dorf lag so schön, so reizend als möglich.

„Hier wäre wohl eine Sünde, wenn „wir nicht noch vor dem Essen einen Spa„ziergang machten!" sagte meine Mutter.

Der Hofrath bot ihr den Arm, gab mir aber dabey rückwärts einen verstohlnen Händedruck, als wollte er sagen: „Dich führte „ich tausendmahl lieber, wenn's nicht die „Höflichkeit erforderte, Deine Mutter zu „führen; denn Alter hat Ehre!"

Hundert und sechzehntes Kapitel.

Das Grasbinden.

Wir mochten vielleicht eine gute Viertelstunde weit gegangen seyn, als wir auf eine ungemein reizende Wiese anlangten. Der Hofrath schlug vor, uns in das Gras zu lagern, das in der That einladend war, und wir nahmen einhellig seinen Vorschlag an.

„Können die Damen Grasbinden?" fragte der Hofrath nach einigen andern gleichgültigen Gesprächen.

„Grasbinden?" wiederholte die Mutter. „Nein, davon habe ich nie etwas gehört."

„Nichts auf der Welt ist leichter," fuhr er fort; „wir wollen es gleich einmahl ver„suchen."

Bey diesen Worten pflückte er vier lange Grashalmen, legte sie in seine Hand, und machte sie zu, so daß oben und unten die vier Spitzen und Stiele herausragten.

Er hielt meiner Mutter die Hand hin:

„Jetzt haben Sie die Gnade, von diesen „hervorragenden Spitzen und Stielen zwey

„und zwey mit einem Knoten zusammen zu „knüpfen," sagte er; „dabey müssen Sie „sich aber irgend etwas interessantes denken. „Wenn es sich ereignet, daß Sie die Enden „so treffen, daß die Halmen ein Viereck „machen, so trifft das zu, was Sie sich „denken; treffen Sie aber gerade die beyden „neben einander liegenden, so daß nur zwey „und zwey zusammengeknüpft sind, so tref„fen ihre Gedanken auch nicht ein."

„Nun, lassen Sie einmahl sehen," sagte meine Mutter.

Der Hofrath hielt ihr die Halmen hin. Sie knüpfte die vier obern Enden zwey und zwey mit Knoten zusammen; dann drehte der Hofrath die Hand um, und sie that mit den untern Enden der Halme dasselbe: jetzt öffnete der Hofrath die Hand.

„Nun wollen wir sehen, ob Ihro Gnaden „recht gebunden haben?" sagte er: und meine Mutter hatte kein Quadrat; sie hatte zwey und zwey Halme zusammengebunden.

Sie machte zwar eine Miene, als wollte Sie sagen: „wer wollte eine solche Närrin

seyn, und auf so etwas rechnen?" Aber ich konnte es ihr doch deutlich ansehn, daß es ihr nicht recht war, daß ihr das Quadrat verunglückt war; denn auch die vernünftigen Leute können es nicht über sich erhalten, in gewissen Zeiten und Verhältnissen nicht abergläubisch zu seyn.

Hundert und achtzehntes Kapitel.

Zwey Quadrate.

„Jetzt, mein schönes Fräulein, wollen wir „einmahl Gras mit einander binden," sagte der Hofrath, indem er wieder vier Grashalmen ausrupfte.

Ich band; der Hofrath öffnete die Hand; und siehe da, ich hatte ein Quadrat!

„Bravo!" schrie er, und drückte mir die Hand, „und Sie haben sich doch etwas recht „angenehmes dabey gedacht?"

„Das angenehmste, was ich nur zu den„ken weiß!" antwortete ich, indem ich ihm die Hand wieder drückte.

„Jetzt werde ich binden," sagte er und rupfte wieder vier Grashalmen aus.

Er gab sie mir in die Hand, band, und siehe da, wieder ein Quadrat!

„Warum?“ sagte ich meinerseits, „und „Sie haben sich doch auch etwas recht ange„nehmes dabey gedacht?“

„Wie könnte ich wohl anders, da Sie neben mir sitzen?“ antwortete er mit einem Händedruck.

Hundert und neunzehntes Kapitel.

Das Almosen.

Ueber dem Plaudern und Grasbinden war es Zeit zum Mittagessen geworden. Wir gingen also nach unserm Wirthshause zurück. An der Thür desselben bettelte uns ein Bube von etwa acht Jahren an. „Er hatte einen „alten blinden Großvater, eine Großmutter, „die schon seit funfzehn Jahren auf einer „Stelle lag; sein Vater hatte gestern den „rechten Arm gebrochen, und seine Mutter „konnte allein nicht genug verdienen, um „alle diese Leute nebst fünf unerzognen Kin„dern zu ernähren."

Wir hielten das für eine gewöhnliche zusammengelogene Bettlererzählung, und meine Mutter wies ihn ab. Der Hofrath griff geschwind in die Tasche und steckte ihm etwas in die Hand. Der Bube bedankte sich und sprang davon.

Der Hofrath hatte in einer Gartenlaube decken lassen. Wir hatten uns noch nicht lange niedergesetzt, so kam ein alter gebück-

ter Greten einem Stabe und von eben dieſem Buben geführet, auf die Laube zu.

Hundert und zwanzigſtes Kapitel.

Der Brief.

„Die gnädige Herrſchaft wird mir's zu Gnaden halten," ſagte er, „mein Enkel da kam „eben nach Hauſe, und brachte mir dieſen „Dukaten, den ihm, wie er ſagte, ein gnädiger Herr geſchenkt hätte. Da nun heut „zu Tage die gnädigen Herren nicht ſo leicht „Dukaten an Buben verſchenken, die ſie „nicht kennen, ſo traute ich dem Dinge nicht „recht. Mein Gott! Der Bube läuft den „ganzen Tag herum; es kann von uns niemand recht auf ihn Achtung geben, und „Kinder ſind leicht verführt. Er könnte den „Dukaten wohl gefunden, oder — Gott „verzeihe mir die Sünde! — gar geſtohlen „haben!"

Der Hofrath ſchien in einiger Verlegenheit zu ſeyn, denn meine Mutter, beſonders

über die Landräthin, machten gewaltig große Augen. Ich verwunderte mich nicht im geringsten darüber. Ich sah nur sein schönes Herz in dieser Handlung.

„Nein, nein, Vater," sagte er endlich, „die Sache hat ihre Richtigkeit. Der Dukaten ist von mir."

Hundert und ein und zwanzigstes Kapitel.

Die zwey Waysen.

„Je, die Stimme ist mir ja bekannt?“ fing der alte Mann an, „das ist ja wohl der „gnädige Herr, der bey meiner Schwieger„tochter die zwey armen Waysen erziehen „läßt?“

Der Hofrath machte ein Gesicht, als wär's ihm nicht recht, daß seine Wohlthätigkeit an den Tag käme.

„Aber, Vater,“ sagte er, „ich habe es „ausgemacht, daß diese Sache verschwiegen „bleiben soll!“

„Nun, nun, Ihro Gnaden! Durch mich „soll nichts herauskommen! — Aber, Ihro „Gnaden sollten nur die lieben Kinder se„hen! Der älteste, der Carl, ist schon recht „hübsch steif. Er steht schon allein, und „läuft auch ganz artig im Wagen. Sie „würden Ihre Lust und Freude an ihm ha„ben. Mit der Kleinen will's freylich noch „nicht so recht fort: aber mein Gott! Sie

„ist noch zu klein! Wo will's denn herkom-
„men? — Aber besuchen könnten uns Ihre
„Gnaden doch!"

„Nun ja! Ich komme hernach hinüber!
„Geh nur, Alter!"

Der Alte ging, und ließ tausend Segens-
wünsche zurück.

Hundert und zwey und zwanzigstes Kapitel.

Folge des Vorigen.

Der Hofrath saß jetzt unter unter uns wie ein Heiliger. Er hatte einer armen Familie einen Dukaten geschenkt, und ernährte zwey Waysen! Welchen Glanz warf das auf ihn! Wir waren eine Zeitlang alle ganz stumm, bis die Landräthin, welche überhaupt keine große Freundin vom Stillschweigen war, es durch die äußerst scharfsinnige Bemerkung unterbrach: „daß das Gemüse „außerordentlich gut zugerichtet sey."

Dieser Bemerkung folgten eine Menge andrer, die Kochkunst betreffend, welche niemand unterbrach, und die der Hofrath mit einem „Ja" beantwortete. Meine Mutter war sehr nachdenkend, und ich war es auch: ich dachte den Verdiensten meines Liebhabers nach. — Welch ein reichhaltiger Stoff zum Nachdenken für ein achtzehnjähriges Mädchen!

Der Hofrath bekam endlich seine Munterkeit wieder. Er hatte in seinem Wagen einige Flaschen seiner Weine und ein herrliches Dessert einpacken lassen, was denn nicht wenig beytrug, über unsre kleine Gesellschaft allgemeine Munterkeit zu verbreiten; und so pathetisch sich unsre Mahlzeit auch angefangen hatte, so vergnügt endigte sie sich.

Hundert und drey und zwanzigſtes Kapitel.

Lauter Elend.

Wir gingen nach Tiſche wieder ſpatzieren. Als wir zurückgingen, erinnerte meine Mutter den Hofrath an das Verſprechen, das er dem Alten gethan hatte, ihn zu beſuchen. Sie war ſelbſt begierig, die beyden Wayſen zu ſehen, die er dort erziehen ließ.

Wir gingen alſo hin.

Die Frau kam uns entgegen, und trug das eine Kind auf dem Arme. Es war ein ſchöner blauäugiger Bube, von etwa eilf Monaten; das andre, ein Mädchen von ſieben bis acht Monaten, lag in der Wiege und ſchlief.

„Kommen Ihro Gnaden denn auch einmahl, uns in unſerm Elende zu beſuchen?" rief der Mann, der im Bette lag, dem Hofrath entgegen.

Und wirklich war's ein wahrer Wohnſitz des Elendes. Der alte blinde Mann

in dem einen Winkel; nicht weit von ihm das armselige Lager seiner abgelebten, fast leblosen Gattin; dann der Arme, der für den Unterhalt dieser unglücklichen Familie zu arbeiten hatte, und jetzt trostlos da lag, weil er außer Stande war, für sie zu arbeiten! — Und die fünf unerzogenen Kinder! —

Hundert und vier und zwanzigstes Kapitel.

Ich äußerte meinen Antheil an dieser Scene gegen meine Mutter.

„O, das ist noch nichts, Ihro Gnaden, „gegen gestern!" sagte die Frau, die es „hörte. Heute hat uns doch der gnädige „Herr da geholfen, aber gestern hatten wir „nichts zu essen. Da hätten Sie die fünf „Kinder da sollen weinen hören! Für die „beyden Kostkinder hatte ich schon noch et„was, denn die haben ihr bischen Essen „allein, weil mir's bezahlt wird: in dem „Punkte bin ich zu gewissenhaft. Aber „gestern — gestern hätte ich bald aus der „Noth eine Tugend gemacht, und meine „Kinder mitessen lassen, denn die armen „Würmer barmten gar zu sehr, und Hun„ger thut weh!"

Uns standen allen die Thränen in den Augen. Meine Mutter grif in die Tasche und schenkte der Frau etwas; die Landräthin

that ein gleiches: ich gab, was ich hatte. Der Hofrath ſteckte dem einem Kinde etwas in die Hand. So viel ich ſehen konnte, war es ein Dukaten.

Wir verlieſſen die Hütte, von Segenswünſchen begleitet.

Hundert und fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Landräthin wird witzig.

Voll von dieſer Scene langten wir wieder in unſerm Wirthshauſe an, wo der Hofrath indeſſen eine kleine Collation hatte auftragen laſſen. Sie beſtand in kalter Küche, und in dem, was vom Deſſert übrig geblieben war.

Die Landräthin war, wie gewöhnlich, die einzige welche ſprach, oder vielmehr, welche viel ſprach, denn meine Mutter und ich ſprachen auch einige Worte. Die Landräthin war diesmahl, zu meinem nicht geringen Aergerniß, ſehr witzig, und zog den Hofrath mit einer auffallenden Aehnlichkeit, die ſie zwiſchen ihm und den beyden kleinen Zöglingen bemerkt haben wollte, gewaltig auf. Der Hofrath nahm die Sache ſehr ernſthaft, und erzählte uns zu ſeiner Vertheidigung, das älteſte dieſer Kinder ſey eine Verlaſſenſchaft ſeines verſtorbenen Kutſchers, und

das jüngſte ſey ihm einmahl vor die Thür geſetzt worden.

„Nun, wir wollen das unterdeſſen glau„ben!" ſagte die Landräthin, „aber denken „können wir doch auch was wir wollen, lie„ber Hofrath? nicht wahr?"

Der Hofrath zog die Schultern und ſchwieg, und ich hätte die Landräthin für ihren witzigen Einfall ins Geſicht ſchlagen mögen.

Hundert und sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der glückliche Abend.

Der Hofrath schien ein wenig verstimmt. Um desto böser wurde ich auf die Landräthin. Meine Mutter war in einer Laune, die man weder übel noch gut nennen kann. Ich wußte nicht recht, wem ich das zuschreiben sollte. Hatte sie das Elend im Hause des armen blinden Mannes so verstimmt; hatte sie die Großmuth des Hofraths so sehr gerührt; oder hatten ihr die Reden der Landräthin einen Verdacht gegen ihn beygebracht? Ich war sehr geneigt, das letztere zu glauben: und je mehr ich das war, je böser wurde ich auf die Landräthin. Ich weiß nicht, was ich darum gegeben hätte, wenn ich sie aus unsrer Gesellschaft hätte verbannen können.

Der Wagen war vorgefahren, der Hofrath hatte die Zeche berichtigt, und wir stiegen ein. Der Abend war so schön, als man sich ihn nur denken kann. — „Schö-

„ner," würde ich sagen, wenn ich eine Dichterin wäre, „war noch nie ein Abend auf „die Erde herabgesunken."

Für mich wenigstens gewiß noch keiner, denn ich saß neben meinem Hofrath! Dieser fand endlich seine gute Laune wieder, und wurde so unterhaltend als jemahls. Er brachte meine Mutter einigemahl zum Lachen, und jetzt hatte er gewonnenes Spiel. Wir wurden alle mit einander so lustig und vergnügt, als wir noch kaum gewesen waren.

Als die Abenddämmerung eintrat, küßte es unter uns beyden einige Händedrücke; der Mond, der Vertraute der Liebenden, schwamm am Himmel herauf; er wußte wohl, was diese Händedrücke zu bedeuten hatten. —

Man denke, wie glücklich ich war!

Hundert und sieben und zwanzigstes Kapitel.

Vergebliche Furcht.

Spät genug, aber immer zu früh für meine Wünsche, langten wir an unserm Hause an. Der Hofrath setzte mich und meine Mutter ab, stieg dann wieder ein, und führte die Landräthin nach Hause.

Meine Mutter war äußerst einsilbig. Sie klagte über Müdigkeit, fragte mich, ob ich Lust zu essen hätte, und auf meine Versicherung, daß ich ganz und gar nicht hungrig sey, versicherte sie mir, daß sie Kopfweh habe, und sich sobald als möglich zu Bette legen würde. Ich beurlaubte mich so geschwind als möglich, und war unendlich froh, daß ich mich für diesen Abend — wie ich doch befürchtet hatte, und das nicht ohne Grund — kein Verhör wegen des Hofraths auszustehen hatte.

In einem Taumel von Freude und Glückseligkeit legte ich mich nieder, und träumte mich in die glücklichsten und höchsten Zustände hin,

die jemahls die reichhaltigste Phantaſie einem verliebten Mädchen vorgegaukelt hat.

Hundert und acht und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas über das Bekanntmachen mit den Dienſtleuten.

Meine Mutter fuhr am andern Morgen wieder mit mir in die Kirche. Als die Meſſe vorbey war, und wir wieder einſtiegen, befahl ſie dem Kutſcher, hinaus ins Freye zu fahren. Mir brannte bey dieſem Befehle das Blut bis in die Fingerſpitzen; denn ich merkte gleich, daß das auf ein Examen hinauslaufen würde, und ich hatte recht gerathen.

„Willhelmine," ſagte meine Mutter zu mir, „Du weißt, ich meine es herzlich gut „mit Dir, ich habe Dich für mein Leben lieb, „aber — es thut mir leid, daß ich Dir's ſa„gen muß: — ich bin ganz und gar nicht „mit Dir zufrieden."

Ich küßte ihr die Hand. — Ich hätte kein Wort hervorbringen können, und wenn mein Leben darauf geſtanden hätte.

„Du bist jung und unbesonnen," fuhr sie fort, „und was Dich noch mehr bey mir „entschuldigt — denn ein achtzehnjähriges „Mädchen soll eigentlich seinen Verstand „schon haben — Du bist in einem Kloster „erzogen: aber dem ohngeachtet hätte ich „es lieber gesehn, wenn Du, statt eines „Dienstmädchens, Deine Mutter, Dei„ne Dich liebende Mutter, zu Deiner „Vertrauten gewählt hättest. — Weißt Du „wohl, meine Tochter, was daraus entsteht, „wenn man sich Dienstleuten anvertraut? „Diese Art Menschen stehen im Stand und „Erziehung weit unter uns: sie in unser „Vertrauen ziehen, ihnen unsre Ge„heimnisse übergeben, heißt: uns in „ihre Gewalt geben. Sie gewinnen da„durch eine Uebermacht über uns, die „sie schlechterdings nicht zu gebrauchen „wissen. Stand, Beruf und Erziehung wies „ihnen den Platz unter uns an; setzen wir „sie über uns, so laufen wir Gefahr, von ih„nen tyrannisirt zu werden; und es giebt „keine gefährlichere, keine übermüthigere

„und grausamere Tyrannen, als zu Her-
„ren gewordene Sclaven: das beweist die
„Geschichte aller Völker, und das beweisen
„tausend Beyspiele, die man täglich um sich
„herum sehen kann.

„Ich sage Dir das der Zukunft wegen,
„liebe Wilhelmine. Du wirst in den Fall
„kommen, selbst ein Haus zu führen, und
„Dienstleute unter Dir zu haben. Merke
„Dir das, daß sie immer unter Dir blei-
„ben müssen: das ist der Platz, den ihnen
„das Schicksal und ihre Bestimmung an-
„wies. Behandle sie immer freundlich und
„menschlich, aber setze sie nie neben Dich,
„noch viel weniger über Dich; und das
„thust Du, sobald Du ihnen Geheimnis-
„se anvertrauest. Unter Hunderten ist nicht
„eins, das ein solches Geheimniß nicht
„mißbrauchte. Der Respekt, der zwischen
„Herrschaft und Dienstleuten wesentlich und
„unentbehrlich nothwendig ist, geht darüber
„verloren, und dann ist alles verloren.
„Stelle Dir das wie eine Wage vor. Die
„Wagschale der Herrschaft muß das Ueber-

„gewicht haben; wenn ein gehöriges Ver-
„hältniß in der Haushaltung seyn soll.
„Dich mit den Dienstleuten familiarisiren,
„heißt: die Zunge der Wage zum Einstehn
„bringen, und dann giebts kein Verhältniß
„mehr: vertraueſt Du ihnen aber gar Ge-
„heimnisse an, so nimmst Du aus Deiner
„Wagschale etwas, das Du in die ihrige
„legst; das heißt: Du verlierst am Ueber-
„gewicht das, was Du ihrem Gewicht zu-
„legst; Du verlierst also doppelt, und wenn
„das einmahl geschehen ist, dann ist nicht
„einmahl das Gleichgewicht mehr herzu-
„stellen.“

Hundert und neun und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung

„Das also nur im Vorbeygehn," fuhr meine Mutter fort; „jetzt zur Hauptsache: „ich meine es herzlich gut mit Dir, Wilhelmine. Ich hatte einen Plan für Deine künftige Glückseligkeit entworfen: aber „das Schicksal scheint mir einen Strich „durch meine Rechnung machen zu wollen. „Ich hatte Dir einen braven Mann „ausgesucht, einen Mann, von dem ich „überzeugt bin, daß er Dich glücklich ma„chen könnte: Du scheinst aber keine Nei„gung für ihn zu haben. Dein Herz ist „gefesselt; aber nimm Dich in Acht, Will„helmine! Du bist noch jung und uner„fahren! Es ist nicht alles Gold was „glänzt!" —

Hierauf erfolgte eine Pause. Sie schien eine Antwort von mir zu erwarten: aber was konnte ich ihr antworten?

„Ich

„Ich [illegible] die aufrichtigsten Wünsche,
„mine,“ fing meine Mutter wieder an,
„ich bin in keiner kleinen Verlegenheit. Des
„Hofraths schnelle Erklärung überraschte
„mich vorgestern außerordentlich. Im ers-
„ten Augenblick hatte ich Dich in einem klei-
„nen Verdachte; aber ich besann mich auf
„der Stelle, daß Du nicht mit ihm so allein
„zusammen gekommen seyn konntest. Sonst
„hätte ich wirklich gegl[illegible]. Ihr hättet
„diese Scene mit einander verabredet. —
„Oder Wilhelmine — gestehe mir alles —
„solltest Du etwa am Dienstage früh, als
„Du mit Sophien in die [illegible] gingst, den
„Hofrath gesprochen haben?“

Hundert und dreyßigstes Kapitel.

Gewissensfragen.

Was sollte ich thun? Ich hielt für's beste, meiner Mutter alles zu sagen, was vorgegangen war, und das that ich denn auch.

„Also habe ich mich in Sophien doch nicht „geirrt!" sagte sie, und machte ein finsteres Gesicht.

Hierauf erfolgte wieder eine Pause.

„Du fühlst also gar nichts für den Herrn „von Stark?" fragte sie dann.

Ich blieb stumm.

„Ich mag Dir ihn nicht empfehlen," fuhr sie fort, „denn meine Empfehlung „möchte Dir partheyisch scheinen. Indessen „kann ich Dir versichern, daß er in jedem „Verstande ein Ehrenmann ist, mit dem „Du gewiß glücklich seyn würdest. — Aber „auferlingen will ich Dir ihn nicht. — Weh „thut mir's, das gesteh' ich Dir, daß Dir der „Mann, den ich ganz kenne, der Dich gewiß „zur glücklichsten Frau der Welt gemacht hät-

„te, nicht gefällt, und daß Dich im Gegen„theile ein Mann, den ich nur dem Namen „nach kenne, so sehr zu seinem Vortheile ein„genommen hat. Denn gesteh' mirs nur, „Wilhelmine, Du warst vorgestern über „den Antrag des Hofraths eben so entzückt, „als ich in Verlegenheit darüber war?"

Hundert und ein und dreyßigſtes Kapitel.

Kutterlicher Rath.

Ich küßte meiner Mutter mit Inbrunſt die Hand.

Sie verſtand mich.

„Eigentlich kann ich gegen des Hofraths „Bewerbung nichts Erhebliches einwenden. „Alles, was ich von ihm höre und ſehe, „nimmt mich zu ſeinem Vortheile ein. —"

Wie wohl mir es that, das von meiner Mutter zu hören! —

„Die Landräthin, die ihn ſo genau kennen will, fließt ganz von ſeinem Lobe „über. —"

Ich hätte die Landräthin in dieſem Augenblicke küſſen mögen, wenn ſie da geweſen wäre, ſo zuwider ſie mir übrigens war. —

„Indeſſen begreifſt Du doch wohl, liebe Tochter, daß es nicht angeht, dergleichen Dinge ſo zu übereilen. Man muß „doch erſt ohngefähr hören, wie oder wann?

„— Gleichwohl ſehe ich vorher, daß der „Hofrath heute oder morgen ſeinen Antrag „wiederholen wird. Ich kann vor der „Hand nichts anders thun, als ihm eine „unbeſtimmte Antwort geben. Er mag ſe„hen, wie er ſich damit behilft. Den Zu„tritt in unſerm Hauſe kann und will ich „ihm nicht verſagen; aber, liebes Kind, „thue mir den Gefallen, und laß Dich auf „keine Vertraulichkeiten mit ihm ein. Laß „Dir ſchöne Dinge von ihm vorſagen, ſo „viel Du willſt, aber behandle ihn nicht „als einen begünſtigten Liebhaber. Laß ihn „vor der Hand nur noch Deinen Bewun„derer, Deinen Anbeter bleiben, bis wir „erſt mehr von ihm wiſſen.“

Hundert und zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Sophie iſt unſichtbar.

Man hätte ſehn ſollen, mit welchem Entzücken ich über die Hand meiner Mutter herfiel, und wie ich ſie mit Küſſen bedeckte! Wer an meiner Stelle hätte ebenfalls nicht entzückt ſeyn ſollen? Ich hatte die bitterſten Vorwürfe von ihr befürchtet, und ſtatt deren gab ſie mir bloß mütterliche Ermahnungen und Rathſchläge.

Wie viele Mütter giebt es wohl, die an ihrer Stelle ſo handeln?

Wir waren kaum zu Hauſe angelangt, ſo rief meine Mutter Sophien in ihr Zimmer hinüber. Nach einer kurzen Zeit kam dieſe mit einem äußerſt verdrüßlichen Geſicht zu mir herein, und ſchlug die Thür zu, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

„Da iſt der Hader!“ ſagte ſie, indem ſie mir ein Flohrtuch auf den Tiſch hinwarf, das ich ihr zum Beſehen gegeben hatte. „Ich hatte den Bettel faſt vergeſ-

„sen," fuhr sie fort, „und dann hätte
„es gar noch heißen können, ich hätte
„te gestohlen!"

Und damit ging sie wieder nach der Thür.

Ich stand da wie versteinert.

„Sophie," sagte ich, „was ist Ihr
„denn?"

„Nichts! Gar nichts!" antwortete sie mit einem bittern Gelächter. „Ich hätte
„es ja vorher sehen können! Warum ließ
„ich mich denn mit einer solchen Kloster-
„prinzessin ein! — Aber so geht's; je bes-
„ser man sich meint, desto wird's einem
„gedankt! — Meinetwegen heurathen Sie
„Ihren Herrn von Stark! — Ich empfehle
„mich zu Gnaden, Fräulein Braut!"

Diese letzten Worte begleitete sie mit einer spöttischen Verneigung, die mir durch Mark und Bein ging, und husch! war sie mit einem Gelächter zur Thür hinaus.

Jetzt fand ich erst, wie sehr meine Mutter Recht hatte: hätte ich mich mit dieser Creatur nicht so gemein gemacht,

hätte ich ihr nicht mein Geheimniß anvertraut und mich ganz in ihre Hände gegeben, so hätte sie mich ohnmöglich so infolent behandeln können.

Hundert und drey und dreyßigstes Kapitel.

Leyter Problème.

Es vergingen einige Tage, und der Hofrath kam nicht zum Vorschein. Ich wußte nicht, was ich von seinem Ausbleiben denken sollte. War er krank? war er verreist? Eins von beyden mußte die Ursache seyn. Denn ungetreu? — Dieß ließ sich von ihm nicht denken! Von ihm, der die Liebe, die Zärtlichkeit in Person gewesen war! — Aber hätte er verreisen müssen, so mußte er ja wohl an dem Tage, an welchem wir unsre Laubpartie gemacht hatten, etwas davon gewußt haben, und warum hatte er denn nichts davon gesagt? Und war er krank, warum schickte er denn nicht und ließ uns etwas davon wissen?

Lauter Probleme, die sich mir durchaus nicht zu erklären wußte!

Jetzt bedauerte ich's zum erstenmahle recht ernstlich, daß Sophie nicht mehr in meinen Diensten war, denn durch die hätte ich am besten die Wahrheit erfahren können.

Hundert und vier und dreyßigſtes Kapitel.

Herr von Stark erſcheint. Seine Erſcheinung bringt mich auf allerhand Vermuthungen.

In dieſer Ungewißheit brachte ich ſieben Tage zu, ohne ein Wort vom Hofrath zu erfahren. Ich fuhr in dieſer Zeit wohl oft mit meiner Mutter ſpatieren, und kam in Geſellſchaften, aber ich getraute mir nicht nach ihm zu fragen.

Endlich trat eines Nachmittags Herr von Stark bey uns ein. Dieſesmahl war mir ſeine Gegenwart nicht ſo unangenehm als ſonſt, denn da er den Hofrath kannte, ſo hoffte ich von ihm etwas zu hören.

„Meine gnädige Frau," ſagte er, indem er meiner Mutter die Hand küßte, „Sie „haben befohlen —"

Aus dieſem „Sie haben befohlen," ſchloß ich, daß ihn meine Mutter hatte rufen laſſen, und das führte mich auf allerhand andre Schlüſſe und Vermuthungen, die eben nicht die beruhigendſten für mich waren.

War er hatte sie ihn rufen lassen? Und warum gerade in der Abwesenheit des Hofraths rufen lassen? Sollte Herr von Stark etwa diese Abwesenheit bey mir nützen? Und warum blieb überhaupt der Hofrath aus? War ihm vielleicht gar auf eine höfliche Art der Zutritt zu uns untersagt worden? —

„Schlimm genug, daß man Ihnen so etwas erst befehlen muß!" antwortete meine Mutter. „Sonst wären Sie wohl noch nicht gekommen!"

„Aber Ihro Gnaden bedenken nicht, daß ich krank war," erwiederte er. „Dieses ist in der That mein erster Ausgang."

Wirklich konnte man es ihm ansehn, daß er die Wahrheit sagte, denn er sah noch ganz kränklich aus.

Hundert und fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der Hofrath ist verreist.

Das Gespräch fiel natürlicherweise auf den letzten Vorfall auf der Promenade. Er bat um Verzeihung, daß er uns so schnell hatte verlassen müssen, setzte aber dazu: „was ihn noch einigermaßen über die Noth„wendigkeit, uns verlassen zu müssen, getrö„stet habe, sey die Betrachtung gewesen, daß „wir doch nicht ohne Begleiter geblieben „wären."

Er sah dabey mich mit einem verstohlnen Blicke an, der mir aber, so verstohlen er auch war, doch durch Mark und Bein drang. Ich wurde feuerroth darüber.

„Wissen Sie wohl, daß wir zwey Tage „darauf eine Landparthie mit dem Hofrath „gemacht haben?" sagte meine Mutter. „Aber seit diesem Tage habe ich kein Wort „mehr von ihm gehört. Sagen Sie mir, „was ist denn aus ihn geworden? Wissen „Sie auch so wenig von ihm, als wir?"

Diese Frage von meiner Mutter überraschte mich nicht wenig: ich kann aber eben nicht sagen, daß mir diese Ueberraschung ein unangenehmes Gefühl gemacht hätte, denn ich glaubte zu bemerken, daß doch meine Mutter einigen Antheil an dem Hofrath nähme, weil sie sich nach ihm erkundigte, und das freute mich. Einige Zeit nachher entdeckte ich aber, daß sie diese Frage absichtlich gethan hatte, um mir zu beweisen, daß sie an seinem Ausbleiben aus unserm Hause nicht den geringsten Antheil habe.

„Ich weiß sonst nichts von ihm," antwortete Herr von Stark, „als daß er verreist ist. — So sagte mir gestern einer meiner Freunde, welcher mich besuchte."

Hundert und sechs und dreyßigstes Kapitel.

So gut als keines.

Jetzt wußte ich, was ich hatte wissen wollen. Meine Mutter schien mit Herrn von Ebart etwas zu reden zu haben, das ich nicht wissen sollte, aber doch wußte, wenigstens sehr gut errathen konnte: ich begab mich also auf mein Zimmer.

Ich übergehe alles das, was in einer Zeit von eilf Tagen geschah, denn diese eilf Tage waren für mich so gut als verloren, weil ich meinen lieben Hofrath nicht sah; sie mögen also auch für meine lieben Leser verloren seyn: indessen kann ich sie alle samt und sonders versichern, daß sie daran so gut als gar nichts verlieren, denn es fiel während dieser ganzen Zeit nichts vor, das der Mühe werth wäre, erzählt zu werden.

Endlich erschien dieser glückliche eilfte Tag, dieser Tag — — Doch dazu brauche ich ein eigenes Kapitel. Also:

Hundert und sieben und dreyßigstes Kapitel.

Der glückliche eilfte Tag.

Ich saß bey meiner Mutter im Zimmer. Wir hatten eben abgegessen. Auf einmahl trat der Hofrath ein. Er war in tiefer Trauer.

„Was müssen Sie von mir gedacht haben," sagte er nach den ersten Bewillkommungscomplimenten, „daß ich in so langer „Zeit nichts von mir habe hören lassen? „Aber in der That, es war unmöglich. Ich „bin in dieser ganzen Zeit nicht zu mir selbst „gekommen. Gerade, als ich am Abend jenes glücklichen Tages, den ich in Ihrer Gesellschaft zugebracht hatte, nach Hause kam, „fand ich einen Brief, der mir von der Todeskrankheit meines einzigen Onkels Nachricht gab, und mich bestimmte, augenblicklich abzureisen, wenn ich ihn noch sehen „wollte. Ich ließ also sogleich Postpferde „kommen und machte mich auf den Weg. „Ich reiste Tag und Nacht, und die Be-

„schwerlichkeiten der weiten Reise wurden „mir wirklich belohnt, denn ich war glücklich „genug, ihn noch lebendig zu treffen. Aber „leider! dauerte mein Glück nicht lange, denn „er verschied einige Stunden nach meiner „Ankunft in meinen Armen. Gott weiß, „ich verlor diesen Onkel ungern, ob ich gleich „durch seinen Tod Besitzer eines Vermögens „von achtzigtausend Thaler geworden bin. „Aber — ich bin nun einmahl bestimmt, al„les zu verlieren, was ich schätze und lie„be!" —

Bey diesen Worten stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen.

„Wilhelmine!" fuhr er fort, indem er auf einmahl vor mir niederstürzte, und meine zitternde Hand an seine bebenden Lippen drückte, „jetzt haben Sie mir einen doppel„ten Verlust zu ersetzen, den Verlust meines „Onkels, meines zweyten Vaters, und den „Verlust meiner Agnes! — Sagen Sie, „Engel, wollen Sie das?"

Hundert und acht und dreyßigſtes Kapitel.

Der Hofrath iſt unwiderſtehlich.

Wie ſchön er vor mir da lag! Wie die ſchöne Zähre in ſeinem hellen lichtblauen Auge eine Welle zitterte, und dann langſam und beſchämt über ſeine Wange ſich herabſchlich, als wäre ſie in ihrer Hoffnung betrogen, weil ſich mein Geſicht nicht auf ihrer Oberfläche beſpiegelte, denn ich verhüllte es mit meiner linken Hand *) — würde ich ſagen, wenn ich eine Dichterin wäre; da ich aber nur ein Weib bin, ſo ſage ich bloß: der Hofrath war ſchlechterdings unwiderſtehlich.

Und ein ſchöner Mann in tiefer Trauer, der eben von der Leiche eines Onkels zurückkömmt, von dem er achtzigtauſend Thaler erbte, wie könnte dem wohl zu widerſtehen ſeyn?

*) Eine Thräne, die in ihrer Hoffnung betrogen iſt, die ſich ſchämt, weil ſich das Geſicht eines Mädchens nicht auf ihrer Oberfläche beſpiegelt: wenn das nicht ſhakeſpeariſch iſt: — Ich halte es für meine Pflicht, das zu erinnern, da wahrſcheinlich weder ein Johnſon, noch ein Steevens, noch ein Warburton dieſes Buch commentiren wird.

Anm. des Herausgebers.

Hundert und neun und dreyßigstes Kapitel.

Das Eheversprechen.

Ich sah meine Mutter an, meine Mutter sah mich an, der Hofrath drückte mir die Hand, ich drückte ihm die Hand, und so dauerte es einige Minuten lang fort, ohne daß eines von uns einen Laut von sich gab. Endlich gab mir meine Mutter einen Blick, als wollte sie sagen: „thue was Du willst!" und ich ließ diesen Blick nicht ungenützt. Ich that wirklich was ich wollte: das heißt, ich drückte dem Hofrath bedeutend die Hand, und gab ihm einen Wink aufzustehen, und meine Augen sagten ihm: „ich „will mein möglichstes thun, Ihnen den „doppelten Verlust zu ersetzen, den Sie erlit„ten haben, und vielleicht noch mehr als das!"

Ich hätte ihm das gern mit dem Munde gesagt, aber in dergleichen Fällen erfordert es die Decenz, daß ein Mädchen nicht mit dem Munde spriche.

„Sie machen mich zum glücklichsten Men„schen der Welt!" rief der Hofrath aus.

„Sie sind meine Rettgin! Sie sind mein „Engel! — Gnädige Frau," fuhr er fort, indem er sich zu meiner Mutter wandte, „Sie geben also ihre Einwilligung?"

Meine Mutter wollte etwas sagen, er ließ ihr aber keine Zeit. —

„Dank! Tausend Dank!" schrie er, „Sie sollen Ihre Güte an keinen Undankba„ren verschwenden!"

„Wenn ich das nicht von Ihnen über„zeugt wäre, Herr Hofrath," sagte endlich meine Mutter, welche diese Scene gerührt hatte, „würde ich Ihnen meine Einwilli„gung nicht geben, denn bey Gott! ich ver„traue Ihnen das liebste und kostbarste an, „was ich habe, das Glück meines einzigen „Kindes."

Die hellen Thränen stürzten ihr bey dieſen Worten aus den Augen. Ich weinte, der Hofrath weinte. —

„Auf Regen folgt Sonnenschein!" dachte ich eine Minute drauf, und lächelte durch die Thränen hindurch einer glücklichen Zukunft entgegen. Der Hofrath steckte endlich sein Schnupftuch auch wieder ein, und gewann seinen guten Humor wieder. Meine Mutter blieb aber den ganzen Abend hindurch ernsthaft.

Hundert und vierzigstes Kapitel.

Lauter Glück.

Was diesen Abend noch vorging oder gesprochen wurde, unternehme ich nicht zu erzählen, denn ich war viel zu sehr in mein Glück versunken, um etwas davon zu wissen, was um mich herum vorging. Weiß ich doch kaum, wie ich in das Bette kam!

Die Landräthin war die erste, die uns am folgenden Tage besuchte.

„Nun!" schrie sie beym Eintritte in das Zimmer, „was hab' ich gesagt? Ja, ja, der „Hofrath weiß wohl was schön ist, und „Fräulein Wilhelmine weiß auch was schön „ist! — Nun, nun, gleich und gleich gesellt „sich gern! — Ich gratulire von Herzen! — „Hab' ich's doch gleich gedacht, daß da eine „Mariage zu Stande kommen würde! — „Aber so schnell? — Nun, nun, was schnell „läuft, kommt desto eher zum Ziel! — Und „der Hofrath — nun, ich will weiter nichts „sagen! — Aber der soll mir wieder kommen und soll sich unschuldig stellen! Wie ich „da letzthin Abends mit ihm nach Hause „fuhr, da that er, als ob er kein Wasser betrübt hätte: ich wußte aber wohl, daß es „nicht so ganz richtig wäre! — Je nun! Ehen

„werden: im Himmel geschlossen! — Ich gra-
„tulire nochmahls!"

Ich saß da, wie — eine Braut, die sich ihres Glückes schämt, das heißt, ich wurde bis über die Ohren roth und schlug die Augen nieder.

„Aber sagen Sie mir, Frau Landräthin, „woher wissen Sie es denn schon?" sagte meine Mutter.

„Woher ich es schon weiß?" versetzte die Landräthin, „das geht sehr natürlich zu. „Die Schwester von meiner Köchin hat den „Schwager von einem Schwesterkinde von „des Hofraths Bedienten zum Mann, und „diese kam heute in aller Frühe zu mir, und „brachte mir die erfreuliche Nachricht. Und „glauben Sie denn, daß so etwas verschwie-„gen bleiben kann? Der Hofrath! die erste „Parthie in der Stadt! — denn ohne Ihnen „eine Schmeicheley zu machen, Sie haben „wirklich das große Loos in der Männerlot-„terie gezogen, Fräulein Willhelmine! — „Und das Fräulein! — ein junges, schönes, „reiches Mädchen, ein Mädchen, auf das „aller Augen gerichtet waren, so wie es in „die Welt eintrat! — Auch der Hofrath hat „das große Loos in der Mädchenlotterie ge-„zogen. Und eine solche Parthie macht Auf-„sehn!" —

Hundert und ein und vierzigstes Kapitel.

Das letzte für dieses mahl.

Ich übergehe hier die sechs oder sieben Wochen meines Brautstandes. Eine Braut, und besonders eine so glückliche, eine so verliebte Braut, wie ich war, weiß ja niemahls, wo ihr der Kopf steht: und ich möchte nicht gern, daß meine Leser das meiner Erzählung anmerkten, denn so bloßgeben muß man sich nicht.

Ich wurde also Frau, und die glücklichste junge Frau des Universums. Mein Mann war die ersten vier Wochen hindurch der gefälligste, zärtlichste, aufmerksamste Ehemann, den es je gab.

Alle Welt versicherte mich, ich hätte — nach dem Ausdrucke der Landräthin — das große Loos in der Ehestandslotterie gezogen; und ich glaubte das aller Welt aufs Wort: denn ich sah nicht ein, was alle Welt davon haben sollte, wenn sie mir eine Lüge vorsagte?

Ende des ersten Theils.

Wilhelmine.

Eine Geschichte

in

zwey Theilen

von

J. F. Jünger.

Zweyter Theil.

Es glänzt nicht alles was Gold ist.

Berlin,
bey F. T. Lagarde
1796.

Erstes Kapitel.

Die Aussteuer.

Gleichwohl hatte alle Welt gelogen! Das große Loos, das ich in der Ehestandslotterie gezogen hatte, wurde gar bald zur Miete, und leider weniger als eine Miete!

Ohngefähr in der dritten Woche unserer Verheurathung zahlte mein Vormund, welcher ein alter kränklicher Mann, und recht herzlich froh war, der Sorge über mein Vermögen je eher je lieber überhoben zu seyn, meinem Manne meine Aussteuer aus. Sie bestand in sechzigtausend Thalern, in lauter landschaftlichen Obligationen; denn mein Vormund hatte als ein ehelicher Mann Sorge getragen, mein Vermögen so sicher als möglich zu stellen.

– Mein Mann brachte mir diese Obligationen aufs Zimmer, und verlangte, ich sollte sie in meinen Verschluß nehmen. Ich versicherte ihn, daß ich das nicht thun würde, und daß ich fest entschlossen sey, ihm auch mein Vermögen anzuvertrauen, nachdem ich ihm meine Person auf Treue und Glauben übergeben hätte.

Er küßte mir die Hand, und versicherte mir dagegen, daß beydes in guten Händen sey.

Was hatte ich damals wohl für Ursachen, auch nur im Geringsten an dieser seiner Versicherung zu zweifeln?

Zweytes Kapitel.

Das Nadelgeld.

„Jetzt, liebe Wilhelmine," sagte mein Mann, indem er sich neben mir auf den Sopha setzte, und seinen Arm um meinen Nacken schlang, „jetzt laß uns einmal von et„was Ernsthaftem, von unsrer künftigen Einrichtung reden. Die Interessen Deines „Capitals betragen zu vierteljahr Procent „jährlich zweytausend einhundert Thaler. — „Tausend Thaler werfe ich Dir jährlich zu „Deinem Nadelgelde aus." — —

„Tausend Thaler!" unterbrach ich ihn und schrie laut auf; — ich hatte in meinem Leben noch keine tausend Thaler beysammen gesehn, daher kam mir diese Summe ungeheuer groß vor, wie sie denn auch für eine Frau meines Standes zum bloßen Nadelgelde wirklich war. — „Und was soll ich „denn mit tausend Thalern machen?"

„Was Du willst, liebes Kind! Nur kei„ne Nothwendigkeiten im Hauswesen das„von bestreiten, das will ich mir recht sehr

„verbitten, denn für die ſorge ich. Willſt
„Du mir die übrigen tauſend einhundert
„Thaler als Zubuße dazu verwilligen?" —

„Ob ich will, lieber Carl! Nimm alles,
„alles!"

„Nein, liebes Kind! Nicht mehr als die
„einhundert Thaler. Die tauſend Thaler
„bleiben Dir zum Nabelgelde."

„Aber, lieber Carl, bedenke nur, tauſend
„Thaler!"

„Närrchen, glaubſt Du denn, daß tau-
„ſend Thaler eine Summe iſt, die man gar
„nicht ausgeben kann? Eine hübſche junge
„Frau braucht die Menge Dinge zu ihrem
„Putze, die freylich im Grunde nichts mehr
„werth ſind, aber doch ins Geld laufen;
„und dann mußt Du auch bedenken, daß
„Du dann und wann in den Fall kommen
„wirſt, ſpielen zu müſſen."

„Aber Du weißt ja, daß ich das Spiel
„nicht liebe."

„Wenn auch. Kurz es bleibt dabey.
„Tauſend Thaler gehören jährlich Dein, zu

„Deinen [illegible]en Ausgaben.“ Mache übri„gens damit, was Du willſt.“

Drittes Kapitel.

„Die Mädgen haben auch immer Grillen!“

Ich weiß nicht mehr, wer dazu kam und uns in dieſem Geſpräch unterbrach. Ich weiß nur noch, daß ich in einem Meere von Glückſeligkeit und Wonne ſchwamm. Man muß mir das am Geſicht angeſehen haben, denn ich erinnere mich ſehr gut, daß man mich verſicherte, ich ſäh' aus, wie die glückliche Ehe in Perſon.

So wie meine Mutter zu mir kam, und das that ſie ſeit meiner Verheurathung regelmäßig alle Tage, hatte ich nichts angelegentlicheres, als ihr mein übergroßes Glück zu erzählen.

Sie ſchüttelte den Kopf, machte eine bedenkliche Miene, und ſagte kein Wort.

Mich verdroß das nicht wenig. Ich hatte von ihr erwartet, ſie würde für Freuden aufſpringen, mir zu einem Manne Glück

wünſchen, der ſo liebreich, ſo großmüthig mit mir umging: und ſtatt deſſen machte ſie ein Geſicht, als ob ihr das Betragen meines Mannes ganz und gar nicht behagte.

„Die Mütter haben auch immer Grille „ten!“ ſagte ich bey mir ſelbſt, und fing beynahe an ſie im Verdachte zu haben, daß ſie mir mein Glück mißgönnte.

Viertes Kapitel.

Ein ökonomischer Zwist.

„Ist der Hofrath zu Hause?“ fragte sie endlich nach einem langen Stillschweigen.

Mein Mann trat eben ein.

„Meine Tochter hat mir eben gesagt, „Herr Sohn, daß Sie ihr jährlich tausend „Thaler Nadelgeld ausgeworfen haben,“ sagte sie.

„Ja, gnädige Frau, das habe ich.“

„Haben Sie das aber auch recht über„legt?“

„Und was ist denn da zu überlegen? „Ists nicht billig, daß ich ihr wenigstens die „Hälfte von ihren Einkünften zur freyen „Disposition überlasse? Man soll mir nicht „nachsagen, daß ich eine reiche Frau gehei„rathet habe, um mich von ihr ernähren zu „lassen!“

„Das ist recht löblich von Ihnen gedacht, „Herr Sohn; aber wenn Sie wirklich im „Stande sind, Ihr Haus auf eine anständi„ge Art zu erhalten, ohne daß Sie die gan-

„den Einkünfte von der Aussteuer meiner „Tochter dazu zu verwenden brauchen, so „wär' es meines Erachtens vernünftiger, „Sie legten jährlich auf schlimmere Zeiten „zurück, statt daß Sie es ihr so unnöthiger„weise zum Verschwenden überlassen."

„Zum Verschwenden? Willhelmine „denkt zu vernünftig, und ist zu gut erzo„gen, als daß sie etwas unnöthigerwei„se verschwenden sollte. Nicht wahr, „Willhelmine?"

Fünftes Kapitel.

Der Streit wird hitziger.

„Verzeihen Sie mir, Herr Sohn, aber „ich bin in meinem Gewissen verbunden, es „Ihnen zu sagen: Sie fangen das Ding „ein wenig zu groß an! Es ist meines Er„achtens immer besser, wenn man klein an„fängt und groß aufhört. „Die Ausgaben in „einer Haushaltung vermehren sich eher, als „sie sich vermindern. Tausend Thaler Na„delgeld! Ich glaube, es giebt wenig Grä„finnen, die das haben!"

„Immerhin! Und wenn meine Frau die „einzige Hofräthin unter der Sonne wäre, „die tausend Thaler Nadelgeld hat, so be„stehe ich darauf, sie soll sie haben. Ich „muß doch wohl am besten wissen, was ich „thun und nicht thun kann?"

„Das müssen Sie freylich wohl," antwortete meine Mutter etwas beleidigt, „aber „ich, als Mutter, habe doch auch ein Wört„chen drein zu reden?" —

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau! „Sie, als Mutter, haben nichts weiter drein „zu reden! In dem Augenblicke, in welchem „Wilhelmine mit mir vor den Altar trat, „trat sie aus Ihrer mütterlichen Gewalt, „und in die meinige. Indem Sie mir sie „zur Frau gaben, begaben Sie sich alles „Rechts über sie: erlauben Sie mir also, „daß ich als Mann dieses mein Recht ge„brauche. — Das klingt ein wenig despo„tisch, liebe Wilhelmine," fuhr er fort, indem er sich zu mir wandte, „aber Du hast „nichts von mir zu fürchten! Wenn ich Dir „meinen Despotismus nicht empfindlicher „fühlen lasse, als daß ich Dir tausend Tha„ler Nadelgeld aufdringe, so glaube ich, „wirst Du es wohl allenfalls aushalten „können!"

— —

Sechstes Kapitel.

Förmlicher Bruch.

Bey diesen Worten warf mein Mann einen höhnischen Seitenblick auf meine Mutter. Diese war ohnehin schon über und über roth für Zorn; jetzt glühten ihr die Wangen gar.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie den „Respekt gegen mich so geschwind aus den „Augen setzen würden, Herr Hofrath!" sagte sie, indem sie aufstand.

„Den Respekt gegen Sie? Heißt denn „das den Respekt gegen Sie aus den Augen setzen, wenn man Ihnen die Wahrheit sagt?"

„Ihre Wahrheiten sind etwas beleidigend!"

„Beleidigend? Wie denn das?"

„Ich, als Mutter, soll nichts in das „Hauswesen meiner Tochter zu reden haben?"

„Nein, gnädige Frau! Das haben Sie „nicht! Einmal für allemal! dafür bin ich „ich Mann!"

„Nun wohl! Ich werde Sie von nun „an nicht mehr durch mein Einreden ärgern!" ſagte ſie mit einer Stimme, die von Verdruß und Aergerniß faſt erſtickt war.

„Daran werden Ihro Gnaden ſehr „wohl thun!"

„Von dieſem Augenblicke an ſetze ich keinen Fuß wieder in Ihr Haus!"

Bey dieſen Worten rauſchte ſie, ohne Abſchied zu nehmen, zur Thür hinaus.

„Wie Ihro Gnaden für gut finden!" rufte ihr mein Mann nach, und ſie ſchlug die Thür zu, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

Siebentes Kapitel.

Wie ich die Sache nehme.

„Ich glaube in der That, ich habe mich or„dentlich geärgert?" sagte mein Mann, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. „Daß ich auch so ein „Narr war! Ich hätte es ja wissen sollen, „daß eine Schwiegermutter doch immer — „eine Schwiegermutter bleibt. Lieb ist mir's „bey alle dem, daß ichs ihr gleich aufs erste„mal abgewonnen habe, denn sonst wäre „des Hofmeistern kein Ende gewesen!"

Ich war noch viel zu unerfahren, um die schädlichen Folgen einzusehn, die dieser unglückliche Bruch nach sich ziehen könnte. Ich sah in dem allen nichts, als einen großmüthigen freygebigen Gatten — den ich, im Vorbeygehn gesagt, damals noch, nicht liebte, nein, anbetete — der mir ein Nadelgeld auswarf, das meine kühnsten Wünsche übertraf; ich sah diese tausend Thaler und alle die schönen Kleider und Sachen, die ich mir dafür anschaffen wollte, im Gei-

ste, und eine grillenhafte grämliche Mutter, die mich um diese schönen Tage beneidete: das war alles, was ich sah!

Zu meiner größern Entschuldigung muß ich anführen, daß meine Mutter noch in den Jahren war, wo man sie allenfalls im Verdachte haben konnte, daß sie auf eine achtzehnjährige Tochter eifersüchtig sey, wiewohl das wirklich der Fall bey ihr nicht war: sie war erst etwas über sechs und dreyßig, und noch sehr hübsch.

Achtes Kapitel.

Das Kopfweh.

Mein Mann war klug genug, meine Gedanken zu errathen, und die Stimmung zu benutzen, in der ich war.

Er warf sich auf den Sopha hin, und fing an über Kopfweh zu klagen.

Wie ich ihm dieses Kopfweh Dank wußte! Und wie weh mir zugleich dieses Kopfweh that!

„Armes Kind!" sagte ich, indem ich zu ihm hinging und ihm sanft über die Wange fuhr: „Du hast Dich um meinetwillen so „geärgert!"

„Es wird schon wieder vorübergehn!" antwortete er, indem er meine Hand an seine Lippen festdrückte. — „Höre, Wilhelmine, mir fällt etwas ein. Eine kleine „Züchtigung hat Deine Mutter verdient, „und sollte es auch nur wegen des Kopfwehes seyn, das sie mir verursacht hat, wenns „auch nicht wegen des Neids wäre, den sie „gegen Dich geäußert hat. Wie wär's,

„wenn wir morgen Abend eine Familienta-
„fel gäben, und sie nicht dazu einlüden?"

„Nein, lieber Carl, das möchte sie zu
„sehr kränken!"

„Närrchen! Jetzt ist sie noch zu aufge-
„bracht, um sich darüber zu kränken.
„Verdrießen wird es sie, und das will ich
„eben. Hat mich ihr Benehmen gegen
„Dich doch auch verdrossen, denn im Grunde
„war es doch mehr auf Dich, als auf mich,
„gemünzt. — Sie soll es sehen, daß wir
„uns aus ihrem Zorne nichts machen. So-
„bald sie davon recht fest überzeugt ist, so
„stehe ich Dir dafür, daß sie von selbst wie-
„derkömmt. Ich kenne ja den Zorn der
„Weiber!"

Neuntes Kapitel.

Ein dummer Streich, nebst der Entschuldigung, die ich zu beherzigen bitte.

Es leuchtete mir einigermaaßen ein, was mein Mann da gesagt hatte; gleichwohl stand ich noch einen Augenblick lang unentschlossen da.

„Gab mir's doch da einen Stich in den „linken Schlaf," sagte mein Mann, indem er auf einmal mit der Hand nach dem Kopfe fuhr, „daß ich glaubte, der Kopf sprängʼ „von einander!"

Dieser Stich entschied mich auf der Stelle:

„Wenn Du willst, lieber Carl," sagte ich, „ich bins zufrieden! Laden wir die Familie auf morgen Abend ein."

„Aber Du mußt mir noch einen Gefal„len thun, liebe Wilhelmine: Du mußt die „Einladungskarten eigenhändig und unter „Deinem Namen schreiben."

„Aber, Carl, wenn die Mama eine zu „sehn bekömmt!"

„Das ſoll ſie ja eben! Sie muß es er„fahren, daß wir beyde im vollkommenſten „Einverſtändniſſe handeln; es muß ihr für „die Zukunft alle Hoffnung vergehn, je„mals die geringſte Mißhelligkeit zwiſchen „uns ſtiften zu können." —

Ich war ſchwach genug, mich auch hierzu zu verſtehn, und ſchrieb die Karten. —

Denjenigen unter meinen Leſerinnen, die mir es nicht verzeihen wollen oder können, daß ich mich von meinem Manne verleiten ließ, meine gute Mutter ſo gröblich zu beleidigen, rathe ich die Stelle der Schrift zu beherzigen: „Ich aber ſage „Euch, das Weib wird Vater und Mutter „verlaſſen, und an ſeinem Manne hangen."

Zehntes Kapitel.

Im Vorbeygehn etwas über sogenannte Familientafeln.

Ich schrieb also die Karten eigenhändig und unter meinem Namen, schickte sie unverzüglich aus, und die Familientafel hatte am andern Tage wirklich statt.

Ich will meine Leserinnen nicht mit einer langweiligen Beschreibung meiner Gäste unterhalten. Wer kennt denn jene steifen nichtssagenden Geschöpfe nicht, die man Onkels, Tanten, Vettern und Muhmen nennt, die ein ausschließendes Recht zu haben glauben, einander jährlich wenigstens drey bis viermal solenn überflüssig seyn zu müssen, weil dieses Recht unter ihnen schon seit undenklichen Jahren von Vater auf Sohn, und von Mutter auf Tochter forterbte; die dann an solchen Tagen ihren Gesellschaftern Kleider producirten, die sie schon hundertmal sahen, und Einfälle, die sie schon hundertmal hörten; jene Cirkel, wo jede Frau der genaueste und vollständigste Küchenzettel der

Speisen ist, die die Andern die ganze vergangene Woche hindurch aßen; wo jeder Mann die pünktlichste Controlle von der Andern Einnahme und Ausgabe, Schritten und Tritten ist; wo Eines dem Andern, ehe man sich zu Tische setzt, mit ängstlicher Genauigkeit recht wohl zu speisen wünscht, und gleichwohl unmittelbar nachher mit neidischem mißgünstigem Blick auf den fettern Kapaunenflügel oder das größere Stück Braten hinschielt, das etwa seinem Nachbar zu Theil wurde.

Eilftes Kapitel.

Eine etwas myſtiſche Antwort.

Eine Familientafel in meinem Hauſe, bey welcher meine leibliche Mutter fehlte, von der doch alle Anweſende wußten, daß ſie nicht krank war, das mußte doch wohl unter meinen Gäſten Senſation machen?

Anfänglich äußerte zwar niemand etwas darüber; denn jedes nahm es für bekannt an, daß ſie kommen müßte, und glaubte bloß, ſie habe etwa eine Abhaltung, die ſie verhinderte, ſo zeitig, wie ſonſt, zu erſcheinen. Als aber mein Mann die Spielpartheyen rangirte, und es ſich fand, daß auf ſie keine Parthie gerechnet war, auf ſie, die ſonſt ſo gern ſpielte, entſtand ſchon eine kleine Verwunderung.

„Aber wo wird denn die Mama ſpielen?“ fragte ein alter Vetter, der ſonſt immer in ihrer Parthie zu ſeyn pflegte.

„Die ſpielt heute gar nicht hier,“ antwortete mein Mann.

Das myſtiſche: „gar nicht hier" war jetzt auf aller Geſichtern ſehr deutlich zu leſen. Eines ſchien das andere mit ſeinen Blicken zu fragen: „wie ſoll ich das ver„ſtehn?" Da indeſſen keines dem andern Auskunft darüber zu geben wußte, ſo entſchloſſen ſie ſich endlich, ihre Neugierde vor der Hand zu bezähmen, bis ihnen die Zukunft das Räthſel etwa löſen würde.

Zwölftes Kapitel.

Meine Mutter erscheint noch nicht.

Ihre Erwartung war durch das ganze Spiel hindurch gespannt. Nie ist wohl in einem Spielzimmer so oft vergeben oder unrecht ausgespielt und zugeworfen, nie sind wohl in einem Abende mehrere Spiele verdorben, und nie ist auch über dergleichen Fehler weniger gezankt worden, als diesen Abend. Es war, als wäre für alle Spielschnitzer eine vollkommene Amnestie ausgeschrieben — welches doch sonst in dergleichen Gesellschaften der Fall eben nicht ist — denn jedes war in dem Falle, entweder einen ähnlichen Fehler gemacht zu haben, oder vielleicht in der folgenden Minute einen zu machen. So oft die Thür aufging, drehten sich alle Köpfe maschinenmäßig um, ob meine Mutter einträte, und — meine Mutter erschien doch nicht!

Dreyzehntes Kapitel.

Ein Kriegsrath.

Endlich trat der Bediente mit der Nachricht ein, es sey aufgetragen. Diese Nachricht, welche sonst auf die alten Herren, welche gewöhnlich bey sehr gutem Appetit zu seyn pflegten, wie ein elektrischer Schlag wirkte, war diesmal gar nicht von der heftigen Wirkung: sie, die sonst fast in einem Tempo die Karten wegwarfen, legten sie diesmal ganz langsam nieder, und sahen einander an, als wollten sie sagen: „aufgetragen? „und die Mama noch nicht da?"

Als wir in das Tafelzimmer gekommen waren, überlief eine alte Großtante mit flüchtigem Blick die Anzahl der Converts auf dem Tische, und versammelte dann aus den ältesten aus der Gesellschaft einen Kriegsrath um sich her. Umsonst bat mein Mann einigemal, sie möchten Platz nehmen: die Aeltern zischelten fort, und aus Respekt getrauten sich die Jüngern nicht, sich niederzusetzen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Großtante als Sprecherin.

Endlich nahmen sie Platz, aber sie thaten das mit so feyerlichen Gesichtern, daß einem angst und bange wurde, wenn man sie ansah. Keines sprach ein Wort, und weil die Aeltern nichts sagten, so waren die Jungen auch stumm; kurz die Mahlzeit nahm einen so traurigen Anfang, wie ein Leichenmahl. Man glaube indessen ja nicht, daß die Schüsseln und die Flaschen deswegen geschont wurden. O nein! Die Herren fanden den Rheinwein und Burgunder darum um nichts schlechter, und die Damen wußten zu gut, was die Schüsseln, die auf dem Tische standen, kosteten, um sie nicht nach Würden zu schätzen.

Bey der sechsten Schüssel ohngefähr unterbrach die alte oben erwähnte Großtante, die vermuthlich von den übrigen zur Sprecherin gewählt worden war, — nicht das Gespräch, denn einzelne unzusammenhän-

gende Reden, als zum Beyspiel: „belieben „Sie? Kann ich Sie bedienen? Befeh„len Sie weißen oder rothen Wein?" u. s. w. kann man kein Gespräch nennen, — ich will also lieber sagen, das Stillschweigen durch die Frage: „warum ist denn die Ma„ma nicht hier, Frau Hofräthin? Sie ist „doch nicht krank?"

Funfzehntes Kapitel.

Das Familienräthsel.

Ich machte bey dieser Frage eine sehr alberne Figur, denn ich wußte in der That nicht, was ich darauf antworten sollte. Zum Glück zog mich mein Mann aus der Verlegenheit, und nahm, statt meiner, das Wort:

„O nein! So viel ich weiß, ist sie vollkommen wohl!"

„Vollkommen wohl? Und nicht hier beym Abendessen im Hause ihrer leiblichen Tochter, wo die ganze Familie beysammen ist? Wie soll ich das verstehn?"

„Das ist ein Familienräthsel, gnädige Frau!" antwortete mein Mann, und lächelte mich bedeutend an.

„Nach dessen Auflösung ich, als die älteste von der Familie, doch wohl zu fragen habe? Ich will wetten, daß etwas zwischen Ihnen vorgefallen ist."

„Ich gebe Ihro Gnaden die Wette im „Voraus gewonnen."

„Alſo hat's Händel geſetzt? O erzählen „Sie uns doch die Urſache Ihres Streits!"

„O ja," erſchollen ſechs bis acht Stimmen zu gleicher Zeit, „erzählen Sie doch!"

Sechzehntes Kapitel.

Auflösung.

Mein Mann trug den Fall vor, wie er war. Die Stimmen waren unter der Gesellschaft getheilt. Die ältern Weiber votirten natürlicherweise für meine Mutter; die Herren, welche unter dem Pantoffel standen, waren auf der Seite dieser Weiber; diejenigen aber, denen unser Wein am besten schmeckte, oder die über den Wein, den Vater aller Freuden, den Druck vergaßen, unter welchem sie zu Hause seufzten, traten auf die Seite meines Mannes; die jüngern unter der Gesellschaft waren auf gar keiner, sondern hielten sich wacker zu den Süßigkeiten, die eben zum Nachtisch servirt wurden, und ließen die ältern über die Bitterkeiten des Ehestandes zanken so viel sie wollten. Ich saß bey dem Streite wie auf Kohlen.

„Erlauben Sie mir, Herr Hofrath, Sie „haben Unrecht!" schrie die Großtante unter allen hervor, „ich bin auch Schwiegermutter gewesen! Ich weiß auch davon zu

„reden! Mein Schwiegersohn seliger —
„tröste ihn Gott, wenn er zu trösten ist —
„war ein kreuzbraver und ein gescheuter
„Mann; aber hier sitzt meine Tochter ge-
„genwärtig! Sie soll sagen, ob etwas in
„ihrem Hause vorgegangen ist, um das ich
„als Schwiegermutter nicht gewußt habe!
„Ob ihr seliger Mann nur das geringste
„unternommen hat, ohne daß ich meine
„Einwilligung dazu gegeben hätte!"

„Ich glaube das gern, gnädige Frau," antwortete mein Mann, „aber ich versichere
„Ihnen, daß ich recht froh darüber bin,
„daß ich nicht das Glück habe, Ihr Schwie-
„gersohn zu seyn."

Siebzehntes Kapitel.

Ein Krieg aller gegen alle.

Man denke, ob die Großtante dieſe Antwort übel nahm! Sie wurde ſo böſe, ſo böſe! — Kurz, ſie ſchrie wie eine Großtante. Man weiß ja wohl, wie gemeine Tanten manchmal zu ſchreyen pflegen: man denke alſo erſt eine Großtante!

Mein Mann blieb feſt bey dem, was er einmal geſagt hatte, nämlich, daß eine Schwiegermutter ihrem Schwiegerſohne keine Vorſchriften zu machen habe. Die Weiber, die entweder ſchon Schwiegermütter waren, oder es bald zu werden Hoffnung hatten, waren auf der Seite der Großtante, und ſchrieen wie Beſeſſene. Die Herren waren, je nachdem ihnen der Wein mehr oder weniger ſchmeckte, oder nachdem ſie etwa zu Hauſe Gardinenpredigten zu erwarten hatten oder nicht, entweder dafür, oder dawider. Kurz, es gab einen Krieg aller gegen alle.

Nachdem eine geraume Zeit über so gestritten, und nichts ausgemacht worden war, wie denn das bey dergleichen Streiten gewöhnlich zu gehen pflegt, brach man auf, und die Gesellschaft ging aus einander: aber mit Gesichtern, daß einer, der von dem eigentlichen Vorfall nicht gehörig unterrichtet gewesen wäre, darauf würde gewettet haben, wir hätten nicht mit einander gegessen, sondern — eine reiche Verlassenschaft getheilt.

Achtzehntes Kapitel.

Nur eingeſchoben.

Man denke, ob dieſer Vorfall meiner Mutter gutes Blut machen konnte. Die Vernachläßigung, die Beleidigung vielmehr, ſie abſichtlich nicht zu einem Abendeſſen einzuladen, bey welchem die ganze Familie zugegen war, war an ſich ſchon unverzeihlich genug. Man nehme nun noch die Invectiven dazu, die meinem Manne in der Hitze des Streites entfahren waren, und die gutmüthige Art, mit welcher ihr dieſe Invectiven von den dienſtfertigen Tanten, Großtanten, Schwägerinnen und Muhmen, welche insgeſammt recht brave Caffeeſchweſtern waren, referirt wurden. War's da wohl ein Wunder, wenn ſie einen unverſöhnlichen Haß auf mich und meinen Mann warf?

Doch die Folgen davon weiter unten; ich gehe jetzt in meiner Geſchichte weiter.

Neunzehntes Kapitel.

Die ſchönen Louisd'or!

Am folgenden Tage zählte mir mein Mann hundert ſchöne funkelnagelneue Louisd'or auf den Tiſch.

„Hier, liebe Willhelmine," ſagte er, „haſt Du Dein Nadelgeld auf ein halbes „Jahr voraus. Du wirſt Dir vielleicht al„lerhand anzuſchaffen haben."

Die ſchönen Louisd'or ſtachen mir ſo in die Augen! Ich hatte in meinem Leben nicht ſo vieles Gold beyſammen geſehn. Und dann ſchenkte er mir noch ein elegantes mit bunter Seide und Gold geſticktes Beutelchen dazu. — Ich wußte in der That nicht, was mir lieber war, ob das Beutelchen, oder das Gold.

Ich ſchwamm in Vergnügen und Wonne, fiel ihm um den Hals, und wußte es ihm in dieſem Augenblicke mehr als jemals Dank, daß er meiner Mutter die Stirne geboten hatte; denn hätte er ihr nachgegeben, ſo hätte ich ja weder dieſe ſchönen

Louisd'or, noch den schönen Beutel bekommen!

Zwanzigstes Kapitel.

Die Suplik.

„Aber, liebe Willhelmine," sagte mein Mann, „weißt Du wohl, daß ich eine Su„plik bey Dir einzureichen habe?"

„Eine Suplik? An mich? Und von wem „denn?"

„Von Sophien! Deine Mutter jagte sie „so mal à propos aus dem Dienste, und es „liegt ihr außerordentlich viel daran, wieder „bey Dir anzukommen. Sie hat mich um „alles in der Welt willen gebeten, ihr das „Wort bey Dir zu reden."

„Aber, lieber Carl, wenn es meine Mut„ter erfährt, daß ich sie wieder zu mir ge„nommen habe, so nimmt sie es für eine „neue Beleidigung an."

„Laß sie! Ich sehe nicht ein, was Du „Dich wegen Deiner Mutter zu geniren hät„test! Was geht es denn sie an, was Du

„für Leute in Deinem Dienste hast? —
„Doch mache es wie Du willst! Mir ist's
„vollkommen gleich, was Du für ein Kam-
„mermädchen hast! Ich habe mich aus blo-
„ßer Dankbarkeit unterzogen, Dir So-
„phiens Anliegen vorzutragen. Eigentlich
„kam sie doch nur meinetwegen aus Deinem
„Dienste. Sie verwandte sich so eifrig bey
„Dir für mich, und ohne sie wär' ich viel-
„leicht nie so glücklich gewesen, Dich zu be-
„kommen."

Dieser letzte Grund war überwiegend. Ich hatte nichts mehr einzuwenden, und Sophie war schon am folgenden Tage wieder in meinem Hause.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Das Wetter ändert sich.

Seit dieser Zeit verging wohl ein Monat, in welchem nichts vorfiel, das sich der Mühe verlohnte angeführt zu werden. Nur bemerkte ich, daß mein Mann anfing, etwas weniger zu Hause zu seyn, als gewöhnlich, und wenn er mir seine Gegenwart gönnte, so war er äußerst kalt und mürrisch. Wenn ich ihn in der Fülle meines Herzens um die Ursache davon befragte, so hielt er mich von sich zurück, wurde nur noch mürrischer, und schützte verdrüßliche Geschäfte vor.

Ich war theils zu gutherzig, theils zu unerfahren, um ihm das nicht aufs Wort zu glauben, bedauerte ihn in meinem Herzen, konnte mich aber doch nicht enthalten, dann und wann zu denken, daß ein Mann gerade nicht berechtigt sey, den Verdruß, den ihm seine Geschäfte machen, an seiner armen Frau auszulassen.

Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit und meine Liebkosungen, aber nur mit sehr

ſchlechtem Erfolg. Alles that verkehrte Wirkung. Mit je mehrerer Theilnahme ich ihm entgegen kam, mit deſto größerer Kälte zog er ſich zurück. Ich wußte auf die Letzte gar nicht mehr, welchem Heiligen ich mich verloben ſollte, um nur einen freundlichen Blick von ihm zu bekommen.

Das machte mir, wie man leicht denken kann, nicht wenig Kummer. Ich hütete mich indeſſen wohl, ihn ausbrechen zu laſſen, verſchloß meine Leiden in mich, und tröſtete mich mit der Hoffnung beſſerer Zeiten, in Ermanglung eines andern Troſtes.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Noch mehr Regen.

Aber diese bessern Zeiten ließen lange auf ſich warten! Meine Lage verſchlimmerte ſich zuſehends. Ich bekam jetzt meinen Mann oft drey Tage hinter einander mit keinem Auge zu ſehn. Er blieb oft ganze Nächte aus, kam um ſechs Uhr des Morgens erſt nach Hauſe, ſchlief dann den ganzen Vormittag, und wenn ich um zwölf oder ein Uhr nach ihm fragte, war er ſchon wieder fort.

Was für ein trauriges elendes Leben führte ich da! Schwermüthig ſaß ich da in meinem einſamen Zimmer, lauſchte auf jeden Fußtritt, ob er etwa käme, den meine Seele liebte — denn noch hing ich arme Getäuſchte mit vollem Herzen an ihm; — lauſchte oft ſo ganze Tage umſonſt, und legte mich dann am Abend mit verweinten Augen nieder, um — die Nacht ſchlaflos hinzubringen.

Daß mein Mann Geſchäfte hatte, daran zweifelte ich im Geringſten nicht, denn ich

hörte, daß der Bediente oft den ganzen halben Tag über nichts zu thun hatte, als Leute abzuweiſen, die nach ihm fragten: und dieſe Leute mußten doch mit meinem Manne in Geſchäften ſtehn, denn warum hätten ſie ſonſt nach ihm gefragt? Worin aber dieſe Geſchäfte beſtünden? mich darum zu bekümmern, fiel mir gar nicht ein.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Das Wetter ſcheint ſich aufzuklären.

Er kam einmal des Abends ſehr zeitig, das heißt gegen zehn Uhr nach Hauſe, und war dieſen Abend in einem äußerſt brillanten Humor. Er vergaß ſich ſo weit, daß er mir ſogar über das Realigee, in welchem ich war, etwas ſchönes ſagte. Wo gab es unter Gottes Sonne ein glücklicheres Weib, als ich in dieſem Augenblicke war? Ich hatte mit dem Abendeſſen auf ihn gewartet, und ſeit vielen Wochen hatte ich nicht mit ſo gutem Appetite und ſo vergnügtem Herzen gegeſſen.

Mein Mann trieb die Galanterie ſo weit, daß er mich ſogar fragte, ob ich auf den andern Tag nach Tiſche mit ihm über Land fahren wollte? Jetzt waren alle, auch die kleinſten Kränkungen, die ich von ihm hatte erdulden müſſen, augenblicklich vergeſſen! Ich ſah in dieſem Antrage die ganze Reihe glücklicher Tage, die ich mir zu träumen ſchon faſt nicht mehr getraut hatte.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Man muß das Eiſen ſchmieden, indem es noch glüht.

Mein Mann war, wie ich vom Bedienten erfuhr, den folgenden Vormittag auf ſeinem Zimmer beſchäftigt. Ich pflegte ſonſt nie zu ihm hinüber zu gehn; aber dieſen Morgen — er war geſtern Abend gar zu freundlich gegen mich geweſen! Seine ganze Liebe zu mir ſchien wieder erwacht zu ſeyn, und ich mußte mich ja in dem Vortheile zu erhalten ſuchen, den ich gewonnen hatte.

Man muß das Eiſen ſchmieden, indem es noch glüht.

Ich konnte alſo dieſen Morgen der Verſuchung unmöglich widerſtehn, zu ihm hinüber zu gehn.

Er bewohnte ein Hofzimmer. Ich wollte mir den Spaß machen, ihn zu überraſchen, ſchlich mich auf den Fußzehen über den Vorſaal, machte die Thür ſchnell auf, und — fand ihn neben einem Mädchen, das vor ſeinem Spiegel ſtand und, wie es mir ſchien, ſich das Halstuch nadelte.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Manſchetten.

Ich war über dieſen Anblick ſo betroffen, daß ich nicht einmal den Eindruck beobachten konnte, den meine plötzliche Erſcheinung auf Beyde machte. Jedoch ſchien es mir, als wären ſie Beyde ein wenig außer Faſſung.

Das Mädchen griff geſchwind nach einem blauen Packet, das auf dem Tiſche lag.

„Ja, mein liebes Kind," ſagte mein Mann, „die Manſchetten ſind ſehr ſchön, ſie „gefallen mir, aber für den Preis ſind ſie „mir zu theuer. — Sieh' doch einmal her, „liebe Willhelmine," fuhr er zu mir fort, „dieſe Manſchetten da ſollen zwanzig Thaler „koſten."

Er hielt mir das Packet hin. Ich ſah, es waren ein Paar geſtickte Manſchetten, wie man ſie höchſtens für ſieben bis acht Thaler kauft.

„Es iſt wahr, ſie ſind zu theuer!" antwortete ich.

„Aber ſchön ſind ſie. Mir thuts leid!“ ſagte er, gab ihr die Manſchetten zurück und ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch.

Das Mädchen machte eine Verneigung und trippelte zur Thür hinaus.

„Die Manſchetten ſchienen ihm außeror„dentlich zu gefallen!“ ſagte ich bey mir ſelbſt. „Ich will ihm eine heimliche Freude „machen. Er war geſtern Abend gar zu lie„benswürdig.“

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Was braucht ſie ſich denn das Halstuch zu nadeln?

Ich eilte geſchwind dem Mädchen nach. Sie war noch auf der Treppe, ſo daß ich ſie noch errufen konnte.

Ich nahm ſie mit mir in mein Zimmer. Jetzt ſah ich erſt, daß es wirklich ein bildſchönes Geſchöpf war, und der Gedanke, daß ſie ſich vor meines Mannes Spiegel das Halstuch genadelt hatte, fiel mir jetzt nur um deſto mehr aufs Herz. Was brauchte ſie ſich denn das Halstuch zu nadeln? — Vielleicht war das aber nur ſo eine Angewohnheit von ihr! Junge Mädchen ſind eitel; ſie machen ſich jeden Vorwand zu Nutze, wenn ſie vor einen Spiegel kommen können, zumal wenn ſie hübſch ſind. Vielleicht hatte ſie ſich das Halstuch nur ein wenig zurechte gerichtet.

Und das Mädchen war ſo beſcheiden! ſo ſittſam! Sie getraute ſich, ſo lange ich mit ihr ſprach, gar nicht, mir ins Geſicht zu ſehn.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

„Nur zehn Thaler!“

Das Mädchen gerieth augenſcheinlich in die äuſſerſte Verlegenheit, als ſie ſah, daß ich Ernſt machte, die Manſchetten zu kaufen. Sie zitterte, wurde roth — ich konnte nichts davon begreifen. Ich fragte ſie nach dem nächſten Preiſe:

„Zehn Thaler!“ ſtotterte ſie heraus.

„Zehn Thaler?“ fragte ich voller Verwunderung. „Und mein Mann ſprach vor „hin von zwanzig!“

„Von zwanzig?“ erwiederte ſie noch ängſtlicher. „O nein, da haben mich der „Herr Hofrath vermuthlich falſch verſtan„den?“

Ich griff in meinen ſchönen grünſeidnen Beutel, zog zwey Louisd'or heraus und gab ſie ihr. Das Mädchen ſteckte ſie geſchwind ein und eilte was ſie konnte zur Thür hinaus, herzlich froh, wie es ſchien, daß ſie fortkam!

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Das fatale Gleichwohl!

Mir war dieser ganze Vorfall so ängstlich und gerade darum verdächtig, daß ich jetzt zum erstenmale in meinem Leben recht lebhaft fühlet, daß ich eine leibliche Tochter der Eva war. Warum war das Mädchen so außerordentlich verlegen? Eine Person, die etwas verkauft, das sie einem zum Verkauf angeboten hat, muß ja eher froh als verlegen darüber seyn, wenn man ihr es abkauft. Woher kam also ihre Aengstlichkeit? Und das Halstuch, das sie sich vor meines Mannes Spiegel genadelt hatte, ging mir auch nicht aus dem Kopfe. Etwas mußte auf allen Fall dahinter stecken, und ich zitterte, hinter dieses Etwas zu kommen, so sehr ich auch auf der andern Seite wünschte, aus meiner Ungewißheit gerissen zu werden.

Ich machte eine Menge Hypothesen, und alle fielen nicht eben zum Vortheil meines Mannes aus. —

Und gleichwohl war mein Mann gestern Abend so liebenswürdig gewesen, daß es mir auf der andern Seite ordentlich weh that, ihn in einem so zweydeutigen Lichte zu sehn. — Und gleichwohl, auf der andern Seite — — — das fatale Gleichwohl!

—

Neun- und zwanzigſtes Kapitel.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Ich ſaß da, in meinen Betrachtungen ver-tieft, ſo feſt vertieft, daß ich vielleicht noch ſäße, wenn der Bediente nicht gekommen wär' und mir geſagt hätte, es ſey aufge-tragen.

Ich ging hinüber in das Tafelzimmer, und — fand zu meinem großen Erſtaunen nur ein einziges Couvert!

„Was iſt das? Speiſt mein Mann nicht „zu Hauſe?" fragte ich.

„Nein, Ihro Gnaden! Er iſt eben aus-„gefahren!"

„Ausgefahren? — Und hat er nichts „geſagt, wenn er wieder kömmt?"

„Wahrſcheinlich heute nicht; denn Frie-„drich hat Wäſche und den Schlafrock ein-„packen müſſen."

„Mein Mann iſt ausgefahren," dachte ich, „und kömmt heute nicht zurück, und ge-

„ſtern ladet er mich zu einer Landparthie auf
„heute ein! Wie ſoll ich das verſtehn?"

Leider war es deutlich genug zu verſtehn, aber ich war damals noch zu ſehr für ihn eingenommen, um es einzuſehn. Die Binde fiel mir aber gar bald von den Augen.

Dreyßigſtes Kapitel.

Eine einſame Mahlzeit.

Nachdenklich und ſchwermüthig ſetzte ich mich nieder und aß — oder nein! Ich aß nicht, ich roch die Speiſen nur, und auch das kaum! Ich war viel zu ſehr in mein Nachdenken vertieft.

Ueberhaupt kenne ich nichts langweiligers, als allein eſſen, und ich mag eben ſo gern allein tanzen als allein eſſen! Es liegt im Menſchen, daß er den Genuß gern mit andern theilt, und der Menſch, welcher gern allein genießt, iſt gewiß kein guter Menſch!

Man denke nun erſt, wie peinlich mir meine einſame Mahlzeit in meiner damaligen Stimmung werden mußte! Ich war recht herzlich froh, als der Bediente die letzte Speiſe abgehoben hatte, ſo daß ich mit Ehren die Serviette weglegen und aufſtehn konnte.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Räthſel.

Um mich zu zerſtreuen, ſuchte ich eines von meines Mannes feinſten Hemden heraus, und fing an die geſtickten Manſchetten, die mich ſo vieles Kopfbrechen koſteten, anzunähen.

Sophie, die mir den Caffee brachte, fand mich über dieſer Beſchäftigung.

„Ihro Gnaden haben da einen ſchönen „Streich gemacht!" ſagte ſie, und lächelte ſehr boshaft dazu.

„Wie ſo?" fragte ich.

„Je nun, daß Sie dieſe Manſchetten ge„kauft haben! Das arme Mädchen weiß für „Angſt in ihrem Leibe keinen Rath!"

„Welches Mädchen?"

„Das Mädchen, dem Sie ſie abgekauft „haben! Es war gar nicht ihr Wille, ſie zu „verkaufen!"

„Nicht ihr Wille, ſie zu verkaufen? Und „was hätte ſie denn ſonſt bey meinem Man„ne gemacht?"

„Das weiß ich nicht! Genug, die Man„schetten zu verkaufen war sie nicht bey ihm. „Sie hat sie zwar gestickt, aber sie gehören „gar nicht ihr. Jetzt weiß sie nicht, wie sie „sie wieder bekommen soll!"

Mir fiel für — ich weiß nicht, soll ich sagen, für Schreck oder für Verwunderung, die Nadel aus der Hand.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Auflösung.

„Aber Sophie," sagte ich, „ich verstehe „die ganze Geschichte nicht! Alles ist mir so „räthselhaft!" —

„Ich will Ihro Gnaden das Räthsel „gleich lösen. Sie kennen doch den Kauf„mann Meyßer hier gegen über, der mit ge„stickten Waaren handelt? Dieses Mädchen „ist eine von seinen Nähterinnen. Die „Manschetten sind für den Doktor Lambert, „der morgen Hochzeit hat, zu Bräutigams„manschetten bestellt. Das Mädchen, das „eben im Begriff war, sie zum Kaufmann „hinzutragen, sprach, warum? das weiß ich „nicht, im Vorbeygehn beym Herrn Hofrath „ein. Ihro Gnaden kamen dazu, da sie eben „wieder weggehn wollte. Die Manschet„ten mußten zum Vorwande dienen, wars„um das Mädchen da war: Sie kaufen ihr „sie ab, und nun weiß das arme Ding nicht, „was sie dem Kaufmanne sagen soll, denn

„unglücklicher Weise hat er keine andern von
„diesem Muster: der Doktor Lambert hat
„sich dieses Muster besonders bestellt, und
„die Hochzeit ist auf Morgen unausbleiblich
„festgesetzt. — Jetzt begreifen Ihro Gna-
„den doch wohl, warum das Mädchen die
„Manschetten wieder haben will?"

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Zugabe zum Vorigen.

Jetzt konnte ich gar nicht mehr an meinem Unglück zweifeln: mein Mann war, die Sache aufs glimpflichſte genommen, ein Treuloſer!

„Aber Sophie, woher weiß Sie denn „das alles ſo genau?" fragte ich ziemlich kleinlaut.

„Ich wills Ihro Gnaden nur geſtehn: „ich habe gehorcht. Das Mädchen iſt ſchon „einigemal des Morgens beym Herrn Hof„rath geweſen. Bald hatte ſie ein Briefchen „zu beſtellen, bald ein Päckchen, und mußte „immer ſelbſt mit ihm ſprechen. Das Ding „kam mir verdächtig vor: denn da ich wuß„te, daß ſie vor ſich bey ihrer Mutter lebt, „und in keinem Dienſt iſt, von wem konnte „ſie denn geſchickt ſeyn? Heute kam ich auf „einmal dahinter, was ſie eigentlich beym „Herrn Hofrath zu thun hatte. Ich mußte „recht herzlich lachen, als ihr Ihro Gnaden „die Manſchetten mit aller Gewalt abkauf-

„ten! Und glaubten Ihro Gnaden etwa, sie „ist gleich fortgegangen, als sie von Ihnen „wegging? Gott bewahre! Sie lief in aller „Angst gleich wieder zum Herrn Hofrath „hinüber. Ich schlich mich in das Neben„zimmer, und da hörte ich denn, wie sie ihm „den ganzen Handel erzählte, und ihn um „Gotteswillen bat, ihr die Manschetten wie„der zu schaffen, weil sie sie noch heute an „den Kaufmann Meyßer abliefern müßte."

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Eine traurige Entdeckung!

„Und mein Mann? Was ſagte der?

„Krank wollte er ſich über den Spaß la„chen! — Närrin, ſagte er, wie ſoll ich Dir „Deine Manſchetten heute wieder ſchaffen? „Ich muß ja warten, bis mir ſie meine Frau „giebt? So wie ich ſie wieder habe, ſollſt „Du ſie gleich bekommen, das verſpreche ich „Dir!" —

„Sophie," ſagte ich, und griff nach meinem Beutel, „wenn Sie mich lieb hat, ſo „verſchweige ſie die ganze Geſchichte! Daß „ja niemand im Hauſe etwas davon erfährt, „hört Sie?"

„Ey, ich wollte gern ſchweigen, wenn's „die Dienſtleute nicht ſchon wüßten! Es wa„ren ja beyde Bedienten dabey, als das „Mädchen zum zweytenmale beym Herrn „war! Und der Herr Hofrath hat mit bey„den recht herzlich über die Geſchichte ge„lacht!"

Mein Mann mit seinen beyden Bedienten über diese Geschichte gelacht! Welcher Mangel an Delikatesse, welche Schamlosigkeit setzte das von ihm voraus!

Und welch' eine traurige Entdeckung für eine Frau, wenn sie ihren Mann, den sie so herzlich liebt, an dem sie so mit ganzer Seele hängt, auf einmal in einem so gehäßigen Lichte erblickt!

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Eine Inſolenz.

Ich möchte meinen Leſerinnen mein damaliges Gefühl ſchildern können. Ich ſaß da — ſtumm und unbeweglich. Es war mir in dieſem Augenblicke, als ob mir jemand ein Faß eiskaltes Waſſer über den Leib geſchüttet hätte.

Nicht das Benehmen meines Mannes allein war es, das mich ſo auſſerordentlich kränkte. Der Gedanke, daß ich mich durch meine übereilte Gutherzigkeit zum Geſpötte meiner Dienſtleute gemacht hatte, ſchmerzte mich im Innerſten meiner Seele. Ich hätte alles in der Welt darum geben mögen, wenn ich die Sache ungeſchehn hätte machen können.

„Ich will Ihro Gnaden noch mehr ſa„gen," fuhr Sophie fort, „weil das Mäd„chen gar zu ſehr jammerte, ſo gab der Herr „Hofrath dem Joſeph den Auftrag, Ihnen „dieſen Abend die Manſchetten bey guter „Gelegenheit wegzuſtehlen, und ſie dem

„Mädchen zurückzugeben. Sie ist deswe„gen um acht Uhr wieder herbestellt. Wenn „mir das Ihro Gnaden nicht aufs Wort „glauben wollen, so will ich den Joseph her„einrufen. Er kann es Ihnen bestätigen."

„Um alles in der Welt nicht!" rief ich, indem ich die eine Manschette, die ich schon beynahe angenäht hatte, geschwind wieder abtrennte, „da hat Sie die fatalen Man„schetten, daß sie mir nur aus den Augen „kommen! Joseph soll sie dem Mädchen „wiedergeben. Sie mag die zwey Louisd'or „behalten, aber mit der Bedingung, daß sie „keinen Tritt wieder in mein Haus kömmt!"

Sophie nahm die Manschetten.

„Kömmt diese nicht, so kömmt eine an„dre!" sagte sie lächelnd, und ging zur Thür hinaus.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Eine Apostrophe an Schwester Agnes.

Und diese Insolenz durfte ich ihr nicht einmal verweisen! — Wie sehr fühlte ich mich in diesem Augenblicke gedemüthigt!

„Gute Schwester Agnes!" rufte ich „aus, als ich allein war, „gutes treuherzi„ges Geschöpf, die Du Dich bey meinem „Austritt aus Deinem Kloster mir gegen„über so unglücklich fühltest, wie elend bin „ich jetzt gegen Dich, und wie glücklich wär' „ich, wenn ich jetzt an Deiner Stelle wäre! „Wenn Du es säh'st, das sogenannte Glück, „um das Du mich damals zum Voraus be„neidetest! Wenn Du ihn so kenntest, wie „ich ihn jetzt kenne, diesen vollkommen„sten Mann, diese Zierde seines Ge„schlechts, diesen Engel in menschli„cher Gestalt! O, daß ich noch in Dei„nem Kloster wäre, und mich an dem An„schauen des heiligen Josephs weiden könn„te!" —

„Ich will ihr schreiben! sagte ich eini„ge Minuten darauf wieder, will ihr mein „Unglück erzählen. Ich will der frommen „Schwärmerin die Wahrheit entdecken; die „vielleicht noch jetzt über den Verlust ihres „Carls an ihren Wangen herabfließen. Sie „soll es fühlen, wie glücklich sie ist, daß sie „ihn nicht besitzt!"

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Etwas über den Inſtinkt.

Es iſt doch ein ſonderbares Ding mit dem, was man gewöhnlich Inſtinkt zu nennen pflegt. Wir Menſchen brüſten uns ſo ſehr mit unſerer Vernunft, und oft iſt das nichts als Folge des Inſtinkts, was wir uns als Folgen unſrer vernünftigen Ueberlegung oder eines vernünftigen Entſchluſſes anrechnen. Mir ging es damals ſo: gerade derſelbe Inſtinkt, der das kranke Thier zu den Kräutern hintreibt, die ihm ſeine Schmerzen lindern können, gerade dieſer Inſtinkt trieb mich zum Schreibtiſch hin. Meine Abſicht war eigentlich, die Schweſter Agnes zu tröſten, und ich erreichte einen Zweck, den ich gar nicht beabſichtigt hatte, wenigſtens nicht mit Bewußtſeyn: ich erleichterte mein Herz durch dieſen Brief.

Gott weiß, was ohne das aus mir geworden wäre!

Sich mitzutheilen, ſeine Leiden in den Buſen eines theilnehmenden Freundes oder

einer

einer gefühlvollen Freundin auszuschütten, ist für den Unglücklichen ein unentbehrliches Bedürfniß. Er läuft sonst Gefahr, unter der Last seines Unglücks zu erliegen, wenn er niemand hat, der sie ihm tragen hilft.

Und wen hätte ich in meiner damaligen Lage wohl gehabt, dem ich mich hätte anvertrauen können? Meine Mutter, meine erste und einzige Freundin hatte ich, durch meinen Mann aufgehetzt, aufs empfindlichste beleidigt, so sehr beleidigt, daß sie mich nicht einmal annahm, als ich bey ihr vorfuhr, um ihr zu ihrem Geburtstage Glück zu wünschen. Mit meinen übrigen Verwandten wären wir seit der letzten Familientafel über den Fuß gespannt: und wenn auch das nicht gewesen wäre, so hätte ich mich ohnehin keinem darunter anvertraut, denn es war kein einziger darunter, zu dem mich mein Herz geführt hätte.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Einige Betrachtungen.

Mein Brief an Schwester Agnes gerieth so lang, daß es gegen Mitternacht schlug, als ich meinen Namen unterschrieb. Ich vergaß ordentlich mein Elend, indem ich es schilderte. Auf diese Art war mir doch wenigstens der traurige Abend dieses traurigen Tages vergangen, und ich fühlte mich so erleichtert, vielleicht auch so abgemattet, daß ich mich nach dem Bette sehnte, statt daß ich es sonst gefürchtet hätte.

Wie eitel und vergänglich sind die Hoffnungen der Menschen! Als ich vor sieben oder acht Monaten das Kloster verließ, wie glänzend waren meine Hoffnungen! Wie heiter und lachend meine Aussichten! Eine reiche Erbin, in der vollen Blüthe ihrer Jahre! Wer hätte mir nicht die reizendste Zukunft zugesichert? Ich, die ich Jugend, Schönheit und Geld hatte, was konnte mir wohl fehlen? Hatte Schwester Agnes wohl unrecht, wenn sie mich um das glückliche

Loos, [illegible] menschlicher Aussichten nach nicht entgehen konnte, beneidete?

Und die Wirklichkeit — wie hatte sie diese so wahrscheinlichen, diese fast gewissen Hoffnungen vernichtet! Hätte es Schwester Agnes wohl für möglich gehalten, daß sie in so kurzer Zeit eine solche Jeremiade von mir würde zu lesen bekommen?

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Eine Familienneuigkeit.

Ich schlief diese Nacht ruhiger und besser, als ich erwartet hatte, so daß ich am andern Morgen so ziemlich gestärkt aufstand. Ich war kaum angekleidet, so ließ sich Herr von Stark bey mir melden, eben der Herr von Stark, dessen im ersten Theil meiner Geschichte Erwähnung geschah, und den mir eigentlich meine Mutter zum Manne bestimmt hatte. —

Ich habe vergessen zu sagen, daß dieser Herr von Stark den dritten Stock desselben Hauses inne hatte, in welchem wir wohnten. Er hatte sich seit meiner Verheurathung keinen Schritt bey mir sehen lassen: was konnte er jetzt auf einmal wollen?

Ich nahm ihn an:

„Ich habe Ihnen eine Familienneuigkeit „zu überbringen, gnädige Frau," sagte er, „von der ich Ihnen voraussage, daß sie Ihnen eben nicht gar angenehm seyn wird; „indessen habe ich mich lieber der Sache un-

„terziehen wollen, ehe Ihnen etwa eine drit-
„te Person den Vorfall mit verhaßten Zusä-
„tzen erzählt. Ihre Mutter ist eine Braut."

„Meine Mutter eine Braut?" fragte
ich voller Erstaunen.

„Wie ich Ihnen sage. Sie heurathet
„diesen Abend den Legationsrath Börner."

„Haben Sie es von ihr selbst?"

„Das nicht! Ich bin nicht mehr so glück-
„lich, mit ihr in gutem Vernehmen zu seyn.
„Sie erzählte mir letzthin, daß es zwischen
„ihr und Ihnen zum förmlichen Bruch ge-
„kommen sey. Ich nahm Ihre Parthie,
„wollte zur Sühne reden; sie wurde hitzig;
„ich bestand auf meiner Meinung: und dar-
„über zerfielen wir. — Aber die Sache ist
„gewiß. Ich habe sie aus des Legations-
„raths eignem Munde. Heute Abend wer-
„den sie in der Stille getraut, und übermor-
„gen reisen sie nach N**, wohin der Lega-
„tionsrath bestimmt ist."

Vierzigstes Kapitel.

Sie macht keine sonderliche Wirkung.

Diese Neuigkeit machte in meiner dermali
gen Stimmung die ungangenehme Wirkun
gar nicht auf mich, die sie in jeder ander
Stimmung auf mich gemacht haben würde
Nach dem, was mir bereits begegnet war
konnte mir nichts schlechtes mehr begegnen
Ich hatte das Herz meines Mannes verlo
ren, hatte ihn auf Ausschweifungen ertappt
und auf eine Art ertappt, die auf sein Her
und seinen Charakter ein äußerst widerwär
tiges und gehässiges Licht warf: was hatte
ich jetzt noch Schlimmes in der Welt zu
fürchten?

Die Heurath meiner Mutter that mir
gar nicht weh, denn ich dachte gar nicht ei
gennützig genug, um arithmetisch zu berech
nen, was mir dadurch an ihrer Verlassen
schaft entgehn würde: aber daß sie durch
diese Heurath einige hundert Meilen weit
von mir entfernt, und es auf gewisse Art da
durch unmöglich wurde, daß wir jemals wie

der zusammenkommen würden; das Einzige kränkte mich. Jedoch, wie ich schon gesagt habe, nicht so sehr, als es mich sonst gekränkt haben würde: denn da sich mein Mann, den ich beynahe abgöttisch verehrt hatte, auf eine so gewaltsame Art von meinem Herzen losgerissen hatte, was machte ich mir da aus einer Mutter, die ich nur kindlich liebte?

Ein und vierzigstes Kapitel.

Delikatesse.

„Ich danke Ihnen recht sehr für Ihre Auf„merksamkeit, Herr von Stark," sagte ich. „Ich muß Ihnen gestehn, daß es mich ein „wenig kränkt, meine Mutter verlieren zu „müssen; aber nach dem, was ich bereits ver„loren habe, schmerzt mich kein Verlust „mehr!"

„Nach dem was ich bereits verloren „habe!" — Ich dächte, diese Worte würden gewiß jeden Andern verleitet haben, mich zu fragen, was denn das sey, was ich verloren hätte? und sich auf solche Art in mein Vertrauen einzudringen; aber Herr von Stark that das nicht.

„Es freut mich, gnädige Frau, daß Sie „die Sache so philosophisch nehmen!" sagte er ganz kaltblütig, und fing ein gleichgültiges Gespräch an.

Ich wußte ihm diese Delikatesse recht von Herzen Dank. Er mußte um die Geschichte

mit den [illegible]etten etwas wissen: sie war unter meinen Dienstleuten herum; er wohnte in demselben Hause und hatte auch Dienstleute, die mit den meinigen bekannt waren. Es war nicht anders möglich, als daß er etwas davon gehört haben mußte. Gleichwohl dachte er zu fein, sich etwas davon merken zu lassen, um mich nicht in Verlegenheit zu setzen.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Der gute Rath.

Ich war jung, war gekränkt, brauchte Troſt, mein Herz war voll; auf dem Papiere hatte ich mich freylich meiner drückenden Bürde etwas entledigt; aber das todte Papier! was konnte mir das für Troſt geben? Jetzt war ich einem Menſchen gegenüber, der mir einen Beweis gegeben hatte, wie vielen Antheil er an mir nähm', und wie fein er dachte: dieſer Menſch war doch wohl beſſer als ein Bogen Papier?

Ich erzählte ihm alſo den Vorfall von geſtern und wie ſich mein Mann überhaupt bisher gegen mich benommen hatte, ſchüttete mein ganzes Herz vor ihm aus, und bat ihn um ſeinen guten Rath.

„Wenn ich Ihnen rathen ſoll, gnädige „Frau," antwortete er, „ſo nehmen Sie den „ganzen Handel für nichts mehr und nichts „weniger, als was er iſt; das heißt, für „bloßes Bedientengeſchwätz!"

„Erlauben Sie mir, Herr von Stark,
„es iſt etwas mehr, als ein bloßes Bedien-
„tengeſchwätz! Ich habe ſelbſt geſehn, ſelbſt
„gehört! das Mädchen hat die Manſchetten
„wirklich abgeholt.“

„Nun, und wenn es auch ſo ſchlimm iſt,
„wie Sie glauben, was iſt da zu thun?
„Denken Sie etwas dadurch beſſer zu machen,
„wenn Sie die Sache zur Sprache bringen?
„Grade das Gegentheil! Glauben Sie mir:
„thun Sie als ob gar nichts vorgefallen wäre,
„und Sie werden viel beſſer dabey fahren.
„Alles beym Licht beſehn, iſt's ein leichtſin-
„niger Streich, den der Rathsherr gemacht
„hat, denn leichtſinnig iſt er, das iſt nicht
„zu läugnen; dafür iſt er aber auch noch
„jung: und aus den leichtſinnigen Männern
„werden oft die beſten Männer, wenn ſie in
„gewiſſe Jahre kommen.“

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Sophie wird inſolenter.

Ich konnte mich nicht enthalten zu denken, daß Herr von Stark die Sache etwas gar zu glimpflich beurtheilte. „er iſt ein Mann," ſagte ich bey mir ſelbſt, „und die Männer ſtiegen einander nicht leicht ab!"

Er empfahl ſich kurz nachher, und verſicherte mich, daß er immer zu meinen Dienſten ſey, im Fall ich ſeinen Rath oder Beyſtand in irgend einer Sache brauchte. Ich bat ihn, mich recht oft zu beſuchen, da wir in einem Hauſe wohnten. Er verſprach mir das und ging.

Sophie trat bald darauf ein.

„Wie mir's ſcheint, will Herr von Stark im Trüben fiſchen!" ſagte ſie.

„Wie ſo, im Trüben fiſchen?" fragte ich.

„Je nun, wenn eine junge Frau mit „ihrem Mann geſpannt iſt, ſo fährt ein abgeſetzter Liebhaber ſelten übel dabey!"

„Sophie, ich verbitte mir einmal für alle „dergleichen Impertinenzen!"

„Ist man denn impertinent, wenn man „die Wahrheit sagt?" antwortete sie und schlug laut lachend die Thür hinter sich zu.

Sophiens Uebermuth war offenbar eine Folge von dem Leichtsinne meines Mannes, weil er sich den Respekt so ganz und gar vergeben hatte. Aber was konnte ich dafür? Warum mußte ich darunter leiden?

Vier und vierzigstes Kapitel.

Mein Elend.

Mein Mann blieb diesmal über seine Gewohnheit lange aus: er kam erst am siebenten Tage wieder zurück. Und auch dann war er für mich so gut, als gar nicht zu Hause. Er ließ sich mit keinem Auge bey mir sehen.

Ich muß aufrichtig gestehn, daß ich ihm das recht herzlich Dank wußte; denn wie jetzt die Sachen standen, hätte mir seine Gegenwart mehr peinliche, als wohlthätige Empfindungen gemacht. Mein Herz war von ihm losgerissen, und der Riß war so gewaltsam gewesen, daß er mich nicht einmal schmerzte. Ich war nur betäubt. Alle meine Gefühle waren abgestumpft. Alles war mir gleichgültig; es gab nichts um mich her, das mir Freude oder Leid verursacht hätte: ich scheute die Menschen nicht, ich suchte sie aber auch nicht auf. Ich schleppte meine traurige Existenz mit mir herum, und wußte nicht einmal recht, ob ich existirte

oder nicht. Es war mir dann und wann wohl, als hätte mich's einmal geträumt, ich sey glücklich; aber das Andenken dieses Traums machte gerade die Wirkung auf mich, die alle Träume auf einen machen, wenn man erwacht ist: man wundert sich, wie einen so wunderliches Zeug träumen konnte?

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Ein Trost, der eben nicht sehr tröstlich ist.

Auf diese Art verzingen einige Monate, in denen ich meinen Mann kaum fünf oder sechsmal zu sehen bekam, und das nur, wenn etwa jemand bey uns speiste, welches mir unendlich lieb war, denn unter vier Augen hätte ich seine Gesellschaft nicht ausgehalten. Er schlief in seinem Zimmer, und lebte, als ob er gar nicht verheurathet wäre: ich für mein Theil wünschte recht von Herzen, daß er es nie gewesen seyn möchte, und so oft ich etwas von ihm sah oder hörte, fiel mir der Gedanke wie ein Feuerbrand auf das Herz, daß er es doch war!

In dieser Zeit besuchte mich Herr von Stark sehr fleißig, und die Stunden, die ich in seiner Gesellschaft zubrachte, waren eigentlich die Stunden, in denen ich mich fühlte. Daß mir dieses Gefühl angenehm gewesen wäre, kann ich eben nicht sagen, und das äußerte ich dann laut genug in Klagen: indessen konnte ich mich doch mittheilen,

konnte

konnte mein Herz doch ausschütten, und das ist für den Unglücklichen doch immer ein Trost, aber freylich ein traurigter Trost!

Er wandte alles mögliche an, mir das Traurige meiner Lage zu verbergen. Er versicherte mich, mein Mann würde noch der beste Mann von der Welt werden, wenn er ausgebrannt haben würde, und bemühte sich auf alle Art, mir eine glückliche Zukunft vorzuspiegeln.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Verfolg des Vorigen.

Außerdem, daß ich durchaus an dieser glücklichen Zukunft zweifelte, war auch sogar in meinem Herzen etwas, das dieser Hoffnung widerstrebte. Mir war es jetzt vollkommen gleichgültig, ob sich mein Mann bessere oder nicht; mir lag gar nichts daran, jemals wieder mit ihm zu leben; ja, der Gedanke an eine Möglichkeit, jemals wieder mit ihm leben zu können oder zu sollen, empörte mich sogar.

Ich hatte gewiß das beste Herz von der Welt, konnte alle Beleidigungen verzeihen, nur keine vorsehlichen, keine solchen, die offenbar Geringschätzung anzeigten. Das war ein Fehler des Temperaments, den ich von meiner Mutter geerbt hatte: die war in diesem Punkte gerade auch so. — Aber ob das wohl ein Fehler genannt ist?

Hätte sich mein Mann bloß mit diesem Stickermädchen vergangen, so sehr mich das auch gekränkt haben würde, ich würde es ihm

gewiß von ganzem Herzen verziehen haben, wenn er sich nur anders gegen mich benommen hätte. Aber die Art wie er sich betrug! Mich gegen seine Dienstleute über meine Gutherzigkeit auszulachen! Sich mit ihnen über mich lustig zu machen! Dem Bedienten sogar den Auftrag zu geben, mir die Manschetten wegzustehlen! — Das waren Dinge, die ich schlechterdings nicht verdauen konnte!

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Der Hauptſchlüſſel.

Außer dem Herrn von Stark, der mich jetzt täglich beſuchte, hatte ich eine Frau in der Nachbarſchaft, die dann und wann zu mir kam, und zu der ich auch dann und wann zu gehn pflegte. Es war eine Doctorswittwe, ſchon ein wenig weit über ihren Frühling hinaus, eine Frau von unbeſcholtenem Rufe, nicht eben beſonders intereſſant im Umgange, aber gutmüthig und freundſchaftlich: kurz, ſo wie ich ſie damals brauchte.

Eines Nachmittags nahm ich meinen Arbeitsbeutel, ging zu ihr hinüber, und fand ſie nicht zu Hauſe. Das war während unſers ganzen Umgangs das erſtemal, daß ich ſie nicht traf, denn ſie war ſonſt ſo häuslich wie eine Schnecke.

Was wollte ich machen? Ich ging alſo unverrichteter Sache wieder nach Hauſe.

Glücklicherweiſe hatte ich meinen Hauptſchlüſſel bey mir, ſonſt hätte ich nicht einmal in mein Quartier gekonnt, denn unſre

Dienstleute pflegten gewöhnlich des Nachmittags, wenn ihre Arbeit vorbey war und ich ausging, auch auszugehn.

Ich schloß mir also selbst auf, und langte so, ohne daß mich jemand hörte und sah, oder daß ich jemanden hörte und sah, in meinem Zimmer an.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Die Ueberraschung.

Es ist so ein sonderbares Gefühl, wenn man sich ein Vergnügen oder eine Zerstreuung angesagt hat, die einem fehlschlägt. Es schmeckt einem hernach nichts zu Hause; so ging mirs an diesem Tage. Ich strickte, ich nähte, ich ging an das Fenster — nichts wollte mir behagen.

Auf einmal fiel mir ein, mir aus meines Mannes Zimmer ein Buch zu holen. Daß er zu Hause seyn könnte, das fiel mir gar nicht ein, denn er pflegte sonst um diese Zeit nie zu Hause zu seyn.

Ich ging also hinüber, öffnete die Thüre, und — fand ihn auf dem Sopha, in Sophiens Armen, und auf eine Art, die mich im geringsten nicht daran zweifeln ließ, daß er mit diesem Geschöpf einen verdächtigen Umgang hatte!

Hätte man mir in diesem Augenblicke alle Adern geöffnet, ich glaube sicherlich, es wäre kein Tropfen Blut geflossen. Ich stand da wie fest gewurzelt.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Verlegenheit.

Meine Leser würden meinem Manne sehr Unrecht thun, wenn sie etwa glaubten, er habe irgend einige Verlegenheit geäußert. Mein, mir gegenüber durch eine solche Veranlassung in Verlegenheit zu gerathen, darüber war er schon hinaus. O, man geht mit Riesenschritten auf der Bahn des Lasters fort, wenn man sie einmal betreten hat! Daher ist die Regel: hüte dich vor dem ersten Schritte! eine goldne Regel.

Sophie wollte aufspringen: er hielt sie aber fest in seinen Armen.

„Darf ich fragen, Madam, was zu „Ihrem Befehle steht?" fragte er.

„Ich — ich wollte mir einen Band vom „Voltaire holen," stammelte ich mit bebenden Lippen.

„Vom Voltaire?" antwortete er höhnisch-lächelnd. „Ich weiß das besser! Eine Scene „aus dem Boccaz wollten Sie sehn! Gestehn „Sie es nur, Sie haben wieder gehorcht,

„wie letzthin! Es geschieht Ihnen schon „recht! Sie wissen ja wohl das Sprichwort: „der Horcher an der Wand, hört seine eigne „Schand'!"

Es giebt einen gewissen Grad von Unverschämtheit, gegen den die gesunde Vernunft selbst kein Wort aufbringen kann; das ist dann der Zeitpunkt, in welchem die Tugend selbst vor dem Laster die Segel streichen muß.

Fünfzigstes Kapitel.

Ich schließe mich ein.

Die ungeheure und alle meine Begriffe übersteigende Unverschämtheit meines Mannes hatte doch wenigstens die gute Wirkung auf mich, daß ich den Gebrauch meiner Füße wieder bekam. Mit Ekel und Abscheu wandte ich mich von einem Anblicke weg, der mein Inneres empört und mich bis auf das Mark erschüttert hatte, schlich in mein Zimmer, und schloß mich ein.

Man stelle sich, wenn man kann, meinen Zustand vor. Ein junges, noch nicht völlig neunzehnjähriges Weib, in der vollen Blüthe ihrer Hoffnungen und Glückseligkeit; und jetzt alle diese Hoffnungen bis auf den kleinsten Keim zerstört! losgerissen von allem was sie nur an die Welt fesseln konnte!

Mein Kammermädchen, meine glückliche Nebenbuhlerin! Ich hatte sie mit eignen Augen da schwelgen sehn, wo ich noch vor wenigen Monaten anbetete! — Und

noch die niedrige empörende Art, wie mich der Verräther behandelt hatte!

Ich hatte in der That alle Kräfte meiner Jugend nöthig, um nicht für Verdruß und Kränkung auf der Stelle, in eine hitzige Krankheit zu verfallen.

Ein und funfzigstes Kapitel.

„Sophie muß abgedankt werden.“

Ich hätte eben nicht nöthig gehabt mein Zimmer zu verschließen, denn es machte ohnehin niemand Miene, zu mir zu kommen. Eigentlich hatte ich es bloß gethan, weil ich fernere Mißhandlungen von meinem Manne befürchtete; aber er befand doch für gut, mich für dießesmal mit seinem Besuche zu verschonen. Ich hörte endlich die Dienstleute nach und nach wieder ankommen, und zum Abendessen Anstalt machen. Ich öffnete also meine Thür wieder.

Um acht Uhr brachte mir der Bediente Licht. Ich hätte ihn gern gefragt, ob mein Mann noch zu Hause wäre? Aber das Wort Mann quoll mir im Munde. Ich hätte es um keinen Preis der Welt herausbringen können.

Jetzt hatte ich mich in so weit wieder gefaßt und erholt, daß ich ein wenig zusammenhängend denken konnte. Mit großen

Schritten ging ich in meinem Zimmer auf und ab.

„Sophie muß abgedankt werden!“ sagte ich. „Ich leide die Creatur keine Stunde „länger im Hause!“

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Ich ziehe an der Glocke.

Das Sprichwort sagt: „wenn du einen „Teufel wegjagst, so kommen dafür zwey „andre."

Das hätte ich freylich bedenken sollen; daß ich dadurch nichts besserte; daß mein Mann, da er einmal einen so entschiedenen Hang zu Ausschweifungen hatte, tausenderley andre Gelegenheiten finden würde, diesen Hang zu befriedigen; daß ich doch wieder ein Kammermädchen haben müßte, und daß ich auf diese Art, vielleicht ein armes unerfahrenes Geschöpf seinen Nachstellungen und Verführungen bloßstellte! denn wie verführerisch er war, das konnte ich ja wohl aus meiner eignen Erfahrung wissen: aber in der Lage, in welcher ich damals war, wer kann da wohl vernünftige Ueberlegungen machen, die vollkommen kaltes Blut voraussetzen?

Ueberdem ist es auch von der Philosophie einer jungen Frau wohl etwas zu viel ver-

langt, wenn man ihr zumuthet, daß sie ihre glückliche Nebenbuhlerin immer um sich dulden, immer vor sich sehen soll. Wer kann die übermüthigen Blicke eines solchen Geschöpfs ertragen?

Und freylich hatte ich die äußerste Wahrscheinlichkeit vor mir, daß ich bey Sophiens Nachfolgerin eben nicht besser daran seyn würde; aber auch die höchste Wahrscheinlichkeit ist noch immer keine Gewißheit: und von Sophiens strafbarem Umgange mit meinem Manne war ich vollkommen gewiß überzeugt.

„Sophie muß aus dem Hause!" wiederholte ich, und zog an der Glocke.

Drey und funfzigstes Kapitel.

Sophie.

Es erschien ein Bedienter.

„Sophie soll kommen!"

Sophie kam, und stellte sich mit einem so unbefangenen Gesicht vor mich hin, als ob ganz und gar nichts vorgefallen wäre. —

Das war eine Unverschämtheit, an welche bloß die Unverschämtheit meines Mannes gränzte.

„Was befehlen Ihro Gnaden?" fragte sie.

„Hier liegt Ihr Vierteljahrgeld," sagte ich, „Sie packt auf der Stelle Ihre Sachen „zusammen, und verläßt das Haus noch „diesen Abend."

„Ich?" versetzte sie, als ob sie die Ursache davon nicht begreifen könnte.

Ich würdigte dieses Ich? keine Antwort.

„Ihro Gnaden belieben wohl zu „scherzen?" fragte sie denn wieder.

„Sie nimmt Ihr Geld und geht!“

„Wenn ich will!“

„Unverſchämte Creatur! Den Augen„blick aus dem Hauſe!“

„Ich muß doch hören, was der Herr „Hofrath dazu ſagt?“ ſagte ſie und ging zur Thür hinaus.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Der Herr im Ernst.

Nicht lange darauf kam mein Mann mit ihr herüber. Er war im größten Staate, weil er eben im Begriffe war, ich weiß nicht in welche Gesellschaft zu gehn.

„Sie haben Sich, wie ich höre, beygehen lassen, Sophien abzudanken, Madam?“ sagte er, und stellte sich mit einem höhnischen Lächeln vor mich hin.

Mir beygehn lassen, mein Kammermädchen abzudanken! Wie das zu sagen, und in Gegenwart dieses Mädchens zu sagen! Mir, einer Frau, die ihm sechzigtausend Thaler zugebracht hatte! Man urtheile ob mich das verdroß.

„Nun?“ antwortete ich, „habe ich „etwa nicht das Recht in meinen Dienst aufs „zunehmen, oder daraus zu entlassen wen „ich will?“

„Nein Madam! Das haben Sie nicht!
„Dafür bin ich Herr im Hause! Verstehn
„Sie mich?"

„O ja! Vollkommen! Sie sind Herr
„im Hause, und als solcher wissen Sie ver-
„treflich auf Ihren Respekt zu halten; das
„muß man Ihnen nachsagen, Sie Herr
„im Hause!"

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Immer unverschämter!

„Wie verstehʼn Sie das, Madam?"

„Je nun, ich meine, daß es sehr viel „zur Erhaltung und Vermehrung des Re„spekts beyträgt, wenn man sich mit seinen „Dienstleuten so gemein macht, wie Sie „thun!"

„Ich mache mich gemein?"

„War ich nicht erst vor einigen Stunden „Augenzeugin davon? — Kurz, ich erkläre „Ihnen hiermit, daß ich Sophien keine „Nacht länger im Hause dulde!"

„Und ich erkläre Ihnen, daß Sophie „nicht nur diese Nacht, sondern auch noch „so viele Nächte als es mir belieben wird, „hier im Hause bleiben wird."

„Nehmen Sie sich in Acht! Treiben „Sie mich nicht aufs äußerste! Der Wurm „krümmt sich wenn er getreten wird! Ich „kann klagen!"

„Haben Sie Zeugen, wenn ich fragen „darf?"

„Die habe ich freylich nicht, aber —"

„Nun so klagen Sie! Machen Sie sich „lächerlich! Machen Sie sich zum Stadt„gespräch!

—

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Ich falle aus den Wolken.

„Ich bin wohl recht unglücklich!“ seufzte „ich.

„O ja!“ versetzte er spöttisch, „und ich „wohl ein rechter Tyrann! Nicht wahr? „Spielen Sie nur das leidende Weib! Sie „können nicht glauben, wie reizend es Ih„nen anſteht! Besonders schickt es sich sehr „gut für Sie, daß Sie auf einmal die eifer„süchtige Ehefrau spielen, da Sie selbst „einen Liebhaber haben!“

Ich fiel aus den Wolken! —

„Ich einen Liebhaber?“

„Nun, und was ist denn Herr von „Stark anders? Bringt er nicht tagtäglich „ganze Stunden unter vier Augen mit Ih„nen zu? Und weswegen denn das? Doch „wohl nicht um mit Ihnen zu beten? Und „habe ich bis auf diesen Augenblick auch nur „ein einziges Wort darüber verloren? Auch „jetzt wärs noch nicht geschehn, wenn Sie

„es nicht an mich gebracht hätten! — Sa„gen Sie selbst, ob ich nicht der gefälligste, „galanteste, bequemste Ehemann von der „Welt bin? Sie kleiner liebenswürdiger „Tugendspiegel, könnten sich immer herab„lassen, eben so gefällig gegen mich zu seyn! „Eine Hand wäscht die andre!"

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Die Ohrfeigen.

Das Unrecht das mir geschah, die beleidigende empörende Art wie es mir zugefügt wurde, — denn nichts empört mehr als kalter Spott — alles das brachte mich für Bosheit außer mir. Ich kannte keine Mäßigung mehr. Ich überschüttete ihn mit einem ganzen Strome von Vorwürfen. Was mich noch immer mehr erbitterte, war das außerordentlich kalte Blut, bey welchem er blieb. Er stand mir gegen über, wiegte sich auf dem einen Fuße, und sah mir mit höhnischen Lächeln unverwandt ins Gesicht.

„Jetzt bin ichs überdrüßig, Madam!" fing er endlich an, als mir der Odem ausblieb, „und hier," setzte er hinzu, indem er mir ein paar Ohrfeigen gab, daß mir der Kopf summte, „damit Sie wissen warum „Sie eigentlich geschrieen haben!"

Acht und funfzigstes Kapitel.

Die Genugthuung.

„Bube!" schrie Herr von Stark, und schleuderte meinen Mann in eine Ecke des Zimmers hin, „ich will Dich lehren ein Weib „mißhandeln!"

Das Zimmer, in welchem dieser Auftritt vorging, hatte einen Alcoven, dessen Fenster auf die Treppe hinausging. Das Geschrey war also hinausgeschollen. Herr von Stark war eben nach Hause gekommen, hatte einen Theil des Zankes gehört, und das war die Ursache seiner so plötzlichen Erscheinung.

„Ich ein Bube?" versetzte mein Mann, und zog seinen Degen. „Ich verlange Ge„nugthuung!"

„Sehen Sie nicht, daß ich nichts als „dieses Rohr habe?" antwortete Herr von Stark. „Oder soll ich Ihnen mit diesem „Genugthuung geben?"

Das brachte meinen Mann noch mehr in Harnisch. Er drang mit dem Degen auf Herrn von Stark ein. Dieser gab ihm mit

seinem spanischen Rohre, das eben seines von den dünnsten war, einen solchen Schlag auf den rechten Arm, daß ihm der Degen aus der Hand fiel.

Im Augenblick sprang er auf den Degen zu, ehe ihn mein Mann wieder aufheben konnte, zerbrach ihn unter seinem Fuße in zwey Stücke, warf sie meinem Manne vor die Füße, und sagte ganz kaltblütig: „hier „haben Sie Genugthuung, wie man sie „einem Menschen Ihres Gleichen giebt. — „Verlangen Sie noch mehr?"

Neun und funfzigstes Kapitel.

Eine Reflektion.

Mein Mann stand da, wie — Ja wenn ich einen Vergleich wüßte! In meinem Leben war mir noch nichts so verächtliches vorgekommen.

Es macht ein sonderbares Gefühl auf ein Weib, wenn in ihrer Gegenwart ein Mann von einem andern verdienterweise mit offenbarer Verachtung behandelt wird: sey nun dieser Mann ihr Mann, oder ein andrer, gleich viel! Ich glaube der Grund davon liegt in jenem gewissen Grade von Achtung, der uns Weibern, als dem schwächern Geschlechte, gegen die Männer, als das stärkere Geschlecht, angebohren ist. Diese uns angebohrne Achtung gegen sie giebt uns ein Recht von ihnen zu verlangen, daß sie sich ihr gemäß betragen, daß sie sich durch ihr Benehmen ihrer würdig erhalten sollen: und wer kann einen Mann achten, der sich muthwillig Mißhandlungen aussetzt, dem man zurufen muß: „Pfui Teufel! Und das „steckst Du ein?"

Sechzigstes Kapitel.

Herr von Stark bleibt sich gleich.

Mein Mann schäumte für Wuth und Bosheit. Er warf dem Herrn von Stark Blicke zu, als ob er ihn damit durchbohren wollte.

„Sie haben mich beleidigt!" schrie er, und wollte noch etwas sagen. —

Herr von Stark fiel ihm [illegible] Wort:

„Ich Sie beleidigt? Und wie denn „das? Konnten Sie denn, nach der Art wie „Sie sich benommen haben, beleidigt „werden? Nur behandelt konnten Sie „werden, und ich habe Sie behandelt! „Betragen Sie sich erst so, daß Sie ein „ehrlicher Mann beleidigen kann!"

„Dergleichen Insolenzen will ich mir „verbitten!"

„Das wollte ich eben sagen! Besonders, „Herr Hofrath, verbitte ich mir einmal für „alle, daß Sie sich nicht wieder unterstehn, „sich an Ihrer Frau zu vergreifen! Ich „leide es nicht."

Acht und funfzigstes Kapitel.

Die Genugthuung.

„Bube!" schrie Herr von Stark, und schleuderte meinen Mann in eine Ecke des Zimmers hin, „ich will Dich lehren ein Weib „mißhandeln!"

Das Zimmer, in welchem dieser Auftritt vorging, hatte einen Alcoven, dessen Fenster auf die Treppe hinausging. Das Geschrey war also hinausgeschollen. Herr von Stark war eben nach Hause gekommen, hatte einen Theil des Zankes gehört, und das war die Ursache seiner so plötzlichen Erscheinung.

„Ich ein Bube?" versetzte mein Mann, und zog seinen Degen. „Ich verlange Ge„nugthuung!"

„Sehen Sie nicht, daß ich nichts als „dieses Rohr habe?" antwortete Herr von Stark. „Oder soll ich Ihnen mit diesem „Genugthuung geben?"

Das brachte meinen Mann noch mehr in Harnisch. Er drang mit dem Degen auf Herrn von Stark ein. Dieser gab ihm mit

seinem spanischen Rohre, das eben seines von den dünnsten war, einen solchen Schlag auf den rechten Arm, daß ihm der Degen aus der Hand fiel.

Im Augenblick sprang er auf den Degen zu, ehe ihn mein Mann wieder aufheben konnte, zerbrach ihn unter seinem Fuße in zwey Stücke, warf sie meinem Manne vor die Füße, und sagte ganz kaltblütig: „hier „haben Sie Genugthuung, wie man sie „einem Menschen Ihres Gleichen giebt. — „Verlangen Sie noch mehr?"

Neun und funfzigſtes Kapitel.

Eine Reflektion.

Mein Mann ſtand da, wie — Ja wenn ich einen Vergleich wüßte! In meinem Leben war mir noch nichts ſo verächtliches vorgekommen.

Es macht ein ſonderbares Gefühl auf ein Weib, wenn in ihrer Gegenwart ein Mann von einem andern verdienterweiſe mit offenbarer Verachtung behandelt wird: ſey nun dieſer Mann ihr Mann, oder ein andrer, gleich viel! Ich glaube der Grund davon liegt in jenem gewiſſen Grade von Achtung, der uns Weibern, als dem ſchwächern Geſchlechte, gegen die Männer, als das ſtärkere Geſchlecht, angebohren iſt. Dieſe uns angebohrne Achtung gegen ſie giebt uns ein Recht von ihnen zu verlangen, daß ſie ſich ihr gemäß betragen, daß ſie ſich durch ihr Benehmen ihrer würdig erhalten ſollen: und wer kann einen Mann achten, der ſich muthwillig Mißhandlungen ausſetzt, dem man zurufen muß: „Pfui Teufel! Und das „ſteckſt Du ein?“

———

Sechzigſtes Kapitel.

Herr von Stark bleibt ſich gleich.

Mein Mann ſchäumte für Wuth und Bosheit. Er warf dem Herrn von Stark Blicke zu, als ob er ihn damit durchbohren wollte.

„Sie haben mich beleidigt!" ſchrie er, und wollte noch etwas ſagen. —

Herr von Stark fiel ihm ins Wort:

„Ich Sie beleidigt? Und wie denn „das? Konnten Sie denn, nach der Art wie „Sie ſich benommen haben, beleidigt „werden? Nur behandelt konnten Sie „werden, und ich habe Sie behandelt! „Betragen Sie ſich erſt ſo, daß Sie ein „ehrlicher Mann beleidigen kann!"

„Dergleichen Inſolenzen will ich mir „verbitten!"

„Das wollte ich eben ſagen! Beſonders, „Herr Hofrath, verbitte ich mir einmal für „alle, daß Sie ſich nicht wieder unterſtehn, „ſich an Ihrer Frau zu vergreifen! Ich „leide es nicht."

„Herr! Was für ein Recht haben Sie,
„sich in unsre Händel zu mischen?"

„Das Recht des Menschen, der jede
„Beleidigung der gekränkten Menschheit
„als seine eigne Sache rügt. Ich habe Sie
„vorhin einen Buben gescholten, Herr Hof-
„rath; es thut mir leid, daß mir der Aus-
„druck in Gegenwart Ihrer Frau entfuhr;
„ich hätte es Ihnen lieber unter vier Augen
„sagen sollen: da es aber einmal geschehn ist,
„so bleibts dabey! Ich nehme mein Wort
„nicht zurück, denn jeder Mann, der seine
„Kräfte an einem wehrlosen Weibe versucht,
„ist in meinen Augen ein Bube!"

Ein und sechzigstes Kapitel.

Mein Mann redt.

„Das ist zum rasend werden!" schrie mein Mann, und stampfte mit dem Fuße, „ich soll in meinem eignen Hause nicht thun „können was ich will?"

„Wer sagt denn das?" erwiederte Herr von Stark, der überhaupt den ganzen Auftritt hindurch, bey ganz kaltem Blute blieb. „Wer hindert Sie denn, in Ihrem Hause zu „thun, was Sie wollen? Es ist ja bloß „davon die Rede, daß Sie Ihre arme Frau „nicht mißhandeln sollen! Das ist es, was „ich schlechterdings nicht dulden werde! Die „Frau Hofräthin hat in der Welt niemanden, „der sich ihrer annehmen könnte als mich, „und ich werde mich ihrer annehmen, und „nachdrücklich annehmen, das erkläre ich „Ihnen hiermit! Uebrigens können Sie „in Ihrem Hause thun was Sie wollen, „ich werde kein Wort sagen, ob gleich so manches zu sagen wäre!"

„Und was wäre dagegen zu sagen? Wer „hat dagegen zu sagen? Sie sprechen in

„einem Tone, als ob Sie ein Recht hätten „mich zu hofmeistern! Glauben Sie etwa, „daß Sie wegen der armseligen dreytausend „Thaler die ich Ihnen schuldig bin — —"

„Sch! Herr Hofrath!" antwortete Herr von Stark, und legte ihm die Hand auf den Mund. „Das ist gegen die Abrede! „Die Sache sollte unter uns bleiben, und „Sie plaudern sie selbst aus!"

„O ja!" erwiederte mein Mann höhnisch. „Auf dem Fuße, wie Sie mit Madam „stehen, werden Sie wohl große Geheim„nisse für sie haben! Ich wette darauf, daß „Sie ihr die Geschichte lange vertraut „haben!"

„Das ist ein Vorwurf, der nicht der „Mühe werth ist, daß man ihn beantwortet!"

Nach diesen Worten zog er meinen Mann bey Seite, und sagte ihm etwas in's Ohr. Was es war, konnte ich nicht verstehn. Ich sah nur, daß mein Mann auffallend darüber betroffen war; er verstummte, nahm seinen Hut und ging.

Zwey und sechzigstes Kapitel.

Ich werde krank.

Ich saß da, und zitterte am ganzen Leibe, daß ich kein Glied still halten konnte. Sophie hatte gleich nach der Erscheinung des Herrn von Stark das Feld geräumt: ich war also mit ihm allein.

Er that alles mögliche mich zu beruhigen, aber der Eindruck, den diese Szene auf mich gemacht hatte, war zu stark; meine Nerven waren gar zu erschüttert, und ich unterlag der Erschütterung: ich fiel in eine tiefe Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich unter den Händen der Köchin welche mich anstrich; denn nach dem was vorgefallen war, hatte Sophie nicht für gut befunden sich mir zu nähern. Vielleicht hatte sie auch Herr von Stark zurückgewiesen.

Herr von Stark war noch da. Er bat mich für diesen Abend, mir alles was vorgefallen war, so gut als möglich aus dem Sinne zu schlagen, mich zu Bette bringen zu lassen, und die Köchin, die übrigens ein

ehrliches braves Mädchen und mir sehr zugethan war, diese Nacht bey mir zu behalten, im Fall etwas vorfiele.

Ich befolgte seinen Rath, und das zu meinem Glück. Ich wurde schon gegen den Anbruch des Tages so schlecht, daß die Wirthin unverzüglich nach dem Arzte schicken mußte.

Ich verfiel in ein hitziges Fieber, daß ich volle sieben Tage lang ganz ohne Bewußtseyn lag.

Drey und sechzigstes Kapitel.

Verlobt.

Eine Krankheit ist etwas so langweiliges und unangenehmes, daß ihre Beschreibung unmöglich unterhalten kann. Ich will also von der meinigen weiter nichts sagen, als daß ich volle sechs Wochen das Bett hüten mußte.

Die Doctorswittwe, meine Freundin, wohnte auf des Herrn von Stark Veranstaltung diese ganze Zeit über bey mir, und nahm sich meiner aufs freundschaftlichste an. Herr von Stark brachte den größten Theil des Tages an meinem Bette zu, und that alles mögliche mich zu unterhalten und mir meine Leiden zu erleichtern, oder mich davon abzuziehn.

Mein Mann und Sophie — der Letztern Name war mir so verhaßt, daß ichs nicht einmal wagte zu fragen, ob sie noch im Hause sey oder nicht? — ließen sich die ganze Zeit über mit keinem Auge sehn.

Drey und sechzigstes Kapitel.

Ich werde besser.

Es ging nur sehr langsam mit meiner Besserung. Meine Krankheit hatte mich so geschwächt, daß ich volle vier Wochen brauchte, ehe ich so weit wieder zu Kräften gelangte, daß ich allein in ein anders Zimmer hinüber gehen konnte, in welchem ich Blumen stehn hatte, die mein einziges Vergnügen waren. Während dieser Zeit waren die Doktorin — die aber jetzt nicht mehr bey mir schlief, sondern nur am Tage zu mir kam — und Herr von Stark, der mir so viele Stunden schenkte als er nur von seinen Geschäften abmüßigen konnte, meine einzigen Gesellschafter, und mein Mann trat ihnen dieses Vorrecht, das eigentlich ihm ausschließungsweise gehört hätte, recht gern ab.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

In dieser ganzen Zeit ging mir der Vorwurf meines Mannes über meinen Umgang mit Herrn von Stark nicht aus dem Kopfe. —

Sollte es wahr seyn, daß die Meinung der Leute mehr Gewalt über den Menschen hat, als das Bewußtseyn seiner Tugend? Sollte es wahr seyn? daß wir durch ungegründeten Verdacht gegen unsre Tugend gleichgültig werden? daß uns unverschuldete Vorwürfe gewissermaßen darnach lüstern machen, sie zu verdienen, weil wir doch einmal im Schatten stehn? Wenn das wahr wäre, so wollte ich doch wohl den Männern rathen, mit ihren Vorwürfen gegen ihre Weiber etwas sparsam zu seyn!

Bey mir war das wenigstens der Fall. Vorher wäre es mir auch nicht im Traume eingefallen, daß man mich im Verdachte eines geheimen Verständnisses mit Herrn von Stark haben könnte; er schien mir auch in

der weitesten Entfernung nichts einem Liebhaber ähnliches an sich zu haben: ich sah nur den Freund in ihm, den ich noch dazu nicht einmal aus Herzenstrieb, den ich nur gewissermaßen aus Noth gewählt hatte, weil ich gerade damals jemanden brauchte, gegen den ich mich ergießen konnte, und keinen andern hatte.

Jetzt war das ganz anders: ich fing an, ihn mit forschenden Augen zu betrachten: ich spähte den Ursachen nach, die meinen Mann auf die Idee gebracht haben konnten, daß er mein Liebhaber sey. Wenn man eine hübsche junge Frau mit einem Manne in Verdacht hat, so muß doch wohl dieser Mann nichts weniger als widerwärtig oder häßlich seyn? er muß doch wohl Eigenschaften an sich haben; die ihn zu einem Liebhaber qualificiren, sonst ist ja der Verdacht ganz und gar nicht wahrscheinlich?

Sechs und sechzigstes Kapitel.

Wer sucht, der findet!

Meine Nachforschungen waren nichts weniger als fruchtlos. Ich fand wirklich Eigenschaften an ihm, die einem Weibe gefährlich werden konnten. Aber man mußte diese Eigenschaften erst aufsuchen, wenn man sie finden wollte, denn sie schimmerten nicht, sie fielen nicht gleich in die Augen.

So wahr ist das Sprichwort: wer sucht, der findet!

Herr von Stark war ein Mann, der in seinem Betragen sehr ernsthaft war, aber sein Ernst war nichts weniger als finster: er verrieth mehr den denkenden Mann, als den Murrkopf. Er war dann und wann sehr einsylbig, war es fast gewöhnlich, aber wenn er etwas sagte, so sprach er mit Kopf: man konnte ihm gern zuhören. Er wurde oft sogar warm im Gespräch; aber das geschah nur, wenn von unterdrückten Menschenrechten, oder von herrschenden Vorurtheilen die Rede war, denn diese haßte er

wie die Sünde. Es war in seinem Benehmen eine gewisse Kälte, eine gewisse Apathie, daß man ihn auf den ersten Anblick für den gefühllosesten unempfindlichsten Menschen von der Welt hätte halten können. Er gleichwohl konnte er tief und innig fühlen; aber es gehörte ein geübtes Auge dazu, ihm das abzumerken.

Sieben und sechzigstes [illegible]

Es glänzt nicht alles, was Gold ist.

In seinem Aeußerlichen war eben nichts Auffallendes oder Hinreißendes. Er hatte eine von den Figuren, die so unter der Menge mit durchlaufen; aber wenn man seine einzelnen Theile genauer untersuchte, so fand man alles vollkommen richtig und verhältnißmäßig. Er hätte vielleicht den schönsten Fuß und die schönste Hand gehabt, wenn er sich die Mühe genommen hätte, beyde geltend zu machen; aber er brauchte seine Hände bloß zum Handeln, und seine Füße bloß zum Gehen. Sein offnes freyes Auge schoß eben keine Blicke, die durch Mark und Bein dringen; aber es sagte einem: „ich gehöre einem ehrlichen Manne „zu!" und sein Betragen strafte sein Auge nie Lügen. Es giebt gewisse, uns Weibern sehr gefährliche Männergesichter, die so aussehen, als ob, wie Winkelmann von Menggs Amor sagt: ihr Leben ein ewiger Kuß sey; von dieser Gattung war

Starks Gesicht eben nicht: aber es war eines von den Gesichtern, auf welchem ein Weiberauge mit einem gewissen Wohlbehagen ruhen kann, und das um desto mehr, weil keine anscheinende Gefahr zu besorgen ist. Sein Körper war weder zu lang noch zu kurz, weder zu dick noch zu dünn; sein Haar — doch mein Kapitel fängt allmälig an in einen Steckbrief auszuarten, und das war gerade meine Absicht nicht.

Kurz, hatte ich bey meinem Manne die traurige Erfahrung gemacht, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, so führte mich die nähere Untersuchung des Herrn von Stark sehr natürlich auf den Satz: das nicht alles glänzt, was Gold ist.

Acht und sechzigstes Kapitel.

Ein aufrichtiges Geständnis.

Auf diese Art war es ja wohl kein Wunder, daß mir Herr von Stark in Kurzem recht sehr gefährlich wurde. Dazu kam noch, daß mir jener unvergeßliche Abend, der eigentliche Ursprung meiner Krankheit, nicht aus dem Kopfe ging. Immer sah ich ihn meinem Manne gegenüber lebhaft vor mir stehn; und wie groß schien mir der eine, und wie klein, wie verächtlich klein der andre!

Auch muß man in Anschlag bringen, daß ich eben von einem Krankenlager aufgestanden war, und gemeiniglich kehren da mit den zurückkehrenden Kräften auch gewisse geheime Wünsche zurück, die dann immer im Menschen um desto lauter sprechen, je länger sie gezwungen waren, zu schweigen.

Rücksichten zu nehmen hatte ich eben auch nicht, denn auf wen hätte ich sie nehmen sollen? Auf meinen Mann? Nach der

Art, wie er sich gegen mich benommen hatte und noch benahm, hatte er da wohl das geringste Recht, mir Vorwürfe zu machen?

An mir —

Warum soll ich meine Schwäche nicht gestehn? Ich schreibe ja meine Geschichte bloß in der Absicht, meine lieben Mitschwestern zu belehren, sie durch mein Beyspiel entweder zu warnen oder zu ermuntern, und wenn ich diesen Zweck erreichen will, muß ja wohl aufrichtig seyn, und ihnen die Gefühle meines Herzens ohne Rückhalt vorlegen? —

An mir lag es also nicht, wenn nicht aus meiner freundschaftlichen Verbindung mit Herrn von Stark ein förmliches Liebesverständniß wurde. Bloß seiner Ehrlichkeit habe ich die Rettung meiner Tugend zu verdanken. Er hatte zu viel Verstand und Scharfsinn, um nicht zu bemerken, was für ihn in meinem Herzen vorging; auch war ich zu unbefangen, zu treuherzig, es vor ihm verbergen zu wollen oder

zu können; aber er war zu hoch, um meine Schwäche zu mißbrauchen. Er hielt sich immer in den Schranken der strengsten Ehrerbietigkeit, und blieb unverändert, was er mir einmal angefangen hatte zu seyn; mein aufrichtigster und wärmster Freund.

Gewiß hatte ich den in meiner damaligen Lage nöthiger, als einen Liebhaber!

Neun und sechzigstes Kapitel.

Die Kinder.

Eines Tages hatte ich eben meinen Blumen, die mir [illegible] gesagt, um so viel interessanter waren, weil ich sie von Herrn von Stark bekommen hatte, einen Besuch gemacht, als ich an der Thür des Vorsaals läuten hörte. Ich hatte gerade meine Thür noch in der Hand, und blieb also stehn, um zu sehn, wer es wäre.

Der Bediente öffnete, und ich sah ein Weib mit zwey Kindern, und wie es mir schien, dasselbe Weib, bey der mein Mann die beyden Waisen erziehen ließ; ein Zug, der in jenen Zeiten des Taumels einen so unendlich tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht hatte, wie sich meine Leserinnen aus dem Schlusse des ersten Theils meiner Geschichte wohl noch erinnern werden.

Ich war eben im Begriff auf das Weib zuzugehn, als ich hörte, daß sie nach Sophien fragte. Dieser mir verhaßte Name trieb mich geschwind wieder in mein Zim-

mer zurück. Indessen erfuhr ich doch bey dieser Gelegenheit, daß Sophie noch im Hause war.

„Aber was hat das Weib bey Sophien „zu thun?" sagte ich bey mir selbst.

Ich blieb ein wenig an meiner Thüre stehen und horchte. Anfänglich konnte ich nichts verstehn, weil sie ganz leise sprachen. Nach und nach geriethen sie in einen Streit, und sprachen folglich lauter:

Siebzigstes Kapitel.

Ein Gespräch.

„Aber um Gottes willen, was soll denn „daraus werden?“ sagte das Weib, „ich „habe für meine eignen Kinder nichts! Ge„schweige für fremde!“

„Ja, ich habe es ihm zehnmal erinnert,“ erwiederte Sophie, „aber hilft's denn et„was?“

„Aber Sie, als Mutter, sollte doch et„was thun!“

„Er, als Vater, muß es geben! Das ist „seine Schuldigkeit! Und ich habe keinen „Groschen, wenn ich auch etwas thun „wollte!“

„So laß ich die Kinder hier!“

„Was sollen wir denn hier mit ihnen? „Weiß Sie was? Warte Sie draußen, bis „der Herr nach Hause kömmt. Er muß „bald kommen!“ Und damit schlug sie dem Weibe die Thür vor der Nase zu.

Ein und siebzigstes Kapitel.

Das Kostgeld.

Ich zog an der Glocke, und befahl dem Bedienten, mir das Weib mit den Kindern hereinzuschicken. Das Weib machte erst Einwendungen, oder vielmehr, Sophie machte sie an ihrer Statt, und wollte sie nicht zur Thür des Vorsaals hereinlassen; da ich aber zum zweytenmale hinausrufe, so fand sie doch nicht für gut, sich länger dagegen zu setzen, und ließ sie herein.

„Ist es wahr, daß Sophie die Mutter „dieser Kinder ist?" fragte ich.

„Ja, Ihro Gnaden," antwortete die Frau, „sie hat beyde in meinem Zimmer ge„boren."

„Wie alt sind sie?"

„Der Knabe geht ins vierte Jahr, und „das Mädchen wird bald zwey."

„Und weiß Sie, wer der Vater ist?"

„Mein Gott, Ihro Gnaden!" erwiederte das Weib lächelnd, „darum bekü-

„mert sich unser eines so genau nicht! Wenn „man nur sein Kostgeld richtig bekömmt!"

Eigentlich war diese Frage sehr überflüssig. Die Kinder sahen beyde meinem Manne so ähnlich, als ob sie ihm aus dem Gesichte geschnitten wären.

„Nun? Ich hoffe doch, daß Ihr das „Kostgeld richtig bezahlt worden ist?"

„Vorher wohl! Aber seit drey Monaten „ist der Herr Hofrath damit zurückgeblieben."

„Und hat Sie ihn denn nicht erinnert?"

„Hilft's denn etwas, Ihro Gnaden? „Ich bin fast alle Wochen hereingegangen, „aber immer mit leeren Händen wieder nach „Hause gekommen. Nimm Du die Kinder „morgen mit hinein, Margarethe, sagte „mein Mann gestern zu mir, und wenn er „Dir wieder nichts giebt, so laß sie ihm „drinn. Ihro Gnaden können glauben, „daß es mir hart ankömmt, denn ich habe „die Kinder fast so lieb wie meine eignen: „aber unser eins kann's nicht erschwinden! „Die Zeiten sind gar zu schlecht!"

„Wie

„Wie viel macht das Kostgeld?“

„Zwölf Thaler für beyde auf's Viertel„jahr!“

„Hier, gute Frau, hat sie das verfallne „Vierteljahr, und hier eines voraus. Künf„tig bekömmt Sie das Kostgeld von mir!“

Wer war froher, als die arme Frau! Sie nahm das Geld und die Kinder, und machte sich geschwind davon.

Zwey und siebzigstes Kapitel.

Der Gläubiger.

Dieser Tag war ein wahrer Tag der unglücklichen Entdeckungen für mich!

Kurz darauf kam ein Mann, der ziemlich ungestüm nach dem Hofrath fragte, und entsetzlich zu fluchen und zu schelten anfing, als ihm der Bediente sagte, er sey nicht zu Hause.

„Das ist nicht wahr!" fuhr er fort, „ich weiß es besser! Verläugnen läßt er sich! „Ich muß mit ihm sprechen!"

„Wenn Sie es besser wissen," sagte der Bediente, „so suchen Sie ihn selbst. Da „ist sein Zimmer!"

Der Mann ließ sich wirklich meines Mannes Zimmer öffnen, und da er ihn da nicht fand, kam er sogar in das Meinige herüber.

„Guter Mann!" dachte ich, „wenn Du „wüßtest wie die Sachen stehen, würdest „Du meinen Mann gewiß bey mir nicht „suchen!".

„Gnädige Frau," sagte er zu mir, „Sie müssen schon verzeihen, aber man „wird mißtrauisch wenn man so hingehalten „wird. Ich bin ein ehrlicher Bürgersmann, „der den Hofrath rechtschaffen und ehrlich „bedient hat, aber auch ehrlich dafür be„zahlt seyn will! Ich habe neunhundert „Thaler an Sattlerarbeit zu fordern, und „werde nun schon [illegible] „hingehalten. Unser eins hat mehr zu thun, „als seine Zeit mit Mahnen zu verlaufen. „Wenn ich Morgen mein Geld nicht habe, „übergebe ich meine Sache einen Advocaten. „Sagen Sie das nur dem gnädigen Herrn!"

Drey und siebzigstes Kapitel.

Frage und Antwort.

Daß mein Mann die zwölf Thaler Kostgeld für seine Kinder nicht bezahlt hatte, das war mir weiter nicht sonderlich auffallend. In dem Lichte in welchem ich ihn jezt kannte, war das in meinen Augen höchstens eine schöne Pezl mehr in dem Diadem, das sein Haupt umgab.

„Daß er aber dem Sattler neunhundert Thaler schuldig geblieben war, er, der vor noch nicht völlig einem Jahre erst sechzigtausend baare Thaler als meine Aussteuer in die Hände bekommen hatte, das fiel mir auf.

So wie Herr von Stark zu mir kam, erzählte ich ihm die Vorfälle des heutigen Tages, und trug ihm meinen Skrupel vor.

„Sagen Sie mir, lieber Stark," fragte ich, „wie ist das möglich, daß mein Mann, „der selbst Vermögen hat, der noch dabey „mein ganzes Vermögen in den Händen „hat, Schulden haben kann?"

Ich bemerkte wohl, daß ihn meine Frage in Verlegenheit setzte. Indessen suchte er sie so viel als möglich zu verbergen.

„Glauben Sie mir, gnädige Frau,“ antwortete er, „es ist nichts weiter als Nachlässigkeit und Leichtsinn! Sie wissen ja, „wie sehr er in die Zerstreuungen der großen „Welt versunken ist. In solchen Verbindungen vergißt man die häuslichen Geschäfte gern. Lassen Sie ihn nur zu sich kommen, er wird schon ordentlicher „werden.“

Er drehte das Gespräch geflissentlich auf einen andern Gegenstand: ich beharrte also auch nicht weiter darauf. Indessen kann ich eben nicht sagen, daß mich die Antwort die er mir gab, sehr beruhigt hätte. Ich fing an, eine starke Verwirrung in den Angelegenheiten meines Mannes zu ahnden: so stark, so ungeheuer groß, als sie der Erfolg kurz drauf zeigte, ahndete ich sie aber doch nicht.

Vier und siebzigstes Kapitel.

Die Theaterparthie.

Ohngefähr eine Woche drauf fing ich an wieder auszufahren, versteht sich in Gesellschaft des Herrn von Stark und der Doktorin.

Als ich so weit war, daß ich die Abendluft wieder vertragen konnte, schlug uns Herr von Stark eines Tages eine Theaterparthie vor. Es wurde ein Stück gegeben, welches Lärmen gemacht hatte. Ich machte Einwendungen dagegen, weil es mir diesen Tag gerade nicht gemüthlich war mich anzukleiden.

„Was brauchen Sie sich denn besonders „anzukleiden?" sagte er. „Ich schicke den „Bedienten, ob ich eine Loge haben kann. „Da sind wir unter uns, und können so bequem seyn als möglich."

Der Bediente ging, brachte richtig Billets zu einer Loge; ich mußte mich also bequemen mitzugehn. Dem ohngeachtet aber war mir's als ob mich jemand bey den Haaren zurück hielt, diesen Abend nicht auszugehn.

Fünf und siebzigstes Kapitel.

Eine Entdeckung.

Ich war überhaupt in meinem Leben so selten in das Theater gekommen, und jezt war es so lange her, seitdem ich in keinem gewesen war, daß ich ordentlich in Verlegenheit war. Die weibliche Eitelkeit kam auch dazu: ich war noch nicht völlig von meiner Krankheit hergestellt, fand mich noch nicht hübsch genug mich öffentlich sehen zu lassen. Ich setzte mich also zurück, und bat die Doktorin und Herrn von Stark die vordern Plätze zu nehmen.

In einer Loge uns gerade über entdeckte ich meinen Mann, doch was sage ich, ich entdeckte ihn? War es ihm doch gar nicht darum zu thun, entdeckt zu werden; er wollte nur gesehn seyn, denn er stand gern vorn und zeigte sich im vollsten Lichte. Er war mit einem Frauenzimmer, das außerordentlich geputzt und mit Juwelen verziert war.

Er sprach mit diesem Frauenzimmer sehr vertraut. Einmal sah er herüber in unsre Loge, und es schien mir, als entdeckte er mich, ohnerachtet ich ganz hinten saß. Möglich war das, weil er sehr gute Augen hatte, und wahrscheinlich wurde mirs dadurch, weil er seiner Gesellschafterin etwas in das Ohr sagte, die denn augenblicklich auch herüber sah und mich sehr aufmerksam betrachtete.

Sechs und siebzigstes Kapitel.

Ein Gespräch in der Nebenloge.

Der Vorhang ging indessen auf. Herr von Stark und die Doktorin waren auf das Stück aufmerksam: ich konnte das nicht! Ich dachte nur nach, wer denn die Dame seyn könnte, mit der mein Mann war. Indem kamen ein paar Damen in die Loge neben mir.

„Sehen Sie da drüben den Hofrath „Ebert?" fragte die eine.

„O freylich! Den hab' ich gleich auf den „ersten Blick gesehn! Wer ist denn die, die „mit ihm ist?"

„Nun, wissen Sie denn nicht? Die ita„liänische Gräfin? Die — wie heißt sie „denn gleich?"

„Ach, jezt fällt mirs ein! Die Zagivoli! — „Aber sagen Sie mir, dauert denn die Ver„bindung noch fort?"

„O freylich! Sie sind ja seit einigen „Monaten die unzertrennlichen!"

„Sie muß ihm entsetzlich viel Geld kosten!"

„Schlecht gerechnet, monatlich tausend „Thaler! Ohne was das Spiel ist, denn „es wird außerordentlich bey ihr gespielt. „Er hat ihr erst letzthin einen recht schönen „Wagen bauen lassen."

„Es ging ja erst vor kurzem das Gerede, „sie sey nicht einmal eine rechte Gräfin?"

„Ich glaube es selbst nicht. Wenigstens „behauptet mein Bruder, er habe sie vor „zwey Jahren in Mayland auf dem Thea„ter figuriren sehn!"

„Was solche Creaturen für Glück ma„chen! Und glauben Sie wohl, daß der „Hofrath von Fürsten und Grafen um diese „Eroberung beneidet wird?"

„Das beweist, daß diese Fürsten und „Grafen unendlich viel Verstand haben!"

„Oder sehr verlegen sind, wie sie ihr „Geld anbringen sollen! — Sie ist heute „in vollem Staate, weil, wie mir Baron „Frieland, der dazu eingeladen ist, heute „Morgen sagte, diesen Abend großes Sou-

„pee bey ihr ist. Da wird der arme Hof„rath wieder Haare lassen müssen, denn „natürlicherweise wird wieder gespielt.“

Eben gab es auf dem Theater eine interessante Scene, welche die Aufmerksamkeit der beyden Damen auf sich zog, und ihr Gespräch hatte also ein Ende.

Sieben und siebzigstes Kapitel.

Das Gespräch fängt wieder an.

Man denke wie mir dabey zu Muthe war!

Ich bemerkte, daß mein Mann schon während des ersten Akts verschwand, und den ganzen Abend über nicht wieder zum Vorschein kam.

„Sehen Sie doch," fing die eine Dame „einige Zeit nachher wieder an. „Der Hof„rath ist schon seit einer guten Stunde un„sichtbar. Was mag das bedeuten?"

„Glauben Sie denn, daß er zum heuti„gen Soupee keine Vorkehrungen zu machen „hat? O, die Gräfin dreſſirt ihn gar nicht „schlecht, wie ich mir habe sagen lassen! „Wenn nur das Geringste fehlt, oder nicht „recht nach ihren Kopfe ist, so macht sie „ihn in Gegenwart aller Leute herunter „wie einen Buben! Sie wissen ja, wie die „Italiänerinnen sind!"

„Der Narr der! hat sich für das viele „Geld eine solche Ruthe gebunden!"

„Und könnte es so gut haben! hat eine „so artige Frau!"

„So höre ich! Von Person kenne ich sie „zwar nicht, aber man hat mir sehr viel „Gutes von ihr gesagt."

„Ich versichere Ihnen, ein recht liebes „Weib! Und wenn er so fortwirthschaftet, „so bringt er Sie offenbar an den Bet„telstab."

„Aber was nur die Mutter gedacht hat, ihre „Tochter einem solchen Menschen zu geben!"

„Die Mutter ist außer Schuld. Da„mals stand der Hofrath nicht in dem üblen „Rufe wie jetzt. Il avoit l'adresse de sau„ver les apparances, das heißt, er machte „seine dummen Streiche so still und ge„heim als möglich, weil er immer auf eine „reiche Parthie spekulirte; nachdem er „aber einmal seinen Zweck erreicht hatte, „nahm er keine Rücksichten mehr, und zeigte „sich wie er war. Ueberdem wissen Sie ja wohl „wie weit die Mütter mit jungen Mädchen „kommen, die sich einmal in einen jungen „Laffen vernarrt haben, zumal wenn diese

„Mädchen wiſſen, daß ſie Geld haben. „Da helfen alle vernünftige Vorſtellungen „nichts. Sie ſolls entſetzlich um ihn getrie„ben haben!"

„Nun, im Grunde verdenke ich ihr das „nicht! Der Hofrath iſt ſchon allenfalls ein „Mann der einem jungen Mädchen den Kopf „verrücken kann. Ich habe wohl viel ältere „und ſchon zu Verſtande gekommene Weiber „gekannt, die entſetzlich in ihn geſchoſſen „waren! — Die Mutter hat wieder geheu„rathet?"

„Ja, die iſt jezt in N**, und lebt, wie „ich höre, recht gut. Auch an dieſer Heurath „iſt der Hofrath Schuld. Er brauchte „gleich nach der Hochzeit den Kunſtgriff, „ſeine Frau mit ihrer Mutter zuſammen zu „ſehen, um ſie ganz in ſeiner Gewalt zu „haben, denn er merkte wohl, daß ihm „ſeine Schwiegermutter ein wenig aufs „Buch Achtung geben würde, wenn ſie in „ſeinem Hauſe aus- und einginge. Dann „war er pfiffig genug, den Legationsrath „der gerade damals eine zweyte Frau ſuchte,

„auf seine Schwiegermutter aufmerksam zu
„machen. Ich war selbst dabey, als er ihm
„zuredete, sein Heil bey ihr zu versuchen.
„Dem Legationsrath leuchtete das ein.
„Er machte sich an sie, und sie schlug par
„dépit zu. Auf diese Art wurde er diese
„überlästige Aufseherin auf immer los."

Acht und siebzigstes Kapitel.

Ich habe Ahndungen.

Jezt hatte ich genug gehört! mehr als ich hören wollte! Ich war wie aus dem Wasser gezogen, so große Tropfen schwitzte ich.

Zum Glück war das Stück zu Ende, und wir fuhren nach Hause.

Wie froh war ich, als ich im Wagen saß. Ich schnappte nach Luft, wie ein Karpfen den man aus dem Wasser genommen hat.

Ich wäre so gern gleich nach Hause gewesen, aber die Doktorin bestand darauf, daß wir eine Suppe bey ihr essen sollten. Ich sträubte mich dagegen so viel ich konnte, denn ob ich gleich nichts auf Ahndungen hielt, so war mir doch eine solche Angst — ich hätte alles in der Welt darum gegeben, wenn sie mich losgelassen hätte. Aber sie bestand auf ihrem Kopfe., Herr von Stark redete mir auch zu, ich mußte mich also ergeben.

Neun und siebzigstes Kapitel.

Herr von Stark heitert mich auf.

Sie merkten mir beyde die Angst an, in der ich war, auch machte ich ihnen kein Geheimniß daraus.

„Machen Sie sich darüber keinen Kummer, sagte Herr von Stark; diese Angst „ist offenbar nichts anders, als eine kleine „von Ihrer Krankheit zurückgebliebene „Schwäche! Thun Sie sich ein wenig Gewalt an, zwingen Sie sich mit uns gutes „Muthes zu seyn, und Ihre Angst wird „vergehn. — Wissen Sie was? Wenn Sie „mir versprechen recht über meine Einfälle „zu lachen, so will ich diesen Abend wider „meine Gewohnheit recht spaßhaft seyn!"

Ich mußte wider meinen Willen über den Einfall lachen. —

„Bravo!" sagte er, „also ein Lächeln „hätte ich Ihnen doch abgetrozt! Nun, es „wird schon werden!"

Er war wirklich diesen Abend so launig, daß es ihm gelang, meinen üblen Humor guten Theils zu verscheuchen. Ich hatte ihn, seit ich ihn kannte, noch nicht so lustig und unterhaltend gesehn.

Achtzehntes Kapitel.

Ich mache den Blumen einen Besuch.

Ich vergaß meine Angst nach und nach, wurde auch aufgeräumter, und die Zeit verstrich uns so geschwind, daß es schon ein Uhr war, als wir nach Hause gingen.

Schläfrig und müde, wie ich war, legte ich mich so gleich nieder, schlief auch bald ein, aber gegen Morgen schreckte mich ein ängstlicher Traum nach dem andern aus dem Schlafe auf. Sonst war ich gewohnt erst um acht Uhr aufzustehn; diesen Morgen verließ ich mein Bett schon um sechs Uhr. Ich frühstückte, aber es war mir so sonderbar, so warm um das Herz, ich wußte nicht wie mir geschah, es litt mich nirgends, ich hatte nirgends eine bleibende Stätte.

Ich will doch meinen Blumen einen Besuch machen, „sagte ich," hing meinen Mantel um, und ging hinüber.

Ein und achtzigſtes Kapitel.

Der leere Schrank.

Ich machte mir mit meinen Blumen allerhand zu ſchaffen; ich begoß, ich beſchnitt, ich band an: wirklich wurde mir um vieles leichter um das Herz. Da die Fenſter offen ſtunden, ſo mochte die reine Morgenluft auch das ihrige dazu beytragen.

Als ich mich einmal von ohngefähr herumdrehte, fiel mir der Schrank ins Geſicht, in welchem ich meine koſtbarſten Sachen zu verwahren pflegte. Es ſchien mir von weitem, als ſey die eine Thür nur angelehnt.

Ich ſtutzte. „Wie kann das ſeyn?“ ſagte ich bey mir ſelbſt. „Es hat ja niemand den Schlüſſel als ich! Wer ſoll „ihn denn geöffnet haben?“

Ich ging näher hin: Die Thür war richtig offen. Mit zitternder Hand öffnete ich ſie vollends ganz, und — fand den ganzen Schrank leer! Mein Schmuck,

mein Silberzeug, meine Spitzen — kurz alles, alles war fort!

Ich ſtand eine Weile wie verſteinert vor dem Schranke. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte. Ich fühlte in die leeren Fächer, um mich zu überzeugen ob ich recht geſehn hätte?

Die Kniee zitterten mir ſo heftig, daß ich mich niederſetzen mußte. Ich war eine gute Weile nicht fähig zuſammenhängend zu denken. Endlich kam ich doch in ſo weit wieder zu mir, daß ich an der Glocke ziehn, und dem Bedienten auftragen konnte, er möchte den Herrn von Stark in meinem Namen bitten, ſich ein wenig zu mir herunter zu bemühn.

Zwey und achtzigſtes Kapitel.

Die Unterſuchung.

Er kam, und erfuhr über den Vorfall faſt eben ſo [illegible]

„Sagen Sie mir", fragte ich ihn, „was „ſoll ich von der Wache denken? — Sollte „etwa Sophie —"

„Die iſt ja ſchon ſeit fünf Tagen aus „dem Hauſe!"

„Da iſt's nicht möglich. Ich habe erſt „geſtern früh ehe ich ausging etwas im „Schranke geſucht, und alles war in ſeiner Ordnung" —

„Laſſen Sie uns die Sache ein wenig „unterſuchen," ſagte er und rufte dem Bedienten.

Vorher muß ich anmerken, daß wir zwey Bedienten hatten. Anton, der ältere von beyden, war mehr auf meiner Seite als auf der Seite meines Mannes, ob ich mich gleich nie ſonderlich mit ihm abgab. Joſeph, der jüngere, war einer von der Art Bedienten, die den Mantel immer

nach dem Winde drehen, sich von ihren Herren alles gefallen lassen, und sich dadurch bey ihren Herrn so einzuschmeicheln wissen, so das Uebergewicht über sie gewinnen, daß im Grunde mehr die Herren ihrer Herrn als ihre Bedienten sind, und daß eigentlich die Livrey den ganzen Unterschied zwischen beyden macht. Joseph war also von seinem Manne unzertrennlich, war der Vertraute aller seiner Handlungen, und begleitete ihn überall hin.

Drey und achtzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

„Anton,“ ſagte Herr van Stark, „iſt „Er geſtern den ganzen Abend zu Hauſe „geweſen?“

„Ich habe mich nicht von der Stelle „gerührt, Ihro Gnaden.“

„Hat Er nicht etwa geſehn, ob jemand „in dieſem Zimmer war?“

„O ja! Zwiſchen ſieben und acht Uhr „kam der Herr Hofrath mit Joſeph und „noch einem andern, der mir ausſah wie „ein Schloſſergeſell nach Hauſe. Der Herr „Hofrath ſchloß das Zimmer mit ſeinem „Hauptſchlüſſel auf. Der fremde Menſch „ging bald drauf wieder fort, und nicht „lange nachher fuhr auch der Herr Hof„rath wieder weg. Joſeph trug ihm ein „großes Packet nach. Weiter weiß ich „nichts. Das ſah ich, daß der Herr Hof„rath, der ſonſt gewohnt iſt alle Thüren „hinter ſich offen zu laſſen, dieſes Zimmer „ſorgfältig wieder verſchloß.“

Es iſt gut, Anton! Gehe Er nur „wieder! Wir wiſſen jezt was wir wiſſen „wollen.“

Anton ging, aber indem er ſich umkehrte warf er einen Blick auf den ausgeleerten Schrank hin, deſſen Thür offen ſtand, und ſchüttelte den Kopf dazu, als wollte er ſagen; „Es iſt nicht gut!“

Vier und achtzigstes Kapitel.

Ein unvorhergesehener Vorfall.

Herr von Stark stand mir einige Minuten lang stumm gegenüber; ich saß eben so stumm da: wir sahen einander an, und keines gab einen Laut von sich.

„Nun, Herr von Stark," sagte ich endlich, „haben Sie noch Hoffnung, daß „mein Mann besser werden wird?"

Er beantwortete diese Frage mit einem stummen Achselzucken.

Indem hörten wir auf eine äußerst ungestüme Art an der Vorhausglocke reißen. Anton lief und öffnete sie. Ein lautes Geschrey das er ausstieß, schreckte uns aus unserer dumpfen Betäubung auf. Wir eilten beyde, um die Veranlassung dieses Geschrey's zu vernehmen. —

Man brachte meinen Mann in seinem Blute schwimmend nach Hause.

Fünf und achtzigstes Kapitel.

Ich werde neuerdings krank.

Hatte schon die Entdeckung des abgebrannten Schrankes auf meinen von der letzten Krankheit noch ziemlich geschwächten Körper einen sehr gewaltsamen Eindruck gemacht, so denke man erst die Wirkung, welche dieser Anblick auf mich machen mußte. Ich wurde so davon erschüttert, daß ich im Augenblick sinnlos zu Boden stürzte.

Diese Krankheit war ungleich langwieriger und gefährlicher als die vorige. Erst am ein und zwanzigsten Tage gab der Arzt einige Hoffnung, daß er mich vielleicht durchbringen würde, empfahl aber vor allen Dingen, daß man mich ruhig lassen, und alles von mir entfernen sollte, was mir nur die geringste Gemüthsbewegung verursachen könnte.

Während diesen ganzen ein und zwanzig Tagen war ich keinen Augenblick zu mir gekommen, und auch jezt war mein Kopf so geschwächt, daß ich fast noch andere drey

Wochen brauchte, ehe ich eines zuſammenhängenden Gedankens mächtig werden konnte.

Endlich ſprach mich der Arzt außer Gefahr; ich mußte [illegible] volle ſechs Wochen das Bette hüten: und erſt in der dreyzehnten Woche erlaubte er mir täglich zwey Stunden außer dem Bette zuzubringen.

Außer dem Arzt, dem Chirurgus, meiner Freundin der Doktorin, dem Herrn von Stark und zwey Wartefrauen, die eine um die andre bey mir wachten, ſah ich in dieſen ganzen dreyzehn Wochen keine menſchliche Seele.

Sechs und achtzigstes Kapitel.

Eine mystische Antwort.

Ich war so begierig den eigentlichen Ausgang jener unglücklichen Geschichte zu erfahren. Wie war mein Mann in jenen trostlosen Zustand gekommen, in welchem ich ihn zum leztenmale gesehn hatte? Und lebte er noch, oder war er todt?

Gleichwohl getraute ich mich nicht darnach zu fragen, und weder die Doktorin noch Herr von Stark thaten seiner im geringsten Erwähnung.

Endlich faßte ich mir doch ein Herz und fragte Herrn von Stark darum.

„Lassen Sie das vor der Hand gut seyn, „gnädige Frau," antwortete er. „Ihre „vollkommene Wiederherstellung ist jezt die „Hauptsache: alles Uebrige ist Nebenwerk. „Schlagen Sie sich alles aus dem Sinne, „was Ihnen nur irgend ein unangenehmes „Gefühl machen kann. Indessen sage ich „Ihnen nur zu Ihrer Beruhigung, daß

„Ihre Sachen so gut stehn als möglich. „Das Uebrige zu einer gelegenern Zeit."

Diese Antwort war nun freylich ein wenig mystisch, aber was war zu thun? Ich mußte mich wohl dabey beruhigen.

Nach und nach war ich so weit gekommen, daß mir der Arzt erlaubte, alle Tage einige Stunden auszufahren. Das geschah mehrentheils mit der Doktorin allein, denn Herr von Stark hatte immer Geschäfte die ihn abhielten uns Gesellschaft zu leisten. Dann und wann aber war er doch auch von der Parthie.

Sieben und achtzigstes Kapitel.

Eine Spatierfahrt.

Diese Spatierfahrten bekamen mir so wohl, daß ich meine Kräfte zusehends wieder gewann.

Als ich schon so weit war, daß man es allenfalls ohne Gefahr wagen konnte, einen etwas weitern Ausflug mit mir zu machen, schlug Herr von Stauf eine Parthie in eine der reizendsten Gegenden, fünf Stunden weit von der Stadt vor. Wir fuhren früh um fünf Uhr schon weg. Es war einer der schönsten Morgen die jemals auf die Erde herabsanken. Man mußte heiter seyn, wenn man in die schöne Natur hinausblickte, und ich könnte sagen, mein Herz war so leicht als ich die Luft die ich athmete, wenn mich nicht die Ungewißheit meines Schicksaals ein wenig gedrückt hätte.

Wir kamen an den Ort unsrer Bestimmung an, und gingen bis zur Tischzeit in einem äußerst angenehmen Lustwäldchen spatieren. Wir lagerten uns in das Gras, und spra-

chen von diesem und jenem. Ich weiß selbst nicht mehr wie Herr von Stark das Gespräch auf die Wohnungen drehte. Er ließ die Wohnungen aller unsrer Bekannten die Musterung passiren, und wandte an dieser die Treppe, an jener den Eintritt, an der das Essen, an jener das Gesellschaftszimmer.

Acht und achtzigſtes Kapitel.

Ich erfahre daß ich Wittwe bin.

„Ihre Wohnung, gnädige Frau,“ ſagte er zu mir, „iſt mir auch nicht recht! Beſon„ders hat ſie den Fehler, daß ſie zu groß „für Sie in Ihrer jetzigen Lage iſt.“

„Zu groß in meiner jetzigen Lage?“ fragte ich mit geſpannter Erwartung, denn ich errieth den Sinn dieſer Worte, wollte aber hören, ob ich recht rieth. „Wie mei„nen Sie das?“

„Je nun, wozu brauchen Sie ganz „allein ſo viele Zimmer?“

„Ich allein? Sagen Sie mir alles, „lieber Stark! Sagen Sie mir, iſt es „wahr, was ich ahnde? Iſt mein Mann „todt?“

„Ich habe das gute Vertrauen zu Ih„rem Verſtande, daß Sie das nehmen wer„den, wie eine geſchente Frau etwas neh„men muß, das nicht zu ändern iſt. Ja, „er ſtarb noch an demſelben Tage, an wel„chem Sie ihn das Letztemal ſahen.“

„Und wie ſtehe ich mit meinem Vermö-
„gen? Ich bitte Sie, ſeyn Sie aufrichtig!
„Ich bin auf alles gefaßt! Iſt's wahr was
„ich fürchte? Bin ich eine Bettlerin?"

„Eine Bettlerin! O nein! So arg iſt's
„noch nicht! Und eine ſo ſchöne Bettlerin
„wie Sie wären, würde auch ſo gar unglück-
„lich nicht ſeyn; die würde gewiß überall
„fühlbare Herzen finden!"

„Sie wollen mir ausweichen! Aber wo-
„zu das? Wenn ich Ihnen verſichere, daß
„ich auf alles gefaßt bin?"

„Und wenn ich Ihnen ſchwöre, daß
„Sie gar keiner Faſſung nöthig haben?
„das Ihre ökonomiſchen Umſtände noch
„gar nicht ſo verzweifelt ſind als Sie
„fürchten?"

„Auf Ehre? fragte ich, und hielt ihm die
„Hand hin."

„Auf Ehre!" ſagte er, und ſchlug ein.
„Aber Sie verlangen doch nicht, daß ich
„Ihnen hier Rechnung ablegen ſoll? Sie
„müſſen mir dazu ſchon noch einige Wochen
„Zeit laſſen! Vielleicht brauche ich auch

„einen ganzen Monat. — Sind Sie jezt „ruhig?"

„Ich bins!" —

Wirklich war ichs, denn er hatte mir's auf Ehre versichert, daß ich ruhig seyn konnte, und ich wußte, daß er mit seinem Ehrenworte nicht zu scherzen pflegte.

—

Neun und achtzigstes Kapitel.

Ein Vorschlag.

„Wie wär's, liebe Freundin," sagte die Doktorin, „wenn Sie zu mir zögen? Ich „habe zwey Zimmer für Sie frey, und wir „beyde würden uns gewiß vertragen."

„O das würden wir gewiß!" antwortete ich.

„Ja, und sollen Sie ja Händel mit einander bekommen, so kann ich Ihnen weiter nicht helfen!" versetzte Herr von Stark, „denn ich muß Ihnen nur sagen, daß Sie „schon diesen Abend bey der Doktorin zum „ersten Male schlafen werden!"

„Schon diesen Abend?"

„Ja ja, sehen Sie mich an wie Sie wollen! „Ich rechnete darauf, daß es Ihnen nicht „unangenehm seyn würde bey ihr zu wohnen, und in dieser Zuversicht habe ich Anstalt getroffen, daß alle Ihre Effekten „heute zu ihr hingeräumt werden. Wenn „wir diesen Abend nach Hause kommen, „werden Sie schon alles in der besten Ordnung finden."

Neunzigstes Kapitel.

Alles was ich da gehört hatte, war mir nichts weniger als unangenehm.

Der Tod meines Mannes — Nach der Art wie er sich gegen mich benommen hatte, hätte ich wirklich grimassieren müssen, wenn ich die betrübte Wittwe hätte spielen wollen. Mein Herz war schon längst von ihm losgerissen; er hatte schon längst keinen Werth mehr für mich gehabt, als daß ich seinen Verlust hätte beklagen können. — Das was mir Herr von Stark über den Zustand meines Vermögens gesagt hatte, war eben auch nicht beunruhigend. Ich wußte, daß er ein ehrlicher Mann war, und daß er mir nicht mit eiteln Hoffnungen schmeichelte. — Daß ich bey der Doktorin wohnen sollte, war mir äußerst angenehm. Für's erste hatte ich sie außerordentlich lieb, und das verdiente sie auch, denn sie hatte sich in meinen beyden Krankheiten als eine wahre Freundin sehr thätig an mir bewiesen. Ueberdem war mir meine vorige Wohnung,

in welcher mir jeder Winkel eine unangenehme Scene wieder ins Gedächtniß zurück rief, die ich hatte erleben müssen, äußerst zuwider, und ich war herzlich froh darüber, daß ich ihrer mit so guter Art los wurde.

Alles das zusammen genommen, hatte eine so wohlthätige Einwirkung auf mich, daß ich recht herzlich lustig wurde, und dieses war wirklich seit den Flitterwochen meiner Ehe, in denen ich noch im Taumel der Liebe schwebte und von allem dem nichts ahndete, was noch kommen könnte, der erste vergnügte Tag den ich wieder erlebte.

Ein und neunzigſtes Kapitel.

Enthält meines Mannes Geſchichte im Auszuge.

„Jezt bin ich einmal in der Laune alles zu „hören," ſagte ich, als der Bediente den Nachtiſch aufgeſetzt und ſich entfernt hatte. „Erfahren muß ich's doch einmal, was mit „meinem Manne vorgegangen iſt. Erzäh„len Sie mir's alſo lieber jezt."

Herr von Stark machte noch einige Einwendungen, ich ließ mich aber nicht abweiſen: endlich mußte er nachgeben. Folgendes iſt das Weſentlichſte ſeiner Erzählung.

Das, was ich von jenen beyden Damen in der Nebenloge gehört hatte, war leider nur zu wahr. Mein Mann ſtand ſchon ſeit langer Zeit mit dieſer Gräfin in der engſten Verbindung, und ließ ſich von ihr nach Herzensluſt ausziehn, denn ſo pflegte ſie mit allen ihren Liebhabern zu verfahren. Der große Aufwand der zur Beſtreitung ihres Hausweſens erforderlich war, und die anſehnlichen Geſchenke die er ihr machen mußte, um ſich in ihrer Gunſt zu erhalten,

war es nicht allein was ihn zu Grunde richtete. Es wurde auch außerordentlich stark bey ihr gespielt, und ihr Haus war der Sammelplatz der abgefeimsten Gauner und der jungen reichen Laffen die sich eine Ehre daraus machten, sich von diesen Gaunern rupfen zu lassen, weil die Gräfin in der Mode war, und es zum guten Tone gehörte, in ihrem Hause den Zutritt zu haben.

Zwey und neunzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Man schöpft am Ende Brunnen aus. So ging es mit meinem Manne. Er verschwendete Summen, und verlor Summen: eigentlich ist's an Einem von beyden genug um sich zu Grunde zu richten. Als er mit meinem und seinem Vermögen fertig war, fing er natürlicherweise an Schulden zu machen, und lebte so lange vom Credit, bis er endlich gar keinen Credit mehr hatte.

Die Gräfin war zu schlau und hatte zu gute Kundschafter, um nicht etwas von der Verwirrung in meines Mannes Angelegenheiten zu merken oder zu erfahren, fing an sich zurückzuziehn, wurde zusehends kälter, und hatte schon einen jungen Grafen auf dem Rohre, der eben sehr eifrig daran arbeitete sich auf das künftige Jahr durch die öffentlichen Zeitungen pro prodigo erklären zu lassen, gegen den sie meinen Mann vertauschen wollte. Mein Mann war viel

zu sehr in ihren Fesseln, um einem glücklichern Liebhaber seinen Platz zu überlassen.

Was war nun da zu thun?

Es soll Beyspiele in der Geschichte geben, daß Günstlinge [illegible] auf dem Punkte standen [illegible], nachdem das Land ausgesogen und alle Hülfsquellen erschöpft waren, ihren Fürsten glänzende Feste gaben, die oft Tonnen Goldes kosteten, zu denen sie Chatoullengüter verpfändeten, damit die Fürsten das Elend nicht merken sollten.

Drey und neunzigstes Kapitel.

Eine Finanzspekulation.

Die Gräfin ließ um diese Zeit eine brillante Haarnadel umsetzen. Mein Mann wußte darum. Er ging einigemal zum Juwelier, als ob er Auftrag von der Gräfin hätte, das Umsetzen dieser Nadel zu betreiben, ließ sie sich, als sie fertig war, von ihm geben — und da der Juwelier seine Verbindung mit der Gräfin wußte, so hatte er ganz und gar kein Mißtrauen — und versetzte sie für tausend Thaler.

Mit diesem Gelde gab er der Gräfin geschwind in einer Woche einen großen Ball, ein Concert, und an jenem letzten Abend ein sehr glänzendes Souper.

Es waren drey bis vier der anerkanntesten jungen Verschwender dazu eingeladen; die Gelegenheit zu seinem Regreß zu kommen, und etwas von den verlornen Summen wieder zu gewinnen, war gar zu schön: nur war die Frage, wo Geld hernehmen? denn mit dem kleinen Ueberreste von den

tausend Thalern waren eben keine groſsen Sprünge zu machen, und auf Credit wurde nicht gespielt.

Mein Mann sann eben darüber nach, was da für eine Finanzspekulation zu machen wäre, als ich ihm im Theater in die Augen fiel. Durch eine sonderbare Association der Ideen fiel ihm mein Silberschrank ein: er wuſste, daſs der Inhalt desselben zwischen acht und neuntausend Thaler werth war, und diese Hülfsquelle war zu willkommen um sie nicht augenblicklich zu benutzen.

Vier und neunzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Er beurlaubte ſich unter einem Vorwande von der Gräfin, fuhr mit ſeinem Vertrauten Joſeph nach Hauſe, nahm unterwegens den Schloſſergeſellen mit, ließ den Schrank, zu welchem er den Schlüſſel verloren zu haben vorgab, aufmachen, leerte ihn aus, und verſetzte bey einem ihm bekannten Pfandjuden den ganzen Kram für zwey tauſend achthundert Thaler.

Man denke wie die Gräfin die Augen aufriß, als er ſich auf einmal mit einem ſo wohl geſpickten Geldbeutel an den Pharaotiſch hinſtellte, ſie, die ihn ſchon für völlig zu Grunde gerichtet, die alle ſeine Hülfsquellen für völlig erſchöpft hielt! Er wurde ihr auf einmal wieder intereſſant.

Er ſpielte anfänglich mit ungemeinem Glück. Das machte ihn verwegen. Er wollte ſein Glück pouſſiren, ſetzte höher, und verlor. Er verdoppelte, und verlor. Er kam aus der Faſſung, gerieth in Wuth,

und sah sich gegen Morgen auf einige Louis-d'or herunter gebracht.

Mit diesem Gelde fing er an Bank zu machen. Die Gesellschaft wollte zwar schon aus einander gehn, aber mein Mann bestund darauf, daß man ihm noch einige Talien müsse abziehen lassen. Da er am stärksten im Verluste war, konnte man ihm das nicht abschlagen. Das war sein Sturz. Er wollte seinem Glück zu Hülfe kommen, fing an falsch zu spielen, und machte das, weil er aus der Uebung war, so ungeschickt und so merklich, daß er darüber ertappt wurde. Einer der Spieler schlug ihn ins Gesicht. Er lief nach seinem Degen, und man warf ihn mit sammt dem Degen zur Thür hinaus.

Man denke sich seine Lage! Diese Beschimpfung die schlechterdings weder zu reparieren noch zu unterdrücken war, die Zerrüttung in seinen Angelegenheiten, die Geschichte der Zitternadel und dem erbrochnem Schranke die an den Tag kommen mußte, alles das wirkte zusammen.

Er lief in das an die Stadt anstossende Lustwäldchen, und stürzte sich in seinen Degen. Ein Jäger sah das von weitem, konnte aber nicht geschwind genug hinzukommen um den Mord zu verhindern.

Er lebte zwar noch einige Stunden nachdem man ihn nach Hause gebracht hatte, gelangte aber keinen Augenblick wieder zu seinem Bewußtseyn.

Fünf und neunzigstes Kapitel.

Es wird so.

Diese ganze Geschichte machte eben keinen sonderlich widrigen Eindruck auf mich, denn ich war auf alles gefaßt, konnte das meiste davon vermuthen; nur der Schluß überraschte mich. Ich hatte geglaubt, mein Mann sey in einem Duell geblieben: daß er aber als falscher Spieler und als Selbstmörder geendigt hatte, das verstimmte mich, ob ich gleich mein Wort gegeben hatte, mich nicht verstimmen zu lassen. Herr von Stark erinnerte mich an dieses mein Versprechen, aber man kann sich nicht immer in der Gewalt haben. Ueberdem war auch der Fall ganz und gar so leicht nicht, daß man ihn so leicht hätte nehmen müssen, denn es war mir nicht gleichgültig, einen Namen führen zu müssen, der so vollkommen entehrt war. Ich äußerte das gegen die Doktorin, denn Herr von Stark war eben hinausgegangen.

„Dem können Sie ja abhelfen," sagte sie lächend. „Nehmen Sie einen andern an!"

„Geht denn das?" fragte ich ganz treuherzig.

„Warum denn nicht? Ich an Ihrer „Stelle ließe mich künftig — warten Sie „einmal, wie denn nun gleich? — Ja, ich „ließe mich, zum Beyspiel, Frau von Stark „nennen!".

Jezt merkte ich auf einmal wo sie hin wollte, und wurde bis über die Ohren roth.

„Böse Freundin!" antwortete ich, und „schlug sie auf die Hand.

„Da sehe ich nichts Böses. Es muß doch „so werden! Warten Sie, da kömmt er!" — Herr von Stark trat eben ein. — „Wir „wollen ihn gleich fragen!"

„Ums Himmelswillen!" sagte ich leise, „sind Sie klug?"

„Lassen Sie mich! — Sagen Sie, Herr „von Stark, wird es so wie ich gesagt habe, „oder nicht?"

„Ich muß doch erſt wiſſen, was ſo werden, und wie es werden ſoll?"

„Nein, das brauchen Sie vor der Hand „noch nicht zu wiſſen. Sagen Sie nur, „Ja oder Nein!"

„Aber das darf ich doch fragen, obs „etwas Gutes oder etwas Böſes iſt?"

„Natürlich, etwas Gutes! Sehen Sie „nur wie die Hofräthin roth iſt. Daran „hätten Sie es merken können, daß es et„was Gutes ſeyn muß, wenn Sie ſich nur „ein wenig auf uns Weiber verſtünden, denn „über etwas Böſes pflegen wir gewöhnlich „blaß zu werden."

„Wenn das iſt, Ja, es wird ſo!" antwortete Herr von Stark, und ſchielte dabey auf mich herüber, als ob er etwas von dem Sinne dieſes „Ja" ahndete.

Sechs und neunzigstes Kapitel.

Ich schlafe ruhig ein.

Dieser Scherz machte uns auf einmal wieder froher Laune, und wir beschlossen unsre Landparthie eben so wie wir sie angefangen hatten, das heißt, wir fuhren recht vergnügt wieder nach Hause. Wir nahmen bey der Doktorin eine leichte Abendmahlzeit ein, und weil wir alle ziemlich müde waren, so legten wir uns bald darauf nieder, nachdem Herr von Stark, bevor er wegging, der Doktorin versprochen hatte, auf den folgenden Mittag zu meinem Einzugsschmause zu kommen.

Weil in meinen Zimmern noch nicht alles in gehöriger Ordnung war, so bat mich die Doktorin für diese Nacht auf ihrem Sopha vorlieb zu nehmen.

Indem ich mich niederlegte, fürchtete ich, die traurige Catastrophe meines Mannes möchte mich für diese Nacht um einen Theil meines Schlafes bringen; aber meine Furcht war glücklicherweise ungegründet. Ich hatte kaum Zeit diesen Gedanken auszudenken, so

ſchlief ich ſchon, und erwachte nicht eher, als am andern Morgen um acht Uhr.

So gewiß iſt es, daß Einem Unannehmlichkeiten, die man erfährt, ſelten den Schlaf rauben, ſo bald man in ſeinem Gewiſſen überzeugt iſt, daß man ſie ſich nicht ſelbſt zugezogen hat.

Sieben und neunzigſtes Kapitel.

Der fatale Schrank.

Als wir am andern Morgen gefrühſtückt hatten, führte mich die Doktorin hinüber in die Zimmer, die ſie für mich beſtimmt hatte. Meine Meublen waren alle da, nur ſtand noch nichts an ſeiner Stelle, weil man meine Anordnung deshalb erwartete.

Der erſte Gegenſtand, der mir in das Geſicht fiel, war jener Schrank, in welchem ich ehemals alle meine Sachen von Werth verwahrt hatte.

„Der fatale Schrank!“ rufte ich aus. „Ich wollte lieber, man hätte ihn dorten ge„laſſen, damit ich ihn nur nicht mehr ſehen „dürfte. Wenn Sie mich lieb haben, lieb„ſte Freundin, ſo laſſen Sie ihn gleich auf „den Boden ſchaffen, daß er mir nur aus „den Augen kömmt!“

„Um Vergebung!“ antwortete die Doktorin. „Der Schrank bleibt hier! Wo wollt

„ken wir denn sonst das hinthun, was dort „in dem Korbe ist?"

Sie öffnete bey diesen Worten die Thür ihres Putzzimmers, das gleich neben an war, und zeigte auf einen großen Korb, der mit einem weißen Tuche bedeckt war.

Acht und neunzigstes Kapitel.

welch ein Fund!

Ich ging hin, hob das Tuch in die Höhe, und — welch ein Fund! — und fand all' mein Silberzeug, meinen Schmuck, meine Spitzen, kurz alles vom Kleinsten bis zum Größten in dem Korbe!

Ich konnte mich gar nicht von meiner Verwunderung erholen.

„Wie in aller Welt komme ich auf ein„mal wieder zu meinen Sachen?" rief ich aus.

„Auf die natürlichste Art von der Welt," antwortete sie. „Ausgelöst sind sie ge„worden. — Oder sollte man dem Juden „für zwey tausend acht hundert Thaler Prä„tiosen in den Händen lassen, die neuntau„send werth sind?"

„Wer hat sie aber ausgelöst?"

„Können Sie das im Ernste nicht er„rathen?"

„Herr von Stark?"

„Ey? Wie fallen Sie denn auf den? „Könnte es denn nicht auch jemand an„ders seyn?"

„Wer anders als er wäre wohl einer sol„chen Großmuth fähig?"

„Ey ey! Wie Ihr Herz aus der Schule „schwatzt!"

Neun und neunzigſtes Kapitel.

Welche Delikateſſe!

„Wenn er nur hier wäre, daß ich ihm ge„ſchwind danken könnte!“

„Das thun Sie ja nicht! Für's erſte „denkt er über dieſen Punkt ganz eigen. „Man ſetzt ihn in die größte Verlegenheit „von der Welt, wenn man ihm für etwas „dankt. In ſeinen Augen iſt das Geben ein „viel größeres Vergnügen als das Nehmen; „und daher behauptet er, der Geber habe „dem Nehmer ungleich mehr Verbindlichkeit, „als der Nehmer dem Geber. Fürs andre „wollte er auch gar nicht, daß Sie etwas da„von erfahren, daß er dieſe Sachen ausge„löſt hat. Sie müſſen wiſſen, daß er mit „mir eine ganze Comödie verabredet hat: „ich ſollte Ihnen weiß machen, ich habe ſie „eingelöſt, ſollte mir von Ihnen zum „Schein eine Schrift ausſtellen laſſen, daß „Sie mir dieſes Geld wieder bezahlen woll„ten, wenn Sie einmal in beſſere Umſtände

„kämen. Ich habe ihm das zwar verſpro-
„chen, aber ich kann es nicht über das Herz
„bringen Sie zu hintergehn. — Indeſſen
„bitte ich Sie um alles in der Welt, laſſen
„Sie ſich nichts gegen ihn merken, daß Sie
„etwas wiſſen!"

„Welche Delikateſſe!" rufte ich aus.

—

Hundertſtes Kapitel.

Ich komme wieder zu einem Theile meines Vermögens.

Ich mußte der Doktorin die Schrift wirklich zum Schein ausſtellen, damit ſie ſie dem Herrn von Stark zeigen konnte als er kam.

Wie mich mein Dank auf dem Herzen drückte! Und ich durfte nichts davon äußern!

„Gnädige Frau," ſagte er, als wir abgegeſſen hatten, „ich habe dieſen Morgen „ein Geſchäft für Sie ins Reine gebracht: „es fehlt nur Ihre Genehmigung, um es „vollends ganz richtig zu machen. Es iſt „bey der Auszahlung Ihrer Ausſteuer eine „Illegalität vorgegangen. Ihr Vormund „hätte ſie Ihnen gerichtlich auszahlen und „ſich darüber quittiren laſſen ſollen; denn „wäre Ihnen von Obrigkeits wegen ein „Curator geſetzt worden, und Ihr Mann „hätte nicht mit Ihrem Vermögen ſo „ſchalten und walten können, wie er wirk„lich gethan hat. Das iſt die Schuld

„Ihres Vormundes, der sich vermuthlich „von Ihrem Manne hat schmieren lassen, „und wenn wir ihm zu Leibe gingen, so „müßte er Sie in Integrum restituiren, „zumal, da Sie noch minorenn sind. Indessen würde er darüber zum Bettler, „und er hat acht unerzogne Kinder, und „seine Frau ist mit dem neunten schwanger."

„O! ich bitte Sie, lassen Sie den „Mann in Frieden!"

„Nein, gnädige Frau! Zu gut ist nicht „gut! Hätte er aus Unwissenheit gefehlt, „so würde ich ihm selbst das Wort bey „Ihnen reden; aber das ist sicher der Fall „nicht Er ist von Ihrem Manne bestochen worden, und dafür muß er gezüchtigt werden. Ich habe heute mit ihm „gesprochen, und gethan als hätte ich von „Ihnen den Auftrag. Ich setzte ihm so zu, „daß er sich endlich dazu verstand, Ihnen „in drey halbjährigen Terminen zehntausend Thaler Entschädigung zu bezahlen. „Das wird, so viel ich ihn berechnen „kann, ohngefähr den vierten Theil seines

„Vermögens machen. Sind Sie das zu„frieden, ſo geben Sie mir Vollmacht, „und ich mache den Handel mit ihm richtig; doch nicht anders, als daß er die „ganze Summe gleich baar bezahlen muß."

Ich gab ſogleich meine Einwilligung, und war ſehr froh, daß ich auf dieſe Art doch wieder zu einem Theile meines Vermögens kam.

—

Hundert und erſtes Kapitel.

Ich lebe ruhig und vergnügt.

Wirklich ſetzte es Herr von Stark durch, daß mir ungefähr drey Tage nachher die zehntauſend Thaler ausgezahlt wurden.

Eine neue Veranlaſſung ihm dankbar zu ſeyn; und wie gern ergriff ſie mein Herz!

Ich führte jetzt das glüklichſte, ruhigſte Leben von der Welt. Ich ſah meinen lieben Stark alle Tage, denn ich betrachtete ihn als meinen erklärten Liebhaber, ob gleich nicht eine Sylbe von Liebe zwiſchen uns die Rede war. Er fuhr fort ſich als mein beſter Freund zu betragen, aber man weiß ja wohl wie das zwiſchen Mann und Weib geht; wie bald da aus dem beſten Freunde ein Liebhaber wird. Der Unterſchied liegt mehrentheils nur in den Worten.

Die Doktorin war nicht mehr jung. Sie war ſchon über vierzig. Aber ſie

war äußerſt angenehm im Umgange, immer aufgeweckt und munter, ohne alle Prätenſion, und wir waren oft ſo luſtig mit einander, daß es einem Dritten, der uns zugehört hätte, gewiß ſchwer gefallen wäre zu errathen, welche von uns beyden die jüngſte ſey.

Hundert und zweytes Kapitel.

Ein dicker Brief.

Ich saß eines Tages mit meiner Freundin, der Doktorin, beym Frühstück, als man mir einen dicken Brief brachte.

„Von wem kann der Brief seyn?" fragte ich. „Die Hand ist mir ganz unbekannt."

„Vermuthlich haben Sie die gesammelten Nachrichten zur geheimen Geschichte des Pinselordens aus den Papieren des Etatrathes Schafkopf nicht gelesen," antwortete die Doktorin, „sonst würden Sie wissen, daß man einen Brief von unbekannter Hand aufbrechen muß, wenn man wissen will von wem er ist?"

Ich erbrach den Brief. Er war unterschrieben: „Sophie Meinert."

„Sophie Meinert?" sagte ich. „Ich kenne keine Sophie Meinert!"

„Aber sie muß doch Sie kennen," antwortete die Doktorin, „sonst würde sie ja nicht

„nicht an Sie ſchreiben? Geben Sie ein„mal den Brief her."

Sie nahm ihn, und durchlas einige Zeilen.

„Er iſt von Ihrem ehmaligen Kammer„mädchen!" ſagte ſie wieder. „Warten Sie, „ich will ihn Ihnen vorleſen."

Sie las, wie folgt:

Hundert und drittes Kapitel.

Der Brief,

oder vielmehr:

Sophiens Geschichte.

Gnädige Frau,

Ich habe alle Ursache zu fürchten, daß Ihnen der Anblick des Namens, der unter diesem Briefe steht, unangenehme Empfindungen verursachen muß, aber um Sie dafür zu entschädigen, muß ich Ihnen nur gleich im Anfange sagen, daß diejenige, die diesen Namen trägt, im Zuchthause ist.

Ich habe so vieles zu Ihrem Unglück beygetragen: glücklicherweise steht es aber vielleicht in meiner Macht, auch etwas zu Ihrem Glück beyzutragen. Genug, ich muß Ihnen schreiben, muß mein Gewissen und mein Herz gegen Sie entledigen.

Ihro Gnaden werden sich wundern, einen Brief von mir aus dem Zuchthause zu erhalten, aber so sonderbar die Sache aussieht, so natürlich ist sie. Der Zuchthausverwalter ist mein Vetter. Er weiß

meine ganze Geſchichte; er weiß, daß ich nicht ſo ſtrafbar bin als ich ſcheine, und überzeugt von dem Nutzen, den das haben kann, hat er mir erlaubt, Ihnen unter ſeinen Augen dieſen Brief zu ſchreiben.

Man kann einen Menſchen nur dann mit Grunde und Sicherheit beurtheilen, wenn man alle ſeine Verhältniſſe weiß. Erlauben Ihro Gnaden alſo, daß ich Ihnen die Geſchichte meines Lebens, von meiner früheſten Jugend an mittheile.

Mein Vater war ein Rechtsgelehrter, ein Mann von vielem Kopf und Wiſſenſchaft; demohnerachtet ſchätzte ihn ſein guter Kopf und alle ſeine Wiſſenſchaft nicht vor einer Thorheit, gegen die oft alle Wiſſenſchaft und alle Philoſophie der Welt nichts hilft; ich meine, vor der Liebe.

Er ließ ſich auf der Univerſität mit einer Perſon von etwas zweydeutigem Rufe ein, und ſeine Liebe zu ihr überredete ihn, daß ihr der Ruf unrecht that. Er war davon ſo feſt überzeugt, daß er ſie wirklich heurathete, als er ſeine Studien vollendet hatte.

Diese Person ist meine Mutter, und ich bin glücklicherweise die einzige Frucht dieser Ehe.

Mein Vater suchte mir eine äußerst vernünftige Erziehung zu geben. Er unterrichtete mich in allem selbst. Ich hatte für meine Jahre vielen Verstand und Talente. Ich begriff alles sehr schnell, und das machte mich meinem Vater um desto lieber.

Gewiß wär' ich eines der glücklichsten und gebildetsten Mädchen geworden, wenn nicht meine Mutter insgeheim alles wieder verdorben hätte, was mein Vater gut machte. Sie war, wie alle Personen ihres Gelichters, an Müßiggang und ein gewisses Wohlleben gewöhnt. Sie aß und trank gern gut, und liebte den Staat. So arbeitsam auch mein Vater war, so reichten doch seine Einkünfte nicht hin, ihre Wünsche zu befriedigen.

Meine Mutter wußte sich insgeheim dafür zu entschädigen.

Die Katze läßt das Mausen nicht, sagt das Sprichwort. Meine Mutter setzte im

Stillen das liederliche Leben als Frau fort, das ſie als Mädchen geführt hatte, ohne daß mein guter Vater nur das Mindeſte davon ahndete. Dieſer hielt ſeine Frau für eine Lucretia; und ſie war die ausgelaſſenſte Phryne ihrer Zeit. Verſteht ſich, daß ſie ſich mit keinem Liebhaber einließ, der nicht gut bezahlte.

Dadurch kamen nun freylich manche Schüſſeln auf unſern Tiſch und manches Kleid an ihren Körper, die mit meines Vaters Einkünften nicht recht zuſammenpaßten; aber ſie wußte ihm, wenn ihm ſo etwas auffiel, immer etwas vorzulügen. Bald hatte ſie das und jenes um ein Spottgeld bekommen, bald hatte ſie etwas in der Lotterie gewonnen, und weiß der Himmel was noch alles.

Insgeheim war ihre Vorrathskammer immer mit den feinſten Weinen, mit Naſchwerk und Obſt aller Art verſehn, und hiervon bekam ich dann auch, dann und wann meinen Antheil, jedoch mit dem gemeſſen-

ſten Befehle meinem Vater nichts davon zu ſagen.

Von meinem Vater bekam ich nichts zu naſchen; im Gegentheil plagte er mich mit den verwünſchten Büchern, ſo oft er von einem Termine kam. Seine mehreſte Praxis hatte er auf dem Lande. Deſto freyeres Spiel hatte meine Mutter während ſeiner häufigen Abweſenheiten. Wenn er nach Hauſe kam, mußte ich ihm meine Stickerey oder mein Nähzeug zeigen, und wenn ich denn nicht nach ſeinem Wunſche gearbeitet hatte, bekam ich Verweiſe, oft wohl Arreſt und nichts zu eſſen.

Von meiner Mutter Zuckerwerk und ſüßen Wein; von meinem Vater Verweiſe und wohl dann und wann eine harte Brodrinde, und ein Glas Waſſer, wenn er Braten aß: das mußte ja wohl für meine Mutter entſcheiden!

Ich hing alſo mit ganzer Seele an ihr, und das wollte ſie eben haben. Sie hatte an mir Talente entdeckt, die ſie zu ihren Abſichten brauchen zu können rechnete, und

die Zeit kam nach gerade heran, wo ich dieſe Talente in Uebung ſetzen konnte.

Bisher hatte ich im Hauſe nur eine ſtumme Rolle geſpielt. Ich ſah wohl den und jenen fremden Herrn bey meiner Mutter, wenn mein Vater nicht zu Hauſe war, aber ich bekümmerte mich wenig darum, was dieſe fremden Herrn bey ihr machten. Mein ganzes Offizium dabey beſtand darin, daß ich die Näſchereyen nahm, die man mir gab, ihnen meinen Platz neben meiner Mutter abtrat, hinunter an die Hausthür lief, und indeſſen mit den Kindern unſrer Nachbarn auf der Straße herumſchwärmte, bis ich ſie etwa wieder weggehn ſah.

Was noch das mehreſte beytrug, mich vollends in Grund und Boden zu verderben, war eine alte Frau, die einzige Bedienung, die wir im Hauſe hatten, und die ſchon bey meiner Mutter in ihrem ledigen Stande im Dienſte geweſen war. Dieſe redete mir immer von meiner Schönheit vor, verſicherte mich, daß ich einmal recht viele Eroberungen

machen würde, und machte mich dadurch zur eitelſten kleinen Närrin von der Welt.

„Wie das hübſch ſeyn wird, Sophie,“ ſagte ſie einmal, als ich eben einem Beſuche gewichen war, der zu meiner Mutter kam, „wie das hübſch ſeyn wird, wenn einmal die „ſchönen Herrn ſo zu dir kommen, wie jetzt „zu deiner Mutter!“

„Ey, da hätte ich etwas davon,“ antwortete ich, „wenn ſo ein Herr neben mir „auf dem Sopha ſäße! Da ſpringe ich lieber „unten herum, das iſt mir lieber!“

„Närrchen!“ erwiederte ſie lächelnd, „glaubſt du denn, daß ſie immer und ewig „neben einander ſitzen? Da giebts ganz andere Dinge zu thun!“

„Andre Dinge? Und was giebts denn „zu thun?“

„Ey, du wirſt's ſchon einmal lernen, „was es zu thun giebt, wenn man mit einem „jungen Herrn unter vier Augen iſt! Beten thut man da nicht, das iſt ſicher!“ —

Ich war damals gerade eilf Jahr alt. — Früher hätten dieſe Worte der Alten nur we-

nig oder gar keinen Eindruck auf mich gemacht; in meinem jetzigen Alter thaten sie die gehörige Wirkung: ich starb fast für Neugierde zu wissen, was ein Weib thut, wenn sie mit einem jungen Herrn unter vier Augen ist.

„Was in aller Welt müssen sie denn mit „einander machen?" Das war die Frage, mit der ich mich zu Bett legte und wieder aufstand.

Endlich fiel ich auf den natürlichsten Gedanken von der Welt: ich nahm mir vor, meine Mutter das nächstemal zu behorchen, wenn sie wieder mit einem solchen Gaste allein wäre. und ich setzte meinen Vorsatz ins Werk.

Das, was ich hörte, befriedigte mich nicht; es reizte nur meine Neugierde um desto mehr; es waren einzelne Töne, aus denen ich nicht klug werden konnte.

Ich wollte ein andermal sehen: das Schlüsselloch fiel mir ein, aber — der Schlüssel stack inwendig, ich konnte also nichts sehen. Der verwünschte Schlüssel!

Noth und Neugierde, eins macht so erfinderisch als das andre. Das Cabinett, in welchem meine Mutter ihre Besuche anzunehmen pflegte, war nur durch einen hölzernen Verschlag von einem Vorzimmer gesondert. Ich suchte mir einen Nagelbohr zu verschaffen, und bohrte ein Loch in die Wand.

Ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich von dieser meiner Erfindung Gebrauch machen könnte. Unglücklicherweise blieb mein Väter ganzer acht Tage hintereinander zu Hause, und in dieser Zeit gab es also keine Besuche. Diese acht Tage dünkten mich eine Ewigkeit!

Endlich verreiste er, und — ich gukte! Was ich da alles sah! Wunderdinge, von denen ich bis jetzt nicht den geringsten Begrif gehabt hatte. Aber ich hütete mich wohl, meine Entdeckungen irgend jemanden mitzutheilen: ich verschloß sie in mich, und da ich mein Capital hübsch beysammen behielt, so wucherte es um desto besser.

Ich wußte auf diese Art in meinem eilften Jahre schon mehr, als manches andre Mädchen kaum in ihrem zwanzigsten träumt oder ahndet.

Was konnte man sich also nicht alles von meiner kleinen Person versprechen! —

Und unglücklicherweise habe ich doch noch mehr gehalten, als ich damals versprach! —

In diesem Zustande blieben die Sachen noch ein ganzes Jahr hindurch, ohne daß etwas besonderes vorgefallen wäre. Daß ich während dieser Zeit jene Oeffnung im Verschlage fleißig benutzte, und auf diese Art meine Kenntniße ansehnlich erweiterte, versteht sich von selbst.

Eines Tages kam mein Vater voller Verzweiflung nach Hause, und kündigte meiner Mutter mit Thränen in die Augen an, daß er zu Grunde gerichtet und folglich genöthigt sey, sich einzuschränken. Er hatte sich, ich weiß nicht in was für eine Unternehmung eingelassen, welche schief gegangen war, so daß er in Schulden stack, von

denen er künftig alle Jahre etwas abzuzahlen ſich hatte anheiſchig machen müſſen. Da er nun kein eignes Vermögen hatte, und folglich dieſe Abzahlung von ſeinem Erwerb geſchehn mußte, ſo war natürlicherweiſe in unſerm Hausweſen, ſo klein es auch war, eine groſſe Reduktion nothwendig.

Meine Mutter nahm, dieſe Nachricht auf, wie ſie ſollte, das heißt: wie eine Philoſophin. — Und in der That konnte ſie das recht gut, denn was verlor ſie denn dabey? Sie behielt doch ihre Hülfsquellen bey, durch die ſie ſich insgeheim entſchädigen konnte. — Mein leichtgläubiger, gutherziger Vater hielt dieſe ihre Stoa für eine Art Reſignation, die in ihrer Liebe und Anhänglichkeit an ihn ihren Grund hätte, und weinte Freudenthränen an ihrem Halſe.

Ich fand mich ganz gut in mein Schickſal, denn ich verlor bey unſrer Reduktion auch nicht viel, da ich an den Hülfsquellen meiner Mutter meinen Antheil hatte: und überdem war ich faſt entſchloſſen, ſo bald als möglich meine geheimen Hülfsquellen für

mich allein zu haben, denn die Lebensart meiner Mutter gefiel mir, und das Naſchen und Müßiggehn hatte unendlichen Reiz für mich.

Ich zog meinen Spiegel fleißig zu Rathe, ob es bald Zeit ſey meine Finanzoperationen anzufangen. Mit meinem Geſicht war ich vollkommnen zufrieden, mit meinem Körper aber deſto weniger: ich war zu klein, ſo daß ich um einige Jahre jünger ausſah als ich war. Man kann nicht glauben, wie mich das ärgerte! Ich ſtreckte mich in meinem Bette ſo ſehr ich nur konnte, um länger zu werden: ich ſpannte mir auf unſerm Boden ein Seil, an das ich mich zu viertel und halben Stunden mit den Händen anhing, um meine Glieder auszudehnen; und alles half nichts!

Endlich platzte, wie man zu ſagen pflegt, der Knoten auf einmal bey mir; ich fing in meinem dreyzehnten Jahre ſo ſtark zu wachſen an, daß ich alles Verſäumte in kurzem einbrachte, und am Ende des vierzehnten vollkommen ſo groß war wie ich jezt bin.

Doch, ich gehe in meiner Erzählung weiter:

Wir bezogen also in einer etwas abgelegenen Vorstadt ein Quartier. Mein Vater war um diese Zeit so glücklich, einen herrschaftlichen Dienst zu bekommen, so daß er immer sehr früh ausging, fast täglich in der Stadt speiste, weil es ihm zu beschwerlich war, alle Mittage den weiten Weg heraus zu machen, und des Abends nur sehr spät nach Hause kam; und wir folglich den ganzen Tag allein waren.

Ich wunderte mich, daß sich meine Mutter diese Freyheit nicht besser zu Nutze machte. Sie bekam jezt gar keine Besuche. Gleichwohl bemerkte ich, daß sie in ihrem Nachttisch sorgfältiger war, und länger dabey zubrachte als sonst. Ihr Anzug war dem ohngeachtet nichts weniger als gesucht: sie bemühte sich im Gegentheil eine gewisse Nachlässigkeit hinein zu bringen, die ihrer ganzen Gestalt etwas Schmachtendes gab. Wenn sie auch zwey Stunden vor ihrem Spiegel gestanden hatte,

so sah sie doch für ein ungeübtes Auge gerade aus, als hätte sie gar keinen Spiegel.

Wenn sie dann so war, wie sie sich haben wollte, setzte sie sich mit einem Buche an ein Fenster, das sie aber oft zumachte, dann schien sie in ein tiefes Nachdenken zu gerathen, nahm ein weißes Tuch und fuhr sich damit über die Augen, und dieses Spiel trieb sie einige Tage fort.

Ich konnte von allem dem nichts begreifen. Das liebste war mir noch dabey, daß ich beym Außenbleiben ihrer ehemaligen Besucher nicht zu kurz kam, denn ihr letzter Liebhaber, ein Fremder der sich nur auf einige Monate hier aufgehalten hatte, und sehr reich, jezt aber wieder fortgereist war, hatte sie bey seiner Wegreise so freygebig beschenkt, daß wir uns für die magre Kost, welche die geringen Einkünfte meines Vaters uns regelmäßig erlaubten, reichlich schadlos halten konnten.

Nachdem ich sie einige Tage hindurch am Fenster ihr Spiel so hatte treiben gesehn, konnte ich mich nicht länger enthal-

ten ihr meine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, und sie um die Ursache davon zu befragen; denn wir waren allenfalls auf den Fuß mit einander, daß ich mir eine solche Freyheit wohl bey ihr herausnehmen durfte.

„Siehst Du nicht den jungen Men„schen da drüben in dem großen Gartens„hause, der immer hinter dem Vorhang „lauscht?" fragte sie, indem sie sich die Augen wischte als ob sie noch so heftig weinte. „Auf den habe ichs gemünzt! — „Kannst Du Dich nicht besinnen, wie er „uns am Sonntage auf dem Fuße folgte, „als wir aus der Kirche gingen?"

„Ach, Sie meinen den im blauen „Fracke?"

„Richtig! Ich habe mich schon unter „der Hand nach ihm erkundigt. Es ist „der Graf * *, ein junger Gimpel, aber „sehr reich. Den will ich in die Lehre „nehmen. Feuer gefangen hat er schon, „das merkte ich am Sonntage, denn er „ließ mich in der Kirche keinen Augen„blick

„blick aus dem Geſicht. Jezt kömmt nur
„alles darauf an, das Neh feſter zuzuziehn
„und mein Plan iſt gemacht, wie Du
„ſiehſt."

„Und den wollen Sie durch Weinen er-
„obern? Ich dächte, ſo ein junger Menſch
„wäre eher durch Munterkeit zu feſſeln!"

„Das glaube Du nicht. Der Menſch
„iſt von Natur immer mehr zur Schwär-
„merey als zur Luſtigkeit geneigt. Daher
„ſind immer unſre Schauſpielhäuſer bey
„Trauer- und Schauſpielen ungleich voller,
„als bey Luſtſpielen, und daher fand Sieg-
„wart ungleich mehr Bewunderer als Hum-
„phrey Klinker oder Peregrine Pickle. Es
„giebt ſogar Leute, welche behaupten wol-
„len, es gehöre mehr Verſtand zum Lachen
„als zum Weinen; doch das laſſe ich dahin
„geſtellt ſeyn. Was die Luſtigkeit der Ju-
„gend betrifft, dieſe iſt faſt immer mehr
„Ausbruch der noch friſchen blühenden Le-
„benskräfte, des feurigen glühenden Blutes,
„als des Temperaments. Wenn Du die
„Menſchen mehr beobachten wirſt, ſo wirſt

„Du finden, daß einer, der immer gutes „Humors ist, in der Gesellschaft ganz be„sonders hervorsticht: das kömmt daher, „weil es wenige seines Gleichen giebt, weil „auf einen solchen funfzig, und vielleicht „hundert andre kommen, die, wo nicht ge„rade melancholisch, doch wenigstens ganz „ernsthaft durch das Leben gehn, und erst „gereizt werden müssen, wenn sie lachen „sollen. Auf diese Beobachtungen habe ich „meinen Plan gegründet. Dieser junge „Mensch ist reich und unerfahren: zwey Ei„genschaften, die mir sehr willkommen sind, „und die ich gehörig zu benutzen gedenke. „Meine Blüthezeit ist vorbey, ich fange „nach gerade an überreif zu werden: Dein „Vater ist statt vorwärts, zurückgekommen, „und man kann nicht wissen, was für Wi„derwärtigkeiten ihm etwa noch bevorstehn. „Es ist einmal Zeit, daß ich auf eine Ver„sorgung für mein Alter denke."

„Aber eine Versorgung für Ihr Alter, „Mama?" fragte ich. „Wie meinen Sie

„denn das? Heurathen kann Sie der Graf „doch nicht?"

„Närrchen!" erwiederte meine Mutter lächelnd, „kann einen denn ein Mann nicht „anders versorgen, als wenn er einen hei„rathet? Rupfen will ich den Grafen, mir „von seinem Ueberflusse ein Kapitälchen für „meine alten Tage sammeln, das ist's al„les! Um aber das beste besser zu können, „muß ich ihn ganz in meiner Gewalt ha„ben, muß ihn mehr interessiren als ihm „gefallen. Gelingt mir das, so habe ich „gewonnen Spiel. Ich habe alle Ursache, „mit dem Anfange, den ich gemacht habe, „zufrieden zu seyn. Seine Aufmerksamkeit „ist gespannt. Ich spiele das leidende Weib, „und das ist immer der sicherste Weg zu „dem Herzen der unerfahrnen jungen Leute. „Wenn Du mir hilfst, so hoffe ich, meinen „Zweck ganz sicher zu erreichen."

„Ich? Wenn ich Ihnen helfe?"

„Ja, auf die natürlichste Art von der „Welt. Ich bemerkte gestern, daß er Dir „nachschlich, als Du Semmeln holtest. Es

„schien mir, als wollte er Dich anreden;
„vermuthlich aber trug er Bedenken, es auf
„der offnen freyen Straße zu thun. Viel-
„leicht scheut er sich wegen der Nachbar-
„schaft. Er pflegt gewöhnlich nach 3 Uhr
„vom Tische nach Hause zu kommen. Wie,
„wenn Du diesen Nachmittag ausgingst,
„und ihm zu begegnen suchtest? Wenn Du
„ihn von weitem siehst, mußt Du in eine
„Seitengasse hineingehn, aber ganz lang-
„sam, daß er Zeit hat, Dir nachzukommen.
„Gelingt die List, so wird er Dich gewiß an-
„reden, und dann weißt Du ja wohl, was
„Du zu thun hast?"

„Vermuthlich wird er mich nach unsern
„Umständen fragen, wird wissen wollen,
„wie, und wovon wir leben, und da muß
„ich —"

„Ihm brav vorlügen! Verstehst Du?
„Dein Vater ist ein Tyrann, der mir's am
„Nothdürftigsten fehlen läßt. Ich wurde
„von meinen Eltern gezwungen, ihn zu
„heurathen. Er ist eifersüchtig wie ein Tür-
„ke, mißhandelt mich, und dergleichen. —

„Weißt Du was? Du könnteſt Dich allen„falls für meine Schweſter ausgeben. Da„durch werde ich um ſo vieles jünger. — „Du biſt ja ein Mädchen von Kopf. Du „wirſt das alles ſchon zu machen wiſſen. „Ich verlaſſe mich in Allem auf Dich.“ —

Ich kann Ihro Gnaden nicht ſagen, wie ſehr dieſer Auftrag meiner Mutter meinem kleinen Stolze ſchmeichelte. Ich konnte den Nachmittag kaum erwarten, um meinen Witz ſpielen zu laſſen.

Ihro Gnaden ſehen wenigſtens hieraus, in welchen Händen ich war, und werden ſich alſo um ſo weniger wundern, wie das aus mir geworden iſt, was ich jetzo bin.

Endlich ſchlug die erwartete Stunde, und ich machte mich auf den Weg. Der Graf kam mir wirklich entgegen. Ich ſchlug mich in eine Seitengaſſe. Er ging mir richtig nach, hatte aber nicht das Herz, mich anzureden. Ich ging ſo langſam als möglich, er folgte mir faſt auf dem Fuße, blieb aber immer ſtumm. Ich konnte ihn doch nicht anreden? Ich ging alſo in das erſte

beſte Haus, als ob ich etwas da zu thun hätte, und blieb eine Zeitlang auf der Treppe ſtehn.

Als ich wieder herauskam, ſah ich den Grafen gegenüber in einem Coffeehauſe am Fenſter lauſchen. Ich ging noch langſamer als vorher, und er war gar bald wieder hinter mir, aber eben ſo furchtſam und ſtumm wie vorher.

„Warte," dachte ich, „ich will dich bald „zur Sprache bringen!" zog mein Schnupftuch heraus, that, als ſchneuzte ich mich, und ſteckte es dann mit Willen darneben, ſo daß es auf die Erde fiel. Der Graf hob es natürlicherweiſe auf.

„Mademoiſelle, Sie haben Ihr Schnupf„tuch verloren."

„Ich danke Ihnen recht ſehr!" —

Jetzt ging er wieder ein Paar Minuten lang ſtumm neben mir her.

„Es iſt heute recht ſchönes Wetter," ſagte er dann wieder.

„Recht ſchön," antwortete ich. „Ich „möchte ſo gern ein wenig ſpatzieren gehn,

„wenn ich's über's Herz bringen könnte,
„meine arme Schweſter in ihrer unglückli-
„chen Lage allein zu laſſen!"

„Wie? Ihre Schweſter? Ich habe ge-
„glaubt, es ſey Ihre Mutter?"

„O ja! Das glauben mehr Leute. Mein
„Schwager hat ſeine Urſachen, warum er
„ſie für meine Mutter ausgiebt. Sie wird
„dadurch um ſo viel älter, und ein Eifer-
„ſüchtiger weiß aus allem Nutzen zu ziehen."

„Iſt Ihr Herr Schwager ſo eiferſüch-
„tig?"

„Wie ein Türke! Mit dem Schatten an
„der Wand iſt er eiferſüchtig! Wenn ich ein-
„mal heurathe, einen ſolchen Mann nehme
„ich mir gewiß nicht. Meine Schweſter
„würde ihn aber auch nicht genommen ha-
„ben, wenn ſie nicht unſer ſeliger Vater da-
„zu gezwungen hätte."

„Drum hab' ich nicht gewußt, warum
„ſie immer ſo weint! — Aber ſagen Sie
„mir, wenn es anders nicht zu kühn iſt,
„darnach zu fragen, warum hat denn Ihr

„Vater Ihre Frau Schwester zu dieser Hey„rath gezwungen?"

„Ja nun! Wie die Väter so manchmal „ihren Eigensinn haben!"

„Wahrscheinlich hat Ihr Herr Schwa„ger Vermögen?"

„O nein! Wenn er aber auch welches „hätte, so würde meine arme Schwester da„durch doch um nichts gebessert seyn. Er „hat unter andern auch den Fehler, daß er „erschrecklich geizig ist. Er hätte allenfalls „so viel, daß er ihr so manches Vergnügen „machen könnte, aber" — —

Ich weiß selbst nicht mehr, was ich ihm da für allerhand rührende Geschichten erzählte: ich weiß nur, daß ich ihn ganz unverschämt belog. Mir kam dieser Graf überhaupt außerordentlich spaßhaft vor. Er war so schüchtern, so bescheiden! Das war ich von den Männern gar nicht gewohnt, denn alle, die bisher zu meiner Mutter gekommen waren, hatten mich, wie ein kleines Mädchen, ganz cavalierement behandelt, und dieser, ohnerachtet er ein Graf war, be-

trug ſich ſo zurückhaltend, ich möchte beynahe ſagen, ſo demüthig gegen mich. Das machte mir um ſo mehr Muth, oder vielmehr, es machte mich um ſo unverſchämter.

„Dürfte ich wohl ſo frey ſeyn," ſagte er, nachdem ich mit meinen Erzählungen zu Ende war, „Sie um eine Gefälligkeit zu bitten?"

„Sie haben zu befehlen!"

„Möchten Sie nicht die Güte haben," fuhr er fort, indem er den Beutel zog, „Ihrer Frau Schweſter dieſe fünf und zwanzig Louisd'or zuzuſtellen?" —

Jetzt wußt' ich mir nicht zu helfen. Darauf war ich nicht gefaßt. Fünf und zwanzig Louisd'or waren damals in meinen Augen eine ungeheure Summe; gleichwohl wußte ich nicht, ob ichs meiner Mutter recht machte, wenn ich ſie annähme? Ich hielt indeſſen für rathſam, mich erſt ein wenig zu ſträuben, und dann das Geld doch zu nehmen. Meiner Mutter ſtand es nachher doch noch frey, zu thun, was ſie wollte.

Je mehr ich mich weigerte, je dringender bat er mich, ſein Anerbieten nicht aus-

zuſchlagen, indem er mich zu wiederholten Malen verſicherte, daß er für jetzt nichts weiter thun könnte, weil er nichts mehr bey ſich hätte. Ich ließ mich am Ende erbitten, und da wir eben am Ende der Straße waren, ſo nahm er von mir Abſchied, ſehr zufrieden, ſeine Louisd'or ſo gut angebracht zu haben.

Ich kam mit meiner Beute nach Hauſe, und erzählte meiner Mutter den ganzen Vorgang. Sie war außerordentlich zufrieden mit mir.

„Jetzt müſſen wir das Eiſen ſchmieden, „weil es warm iſt," ſagte ſie, und ſetzte ſich nieder, und ſchrieb ein Billet. Ich mußte ihr, als ſie ausgeſchrieben hatte, ein Licht bringen. Wie groß war meine Verwunderung, als ich ſah, daß ſie die fünf und zwanzig Louisd'or einſiegelte, und das Billet an den Grafen überſchrieb.

„Wie, Mama? Sie ſchicken ihm das „Geld zurück?"

„Närrchen! das heißt, ſein Capital auf „tauſend von hundert anlegen. Er muß

beſſer herausrücken. Du nimmſt die„ſes Päckchen morgen und giebſt es „ihm zurück. Er wird ſich über meine „Uneigennützigkeit verwundern, und das „will ich eben. Ich will ſein Herz von allen „Seiten umſtellen. Er muß mir in die Falle „gehn, oder er müßte ungleich klüger ſeyn, „als ich ihn glaube. Das halte ich aber „nicht für möglich, denn bisher wenigſtens „hat mich der Schein noch ſelten betrogen."

Ich richtete am andern Tage meinen Auftrag pünktlich aus. Der Graf war nicht wenig erſtaunt. Er wollte durchaus, ich ſollte die fünf und zwanzig Louisd'or für mich behalten. Keine kleine Verſuchung für mich, die ich ſchon ziemlich anfing, den Werth des Geldes zu ſchätzen. Ich weigerte mich demohngeachtet. Der Graf war noch zu ſehr Neuling, um weiter in mich zu dringen, weil er meine Delikateſſe zu beleidigen fürchtete. Im Grunde wußte ich ihm das ſehr ſchlechten Dank, und ſah ihn mit den größten Verdruſſe von der Welt, ſeine Louisd'or wieder einſtecken.

„Sagen Sie mir doch, liebes Kind," sagte er, „dürfte ich mich nicht unterstehn, „Ihrer Frau Schwester eine Aufwartung „zu machen?"

„Das wird wohl schwerlich angehn."

„Wie so? Glauben Sie, daß sie es übel „nehmen würde?"

„Das wohl nicht; aber sie darf es wegen „meines Schwagers nicht wagen, jemanden „bey sich zu sehen, am allerwenigsten aber „einen Mann."

„Geht sie denn gar nicht aus? Nicht „etwa spatzieren?"

Jetzt wußte ich nicht gleich, was ich antworten sollte, denn ich hatte keine Instruction von meiner Mutter. Im Augenblicke fiel mir aber ein, ihm etwas auf meine eigne Faust zu antworten, weil es denn meiner Mutter immer noch frey stand, zu thun und zu lassen, was sie wollte.

„Dann und wann gehn wir gegen Abend „ein wenig in jener abgelegenen Allee auf „und ab, weil meine Schwester die einsamen „Spatziergänge liebt."

„Werden Sie heute Abend auch gehn?"

„Vielleicht. Davon gesprochen hat sie „schon. Aber Herr Graf," setzte ich sehr klüglich hinzu, „wenn Sie uns etwa vorher „begegnen, so lassen Sie meiner Schwe„ster ja nichts davon merken, daß ich Ih„nen von diesem Spatziergange etwas ge„sagt habe. Es muß alles wie von ohn„gefähr geschehen. Hören Sie?"

Er versprach mir das, und ich eilte meiner Mutter von meiner Expedition Bericht zu erstatten. Sie war außerordentlich wohl mit meinem Benehmen zufrieden, und ich bekam von ihr einen halben Gulden und ein Stück Torte, das noch einmal so groß war als gewöhnlich.

Wir traten gegen Abend unsre Wanderschaft wirklich an. Der Graf war schon da. Er saß auf einer Bank. Meine Mutter that, als bemerkte sie ihn gar nicht, und ich lächelte ihm verstohlen zu, als dürfte ich ihn nicht bemerken. Wir gingen einigemal auf und ab. Der Graf

rührte sich nicht von der Stelle, denn er hatte das Herz nicht uns anzureden.

„Ich sehe schon," lispelte mir meine Mutter zu, „auf diese Art wird nichts „draus. Wir können noch hundertmal an „ihm vorbeygehn, die Bildsäule bleibt doch „unbeweglich. Ich muß ihm auf halbem „Wege entgegen kommen. Weißt Du „was? Ich will mich auf Dich stützen. „Gehn wir nur ganz langsam, als ob „mir nicht recht wohl wäre. Wenn wir „an seine Bank hinkommen, so rede mit „mir zu, mich ein wenig niederzusetzen „und auszuruhen."

Gesagt, geschehen. Meine Mutter machte zwar Umstände sich nieder zu setzen, und antwortete mir laut, so daß es der Graf verstehn konnte, weil wir dicht an ihm waren, aber mit schwacher Stimme, sie hoffte es würde ihr im Gehen schon besser werden. Zu gleicher Zeit aber that sie, als sey sie im Begriff umzusinken, und ich stellte mich als müßte ich alle meine Kräfte anwenden um sie zu erhalten. Das

machte den Grafen beweglich. Er sprang auf um mir zu helfen, und meine Mutter wußte es so geschickt zu machen, daß sie ihm, dem Anscheine nach völlig erschöpft, gerade in die Arme sank.

Der Graf führte, oder vielmehr, er trug sie zur Bank hin. Er zitterte am ganzen Leibe dabey, und ich hatte meine herzliche Freude an seiner Verlegenheit. Er zog ein Riechfläschchen aus der Tasche und gab mirs, denn noch war er viel zu ehrfurchtsvoll, es meiner Mutter selbst unter die Nase zu halten. Sie kam endlich, nachdem sie ihn lange genug geängstigt hatte, wieder zu sich, schlug die Augen auf, und bedankte sich mit matter Stimme für seinem Beystand.

Aus lauter Respekt stand er noch vor uns. Meine Mutter nöthigte ihn zum Sitzen. Endlich wagte er's neben ihr Platz zu nehmen.

„Sind Sie oft solchen Zufällen unterworfen?" fragte er.

„Seit einiger Zeit, leider!" antwortete sie.

„Aber da sollten Sie einen geschickten „Arzt zu Rathe ziehen."

„Mein Gott! Was kann ein Arzt gegen ein Uebel das hier und hier sitzt!"

Bey diesen Worten zeigte sie auf Kopf und Herz.

Jezt war das Gespräch einmal im Gange, und meine Mutter log ihm eine solche Menge trauriger, herzbrechender Geschichten und Umstände vor, daß ein Stein in der Erde hätte darüber weinen mögen. Weiß der Himmel wo sie dies alles hernahm. Ich saß da und hörte ihr beynahe mit eben so vieler Verwunderung zu, wie der Graf, obgleich nicht mit demselben Antheile als er, denn ihm standen die hellen Thränen in den Augen.

Ein Wort giebt das andre. Die Gesprächigkeit meiner Mutter machte ihn seiner Seits auch gesprächig. Er fing an sie zu trösten, und sagte ihr die herrlichsten Trostgründe mit der schönsten Philo-

sophie

ſophie durchſpickt — denn er hatte Beleſenheit, und war mehr unerfahren als ungeſchickt — vor. Meine Mutter machte dann und wann Einwendungen, und wenn er ihr dieſe Einwendungen widerlegte, ſo beantwortete ſie ſeine Widerlegung jedesmal mit einem tiefen Seufzer, als wollte ſie ſagen: „Du haſt gut reden! Wenn Du „an meiner Stelle wäreſt, würdeſt Du „Dich bey dieſen Gründen eben ſo wenig „beruhigen als ich!“

Dieſe Seufzer thaten dann allemal ihre gehörige Wirkung, denn der Graf ſeufzte dann auch, und wurde mit jedem ſolchen Seufzer verliebter in ſie. Kurz, meine Mutter ſpielte ihre Rolle vortreflich, daß des Grafen Herz durch und durch Feuer und Flamme war, als wir uns trennten, zumal da ihm meine Mutter für ſeine angenehme Geſellſchaft dankte, und ihm verſicherte, daß ſie in ſeiner Unterhaltung unendlich viel Troſt und Beruhigung gefunden habe.

„Werde ich morgen das Glück wieder „haben, Sie zu ſprechen?" fragte er ſie beym Abſchiede, indem er ihre Hand an ſeine zitternden Lippen drückte.

„Wenns möglich iſt, komm' ich gewiß," antwortete ſie. „Es thut dem Unglücklichen „ſo wohl, wenn er eine menſchenfreundliche „Seele findet, die Theil an ſeinen Leiden „nimmt! Haben Sie herzlichen Dank für „den heutigen Abend!"

Von dieſer Zeit an kamen wir, wenn es das Wetter zuließ, regelmäßig alle Abende an dem nämlichen Orte zuſammen. Nach gerade fand ſich aber die rauhere Jahrszeit ein, und der Graf fing ſchon zum voraus an darüber zu klagen, und drang in meine Mutter, daß ſie ihm erlauben möchte, ſie in ihrem Hauſe beſuchen zu dürfen. Meine Mutter machte Schwierigkeiten, der Graf beklagte ſich noch mehr, bat noch dringender. Was war da zu thun? In Herbſt- und Winterabenden konnte man natürlich nicht ſtundenlang ſpatzieren gehn, und gleichwohl war man einander

ſo nothwendig, ſo unentbehrlich geworden, denn meine Mutter verſicherte dem Grafen aufs feyerlichſte, er ſey ihr erſter und einziger Freund auf dieſer Welt, der einzige Menſch, in deſſen Umgange ſie Ruhe und Troſt fände. Nichts war alſo natürlicher, als daß ſich meine Mutter endlich bewegen ließ ihm zu erlauben, alle Abende bey einbrechender Dämmerung zu ihr zu kommen, und einige Stunden bis zur Nachhauſekunft meines Vaters, das heißt, ohngefähr bis nach acht Uhr, bey ihr zuzubringen.

Wer war froher als der Graf, als er durch dieſe Erlaubniß überzeugt wurde, wie nothwendig und unentbehrlich er der Geliebten ſeines Herzens geworden war, und mit welcher Inbrunſt küßte er ihr die Hand!

Der Graf war meiner Mutter wirklich jezt nothwendiger und unentbehrlicher als jemals, und als er ſelbſt glaubte, denn ſie hatte bisher nur von der Schnur gezehrt und ihre Finanzen fingen an ſehr

trauriges, weinerliches Geſicht zu machen. Es mußte ihnen wieder aufgeholfen werden, und das ſo bald als möglich.

Meine Mutter hatte ihren Plan ſchon gemacht.

Sie wurde, ſo oft der Graf zu ihr kam, zuſehends trauriger. Die Stunden, die er bey ihr zubrachte, waren wahre Stunden der Schwermuth. Der arme Graf mußte das Vergnügen bey ihr zu ſeyn durch lauter Seufzer erkaufen, denn wenn eine Perſon ſeufzt, an der man Antheil nimmt, ſo muß man natürlicherweiſe mit ſeufzen, und meine Mutter ſeufzte und ächzte, daß ſich ein Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Sie ſaß minutenlang und ſtarrte auf den Boden hin, gab verkehrte Antworten, wenn der Graf etwas ſagte, und wenn denn, wie das nicht ſelten geſchah, ein lächerlicher Mißverſtand herauskam, den der Graf, um ſie ein wenig aufzuheitern, etwa aufſtach, ſo brang er ihr dadurch höchſtens nur ein wehmüthiges Lächeln ab, das aber gleich wieder

durch eine Thräne getrübt wurde, denn meine Mutter war eine vollkommene Constantin, der die Thränen zu Gebote standen, so oft sie sie nur brauchte.

Sie mochte das ohngefähr vierzehn Tage so getrieben haben, als sie mir eines Morgens folgendes Billet in die Feder dictirte:

„Madam!"

„Es thut mir Leid, daß ich der Ue„berbringer einer sehr schlimmen Nachricht „seyn muß, aber nach reiflicher Ueberle„gung habe ich gefunden, daß es besser „ist, wenn ich Sie auf das Unglück vor„bereite, das Ihnen bevorsteht, als „wenn es Sie unvorbereitet überfälle."

„Es steht mit Ihrem Manne un„gleich schlechter als Sie vielleicht glau„ben, denn wahrscheinlicherweise suche „er seine mißliche Lage vor Ihnen zu ver„heelen. Von den bewußten dreytausend „Thalern, auf die Sie sich vor funfzehn „Monaten mit unterschrieben haben, ist „noch bis auf diesen Augenblick kein Hel-

„ler bezahlt, ob Ihnen gleich, wie ich „von guter Hand weiß, Ihr Mann übereredet hat, er sey nur noch fünfhundert „darauf schuldig. Wenn diese Summe „binnen heute und drey Tagen nicht bezahlt ist, so haben Sie ganz unausbleiblich die Pfändung. Für Sie ist es um „so trauriger, daß Sie auf diese Schuld „mit unterschrieben sind, denn wenn das „nicht wäre, so könnten Sie als Frau „wenigstens Ihr Eingebrachtes retten, „so aber laufen Sie Gefahr, daß man „Ihnen alles, sogar das Bett nimmt, „auf dem Sie liegen. Ich melde Ihnen „das in Zeiten. Vielleicht können Sie „noch einen Ausweg finden, diesem Unglück vorzubeugen." F.

Ich mußte das Billet zusammenbrechen, wie einem fremden Petschaft siegeln, und an sie überschreiben. Ich errieth halb und halb, was sie für eine Absicht damit hatte.

„Heute bekömmt mich der Graf nicht am „Fenster zu sehen," sagte sie lächelnd, indem sie das Billet wieder aufbrach, „denn ich

„bin todt sterbens krank. — Siehst Du, so
„schreibt man die Wechsel auf die Herzen der
„unerfahrnen Liebhaber."

„Ob er aber bezahlt werden wird?"
fragte ich.

„Das Einkassiren ist deine Sache, das
„überlasse ich ganz Dir. Mache Deine Sa-
„chen klug. Wenn der Graf kömmt, so
„läufst Du ihm auf den Fußzehen entge-
„gen. Ich kann ihn heute nicht sehen, ich
„liege im Bette, bin aus einer Ohnmacht
„in die andre gefallen, habe Nervenkräm-
„pfe, verstehst Du? Kurz, Du mußt ihm
„meinen Zustand recht gefährlich schildern.
„Natürlicherweise wird er sich nicht wollen
„abweisen lassen, wird wissen wollen, wo-
„her das alles kömmt? Dann thust Du
„zurückhaltend, giebst zweydeutige Antwor-
„ten, und wann er dann noch mehr in
„Dich dringt, so ziehst Du ihn endlich ins
„Vertrauen, und zeigst ihm das Billet,
„doch mit der Bitte, mir ja nichts davon
„merken zu lassen, weil ich dies ausdrück-
„lich verboten habe."

Der Graf kam zur gewöhnlichen Stunde, und alles ging nach Wunsche. Ich ließ mich gewaltig lange bitten, ehe ich ihm das Billet zeigte. Er durchlief es hastig, starrte es einige Augenblicke lang an, steckte mir's dann in die Hand, die er mir mit einem halb erstickten: „Trösten „Sie Ihre arme Schwester! Sie sollen „bald von mir hören!" recht herzlich drückte, ergriff seinen Hut, und eilte die Treppe hinunter, als ob ihm der Kopf brennte.

Meine Mutter bezeigte mir lachend ihre Zufriedenheit darüber, als der Graf fort war, daß ich meine Rolle so gut gespielt hatte.

„Hier," sagte sie: „hast Du meinen letz„ten Dukaten. Geh', hole uns Austern und „Champagner. Wir haben gerade noch Zeit „genug, eine Collation zu halten, bis Dein „Vater nach Hause kömmt. Morgen um „diese Zeit haben wir schon frisches Geld."

Ich säumte nicht, diesen Auftrag zu vollziehen, und in weniger als einer halben Stunde saßen wir und verzehrten unsre Au-

ſtern und tranken dabey weidlich auf die Geſundheit des leichtgläubigen Grafen, über den ſich meine Mutter herzlich luſtig machte.

„Iß und trink,“ ſagte ſie. „Wer weiß, „wo der arme Narr jetzt herumläuft, um „Geld aufzutreiben, damit wir dieſen Win„ter mehr Auſtern eſſen und mehr Cham„pagner trinken können!“

Meine Mutter hatte recht gerathen. Sie war am andern Morgen wieder unſichtbar für den Grafen. Dieſer ſtand ſchon ſehr früh völlig angekleidet am Fenſter. So wie er mich erblickte, winkte er mir heraus auf das Fenſter [illegible] meiner Mutter, deſſen Vorhänge feſt zugezogen waren, als ob er fragen wollte, wie es ihr ging? Ich verſtand den Wink, machte ein äußerſt trauriges Geſicht, und zuckte die Achſeln. Er zeigte mir einen leeren Geldbeutel und ein Papyier. Ich machte eine ſo alberne Miene als ich nur konnte, als ob ich ihn ganz und gar nicht verſtünde. Er eilte vom Fenſter weg; ich ſtellte mich hinter den Vor-

hang und lauschte, und einige Minuten drauf ging er aus.

„Bravo!" sagte meine Mutter, als ich ihr das rapportirte, „jetzt haben wir gewon„nen Spiel. Diesen Abend bin ich dreytau„send Thaler reich. Der Grund ist nicht „schlecht. Es läßt sich schon allenfalls et„was drauf bauen."

Meine Mutter bot an diesem Tage alle ihre verführerischen Künste auf und versetzte sich in das reizendste Negligée, das man sich nur denken kann, um recht mit Anstand im Bette zu liegen. Statt Roth aufzulegen, nahm sie bloß Weiß, und das gab ihr so etwas Schmachtendes, so etwas Hinreißendes, daß ich mich selbst in sie verliebt haben würde, wenn ich ein Mann gewesen wäre. Ich sagte ihr das.

„Närrchen," antwortete sie, „der Graf „muß für sein schönes Geld doch etwas ha„ben. Da er nun einmal so platonisch ist, „daß er vom bloßen Anschauen lebt, so will „ich ihm doch wenigstens etwas sehen lassen, „das der Mühe werth ist!"

Ungeduld und Gutherzigkeit trieben diesmal den guten Grafen um eine gute halbe Stunde eher zu uns, als er gewöhnlich zu kommen pflegte. Er hatte das Geld bey sich, nur war die Frage, wie es an Mann bringen? Er versuchte es einigemal an mich zu kommen, aber ich wich ihm geflissentlich aus, und meine Mutter spielte die unglückliche Kranke so natürlich, daß er sich kaum getraute, ein lautes Wort zu reden. Er stand da und verschlang sie ordentlich mit seinen Blicken. Ich weidete mich nicht wenig an seiner Verlegenheit. Meine Mutter nöthigte ihn zum Sitzen; ich stellte ihm den Stuhl dicht zu ihrem Kopfe hin, und er nahm Platz, aber so schüchtern und furchtsam, als ob er zum allererstenmale in seinem Leben bey uns wäre.

Meine Mutter eröffnete das Gespräch mit einer langen Tirade über Glück und Elend in der Welt, über die unselige Sucht, die die Menschen hätten, jemanden zu drücken und zu ängstigen, da wir doch eigentlich alle in der Welt wären, um jemanden

glücklich zu machen, sie deklamirte ein Langes und ein Breites über gewisse unglückliche Verhältnisse, in die wir oft durch unsere Schuld, noch öfter aber auch ohne unser Verschulden gerathen, und dergleichen mehr. Nachdem der Graf einige Dutzend „Ja" ausgesprochen hatte, wurde ihm die Zunge gelöst, so daß er es endlich sogar wagte sie zu fragen, ob er ihr etwa in ihrer jetzigen Lage in irgend etwas dienen könnte? Sie lehnte die Antwort auf seine Frage mit halben Worten ab.

„Ich muß Ihnen nur gestehen," fuhr der Graf ganz schüchtern fort, „ich habe „gestern ein Billet gelesen — ich weiß die „Ursache Ihres Kummers — wie glücklich „bin ich, daß es in meiner Macht steht, „ihn zu zerstreuen!"

Meine Mutter fiel natürlicherweise aus den Wolken. —

„Ein Billet?" fragte sie. „Und wer „kann Ihnen das Billet gezeigt haben? — „Sophie! Wenn ich wüßte — — "

Ich machte eine beſahende aber reuige Miene. Jetzt bekam ich einen derben Verweis für meine Geſchwätzigkeit, den ich ritterlich aushielt, weil ich doch wußte, wie es gemeint war. Der Graf war gallant genug mir das Wort zu reden, und die ganze Schuld auf ſich zu nehmen, und meine Mutter ließ ſich endlich beſänftigen.

„Sie ſind ein edler Mann, Herr Graf,“ ſagte ſie zu ihm, „wenn Sie das nicht wären „und wenn ich nicht ſo feſt von Ihnen überzeugt wäre, ſo würde ich Ihr Geld, ſo „nöthig ich es auch brauche, gewiß nicht annehmen. [illegible] einer ſolchen „lichen Lage gerettet. Wie werde ich im „Stande ſeyn, Ihnen dafür zu danken, wie „ich möchte, aber Sie haben den Lohn für „dieſe edle Handlung in Ihrem ſchönen „Herzen.“

Sie führte bey dieſen Worten ſeine Hand, die ſie zwiſchen den ihrigen hielt, zu ihren Lippen, als ob ſie ſie küſſen wollte. Der Graf fuhr ganz erſchrocken zu, um das zu verhindern, und ihr, ſagte beſſer die Hand

zu küſſen; ein glückliches Ohngefähr machte, daß er unterwegs ihrem Munde begegnete: er wurde wie elektriſirt. Ich glaube gewiß, er hätte überall Funken gegeben, wo man ihn nur immer angerührt hätte.

Ich überließ es meiner Mutter, das Experiment zu machen, und entfernte mich. Als ich nach Verlauf einer guten halben Stunde zurück kam, fand ich den Grafen äußerſt vergnügt und zufrieden. Er ſchien recht froh zu ſeyn, daß er ſein Geld ſo gut angelegt hatte, und meine Mutter ſah eben auch nicht aus, als ob ſie der Handel reute, denn die Intereſſen, die der Graf dafür verlangte, fielen ihr eben nicht ſchwer zu entrichten.

Von dieſen Abend an, war der Graf auf einem viel vertrautern Fuße bey uns. Es war, als ob er einer von der Familie wäre.

Als er ging, gab er meiner Mutter noch eine Börſe mit fünf und zwanzig Louisd'or zu ihren kleinen Bedürfniſſen, wie er ſagte, und bat ſie, für die Zukunft ſeinen Beutel als den ihrigen zu betrachten. Das war

doch eine Bitte, die man billigerweise nicht abschlagen konnte? Das that sie denn auch nicht, so wie sie sich gleicherweise nicht einen Augenblick sträubte, die fünf und zwanzig Louisd'or anzunehmen.

Wie sie sich, als er weg war, so herzlich über den Einfaltspinsel freute, daß er ihr so treuherzig in die Falle gegangen war!

Ein paar Monate nachher starb mein Vater, und nun ging es auf einem ganz andern Tone. Er hatte kaum die Augen geschlossen, so bezogen wir ein prächtiges Haus, das der Graf meiner Mutter gemiethet hatte. Wir hatten Equipage, Jäger, Bedienten, Cammermädchen, kurz einen ganzen Hofstaat. Alles ging herrlich und in Freuden, und das dauerte beynahe ein Jahr so fort. Der Graf gab alle Woche einigemal Diner's und Soupers bey uns, zu denen er seine Freunde und Bekannte einlud; es wurde gewöhnlich dabey gespielt, und es wurden Summen gewonnen und verloren.

Bey diesen Festen hatte meine Mutter, wie billig, den Vorsitz, und ich als ihre

jüngere Schwester — denn meine Mutter hütete sich wohl mich für ihre Tochter gelten zu lassen, weil sie sich gar zu wohl dabey befand, nur meine ältere Schwester zu seyn, — ich behauptete den Rang unmittelbar nach ihr.

Was mir da für Schönheiten gesagt wurden! Wie die jungen Herren um mich herum schwärmten! Aber meine Mutter band mir es tagtäglich ein, mich ja nicht so umsonst und um nichts auf die bloße Eingebung meines Herzens so hin zu geben, im Fall einer Ernst machte, sondern die Erstlinge meiner Liebe, so theuer als möglich zu verkaufen. Aber, ich weiß nicht, soll ich sagen zum Glück oder zum Unglück, machte keiner Ernst! Es blieb bey den bloßen Schönheiten und Schmeicheleyen.

In der letzten Zeit erschien der Hofrath Ebert. Er machte Eindruck auf mich, und ich auf ihn. Er schien Ernst machen zu wollen. Da er sich sehr gut trug, und sich überhaupt wichtig zu machen wußte, hielt ihn meine Mutter für reich, und ermahnte

mich

mich unaufhörlich meinen Vortheil zu nutzen. Ich befolgte ihre Anweisung, ohnerachtet es mir sehr sauer wurde; Ihre Gnaden wissen es aus Erfahrung, wie reizend und einnehmend der Hofrath für ein junges Mädchen war, und wie schwer es war, ihm zu widerstehen. Ich hielt mich demohngeachtet ritterlich, denn ich war in einer Schule erzogen, in welcher es der erste Grundsatz war, daß das Herz dem Beutel nachstehen muß, und ich wollte nicht schlechter seyn, als meine Mutter. Da sie ein so großes Glück gemacht hatte, so glaubte ich ein volles Recht zu haben, auf einmahl viel größeres Anspruch machen zu können, da ich um so viel hübscher, und wie mir mein Spiegel täglich wenigstens einige tausendmal versicherte, um so viel hübscher war als sie.

Auf einmal wurde uns in unser Schlaraffenleben ein garstiger Strich gemacht!

Es kam auf einmal des Morgens sehr früh ein Policeykommissar, und brachte meiner Mutter den Befehl, binnen vier

und zwanzig Stunden die Stadt zu meiden. —

Der Graf hatte seit seinem Jahre einen Aufwand gemacht, der, so reich er auch war, seine Einkünfte bey weitem überstieg. Er war noch minderjährig, hatte aber demohnerachtet gutherzige Seelen genug gefunden, die ihm Geld vorgestrekt hatten, denen er aber, wie billig Leib und Seele, und vielleicht noch obendrein fünfhundert vom Hundert hatte verschreiben müssen. Die glänzende Art, auf die er meine Mutter unterhielt, war aufgefallen; sein Onkel, der zugleich sein Vormund war, kam nach der Stadt, und machte bey Hofe Vorstellungen. Der oberwähnte Befehl war die unmittelbare Folge dieser Vorstellungen. Der Graf wurde mit einem Hofmeister auf eine auswärtige Universität geschickt.

Meine Mutter nahm die Sache wie sie sollte; das heißt, wie eine Philosophin. Ein solcher Policeybefehl war ihr nichts neues: sie hatte schon einmal, noch ehe sie meinen Vater geheurathet hatte, einen ähn-

lichen bekommen. Sie packte in der Geſchwindigkeit ihre Haabſeeligkeiten zuſammen, und wir zogen unter einem angenommenen Namen in eine andere — Vorſtadt.

Meine Mutter hätte ſich während ihres glänzenden Lebens, ſo manches zurücklegen, ſie hätte ſich ein Capital machen können: aber es iſt als wäre bey dem Gelde, das man auf dieſe Art gewinnt, kein Segen. Es heißt damit; wie gewonnen, ſo zerronnen! Sie war außerdem albern genug geweſen, ſich mit in das Spiel einzulaſſen. Sie hatte hoch geſetzt, und die mehreſten Herren von des Grafen Bekanntſchaft waren keine Leute, die von der Galanterie Profeſſion machten; ſie ſpielten um zu gewinnen, und rupften die Damen ſo gut als die Herren. Sie hatte ſich freylich eine Menge Sachen angeſchafft, hatte auch viel vom Grafen geſchenkt bekommen; das waren aber gröſtentheils Dinge, welche viel Geld koſten, wenn man ſie kauft, und für die man ſehr wenig bekömmt, wenn man in dem Falle iſt, ſie verkaufen zu müſſen.

Meine Mutter bekam freilich wieder Kundschaften, aber es war kein Graf darunter! Man denke, wie das Leben, das wir jetzt führen mußten, gegen unsre vorige Lebensart abstach. Meine Mutter hütete mich wie ein Argus, und erklärte mir ganz offenherzig, daß sie vor der Hand ihre beste Hofnung einzig und allein darauf gesetzt hätte, mich recht hoch an Mann zu bringen.

Der Hofrath hatte unsern jetzigen Aufenthalt aufgespürt, und machte mir die Cour. Meine Mutter hatte ausgekundschaftet, daß er nicht reich wäre, und verbot mir daher allen Umgang mit ihm. Man kann denken, daß ich in den Verhältnissen, in denen ich mit meiner Mutter stand, eben keinen sonderlichen Respekt für ihre Befehle haben konnte. Wenn ich aber auch noch so viel Ehrfurcht für sie gehabt hätte, was wäre damit gut gewesen? Der Hofrath war viel zu schön, und ich viel zu feurig, als daß das Verbot der verehrungswürdigsten Mutter der Welt mich hätte zurückhalten können!

Die natürlichste und unausbleibliche Folge davon war, daß ich schwanger wurde. Meine Mutter wurde wüthend, als sie es entdeckte, lag aber zu meinem Glück, vielleicht auch zum Glück für uns beyde, denn ich hätte mich gewiß widersetzt, wenn sie etwa Miene gemacht hätte, sich an mir zu vergreifen, grade an einer Krankheit darnieder, die ihr nicht sehr erlaubte, ihre Wuth an mir auszulassen. Sie begnügte sich also vor der Hand bloß damit, recht auf mich zu schimpfen, und ich erwiederte diese ihre Schimpfreden mit gewissen Ausdrücken, die gerade so klangen, als könnte sie mich in ihrer jetzigen Lage nicht schimpfen; sie machte freylich einige mütterliche Einwendungen dagegen, die eben nicht die glimpflichsten waren, aber sie mußte es vor der Hand dabey bewenden lassen.

Der Hofrath fing an zu besorgen, die Krankheit meiner Mutter könnte für mich schädliche Folgen haben, welches denn auch leicht hätte geschehen können, da sie keine andre Wärterin hatte als mich. Er ließ sie

also in das Spital bringen, wo sie einige Wochen darauf starb; und miethete für mich eine kleine, aber angenehme Wohnung, wo ich glücklich entbunden wurde. Das Kind wurde auf eben das Dorf in die Kost gegeben, wo es Ihro Gnaden gesehen haben.

Von dieser Zeit an lebten der Hofrath und ich in der innigsten Vertraulichkeit. Eine zweyte Niederkunft war die Frucht davon.

Der Hofrath hatte mir in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft versprochen mich zu heurathen, und ich hatte mich ihm auf diese Bedingung ergeben. Jetzt erinnerte ich ihn an dieses sein Versprechen:

„Närrchen!“ sagte er, „das wäre wohl „in meiner Lage der dümmste Streich, den „ich machen könnte. Was würde denn da„bey herauskommen? Ich habe keinen Hel„ler Vermögen, lebe bloß von meiner Figur „und Industrie. Ich muß durch eine rei„che Heurath mein Glück machen. Gelingt „mir das — und gieb Achtung, es glückt mir, „daß ich ein reiches Gänschen prelle, denn „ich verstehe mich meisterlich drauf, den Weis-

„bern Nasen zu drehen — gelingt mir das, „so bist Du mich geborgen, denn ich lasse nicht „von Dir. Findest Du diese Speculation nicht „gescheuter, als wenn ich Dich mit leeren „Händen heurathete? Du würdest die ar„me Frau des ärmsten Teufels unter der „Sonne, und mir wären auf einmal alle „Aussichten auf ein solides Etablissement „abgeschnitten.“

Ich hatte gegen diese Gründe nichts vernünftiges einzuwenden. Es blieb also alles beym Alten.

Der Hofrath vertraute mir alle seine Liebeshändel, denn er hatte deren immer drey oder vier zu gleicher Zeit im Gange. Ich lachte in seinen Armen die albernen Thörinnen, die leichtgläubig genug waren, alles für baares Geld zu nehmen, was er ihnen sagte, recht herzlich aus. Die rechte hatte er noch nicht gefunden. Die hübschen waren ihm nicht reich, und die reichen nicht hübsch genug.

„Jetzt kanns Ernst werden, Sophie,“ sagte er eines Tages zu mir. „Eine reiche

„Wittwe in meiner Nachbarschaft hohlt in „diesen Tagen ihre einzige Tochter aus dem „Kloster nach Hause. Das Mädchen soll sehr „hübsch seyn, wie ich mir habe sagen lassen; „sie bekömmt groſſes Vermögen. Das ist ein „Fang für mich. Da sie fast ihre ganze Le„benszeit in einem Kloster zugebracht hat, so „wird mir ihre Eroberung eben nicht schwer „werden. Die Mutter hat zwar schon eine „Parthie für sie auf dem Rohr: einen braven „Mann, den ich recht gut kenne, aber den „stech' ich aus. Aber Sophie, ich brauche „Deine Beyhülfe."

„Meine Beyhülfe? Wie denn so?"

„Das sollst Du gleich hören. Die Mut„ter sucht ein Cammermädchen für ihre Toch„ter, sie hat einer gewissen Landräthin von „meiner Bekanntschaft den Auftrag gegeben, „Du mußt diesen Dienst annehmen."—

Dieser Vorschlag schmeckte mir anfänglich gar nicht. Ich hatte bisher wie meine eigne Frau gelebt, war den Müßiggang so gewohnt, und sollte mich nun auf einmal

entschließen, in ihren Dienst zu gehn. Ich machte also Einwendungen.

„Sophie," versetzte er, „ich hätte Dich „für klüger gehalten! Wenn Du es auch nicht „aus Liebe zu mir thust, so thue es um „Deines eignen besten Willen. Wie lange „wirds denn dauern? Hart wird der Dienst „nicht seyn, denn was hat denn ein Cammermädchen viel bey einem unverheurathetem Mädchen zu thun? Die Prise „ist der Mühe werth daß man Jagd darauf macht; und ist sie einmal meine „Frau, so gebe ich Dir mein Wort, daß „Du alsdenn mehr die Frau im Hause „seyn sollst als sie. Wenn ich aber meinen Plan durchsetzen will, so muß ich „schlechterdings eine Person um sie haben, „die auf meiner Seite ist. Sey also keine „Närrin. Ich habe der albernen Landräthin schon von Deinen herrlichen Qualitäten einen großen langen Roman vorgelogen, und ihr gesagt, daß ich Dich „diesen Nachmittag zu ihr schicken werde. „Wenn Du ihr gefällst, wie ich nicht

„zweifle, ſo kann der Handel noch heute „richtig werden, und ich bin in einem „Vierteljahre durch Deine Beyhülfe Herr „von einer Tonne Goldes."

Ich entſchloß mich endlich dazu, und kam durch Vorſprache der Landräthin glücklich in Ihre Dienſte.

Daraus können ſich alſo Ihro Gnaden erklären, warum ich mirs ſo eifrig angelegen ſeyn ließ, dem Hofrath bey Ihnen das Wort zu reden und den Herrn von Stark zu verkleinern.

Ueber beydes mache ich mir die bitterſten Vorwürfe. Das erſte kann ich nicht mehr gut machen, vielleicht aber das zweyte; und das iſt eigentlich die Abſicht dieſes Briefes. Ich nehme alſo hiermit alles, was ich Ihnen zum Nachtheile des Herrn von Stark geſagt habe, als ſchändliche Verläumdung feyerlich zurück, und erkläre ihn für den redlichſten, rechtſchaffenſten Mann, der es mit Ihnen und Ihrem Hauſe im

mer aufrichtig gemeint hat. Ihro Gnaden müssen wissen, daß ihn der Hofrath, so viel mir nur bekannt ist, nach und nach um mehrere tausend Thaler gebracht hat. Wäre Herr von Stark nicht gewesen, wir hätten so manche Woche und manchen Monat hindurch nicht gewußt, wovon wir essen sollten. Ich weiß das am besten, weil ich die Vertraute des Hofraths war. Seine unglückliche Leidenschaft zum Spiele und zu Aufwand aller Art, verbunden mit einer ansehnlichen Schuldenlast, die ihn schon drückte ehe er Sie heurathete, waren Ursache, daß von Ihrem ganzen schönen Vermögen, das er baar in die Hände bekam, schon im dritten Monat Ihrer Ehe kein Heller mehr da war. Um Sie noch fester in seinen Klauen zu haben, brauchte er in der ersten Zeit den Kunstgriff, sie mit Ihrer Mutter und Ihrer Familie zu entzweyen. Wenn kein Geld im Hause war, wie denn das — einigemal aber ausgenommen, wo der Hofrath ziemlich ansehnliche

Summen gewonnen hatte, die aber denn bald wieder versplittert wurden — in der letzten Zeit fast immer der Fall war, mußte Herr von Stark immer herhalten, und der gute Mann that aus Liebe zu Ihnen sein äußerstes, um zu helfen und die traurige Lage Ihrer Angelegenheiten vor Ihnen zu verbergen. Er redete dem Hofrath oft vernünftig zu, that sein möglichstes, um ihn auf bessere Wege zu bringen, aber alles umsonst. Endlich setzte er ihm den Daumen aufs Auge, und es wäre durch seine Vermittlung gewiß zwischen Ihnen zur Scheidung gekommen — denn vernünftigerweise gab es keinen andern Ausweg, Sie vor dem völligen Verderben, in das Sie der Hofrath mit sich zu stürzen im Begriff stand, zu retten, wenn nicht der Tod der Sache ein Ende gemacht hätte. —

Ich fahre in meiner Erzählung fort.

Ich war zum drittenmale vom Hofrath schwanger, als ich Ihren Dienst verließ. Da ich mir von dem Gelde, das ich dann

und wann von ihm bekommen, oder ihm auch genommen hatte, — denn auf den Fuß, wie ich mit ihm stand, machte ich keine Complimente mit ihm, und nahm ihm was er mir nicht geben wollte — etwas erspart hatte, miethete ich mir ein eigenes Zimmer. Die Frau, bey der ich wohnte, hatte einen Bruder, der ein Witwer ohne Kinder und in sehr guten Umständen war. Dieser verliebte sich in mich, und machte mir den Antrag, mich zu heurathen. In meiner jetzigen Lage war das ein ausserordentliches Glück für mich, zumal da ich den ernstlichen Vorsatz gefaßt hatte, ein ordentliches Leben anzufangen. Vor der Hand kam also alles darauf an, meine Schwangerschaft vor ihm zu verbergen, eine Sache, die bey meinem vortheilhaften Körperbau eben so schwer nicht wurde. Ich hatte schon alle Vorkehrungen getroffen, in aller Stille bey eben den Leuten, bey denen schon meine beyden andern Kindern in der Kost waren, niederzukommen, und hatte zu dem Ende eine

Reise zu einer Tante vorgeschützt. Diese war für den folgenden Tag angesetzt; unglücklicherweise aber hatte ich mich verrechnet, und die Wochen übereilten mich, ehe ich mirs versah.

Da ich nicht zum erstenmal in diesem Falle war, so half ich mir auf meinem Zimmer selbst vom Kinde. Es war ein hübscher muntrer Bube, den ich zur Welt brachte. Wo aber damit in der Geschwindigkeit hin? Ich wickelte ihn in eine Schürze und steckte ihn in mein Bette, um indessen zu überlegen, was zu thun wäre. Es war Tischzeit, und um keinen Verdacht zu erregen, ging ich hinüber zu meiner Hausfrau, bei der ich auch zugleich die Kost hatte, so unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre. Natürlicherweise sah ich etwas kränklich aus, da ich aber die Zeit her, meiner Umstände wegen immer ein wenig gekränkelt hatte, so fiel das nicht sonderlich auf. Ich schützte ein Fieber vor, das mich auf einmal befal-

len

len hätte: „Mein Liebhaber, [illegible] uns; ich konnte also nicht so stille [illegible] als ich wollte, so sehr mir auch [illegible] Kind am Herzen lag. Nach [illegible] Stunden verließ er uns endlich, ich [illegible] auf mein Zimmer, und — fand [illegible] Kind todt! Es war erstickt!"

Stellen Sie Ihro Gnaden meinen Schreck vor! Aber was war zu thun? Geschehn war einmal! Ich wartete bis es Abend wurde, und trug dann mein todtes Kind in eine entlegene Seitengasse, wo ich's hinter eine Gartenmauer legte. Es hatte mich ein [illegible] gemerkt, und hatte die Sache angezeigt. Ich war kaum eine halbe Stunde wieder zu Hause, so wurde ich eingezogen [illegible]

Ich gestand gleich alles ein. Als vorsetzliche Kindesmörderin konnte ich nicht behandelt werden, zumal da die Aussage jener ehrlichen Landleute, bey denen meine andern Kinder in der Kost waren, zu mei-

nem Vortheile ausfiel; denn sie bestätigten es, daß ich wirklich schon bey ihnen mein Quartier bestellt hätte, und bey ihnen hätte ueberkommen wollen. Nichts desto weniger war ich am Tode meines Kindes Schuld.

Ich wurde also auf drey Jahr zur Zuchthaußstrafe condamnirt. Der Zuchthaußverwalter ist, wie ich Ihro Gnaden schon gesagt habe, mein Vetter. Ich erzählte ihn meine ganze Geschichte. Er hat die Ehre beim Herrn von Stark persönlich zu kennen, und befahl mir, was diesen braven Mann betrifft, mein Gewissen gegen Ihro Gnaden zu entledigen. Das thue ich denn hiermit. Gott gebe, daß mein aufrichtiges Bekenntniß die glücklichen Folgen hat, die ich mir davon verspreche. Leben Sie so glücklich mit ihm, als ich es wünsche und hoffe!

In dieser Welt sehen wir uns nicht wieder. Ich habe Ihnen Leiden genug verursacht; so daß Sie wohl schwerlich wünschen werden, mich jemals wieder zu sehn. Ich

bitte Ihro Gnaden deshalb aufrichtig um Verzeihung. Ich büße dafür, und werde Zeitlebens dafür büßen. Wenn auch meine Strafzeit aus iſt, werde ich meinen jetzigen Aufenthalt doch nicht verlaſſen. Mein Vetter hat mir verſprochen mich in ſeinem Dienſte zu behalten. Wenn man ſeine Ehre verloren hat, darf man in der Welt auf keinen Platz weiter Anſpruch machen.

Leben Sie nochmals recht wohl und glücklich, ſo wünſcht und bittet von Gott

Ihro Gnaden

ewige und unterthänige

Dienerin

Sophie Meiners.

Hundert und viertes Kapitel.

Die Verlobung.

Wir hatten eben ausgeleſen, als Herr von Stark ins Zimmer trat.

„Eben recht, daß Sie kommen!“ rief ihm die Doktorin entgegen. Sie ſind mir „ein feiner Mann! Man hört ſchöne Din„ge von Ihnen!“

„Von mir?“ fragte er. „Wie ſo?“

Er ſah bald mich, bald die Doktorin an. Ich war in der größten Verlegenheit von der Welt. Die Wangen glühten mir wie Feuer. Hatte ich ihn vorher hochgeachtet, ſo war er mir jetzt verehrungswürdig. Ich hätte ihm mögen zu Füßen fallen. Ich wagte es nicht, die Augen gegen ihn aufzuſchlagen.

Herr von Stark, der ſchlechterdings nicht errathen konnte, was vorgegangen war, ſtand wie auf Kohlen.

Die muthwillige Doktorin belustigte sich eine Zeitlang an unsrer beyderseitiger Verlegenheit.

„Ihr seyd mir ein Paar komische Leu„te!" fing sie endlich lachend an. „Wenn „ich mich nicht ins Mittel schlage, so kommt „Ihr in eurem Leben nicht zusammen! Her „mit den Händen!"

Sie bemächtigte sich bey diesen Worten unsrer Hände, und legte sie in einander.

„Da habt Ihr einander und seyd glück„lich!" sagte sie. „Das gilt für die Ver„lobung!"

Hundert und fünftes Kapitel.

Beſchluß.

Wir waren beyde ſo überraſcht, ſo entzückt, ſo — ich weiß ſelbſt nicht was alles, daß wir in den erſten Augenblicken kein Wort hervorbringen konnten. Erſt nach und nach bekamen wir die Sprache wieder, aber auch da noch ſtammelten wir einander mehr die Gefühle unſrer Herzen vor, als wir ſie einander vorſagten.

Die Doktorin weidete ſich an dem Uebermaaße unſers Glücks nicht wenig.

„Wer ſollte wohl glauben," ſagte ſie, „daß eine ſolche Scene durch eine Perſon, „die im Zuchthauſe ſitzt, könnte veranlaßt „worden ſeyn?"

Herr von Stark ſtutzte. Sie zeigte ihm Sophiens Brief. Er las ihn, die Stellen, die ſich auf ihn bezogen, jagten ihm eine Röthe über die andere ab, und dieſe ſeine Beſcheidenheit machte mir ihn noch unendlich theurer.

[illegible] Bestand darauf, daß wir den Tag unserer Verbindung sobald als möglich ansetzen sollten. Ich willigte unter der Bedingung mir aber aus, vorher an meine Mutter zu schreiben und erst ihre Antwort abzuwarten. Das wurde augenblicklich ausgeführt. Herr von Stark schrieb auch mit, und fertigte den Brief durch eine Staffette ab. Diese gute Mutter brachte mir ihre Antwort und die Zusicherung ihres vollkommenen Zufriedenheit und Aussöhnung mit mir in Person.

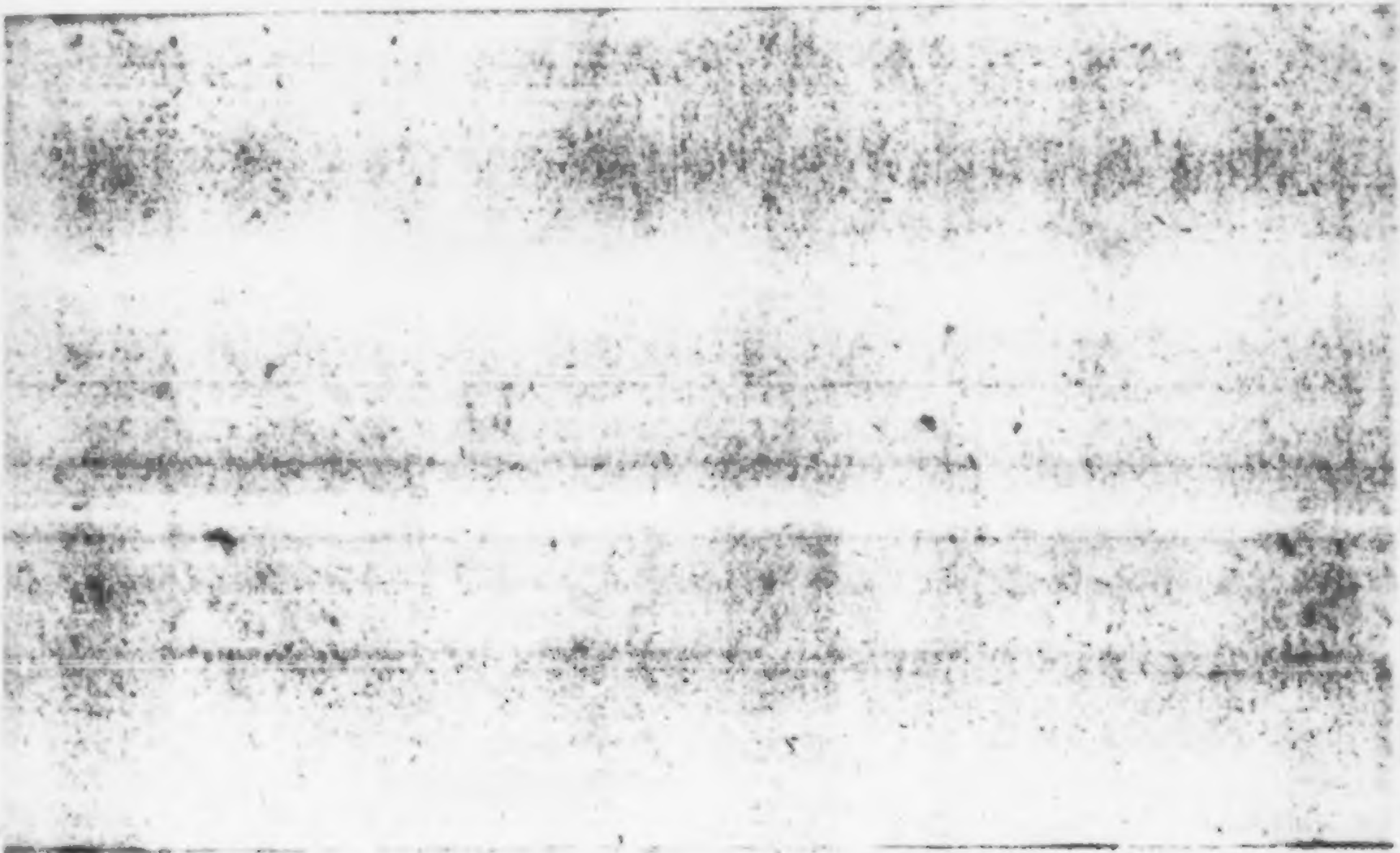
Wenige Tage nachher hatte ich nichts mehr zu wünschen übrig, als die Fortdauer meines Glücks.

Möchte ich meinen Leserinnen eine Idee von diesem meinem Glücke geben können! Aber ich kann das nicht. Alles, was ich im Stande bin, ist einer jeden von ihnen recht herzlich zu wünschen, daß sie es einmal aus Erfahrung kennen lernt, und das wird dem eine jede ganz gewiß, wenn sie sich bey der Wahl ihres künftigen Gatten

mehr durch ihren Verstand, als durch ihr Herz leiten läßt. Das Herz wird durch die Augen gar zu leicht irre geführt, und wehe der, die sich irre führen läßt! Der schönere Mann ist nicht immer der bessere Mann. Freylich ist einem jungen Mädchen der erstere immer ungleich interessanter als der letztere, aber ich rathe jeder zu bedenken, daß sie nicht für ihre Augen, sondern für ihr Herz heurathet.

Il est des soins plus doux, un art
plus enchanteur;
C'est peu de charmer l'oeil, il faut
parler au coeur.

Ende
des zweyten und letzten Theils.



Fritz

ein komiſcher Roman

von

J. F. Jünger.

Hae nugae seria docent —

Hor. Art. Poet.

Erſter Theil.

Berlin und Leipzig,
bey Carl Auguſt Nicolai.
1796.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

An

den Herrn Grafen

Carl von Harrach.

Ja ja! ſträuben Sie Sich wie Sie wollen, Sie müſſen doch bey meinem Fritz Pathenſtelle vertreten! Im Grunde iſt Ihnen dieſer Liebesdienſt vielleicht nicht einmal

so unangenehm als mich es meine Bescheidenheit fürchten läßt, denn wenn ich mir nicht zu viel schmeichele, so haben Sie den Vater zu gütig und freundschaftlich bey Sich aufgenommen, als daß er nicht hoffen dürfte, daß Sie recht gern etwas an seinem Kinde thun wer-

den, und ich hoffe, der Bube ſoll Ihnen keine Schande machen.

Ich ſeh' es wohl daß Sie vorhin lächelten, als Sie das Wort Beſcheidenheit laſen. »Beſcheidenheit und ein Autor!« ſchien dieſes Lächeln zu ſagen. Sie haben Recht: der Fall iſt ſelten.

Aber Bescheidenheit und ein' Graf von so seltenen Kenntnissen und Verdiensten wie Sie, der Fall ist wohl noch viel seltener, und gleichwohl existirt er. Wenn ich nicht fürchtete, diese Ihre Bescheidenheit zu beleidigen, so sagte ich's Ihnen öffentlich ins Ge-

ſicht was ich von Ihnen denke,
und was mir mehrere Leute von
Kopf und Herzen, die das Glück
hatten Sie auf ihrer letzten Reiſe
kennen zu lernen, alles über Sie
geſchrieben haben.

Ich begnüge mich alſo vor der
Hand bloß damit, Ihnen im An-

gesicht des deutschen Publikums zu sagen, daß ich mit der größten Achtung bin

Ihr

Wien den 1sten März, 1796.

ergebenster,

J. F. Jünger.

Erstes Buch.

Erſtes Buch.

Das erſte Kapitel.

Meine Geburt.

Ich ward gebohren — — —

Aber was das für ein ſonderbarer Anfang einer Geſchichte iſt! — Wenn ich dieſe Geſchichte ſelbſt ſchreibe, ſo verſteht ſichs ja am Rande, daß ich gebohren ſeyn muß! Was brauche ich's denn alſo erſt zu ſagen? — — Was wir Autoren auch manchmahl für albernes Zeug ſchreiben! — Indeſſen, man muß den Wallfiſchen Tonnen werfen: wovon nährten ſich denn ſonſt die Recenſenten, als von unſern dummen Streichen?

Also ad captandam benevolentiam dieser gelehrten Herren habe ich gleich zu Anfange meiner Geschichte vorsätzlich eine Albernheit hingeschrieben, in der Hoffnung, daß sie mir dafür diejenigen übersehn werden, die ich im Verfolg derselben vielleicht ohne Vorsatz schreiben könnte.

Das zweyte Kapitel.

Wo ich gebohren bin?

Gebohren bin ich alſo, aber wo ich gebohren bin? — Das zu errathen, überlaſſe ich dem Scharfſinne meiner Leſer.

Einige Data will ich ihnen indeſſen von dieſem Lande angeben, ſagen muß ich ihnen aber zum voraus, daß das für ihren Scharfſinn keine leichte Aufgabe iſt, denn in der That haben dieſe Data ſo viel auffallendes, ſo viel ſonderbares, ſo viel paradoxes, daß es unendlich ſchwer iſt irgend ein Land zu finden, in welches dergleichen auffallende Sonderbarkeiten und Paradoxen paſſen.

Das dritte Kapitel.

Also versprochenermaßen: Lauter Paradoxen.

Die Einwohner dieses sonderbaren Landes also hatten unter tausend andern Sonderbarkeiten auch, diese: daß jeder wenigstens zwanzigmahl mehr scheinen wollte als er war, und daher kam es denn auch, daß jeder mehr Geld verthat als er hatte. — Wenn ich sage jeder, so heißt das so viel, als: der größte Theil der Einwohner. — Doch das versteht sich von selbst! —

Und dennoch — was freylich noch sonderbarer klingt — behielten sie noch immer Geld übrig.

»Mehr Geld verthun, als man hat, »und dennoch Geld übrig behalten?« hö-

re ich meine Leſer fragen, »wie in aller »Welt mögen ſie das machen?«

Ja freylich iſt das ein Problem, das ich ſelbſt nicht aufzulöſen wüßte, wenn mir nicht ein alter Praktikus, welcher lange Zeit in dieſem Lande gelebt hat, einen Aufſchluß darüber gegeben hätte, welchen ich hiermit zu beliebigem Gebrauch jedermänniglich mittheile.

Das vierte Kapitel.

Auflösung einer arithmetischen Aufgabe.

Das ganze Geheimniß lag eigentlich in ihrer ganz eignen Art zu subtrahiren.

Wenn einer zum Beyspiel für einen Ring, für einen Wagen, für ein Pferd oder irgend etwas ähnliches fünfhundert Thaler bezahlen sollte, und nur dreyßig im Beutel hatte, so sagte er so:

»Fünf hundert von dreyßig kann ich »nicht;«

»Borg ich tausend:«

»Fünf hundert von tausend und drey»ßig, bleiben mir netto fünf hundert und »dreyßig.« —

Meine Leser sehen also, daß es mit diesem Geheimnisse gerade so geht, wie

mit allen andern: wenn man sie hört, so klingen sie so sonderbar, so paradox; und wenn man den Schlüssel dazu hat, so ist's etwas so triviales, so etwas leichtes, daß es ein Kind begreifen kann!

Das fünfte Kapitel.

Noch mehrere Paradoxen.

Ich könnte noch viel mehrere Eigenheiten meiner Landsleute anführen, wenn ich nicht befürchten müßte, mich gleich im Anfange meiner Geschichte um allen Kredit zu bringen, denn in der That, alles klingt so unwahrscheinlich, so widersprechend!

Wenn ich zum Beyspiel sagte, daß in meinem Vaterlande die ansehnlichsten Stellen durch Schürzenprotektionen vergeben wurden; daß der Rang meistens nach der Länge der Ohren berechnet wurde; daß die Weiber ihre Taillen und Gesichter von den Schneidern und Galanteriehändlern kauften, und daß so mancher Ehemann in den ersten vier

Wochen nach der Hochzeit dem Zahnkünstler und Friseur die schönen Perlenzähne und das kastanienbraune Haar baar bezahlen mußte, durch die seine theure Ehehälfte sein zärtliches Herz erobert hatte — ich sage, seine theure Ehehälfte, denn dadurch wurde sie offenbar noch theurer für ihn — und daß diese Weiber, trotz ihrer erkauften oder erborgten Taillen, und Haare, und Zähne, und Gesichter in alles Einfluß hatten; Stellen vergaben, und Pensionen ertheilten; wenn ich ihnen sage, daß in diesem Lande so manches freundliches: »herzlich »willkommen, mein liebster, theuerster »Herzensfreund!« mit einem stillen verbissnen: »Ich wollte daß Sie der T** »hohlte!« begleitet wurde; daß es in diesem Lande eine Menge frommer Chri-

sten gab, welche keine Kirche versäumten, über eingerissene Freygeisterey die bittersten Klagen führten und in der Zerknirschung ihres Herzens blutige Thränen darüber vergessen, daß die wahre Religion so zusehends ab- und die leidige Aufklärung eben so zusehends zunähme; und daß eben diese frommen Leute sich im geringsten kein Gewissen daraus machten, Wittwen und Wayfen zu drücken, unschuldige Mädchen um Ehre und Tugend, leichtgläubige Weiber um das Vertrauen ihrer Männer und um die Achtung der Welt, und ganze Familien um Ruhe, häuslichen Frieden und Wohlstand zu bringen; wenn ich ihnen sage, daß eben diese Leute, welche aus der Religion und Frömmigkeit eine Profession

feſſion machten, die verſchmitzteſten Wucherer, die abgefeimteſten Betrüger, die ärgſten Verläumder, kurz die gefährlichſten Menſchen von der Welt waren —

Nun ja doch! Ich will ja gern aufhören! Sagt ichs doch gleich vorher, daß ich Ihnen lauter Paradoxen auftiſchen würde!

Sie haben Recht, wenn Sie ſagen, es könne kein ſolches Land geben, wo dergleichen Dinge vorgehn: Aber wenn ich ſage, daß ich ein Romanſchriftſteller bin, und daß man mirs um deswillen verzeihen muß, wenn ich Lügen ſchreibe, ſo habe ich auch Recht: Und ich wills nur lieber aufrichtig geſtehn, denn heraus muß es doch, zumahl, da Sie es einmahl errathen haben: Alles das ſind abſcheuliche Lügen!

Aber lassen Sie Sich dadurch ja nicht abhalten weiter zu lesen! Ich will mir wenigstens in der Folge Mühe geben, wahrscheinlicher zu lügen.

Das ſechſte Kapitel.

Allerhand »Weil.«

Mein Vater war ein wohlhabender Mann; das heißt: Er beſaß ein Vermögen von viertzig tauſend Thalern, und lebte nach der Sitte ſeines Landes; das heißt: als ob er hundert tauſend hätte.

Er verliebte ſich in meine Mutter, weil — ſie eine Schönheit von Ruf war; er heurathete ſie, weil — es Mode war, eine ſchöne Frau zu haben; er hörte gleich in den erſten acht Tagen nach der Hochzeit auf in ſie verliebt zu ſeyn, weil — in ſeinem Vaterlande kein Mann von Ton in ſeine Frau verliebt ſeyn durfte; er zeugte mich mit ihr, weil — ich weiß ſelbſt nicht warum? Vermuthlich weil es in ſeinem Vaterlande Mode war Kinder

zu zeugen, denn ohne das hätte er weder vierzig tausend Thaler, noch eine schöne Frau haben können. —

Indessen muß ichs ihm zum Ruhme nachsagen, daß er mirs großmüthig verzieh, daß ich auf der Welt war, weil — die Leute sagten, ich sey ein sehr hübscher Knabe, und meinem Vater außerordentlich ähnlich.

Das siebente Kapitel.

Mein Vater stirbt.

Bis in mein zwölftes Jahr lebte ich wie ein kleiner großer Herr.

Um diese Zeit wandte sich das Blatt: Mein Vater starb!

Meine Mutter und ich — Doch nein: Ich nicht, denn ich war auf eine wirklich große Art erzogen; das heißt, ich wußte nicht was mir gut oder schädlich war — Meine Mutter also beklagte es aufrichtig, daß er gestorben war, und nachdem man seine Verlassenschaft untersucht hatte, fanden seine Gläubiger zureichenden Grund es eben so aufrichtig zu beklagen, daß er gelebt hatte.

Das achte Kapitel.

Äußerſt unwahrſcheinlich, vielleicht das unwahrſcheinlichſte im ganzen Buche.

Die Herren griffen unter dem Schutz der heiligen Juſtiz zu, und nahmen was ſie fanden.

Wenn ich ſage, unter dem Schutz der heiligen Juſtiz, ſo heißt das ſo viel, als, ſie nahmen, was ihnen die heilige Juſtiz übrig ließ: Denn unter die vielen äußerſt ſonderbaren Gebräuche in meinem Vaterlande gehört unter andern auch der, daß das Recht der heiligen Juſtiz, als der oberſten Schutzpatronin aller Rechte, prioritätiſch war. Dieſem ihrem Prioritätsrechte zufolge griff ſie immer zuerſt zu, ſo oft von einer Gütertheilung unter ihren Schutzverwand-

ten die Rede war: Und außerdem, daß sie sich immer das Beste aussuchte, waren auch nach der Versicherung glaubwürdiger Augenzeugen ihre Hände und Arme so außerordentlich lang, daß ein jeder den Kürzern zog, der das Unglück hatte mit ihr in Collision zu kommen.

»Mit der Gerechtigkeitspflege »in Collision zu kommen, das nennt der »Verfasser ein Unglück!«

Nun ja! sagt ichs Ihnen doch gleich, daß Sie auf unverschämte Lügen stoßen würden! Damit Sie also nicht Gefahr laufen, sich noch mehr zu ärgern, so rathe ich Ihnen, lieber das Buch wegzulegen.

Das neunte Kapitel.

Für diejenigen, welche das Buch doch nicht weggelegt haben.

Das war also bey meines Vaters Verlassenschaft auch der Fall.

Im Grunde kam meine Mutter besser weg als alle Übrigen, denn da sie meinem Vater etwas zugebracht hatte, so wurden ihr verschiedene Effekten von Werth zugesprochen, und mit diesen flüchteten wir uns in einen Winkel einer abgelegenen Vorstadt. Hier lebten wir von dem, was meine Mutter aus den Effekten löste, die sie von Zeit zu Zeit verkaufte.

Ich hatte das beste Leben von der Welt. Ich war meiner Mutter Augapfel. Sie darbte lieber selbst, ehe sie mir etwas abgehn ließ.

Sie hatte sich steif und fest vorgenommen nicht wieder zu heurathen. — Hätte sie doch Wort gehalten! — Aber

Voluntas mulierum est ambulatoria usque ad mortem,

zu Deutsch:

Es lang ein Weib noch athmen kann,
Bleibt sie ein stäter Wetterhahn,
Daß man auf sie nie zählen kann!

sagt ein alter Juteconsultus. —

Ich bitte meine schöne Leserinnen sammt und sonders dieser Impertinenz wegen um Verzeihung. Aber in der That, der Mann ist nicht werth, daß sie sich über ihn ärgern! Sie sehen's ja gleich an den elenden Versen, was es für ein alter Pedant ist.

Überdem sagt eine geheime Anekdote, daß er diese Verse in einem Anfalle von

übler Laune niederschrieb, die ihm seine Frau verursachte. Sie hatte schon ihr Testament gemacht, der Arzt hatte ihr das Leben abgesprochen, sie hatte die letzte Öhlung bekommen, die Trauerkleider lagen schon bereit, alles stand um ihr Bette her und wartete auf den Abdruck, und auf einmahl kam eine Crisis, die sie aus aller Gefahr brachte, so daß Testament, letzte Öhlung, Trauerkleider und alles umsonst war!

Welchen ehrlichen Mann soll denn so etwas nicht bitter und böse machen?

Das zehnte Kapitel.

Beyde haben so unrecht nicht.

Der Besitzer des Hauses, in welchem wir wohnten, war ein Wittwer, der noch ganz hübsch aussah; meine Mutter war eine Wittwe, welche noch ganz hübsch aussah, und das Sprichwort sagt: Gleich und gleich gesellt sich gern.

Er meinte, es würde gar nicht übel gethan seyn, wenn er sie zu seiner Frau machte. Vielleicht hatte er nicht Unrecht. —

Der Mann war reich.

Meine Mutter meinte also, es würde auch von ihr nicht übel gethan seyn, wenn sie seine Frau würde. Vielleicht hatte sie noch weniger Unrecht als er. —

Meine Mutter war arm.

Genug, sie mochten nun Recht oder Unrecht haben — denn wer will das bestimmen, sobald von einer Heurath die Rede ist? — Die Sache kam zur Richtigkeit.

Das eilfte Kapitel.

Es ſetzt Prügel.

Ich hatte leider nicht ſehr das Glück, nach meines Stiefvaters Geſchmack zu ſeyn! Vielleicht meinte er es aber auch gut mit mir.

Gleich in den erſten Tagen übernahm er meine Erziehung. Sein Grundſatz war: Die Buben müſſen mehr Prügel bekommen als zu eſſen, wenn etwas aus ihnen werden ſoll.

Wenn ſein Recept gut war, ſo muß ich ihm zum Ruhme nachſagen, daß er mit der Medicin nicht ſparſam war. Meinerſeits kann ich mich aber nicht rühmen, daß ſie ſonderlich bey mir anſchlug. Mein Geiſt gewann dabey nicht das mindeſte, und mein Körper wurde

bey der strengen Diät, die man mich halten ließ, schinteldürr.

Was wollte ich also machen? Hunger thut weh! Ich stahl wo ich etwas zu stehlen fand, und lebte in meiner Eltern Hause wie ein Raubvogel. Nicht selten wurde ich über meinen kleinen Räubereyen ertappt, und da setzte es denn gewaltige Schläge; aber was machte ich mir daraus? Ich mochte stehlen oder nicht stehlen, geprügelt wurde ich doch!

Der Mensch kann seinem Schicksale nicht entgehn, er mag thun was er will, sagen die Fatalisten, und mein Schicksal war damals der Stock oder die Faust meines Stiefvaters.

Das zwölfte Kapitel.

Ein Paliativ.

Der Himmel erbarmte sich endlich meiner Noth, und regierte meinen Stiefvater, daß er seine Tochter, welche, seit er Wittwer war, irgendwo in der Kost gewesen war, wieder nach Hause nahm.

Dieses Mädchen nahm mich sogleich in Affektion, erbarmte sich meines ausgehungerten Leichnams, und stickte mir zu wo sie nur wußte und konnte.

Ich, oder vielmehr mein Magen hatte von nun an ein wahres Paradies auf Erden, denn weder meine Backen noch mein Rücken wußten von paradiesischen Empfindungen, weil die Ohrfeigen und Prügel ununterbrochen in den gehörigen Portionen fortgingen.

Jetzt wurden sie mir aber nicht halb so sauer mehr zu ertragen, denn außerdem, daß mich mein Stiefvater schon zum halben Epiktet geprügelt hatte, läßt sichs auch bey einem vollen Magen viel stoischer seyn, als bey einem leeren.

Das dreyzehnte Kapitel.

Ein Paar Worte von meinen frühern Jahren.

Ich war in allem Verstande ein verzogenes Kind. Mein Vater hatte sich gar nicht, meine Mutter immer nur zur unrechten Zeit und am unrechten Orte um mich bekümmert.

Ich hatte mich mehrentheils unter den Dienstleuten herumgetrieben, und in einer solchen Schule erhält man eben keine gar zu vortheilhafte Bildung. Wenn sie bey Laune waren, so ließen sie mir alle erdenkliche Unarten zu, weil ich der junge Herr vom Hause war: wenn sie nicht bey Laune waren, so hielten sie mir nicht das geringste zu gute, und dann trieb ich den Unfug gemeiniglich tausendmahl toller, eben auch

weil ich der junge Herr vom Hause war, und weil es mich verdroß, daß sie sich unterstanden, mir etwas zu verbieten.

Konnten, oder wollten sie es nicht länger mit mir aushalten, so verklagten sie mich bey meiner Mutter, welche mich höchstens ein böses Kind hieß, und damit war der Handel aus. Hatte sie ja eine verdrüßliche Stunde, und fuhr mir etwa mit der Hand über die Wange — denn manchmal fiel ihr ein die strenge Mutter zu spielen — so kamen meine Ankläger schlecht weg, denn alsdann hatte ich immer gegen den einen oder den andern eine Denunciation in petto, wahr oder erdichtet, das galt mir gleich, denn lügen konnte ich wie gedruckt. Wollte ich mir nicht erst die Zeit nehmen eine

Fabel zu erſinnen, ſo ſtellte ich ſelbſt etwas an, wovon die Schuld natürlicherweiſe auf ſie fallen mußte. Ich erſah mir die Gelegenheit wo niemand auf mich Achtung gab, und zerbrach irgend ein Geſchirr von Werth, oder brennte ein Loch in ein Tiſchtuch, oder verſteckte einen ſilbernen Löffel, oder ſonſt etwas ähnliches, und auf dieſe Art zogen meine Ankläger immer den Kürzern. Sie merkten freylich, daß die Sache nicht allerdings richtig zuging; aber was half das? Beweiſen konnten ſie mir doch nichts, denn ſo ſehr ſie auch auf mich Achtung gaben, ſo konnten ſie mir doch nicht auf die Spur kommen, denn ich war ihnen viel zu fein, und waren ſie es auch, ſo hatte meine Mutter eine viel zu vortheilhafte Meinung von mir, ihnen zu glauben.

Die vernünftigſte Parthie alſo die ſie ergreifen konnten, war, mit mir ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehn, und dabey befanden ſich beyde Partheyen unendlich beſſer.

Auf dieſe Art wurde ich der muthwilligſte, ſchadenfroheſte, unverſchämteſte, und leichtſinnigſte Taugenichts von der Welt.

Das vierzehnte Kapitel.

Enthält so wenig etwas sonderbares als das vorige.

Henriette — so hieß meine Stiefschwester — hatte einen Liebeshandel mit einem jungen Manne, welcher sie heurathen wollte. Der Mensch war brav; es war in der Welt nichts gegen ihn einzuwenden: aber mein Stiefvater war ein außerordentlicher Liebhaber vom Gelde, als daß er sich hätte entschließen können, sich davon zu trennen: und vermöge des Testaments seiner ersten Frau hatte er von Henriettens Vermögen so lange den Nießbrauch, bis sie heurathete. Um deswillen that er alles mögliche, das zu verhindern. Er nahm Henrietten aus der Kost nach Hause, um sie unter seinen

Augen zu haben, und zu verhüten, daß sie nicht mit ihrem Liebhaber zusammen käme.

Wirklich war auch der Theil des Hauses, den wir bewohnten, von dem ganzen übrigen Gebäude so abgesondert und so gut verwahrt, daß alles unter Einem Schlüssel konnte gehalten werden, den mein Stiefvater immer bey sich trug, so daß kein Mensch bey uns aus- und eingehen konnte, ohne daß er darum wußte. Aber der alte Argus hatte gut wachsam seyn!

les verroux et les grilles
Ne font pas la vertu des femmes et des filles,

wie man bald sehen wird.

Das funfzehnte Kapitel.

Schließt sich mit einer Anmerkung zum vierten Gebote.

Wenn ein siebzehnjähriges feuriges Mädchen einen Liebhaber hat, mit welchem sie glücklich zu seyn hoft; wenn alles, so gar die gesunde Vernunft — welches doch in dergleichen Fällen nicht so gar üblich seyn soll — ihre Wahl billigte, und ihrem Glücke nichts anders im Wege steht, als der Geiz eines grißgramigen Vaters, so ist es ihr doch wahrhaftig nicht zu verargen, wenn sie auf Mittel und Wege denkt, diesem grißgramigen geizigen Vater einen Strich durch die Rechnung zu machen?

Sittenlehrer! gebährdet Euch wie Ihr wollt, wenn Ihr diese Stelle leset, ich

nehme mein Wort doch nicht zurück! »Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren u. ſ. w.« Alles ganz gut und ſchön! Nur habe ich dabey mit allem gebührenden Reſpekt für die heiligen zehn Gebote die kleine unbedeutende Anmerkung zu machen: daß ein Vater, welcher von ſeinem Kinde geehrt ſeyn will, ſich auch verehrungswürdig gegen daſſelbe betragen muß. Wenn er das nicht thut, ſo hat er auf die Verehrung und den Gehorſam ſeines Kindes nicht den geringſten Anſpruch.

Das sechzehnte Kapitel.

Ein Befehl der nicht befolgt wird.

Mein Stiefvater hatte Henrietten einmahl für alle befohlen, nicht mehr an ihren Liebhaber zu denken.

Ich glaube, es geht mit der Liebe wie mit Religionsmeynungen: In beyden läßt sich durch Edikte weder etwas erzwingen noch verbiethen. Und es steht noch dahin, ob in dergleichen Dingen despotisch zu Werke gehn, nicht Öhl ins Feuer gießen heißt?

Henriette nahm sich die Freyheit, diesen Befehl ihres Vaters *nicht* zu befolgen, oder vielmehr, sie *konnte* ihn nicht befolgen. Und welches Mädchen könnte das? Sie faßte im Gegentheil den Vorsatz, in Gedanken und Werken so oft als möglich dagegen zu sündigen.

Das siebzehnte Kapitel.

Ich fange an eine Rolle zu spielen.

Um die zweyte Hälfte ihres Vorsatzes ins Werk zu richten, brauchte sie einen Gehülfen. Sie mochte bemerkt haben, daß ich gar keine üblen Anlagen zu allerhand Schelmereyen hatte, und wählte also mich zu ihrem Merkur. Das war die Ursache, warum sie mich durch so mancherley kleine Geschenke und Gunstbezeugungen auf ihre Seite zu bringen suchte.

Als sie mir die Absichten, die sie auf mich hatte, eröffnete, zog sie zu gleicher Zeit ein Stück gebratenen Haasen hervor, den sie für mich aus der Speisekammer wegstipizt hatte. Gebratener Haase war meine schwache Seite, und ich nahm

mir vor mich in meinem neuen Posten so zu benehmen, daß Henriette die Wahl ihres Vertrauten nicht bereuen dürfte.

Die Rede war von einem Billet, das ich bestellen sollte. Ich ließ mir beschreiben wie, und wohin? fand die Sache kinderleicht, wie sie im Grunde auch war, steckte das Billet in die Tasche, verschlang meinen Hasen begierig, und machte mich auf den Weg.

Das achtzehnte Kapitel.

Erwischt!

Gerade als ich zur Hausthür hinausschlüpfen wollte, hörte ich die mir so angenehme Stimme meines Stiefvaters hinter mir erschallen:

»Fritz! Wo willst du hin?«

Erwischt war ich nun einmahl, dagegen war keine Rettung. So bedenklich meine Lage aber auch war, hatte ich doch so viele Gegenwart des Geistes, das Corpus delicti, ich meine das Billet, zu salviren. Zum Glück war das Futter in meinem Hute etwas aufgetrennt: Ich praktizirte es in der möglichsten Geschwindigkeit in die aufgetrennte Nath.

Just hatte ich es hineingeschoben, als mich mein Stiefvater bey den Haaren

faßte, auf eine ziemlich unſanfte Art her-
umdrehte, und unter Begleitung einiger
Fauſtſchläge und Ohrfeigen — denn dar-
in hatte er eine ungemeine Fertigkeit —
ſeine vorige Frage wiederholte.

»Ich ſoll für Mama zum Schuſter
»gehn,« antwortete ich ganz dreiſt, denn
mit einer Lüge war ich gleich fertig.

»Wir wollen gleich hören ob das
»wahr iſt?« ſagte er, und zog mich zum
Zimmer hinein.

Das neunzehnte Kapitel.

Inquiſition.

"Soll der Bube zum Schuſter gehn, »mein Kind?« fragte er meine Mutter beym Eintritte.

Meine Mutter, welche von nichts wußte, beantwortete dieſe Frage mit einem ganz unbefangenen: »Warum denn?«

»Aha, Herr Patron!« ſagte mein Stiefvater, »hab' ich Ihn erwiſcht? Aber »das Bothenlohn will ich Ihm wenig»ſtens nicht ſchuldig bleiben!«

Bey dieſen Worten griff er nach einem Haſelſtock, welcher zu dergleichen Expeditionen immer bereit lag, und gerbte mir den Rücken gar nicht übel durch.

Als ich die erſte Portion Schläge bekommen hatte, machte er eine kleine Pauſe.

»Was gab dir Henriette draußen für
»ein Papier?« fragte er dann wieder.

»Ein Papier? Ich weiß von keinem
»Papier!«

Hier erfolgte die zweyte Portion. Während dieser ſchleuderte ich meinen Hut von mir, als ob er mir in der Angſt entfallen wäre, denn ich vermuthete nicht ohne Grund, daß eine Viſitation erfolgen würde.

Das zwanzigste Kapitel.

Die Visitation.

Richtig errathen! Mein Stiefvater fing an mich sehr aufmerksam zu durchsuchen. Henriette war bey dieser Expedition gegenwärtig. Man denke ob sie Angst ausstand? Alle Taschen wurden umgekehrt, alle Näthe sorgfältig untersucht, und es war kein Papier zu finden.

»Bestie! Gieb das Papier heraus!« schrie er wüthend.

»Ich habe keins!« war die Antwort.

»Du hast's! Du hast's!«

»Nun, so müßten Sie es ja bey mir »finden?«

Er bedachte sich eine Weile.

Ich drehte mich ganz nonchalant um, als ob nichts vorgefallen wär, und that,

als wollte ich zur Thür hinaus. Jedoch war ich pfiffig genug, nicht nach meinem Hute zu greifen, damit er nicht Unrath merken sollte.

»Nein, nein!« schrie mein Stiefvater. »So haben wir nicht gewettet! Her»unter mit den Kleidern!«

Jezt ging die Visitation von neuem an. Ich mußte mich in seiner Gegenwart hinter dem Bettschirm mutternakkend ausziehn, alle meine Kleider auf einen Haufen zusammenlegen, und so wie das geschehn war, trug er die ganze Garderobe hin zum Fenster, und durchsuchte alles Stück für Stück. Nachdem er alles aufs genaueste besehn, befühlt und ausgeschüttelt hatte, warf er mir meine Kleider mit einem: »Mit dem »Buben spielt der Teufel!« wieder zu.

Ich zog mich über Hals über Kopf an.

»Jetzt bekenne wo du hin wollteſt?« fing er wieder an.

Ich hielt für's beſte auf meiner Rede zu bleiben, und verſicherte nochmals, ich hätte zum Schuſter gehn wollen.

Er griff wieder nach dem Stock —

»Haben Sie mir's nicht geſtern Abend »befohlen, Mama?« fragte ich, indem ich mich zu meiner Mutter wandte.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Meine Mutter hilft mir heraus.

Das weibliche Geschlecht hat einen Esprit de Corps, wenn es darauf ankömmt dem Willen eines Mannes zuwider zu handeln, und ihn vereiteln zu helfen, über den nichts geht. Dem zufolge war meine Mutter mit Henrietten vollkommen einverstanden. Ich will dadurch nicht sagen, daß sie im eigentlichsten Verstande Henriettens Vertraute war, denn in diesem Falle hätte sie um das Billet und meine Ambassade etwas wissen müssen, sondern nur, daß sie ihre Liebe billigte, und gegen den Vater ihre Parthie nahm, obwohl das nur hinter der Gardine geschah, so, daß Henriette selbst nichts davon wußte.

So wie also meine Mutter etwas

von einem Papiere hörte, das mir Henriette sollte gegeben haben, so schoß ihr sogleich das Blatt was das ohngefähr für ein Papier seyn könnte. Sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie nicht gleich anfänglich meine Lüge wegen des Schusters unterstützt hatte. Sie wartete ängstlich auf eine Gelegenheit, ihr geliebtes Söhnchen den fernern Prügeln ihres Eheherrn zu entreißen, nur mußte sie freylich erst den Ausgang der Inquisition abwarten. Diese war nun glücklich vorüber, ohne daß das Papier quästionis war gefunden worden. Sie faßte also schnell den Sinn meiner Frage:

»Ach ja!« sagte sie, »jetzt besinne ich »mich! Ja, mein Kind, Fritz hat Recht! »Ich sagte ihm gestern Abend, er möchte »heute gelegentlich hin zum Schuster gehn, »und ihn an meine neuen Schuhe erinnern.«

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Mein Stiefvater weiß nicht woran er ist.

Jetzt war mein Stiefvater totaliter geschlagen, ohnerachtet er noch eigentlich nicht recht dahinter kommen konnte, wie es eigentlich zuging, denn so viel ist sicher, daß er mich und Henrietten von weitem belauscht, und es mit eignen Augen gesehn hatte, daß sie mir ein Billet zusteckte.

»Diesmahl mags so hingehn,« sagte er mit einem bedeutenden Gesichte zu mir, »aber wo ich dich auf dem fahlen Pferde »ertappe, so sorge nicht für die Prügel! »Jetzt marsch, Bursche! Geh mir aus »den Augen! Lauf zu dem verdammten »Schuster, weil's die Mutter so haben »will!«

Wer war froher als ich! Ich ließ mir das nicht zweymahl sagen, nahm geschwind meinen Hut und sprang zur Thür hinaus.

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Etwas über Narrheit und Klugheit.

Es wurde mir nicht schwer meinen Mann ausfindig zu machen, denn Henriette hatte mir eine äußerst genaue und ausführliche Adresse gegeben.

So wie ich ihm nur den Nahmen der Person nannte, von der ich kam, gerieth er in eine solche Extase, daß ich in allem Ernste glaubte, er habe einen Anfall vom hitzigen Fieber. Ich betrachtete ihn voller Verwunderung, zog mein Kreditiv hervor, von welchem ich eben nicht sagen kann, daß seine Außenseite durch den Ort, an welchem es war versteckt gewesen, sonderlich gewonnen hätte, und nun wurde es noch toller! Ohnerachtet der Pommade die daran klebte — und

seit meines Stiefvaters Regierung war meine Toilette so schlecht bestellt, daß ich oft genöthigt war, mir in Ermanglung der Pommade die Haare mit einem gestohlnen Stückchen Unschlittkerze zu schmieren — trotz allen Ingredienzien also, womit das Billet ausgeziert war, küßte er es tausend und tausend mahl.

Das war nun ein ganz neues Schauspiel für mich! Ich fand seinen Gusto so bizarre, daß ich schon in ganzem Ernste anfing ihn für toll zu halten. Glücklicherweise rettete er aber die Ehre seines Verstandes noch zu rechter Zeit bey mir durch einen halben Gulden, den er mir in die Hand steckte. Um diesen Preis konnte ich es ja wohl für sehr natürlich halten, daß auch ein gescheuter Mann ein schmutziges Billet küßte? Freylich

kam mir's immer noch ein wenig — wie soll ich sagen? — ein wenig närrisch vor. Aber wenn er's nun nicht dafür hielt?

Überdem braucht man ja nicht gerade nicht gescheut zu seyn, um ein Narr zu seyn, so wie im Gegentheil auch der albernste Dummkopf dann und wann etwas kluges thut oder sagt. Es giebt sogar Leute, welche behaupten wollen, es gehöre Verstand zur Narrheit:

Chacun peut être fou n'a pas assés d'esprit —

— — — — — —

De gens d'esprit souvent la folie est le lot.

Et parfois la sagesse est la vertu d'un sot. *)

---

*) J. J. Rousseau le Capricieux Act. I. Sc. 2.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Ich stärke mich in meinem Glauben.

Er brach das Billet endlich auf und las es. — Da wurde es noch viel ärger!

Was er dabey für Gesichter machte! Bald hob er die Augen gen Himmel, blieb einige Augenblicke über im stummen Entzücken, las dann wieder eine Zeile und fing an dem Schicksale und allen geizigen Vätern des Universums zu fluchen, las wieder und küßte die Zeile die er gelesen hatte, stampfte bey der folgenden mit dem Fuße, lachte bey der dritten, klatschte bey der vierten in die Hände, schrie bey der fünften: »Ver»dammter Geizhals! das soll dir nicht »gelingen!« und so dauerte es bis zu Ende des Billets fort.

Ich zog einmahl über das andere den halben Gulden heraus, und beſah ihn, um mich in meinem Glauben an ſeinen Verſtand zu ſtärken, denn ich geſtehe aufrichtig, daß mich ſein Benehmen darin ein wenig wanken machte.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Mein Glaube wird befestigt.

Ordentlich, als ahndete er etwas von dem was in mir vorging, kam er mir in meinem Glauben zu Hülfe. So wie er ausgelesen hatte, holte er aus einem Schranke eine große Schüssel mit Torte, und allerley Zuckerwerk, und eine zweyte mit Obst, stellte beyde vor mich hin, und bat mich zuzulangen.

Jetzt war mein Glaube an seinen Verstand auf einmahl befestigt. Ich hätte mich dafür todprügeln lassen, daß er der gescheuteste Mensch von der Welt wäre!

Er fragte mich, ob ich mich wohl so lange gedulden könnte, bis er einige Zeilen geantwortet hätte? —

Das war nun freylich eine ziemlich verfängliche Frage für mich! — Ich maß den Vorrath, den er vor mich hingest llt hatte, mit den Augen, kalkulirte in der Geschwindigkeit, wie viele Prügel er wohl werth seyn könne, fand daß mein Magen gegen meinen Rücken auch auf den ärgsten Fall immer noch gewinnen müßte, weil ihm das Zuckerwerk seltener wäre, als meinem Rücken die Prügel, und antwortete mit einem Scharrfuße: »O, ja!«

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Mein Ehrgeiz ist beleidigt.

Er setzte sich nieder um zu schreiben, und ich, um zu essen.

Ich kann mit Wahrheit sagen, daß wir es uns beyde recht sehr sauer werden ließen! Von seiner Seite schien es wenigstens so, denn er stieß fast bey jedem Worte, das er niederschrieb, einen tiefen Seufzer aus; was mich betrift, weiß ich es gewiß: denn so sehr auch das Zuckerwerk, die Torte und das Obst meinen Appetit reizten, so voll war mein Magen von dem Frühstücke, das mir Henriette gegeben hatte.

Ich stemmte mich so gut ich konnte, aber außer drey bis vier Stücken Torte, einem oder anderthalb Dutzend Stückchen

von dem Zuckerwerke, und etwa einem halben Dutzend ziemlich großer Äpfel konnte ich keinen Bissen weiter hinunterbringen. Blut hätte ich weinen mögen! Ich hatte sonst so vortreffliches Genie zum Essen, und gerade jetzt, da ich so schöne Gelegenheit dazu hatte, konnte ich es nicht zeigen! Mein Ehrgeiz war ordentlich beleidigt!

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Ich spuragire.

Ich saß da und überlegte, ob ich wohl etwas von dem, was ich so unverantwortlich übrig lassen mußte, in meine Taschen prakticiren könne, ohne daß es bemerkt würde? Eigentlich wäre das nicht einmahl ein Diebstahl gewesen, denn es war mir ja bestimmt! Dem ohnerachtet schämte ich mich.

Ich war eben im Begriffe meine Schaam zu überwinden, und in der Stille einzupacken was ich fortbringen konnte, als Henriettens Liebhaber mit seinem ziemlich langen Briefe fertig geworden war und aufstand.

»Was ist denn das?« fragte er, indem er mir den Brief gab, »Sie haben »ja fast gar nichts gegessen?«

Ich

Ich machte einen sehr bescheidnen Scharrfuß, und versicherte ihn, ich könne nicht mehr essen.

»Ey was?« schrie er, »Eingesteckt! »zur Vesper schmeckt es auch!«

Ich war höflich genug, seinen Befehl zu befolgen, und fing an einzustecken. Er half mir und pfropfte mir beyde Taschen voll, und bepackt wie ein Lastthier machte ich mich, mit meiner Ambassade äußerst zufrieden, auf den Weg nach Hause.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Aber wie die Fourage durchbringen?

Da ich auf meinem Rückmarsche durch Feindes Land mußte, so brauchte ich die Präkaution, gerade wieder auf dieselbe Art zu verstecken, wie das vorige versteckt gewesen war. Mein Hut hätte sich's wohl in seiner Jugend nicht träumen lassen, daß er noch in seinen alten Tagen als Brieftasche würde dienen müssen. »Wir wissen wohl was wir sind,« konnte er mit Ophelien sagen, »aber wir »wissen nicht, was wir werden können!«

Aber, wie meine Fourage durchbringen? Meine Taschen waren gar zu sichtbar angeschwollen, als daß sie den Luchsaugen meines Stiefvaters entgehn konnten. Da war Lachen zu verbeißen!

Anſeſſen konnte ich meinen Vorrath nicht, das war unmöglich. Ihn wegwerfen, oder an den erſten beſten Straßenbuben, der mir etwa ausſtieß, verſchenken? — Ey gehorſamer Diener! Da hätte ich mit meinem Magen in einigen Stunden ſchöne Händel bekommen können! —

Auf einmahl fiel mir ein excellenter Gedanke ein, den ich auch mit dem beſten Erfolge von der Welt ins Werk richtete.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Eine Kriegslist.

So wie ich mich unserm Hause näherte, sah ich meinen Stiefvater unter der Thür stehen, und auf mich warten. Er drohte mir schon von weitem, ich ging aber ganz dreust auf ihn zu:

„Wo bleibst du so lange, Kujon?“ schrie er mir entgegen.

Ich machte eine wichtige und geheimnißvolle Miene.

„Lieber Papa,“ sagte ich halbleise, „ich habe Ihnen etwas heimliches zu sa„gen!“

„Du, mir? Und was wär denn das?“

„Seyn Sie nur so gütig, und gehn „Sie mit mir ins hintere Zimmer.“

Er sah mich mit einer zweifelhaften

Miene an, als wollte er sagen: »Bur»sche, soll ich dir trauen, oder nicht?«

»Nun so komm!« sagte er, nachdem er sich eine Weile bedacht hatte, und ich folgte ihm.

Ich habe vergessen zu sagen, daß ich die Vorsicht gebraucht hatte, meinen halben Gulden, der mir sonst leicht hätte kontraband gemacht werden können, in den größten von meinen Äpfeln hineinzustecken, und daß ich diesen Apfel in der Hand trug.

So wie wir im Zimmer waren, fing ich an mein ganzes Magazin vor seinen Augen auszupacken, ohne ein Wort zu sprechen.

Er sah mir stillschweigend zu, jedoch mit sichtbarer Verwunderung.

»Von wem glauben Sie wohl, daß

»ich das alles bekommen habe, Papa?« fragte ich, als ich fertig war.

»Das wollte ich eben dich fragen,« antwortete er ganz trocken.

»Von Henriettens Liebhaber.«

»Aus meinen Augen mit dem Zeug!« fuhr er wüthend. »Doch nein,« fuhr er fort, als ich Anstalt machte wieder einzupacken, »erst sage mir, wie gab er »dir's, und warum gab er dir's?«

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Eine Fuchsfalle.

"Je nun, sehen Sie, Papa, als ich vom »Schuster herauskam, begegnete er mir, »redete mich sehr freundlich an, und sag»te, ich sey ein hübscher kluger Knabe, »und ich sollte auf einen Augenblick auf »sein Zimmer kommen. Ich antwortete, »das ginge nicht an, ich dürfte nicht lan»ge ausbleiben, Sie würden auf mich »schmählen, aber er meinte, ich sollte im»mer mitkommen, ich brauchte mich ja »nicht lange aufzuhalten. Kurz, ich ging »mit ihm. Er setzte mir zwey große »Schüsseln mit Obst und Zuckerwerk vor, »sagte, ich sollte essen — —«

»Und da ließest du Vielfraß dich ver»muthlich nicht faul finden?« fiel er mir

ins Wort, indem er eine Zuckerbrätzel von meinem Vorrathe nahm und sie in den Mund steckte.

»Nun freylich as ich! Was sollte ich »denn anders thun! Und was ich nicht »essen könnte, meinte er, sollte ich ein»stecken — «

»Auch noch einstecken! Du bist ein »höflicher Gast, das muß man sagen!« und dabey steckte er zwey meiner schön»sten Birnen in seine Schlafrocktasche — »Nun? und weiter?«

»Dann brachte er das Gespräch auf »Henrietten — «

»Auf Henrietten?«

»sagte, das arme Mädchen sey recht »sehr zu bedauern, daß sie einen so nie»derträchtigen Geizhals, einen so dum»men Esel zum Vater hätte — «

»Bube, ich drehe dir den Hals um!«

»Was kann ich denn dafür, lieber »Papa? Ich erzähle Ihnen ja nur, was »er gesagt hat!«

»Der Lumpenhund! — Nur weiter!«

»Und fragte mich, ob ich wohl ein »Billetchen an sie bestellen wollte?

Das dreyßigste Kapitel.

Ob er' eingehn wird?

"Ein Billet an Henrietten?" fragte er hastig.

»Ja, an Henrietten!«

»Und wo ist das Billet?«

»Ich habe keins! Er fragte ja nur, »ob ich eines bestellen wollte?«

»Dummkopf! hättest du dir's doch ge»ben lassen!«

»Ey, ja doch! Wußt' ich denn, ob »Ihnen das recht seyn würde? Da ich »vorhin um eines bloßen Verdachts wil»len so viele Schläge bekommen habe, »was hätte ich erst fürchten müssen —«

»Pah! An dir ist kein Schlag ver»lohren, außer, der daneben fällt!«

»Wissen Sie was, Papa? — —«

Bey dieser und der vorigen Rede biß ich von Zeit zu Zeit ein Stückchen von dem Apfel ab, in welchem mein halber Gulden stack, versteht sich aber mit äußerster Behutsamkeit, damit mein Schatz nicht etwa zum Vorschein käme —

»Wissen Sie was, Papa? Ganz abgeschlagen habe ich's ihm nicht: ich habe »ihm nur gesagt, für heute ging's nicht, »weil Sie mich attrapiren könnten, aber »morgen würden Sie vielleicht nicht zu »Hause seyn, und da wollte ich kommen »und das Billet abholen. — Ich nahm »mir vor, die Sache erst mit Ihnen zu »überlegen. Wenn Sie wollen, Papa, »so kann ich ja morgen wieder hingehn. »Giebt er mir ein Billet an Henrietten, »so bringe ich's Ihnen, ehe ich's ihr gebe, »und wenn mir Henriette eine Antwort

»giebt, so zeige ich Ihnen die auch, und »auf diese Art können Sie hinter alle »Geheimnisse der beyden Leutchen kom»men.«

Das ein und dreyßigste Kapitel.

Er geht ein!

Mein Stiefvater sah mich eine Weile mit einem äußerst bedenklichen Gesichte an.

»Bursche!« sagte er dann, »aus dir »kann noch einmahl in der Welt etwas »großes werden, denn du bist schon jetzt »ein großer Spitzbube! — Sage mir »ernstlich, steckt dahinter nicht etwa eine »Ehehalteren?«

Ich stunte ihn mit großen weit aufgesperrten Kalbsaugen an, als ob ich das nicht verstünde, was er sagte.

»Komm her,« fuhr er fort, »einer Vi»sitation mußt du dich vorher unterwer»fen, ehe wir mit einander paktiren, denn »noch traue ich dir nicht recht.«

»Recht gern, lieber Papa!« sagte ich.

und ſtellte mich ganz unbefangen vor ihn hin, indem ich immerfort an meinem Apfel nagte.

»Daß du freſſen müßteſt!« ſchrie er, und ich legte, als ein gehorſames Kind, den Apfel auf den Tiſch.

Jetzt fing er an mich von oben bis unten auf's ſorgfältigſte zu unterſuchen und zu befühlen: Aber nirgends war etwas verdächtiges zu finden!

»Weißt du was?« ſagte er nach geendigter Viſitation, »ich will's mit dir »verſuchen. Für jedes Billet das du mir »bringſt, es ſey von Henrietten oder von »ihrem Liebhaber, bekömmſt du einen »Dreyer von mir. Das wird die Woche hindurch ein ganz hübſches Sümmchen »ausmachen, denn die verliebten Narren »ſchreiben gern viel. Morgen ſoll deine

»Expedition angehn. Benimm dich klug »dabey, und vor allen Dingen sey ehr»lich! — Du kennst mich! — Jetzt komm »zu Tische!«

Das zwey und dreyßigste Kapitel.

Henriettens Geduld ist auf der Folter.

Ich salvirte vorher, gewisser erheblichen Ursachen wegen, jedoch unter den Augen meines Stiefvaters, welcher mir die Erlaubniß dazu gab, meine Eßmaterialien, die ich alle in meinen Hut warf, den angebissenen Apfel nicht zu vergessen, denn der war nächst dem Billet eine Hauptsache. Ich trug alles in meine Zelle, und erschien bey Tische mit einem so gleichgültigen Gesichte, als ob in der Welt nichts vorgefallen wäre.

Niemand war dabey in größerer Verlegenheit als die arme Henriette, und ich war boshaft genug, mich auch durch keinen einzigen Wink oder beruhigenden Seitenblick nur das geringste vom Ausgange

gange meiner Expedition merken zu laſſen. Hatte ich ihrentwegen ſo viele Prügel leiden müſſen, ſo konnte ſie ſich's immer auch gefallen laſſen, noch eine Weile auf der Folter der Ungeduld und Ungewißheit zu bleiben. Außerdem mußte ich meines Stiefvaters wegen auf meiner Huth ſeyn, denn ich merkte wohl, daß der kein Auge von mir verwandte, und jede meiner Bewegungen beobachtete.

Man konnte es Henrietten, welche den ganzen Tiſch über wie auf Kohlen geſeſſen hatte, ordentlich anſehn, wie froh ſie war, als unſre Mahlzeit ein Ende erreichte.

Mein Stiefvater ſchenkte ſich das letzte Glas Wein ein, und machte ſich zu ſeinem Mittagsſchläfchen bereit, und Henriette begab ſich, ihrer Gewohnheit

nach, auf ihr Zimmer, und warf mir unter der Thür einen verstohlnen Blick zu, als wollte sie sagen: »Komm bald nach, »Fritz!«

Wer sich aber wohl hüthete bald nachzukommen, das war Fritz! Ich traute dem Landfrieden noch nicht. Ich nahm meine Schulbücher, und machte mein Exercitium, das mir mein Informator für den folgenden Tag aufgegeben hatte.

Das drey und dreyßigste Kapitel.

Ich pflegte mich sonst bey dergleichen Arbeiten eben nicht lange aufzuhalten, denn Gelehrsamkeit war gerade nicht die Palme, nach der ich rang. Diesesmahl aber hielt ich mich doch so lange dabey auf, bis ich merkte, daß mein Stiefvater fest eingeschlafen war: dann eilte ich zu Henrietten, und erstattete ihr von allem, was vorgefallen war, den genauesten Bericht.

Man muß lieben, oder irgend einmahl geliebt haben, um sich einen Begriff zu machen, wie sie sich freute, daß alles so gut von Statten gegangen war, und wie mich das gute Kind wegen der Schläge, die ich um ihrentwillen bekom-

men hatte, so von ganzem Herzen bedauerte!

»Das schad't nichts!« sagte ich ganz naiv. »Mein Stiefvater sagte, an mir »geht kein Schlag verlohren, außer der »darleben fällt.«

»Wenn das ist,« versetzte sie lächelnd, »so geht gewiß kein einziger verlohren; »denn mein Vater zahlt dir sie sehr vor»sichtig zu, du armer Teufel! Und noch »dazu so unverdienterweise!«

»So werde ich sie schon ein andres»mahl verdienen!« sagte ich, »dafür las»sen Sie nur mich sorgen!«

Ich weiß nicht, war es dieses Bonmot, oder waren es die Schläge, die ich bekommen hatte, kurz eins von beyden trug mir ein Viergroschenstück von Henrietten ein, welches ich sorgfältig unter das Stroh in meinem Bette versteckte.

Das vier und dreyßigste Kapitel.

Die Verliebten und die Hühner haben das mit einander gemein, daß sie sehr früh munter sind.

Henriette spükte schon am andern Morgen um vier Uhr an meiner Thür herum, und steckte mir eine lange lange Epistel an ihren Liebhaber zu, an welcher sie, glaube ich, die ganze Nacht geschrieben hatte. Sie war so groß und so korpulent, daß ich sie beynahe nicht in meine Brieftasche gebracht hätte. Indessen gings mit Hülfe einiger Brüche „ und Falten doch so übel und böse.

Im Grunde that ich dieser Epistel doch wohl durch die Brüche und Falten, die ich hinein machte, keinen großen Scha-

den, denn der Inhalt blieb doch unverſehrt; in dieſen konnte ich keinen Bruch machen, wenn es Henriette nicht etwa in der Folge that; und was die Fälten betrift — muß ſich doch mancher Liebhaber wohl die Falten gefallen laſſen, die er einige Wochen, vielleicht wohl einige Tage nach der Hochzeit an ſeiner Geliebten entdeckt, die ſie ihm geſchickt genug bis dahin zu verdecken wußte. — Und glücklich genug, wenn er ſie nur auf ihrem Geſichte, wenn er ſie nicht etwa auch in ihrem Herzen entdeckt! — Alſo konnte er ſich doch wohl die Falten in dem Briefe ſeiner Geliebten gefallen laſſen?

Das fünf und dreyßigste Kapitel.

Meine zweyte Ambassade.

Nach zehn Uhr als meine Schulstunden vorbey waren, gab mir mein Stiefvater einen Auftrag an seinen Uhrmacher, und dabey einen Wink, als wollte er sagen: »Mach deine Sachen gescheut!«

Ich ließ mir das nicht zweymahl sagen. Ich flog zu Henriettens Liebhaber, welcher mich mit äußerster Sehnsucht erwartete, und wie den Tag vorher bewirthete: nur mit dem Unterschiede, daß er mich für meine sinnreiche Erfindung, statt eines halben, mit einem ganzen Gulden beschenkte. Hatte er gestern durch den halben Gulden schon die Ehre seines Verstandes bey mir gerettet, so hielt ich ihn heute für den ganzen gar für einen Leibniz!

Das darf man mir ganz und gar nicht verdenken: denn da ſich in unſerm aufgeklärten Zeitalter ſo mancher Mann von ziemlich zweydeutigem Ruſe für Geld zum edlen Manne kann machen laſſen, ſo konnte ich ja wohl Henriettens Liebhaber für ſeinen Gulden für ſehr geſcheut halten. Freylich koſtet jenes mehrere hundert Gulden, und dieſes koſtete nur einen; aber ich richtete mich darin nach der einmahl eingeführten Taxe: Verſtand iſt ja ohnehin eine Waare, die heut zu Tage oft umſonſt zu theuer iſt.

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Die beyden Billets.

Ich kam richtig mit zwey Billets zurück; das eine im Hute, zu welchem ich der nöthigen Präkaution wegen den Gulden gesteckt hatte, das andre in der Tasche.

Mein Stifvater erwartete mich. Ich gab ihm das eine Billet, welches nur geknüpft und nicht gesiegelt war. Er las es.

»Nun wahrhaftig,« sagte er, »das »ist keinen Dreyer werth!«

Ich muß aufrichtig sagen, daß ich seine Taxe sehr billig fand. Ich hätte das nicht dafür bezahlt!

Ich hatte mir die Freyheit genommen, es unterwegs zu lesen. Es enthielt nichts als Versicherungen ewiger Liebe und ewiger Treue. Diese mögen nun

wohl für orthodoxe Verliebte, welche noch an dergleichen Ewigkeiten glauben, vielleicht sehr interessante Dinge, vielleicht gar Glaubensartikel seyn: für einen solchen Materialisten aber wie ich damals war — denn Essen, Trinken, Schlaf und Geld waren das höchste Gut das ich kannte, und mein Stiefvater hing ein wenig stark nach meiner Seite — waren dergleichen Dinge keinen blutigen Heller-werth.

Das sieben und dreyßigste Kapitel.

Ich bekomme den Dreyer doch!

Ich konnte es ihm also nicht verdenken, daß es ihm sauer wurde, mir sein Versprechen zu halten. In der That drehte er den Dreyer einigemahl in der Hand herum, ehe er mir ihn gab. Indessen, wenn auch gerade das erste Billet das Geld nicht werth war, das er dafür bezahlen mußte, war es denn deswegen die Folge, daß die nachfolgenden eben so unbedeutend seyn müßten? Vermuthlich war es diese Betrachtung, die ihn veranlaßte, sich zu entschließen, sich großmüthigerweise von dem geliebten Dreyer zu trennen, auf den ich gewissermaßen schon Verzicht gethan hatte. Und einem Menschen von meinen damaligen Umständen,

der einen und einen halben Gulden und ein Viergroschenstück im Vermögen hatte, kam dieser Verzicht eben nicht außerordentlich sauer an. Indessen war der Dreyer doch auch mitzunehmen, und ich küßte ihm noch die Hand dafür, denn ich war fein genug zu wissen, daß es nicht gut ist, wenn man sich gegen gewisse Leute merken läßt, daß man reich ist.

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Mein Stiefvater insinuirt sich aufs neue bey mir.

Ich wollte fort, aber mein Stiefvater war der Mann nicht, der seine Leute so wohlfeil durchließ!

»Hat dir der Narr wieder Näschereyen »mitgegeben?« fragte er.

»Ja,« antwortete ich.

Er inventirte meine Taschen, nahm jedes Stück von meinem Zuckerwerke in genauen Augenschein, suchte sich, mit einem:

»Damit ich doch etwas für meinen »Dreyer habe!«

vier der besten aus, und entließ mich in allerhöchsten Gnaden.

Hätte ich auch wirklich den albernen

Einfall haben können, auf seine Seite zu treten, so wäre das wirklich nicht die schicklichste Methode gewesen, mich in diesem Einfalle zu bestärken. Von diesem Augenblicke an gelobte ich unserm beyden Verliebten ewige Treue, und meinem filzigen Stiefvater ewige Fehde. Verdenken wird mir das wohl niemand.

Das neun und dreyßigste Kapitel.

Wenn man es noch so gut hat, will man es doch noch besser haben.

Daß sich Henriette und ihr Liebhaber bey meiner Erfindung sehr wohl befanden, brauche ich wohl nicht erst zu sagen: Ich befand mich nicht minder wohl dabey, denn es setzte manchen ganzen und halben Gulden für mich ab, und dieses Kommerz ging zwey Monathe ununterbrochen fort. Mein Stiefvater — je nun, der befand sich auch nicht übel dabey, denn er war ein großer Liebhaber von Süßigkeiten, und außer denen, die er in den Billeten fand, nahm er immer aus meinen Taschen für seine Dreyer ein Dessert, das einige Groschen werth war, denn er suchte sich immer die besten

Stücke heraus — versteht sich, von dem was ich ihm übrig ließ.

Wenn man es noch so gut hat, will man es doch noch besser haben!

So gings auch unsern Verliebten. Sie fingen an sich weniger wohl bey ihrem Briefwechsel zu befinden. Sie meinten, einander tagtäglich schreiben zu können, das sey ganz gut, aber einander tagtäglich sehen und sprechen zu können, das sey doch noch besser.

Sie theilten mir diese ihre Meinung mit; vernünftigerweise konnte ich dagegen nichts haben, als die unterthänige Einwendung: Wie das wohl anzustellen sey?

Aber das wollten die wunderlichen Leute gerade von mir wissen!

Das vierzigſte Kapitel.

Eine ſchwere Aufgabe!

Das war ſie auch in der That!

Am Tage konnte keine Katze in unſer Haus, ohne daß ſie mein Stiefvater bemerkt hätte, und ſo wie es dunkel wurde, verſchloß er die Hausthür ſelbſt, und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche ſeines Schlafrocks; wenn jemand klingelte oder klopfte — ein äußerſt ſeltner Fall, weil faſt das ganze Jahr über keine fremde Seele zu uns kam — aber wenn das ja einmahl geſchah, ſo ging mein Stiefvater ſelbſt hinaus und ſchloß eigenhändig auf und zu, weil er durchaus niemanden den Schlüſſel anvertraute.

Einzuſteigen war nirgends, denn alle Fenſter waren mit ſtarken eiſernen Gittern verſehn.

Die Hauptsache war also, den verwünschten Schlüssel habhaft zu werden, ihn in Wachs abzudrucken, und dann einen darnach machen zu lassen. —

Das Wachs war immer in Bereitschaft, aber wie den Schlüssel bekommen? Ich stellte verschiedene Versuche an, aber alle unglücklich!

Das ein und vierzigſte Kapitel.

Geſunden!

Endlich fiel mir ein Mittel ein; freylich mußte es unfehlbar für meinen armen Rücken ſehr mißlich ausfallen. Aber was machte ich mir daraus? Ich räſonnirte ſo: Für einen, der einmahl verdammt iſt geprügelt zu werden, macht eine Tracht Schläge mehr oder weniger keinen großen Unterſchied. Überdem waren die ſchönen Gulden die ich ſchon hatte, und die, welche ich noch bekommen ſollte, ein bewährtes ſchmerzſtillendes Mittel.

Mein Stiefvater that ſich alle Sonntage Abends eine Güte — nach ſeinem Ausdrucke. Dieſe Güte beſtand darin, daß er eine Weinſuppe aß.

Noch ist zu bemerken, daß er an jedem Sonn- und Festtage in majorem Dei gloriam seinen Bräutigamsschlafrock von grünseidnem Damast trug.

Auf diesen damastnen Schlafrock hatte ich meinen Plan gemacht.

Das zwey und vierzigste Kapitel.

Der arme Schlafrock!

Henriette, welche schon davon unterrichtet war, mußte mir am nächsten Sonntage Abend diese Weinsuppe zum hineintragen anvertrauen — daß sie in guten Händen war, wird der Erfolg lehren. Sie selbst folgte mir mit den übrigen Speisen.

Mein Stiefvater saß seiner Gewohnheit nach schon am Tische und putzte an seinem Löffel. Ich hielt mich an die Seite, wo er gewöhnlich den Schlüssel zu haben pflegte, machte, so wie ich ihm zu nahe kam, einen Stolprian, und pauz! lag die Suppe auf seinem Schlafrocke.

Was mein Stiefvater für ein Ge-

schrey erhob! Wie er mich Einen ungeschickten Buben, Einen Esel über den andern hieß! Wie er auf Henrietten schmälte, daß sie mich die Suppe hatte tragen lassen! Wie er auf mich mit Fäusten schlug, dann an seinem Schlafrocke mit der Serviette wischte, und wieder schlug, und wieder wischte! Und das ging alles mit einer so außerordentlichen Geschwindigkeit, von der man sich keinen Begriff machen kann.

Das drey und vierzigste Kapitel.

Meine Mutter hilft uns aus dem Händel.

Henriette mochte sich's selbst nicht vorgestellt haben, daß mein Stiefvater ein gar zu großes Lärmen darüber erheben würde, denn sie war so bestürzt, daß sie ihre ganze Rolle darüber vergaß und ganz unthätig dastand.

Glücklicherweise half mir meine Mutter, welche aus der ganzen Geschichte kein Arges hatte, und diesen Vorfall für ein unglückliches Ohngefähr hielt, weil sie um nichts wußte, durch den natürlichsten Einfall zur Erreichung meines Endzwecks.

»Liebes Kind,« sagte sie zu meinem Stiefvater, der noch immer wechselsweise prügelte und wischte, und dabey fluchte wie ein Dragoner und schimpfte wie ein

Häringsweib, »zieh nur geschwind den »Schlafrock aus! Das Wischen hilft »nichts. Der Wein muß mit kaltem »Wasser ausgewaschen werden, sonst »macht er blaue Flecke, die in der Welt »nicht herauszubringen sind.«

Les beaux esprits se rencontrent!

Gerade dieselben Worte, die ich Henrietten in den Mund gelegt hatte, und die sie hätte sagen sollen, wenn sie nicht zu sehr außer Fassung gekommen wäre.

Das vier und vierzigste Kapitel.

Große Wäsche.

Unter Schimpfen, Murren und Fluchen befolgte mein Stiefvater diesen Rath. Wer war froher als ich! Wie ein Blitz schlüpfte ich zur Thür hinaus. Henriette kam mir unmittelbar mit der theuren Beute nach, und augenblicklich war der Schlüssel aus der Tasche, und in Wachs abgedruckt.

Ich war kaum mit der Operation fertig, so war uns auch mein Stiefvater schon auf den Fersen, und forderte den Schlüssel und die Dose, die mit in der nähmlichen Tasche gesteckt hatte. Zum Glücke war der verwünschte Schlüssel schon wieder an Ort und Stelle, so daß er also nicht das geringste merkte.

Henriette fing aus Leibeskräften an zu waschen; ich war äußerst geschäftig Wasser zuzutragen, bekam dabey, weil die Gelegenheit gar zu bequem war, noch einige stiefväterliche Kopf- und Ribbenstöße und ein halb Dutzend Ochsen und Esel noch obendrein in den Kauf, und damit hatte der Spaß ein Ende.

Zum großen Glücke für mich fand sich's des andern Tages, daß die Flecke so ziemlich rein ausgegangen waren, sonst wäre ich so wohlfeil nicht durchgekommen, denn mein Stiefvater hatte mit geschworen, mich halbtodt zu schlagen, wenn sein Schlafrock ruinirt wäre. Und in dergleichen Fällen war er ein Mann von Wort.

Das fünf und vierzigste Kapitel.

Etwas pädagogisch-politisch-philosophisches.

Indessen muß ich auch sagen, daß ich diese Drohung nicht sonderlich fürchtete. Prügel waren Alltagskost für mich. Ich schüttelte sie ab, so wie ich sie bekommen hatte, und sie machten weiter keine Wirkung auf mich, als die, daß ich nach jeder Portion meinem Stiefvater noch grämer wurde, als ich ihm ohnehin schon war.

Wer in aller Welt kann aber auch einem Menschen gut seyn, wer soll einen Menschen nicht hassen, der einem immer und ewig seine schwere Hand fühlen läßt?

Das ist so im Vorbeygehn ein Wink für gewisse Eltern, welche sich's zum

System gemacht haben, ihre Kinder durch Prügel zu ziehn.

Überhaupt ist der Satz durch vielfältige Erfahrung geprüft und erwiesen, daß Despotismus aller Art, er sey von Schulmeistern, Stiefvätern oder Fürsten ausgeübt, nie bessert, wohl aber immer verschlimmert.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Zwey Schwierigkeiten.

Das Modell des Schlüssels hatten wir also. Ein menschenfreundlicher Schlösser fand sich auch bald, der uns für Geld und gute Worte den Schlüssel nachmachte. Nun waren nur noch zwey Schwierigkeiten zu übersteigen, welche unsern Verliebten ihre Zusammenkünfte allenfalls noch erschweren konnten.

Die eine war ein altes Inventarienstück von einer Magd, welche in einem großen Vorzimmer schlief, durch welches man durch mußte, um zu Henriettens Zimmer zu gelangen.

Freylich hatte der alte Drache einen ziemlich gesunden und festen Schlaf; aber der Henker hat manchmahl sein Spiel

Wer stand uns dafür, daß sie nicht einmahl zur Unzeit aufwachte? Und da wäre eine schöne Pastete draus geworden! Dieser mußte also vorher aus ihrem Neste vertrieben werden.

Der zweyte Stein des Anstoßes war mein Stiefvater selbst. Dieser, der mißtrauischste, unruhigste Kopf von der Welt, hatte nicht selten den Einfall, nächtliche Visitationen zu halten. Man begreift leicht, daß ein Tête à Tête unsrer Verliebten durch seine angenehme Gegenwart eben nicht würde gewonnen haben.

Wie dem vorzubeugen? Wie das abzuändern? Da mußte Fritz seinen Kopf wieder anstrengen!

Indessen, Fritz kannte seine Leute, und nachdem es einige Gulden in seine Tasche abgesetzt hatte, war der Ausweg bald gefunden.

Das sieben und vierzigste Kapitel.

Nöthige Vorkehrungen.

Diese Magd war eine alte Jungfer. Standes und Berufs wegen war sie also äußerst fromm, und, was sehr natürlich zusammenhängend ist, äußerst abergläubisch. Sie glaubte steif und fest an Gespenster und Teufel — das war wieder sehr natürlich, denn sie hätte sonst an sich selbst nicht glauben müssen — und schalt den einen Freygeist, einen Ketzer, und wer weiß was alles, der an beyde nicht glaubte.

Das war Wasser auf meiner Mühle! Ich erzählte ihr, um ihre Einbildungskraft in Thätigkeit zu erhalten, einige Täge hindurch nichts als die gräßlichsten Gespenstergeschichten — denn ich las da-

mahls, gerade, die monathlichen Unterredungen von Geistern, ein Buch das meines Stiefvaters Sonntagslektüre war, und das ich hiermit jedermann empfehle, der etwa wissen will wie ein Bücherwürmchen mit dem gesunden Menschenverstande herumspringt, wenn es ihm blos darauf ankömmt etwas drucken zu lassen; ein Buch, von welchem wir uns von dem so gelehrten als allgemein beliebten Professor Aloysius Hofmann eine neue Ausgabe versprechen dürfen, wenn er mit seinen statistisch-politischen Gespenstergeschichten einmahl fertig ist, denn wenn der grosse Mann einmahl keinen Anlaß mehr findet, Schwachköpfe und Bierhauspolitiker in Allarm zu setzen, so wird er wahrscheinlicherweise sein Heil an alten Weibern und Kindern versuchen.

chen, quod felix faustumque sit! — Geſchichten, bey denen ihr die Haare zu Berge ſtanden, die ſie aber mit der größten Aufmerkſamkeit anhörte.

Ich erreichte dadurch meinen Zweck vollkommen. Ihre Furchtſamkeit erreichte eine ſolche Höhe, daß ſie die Fliege an der Wand ſchreckte, und es lief ihr eiskalt über den Rücken, wenn ſie am hellen lichten Tage an einen abgelegenen Ort im Hauſe mußte. In den Keller oder auf den Boden war ſie vollends gar nicht zu bringen.

Das acht und vierzigste Kapitel.

Mehr dergleichen.

Die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung meines entworfenen Plans waren also getroffen; Henriettens Liebhaber konnte es kaum erwarten zu versuchen, ob sein Schlüssel paßte. Ich gab also seinen dringenden Bitten nach und legte Hand an's Werk.

Die alte Magd ging immer sehr zeitig schlafen, ich aber mußte meinem Stiefvater alle Abende bis eilf Uhr aus der Bibel vorlesen. Um der alten Christiane — so hieß sie — das Terrain abzugewinnen, schützte ich schon am frühen Morgen ein heftiges Kopfweh vor, hielt des Mittags strenge Fasten — eine Gewalt, die ich mir leicht anthun konnte,

denn außerdem daß die Speisen, die wir an diesem Tage hatten, nicht gerade meine Lieblingsspeisen waren, hielt mich Henriette für meine Diät reichlich schadlos — aß des Abends auch nichts, und erlangte dadurch für diesen Abend Dispensation vom Bibellesen, und Erlaubniß zeitiger als gewöhnlich schlafen zu gehn.

Das neun und vierzigste Kapitel.

Ein Duett.

Neben Henriettens Zimmer war noch eines, in welchem die erste Frau meines Stiefvaters gestorben war, und dessen Thür auch in das Vorzimmer ging, in welchem Christiane schlief. In dieses Zimmer schlich ich mich, und verhielt mich so lange ruhig, bis Christiane in ihrem Bette lag.

So wie ich merkte, daß sie sich zum einschlafen zurechte gelegt hatte, fing ich an gar erbärmlich zu wimmern. Sie horchte eine Weile, steckte dann den Kopf unter das Deckbette, und fing ein kräftiges Stoßgebeth an.

Ich winselte etwas stärker, und sie bethete lauter. Nach dem Maaße, nach

welchem ich meine Klagestimme verstärkte, wurde auch ihr Gebeth schreyender und ängstlicher. Es war das possierlichste Duett, das man nur denken kann, aber, wie ich zur Steuer der Wahrheit sagen muß, nicht eben das angenehmste.

Man wird alles in der Welt überdrüssig: so ging es mir mit dem Wehklagen und Wimmern, sonst hätte ich den alten Cerberus schon noch eine Weile fortbethen lassen.

Das funfzigste Kapitel.

Der Geist erscheint.

Ich legte die Geisterlivrée an, das heißt: ich hüllte mich in ein weißes Leintuch ein, welches mir Henriette zu diesem Behuf hatte in Bereitschaft legen müssen, öffnete die Thür leise, stellte mich gerade vor Christianens Bette hin, seufzte dreymahl sehr kläglich, ging dann über das Zimmer und verschwand: versteht sich körperlicherweise und auf die natürlichste Art von der Welt, durch die Thür.

Hatte ich der armen Christiane durch meine Stimme Furcht und Angst eingejagt, so denke man, was erst meine Erscheinung für eine schreckliche Wirkung auf sie haben mußte! Zwey Dinge nehme man noch dazu: erstlich schien der

Mond ganz bleich, bey deſſen Lichte meine weiße Geſtalt ſo ziemlich ausſehen mochte. Was aber die Hauptſache war: der Zufall fügte es, daß eben der Abend, den ich, ohne etwas davon zu wiſſen, zu meiner Erſcheinung gewählt hatte, und ſogar eben die Stunde die nehmlichen waren, an welchen die Verſtorbene, deren abgeſchiedene Seele ich vorſtellte, vor drey Jahren verſchieden war.

Man denke, vor drey Jahren! Und Chriſtiane war eine verſtändige Perſon, bey welcher die geheiligten Zahlen in außerordentlich großem Reſpekt ſtanden!

Das ein und funfzigste Kapitel.

Ein Strich in die Rechnung!

Kurz nach meiner Verschwindung erschien Henriette mit einem Lichte, welche von unten heraufkam, um schlafen zu gehn. Sie fand Christianen halbtodt für Furcht und Schrecken Henriettens Gegenwart und das Licht machten dieser wieder ein wenig Muth. Sie erzählte ihr was sie gesehn und gehört hatte, schwur hoch und theuer, daß sie in diesem verwünschten Zimmer keine Nacht mehr schlafen wollte, stand auf, packte ihr Bette zusammen, und quartierte sich, ohne erst um Erlaubniß zu fragen, gerade in Henriettens Zimmer ein.

Sobald ich nur konnte, ersah ich mir am andern Morgen die Gelegenheit zu

Henrietten zu kommen, um den Erfolg meiner Erſcheinung zu vernehmen.

Sie erzählte mir den ganzen Verlauf:

»Jetzt bin ich erſt recht aus dem Re»gen in die Traufe gekommen!« ſetzte ſie hinzu. »Nun wird die Alte immer in »meinem Zimmer ſchlafen wollen, und »da ſind wir um nichts gebeſſert!«

»Dieſe Luſt wollen wir ihr auch ſchon »vertreiben!« antwortete ich, »da laſſen »Sie nur mich machen!«

Ich gab ihr die nöthigen Inſtruktionen, und ſie war in etwas beruhigt.

Das zwey und funfzigste Kapitel.

Mein Stiefvater spielt den Freygeist.

Als ich hinunter kam, war das ganze Haus in Allarm. Christiane hatte nebst allem dem, was wirklich geschehn war, noch so vieles erzählt, was nicht geschehn war, daß dem ganzen übrigen Hausgesinde die Haare zu Berge standen.

Am komischsten nahm sich mein Stiefvater dabey. Dieser war im höchsten Grade Poltron. Er deklamirte gegen die Möglichkeit aller Geistererscheinungen, und unter dem Deklamiren sah er sich bey jedem Worte furchtsam um — ohnerachtet es heller lichter Tag war — ob ihm etwa der Geist seiner lieben seeligen Frau auf dem Nacken sey?

Im Grunde war ihm das eben nicht sehr zu verdenken, denn er hatte bey ihrem Lebzeiten so vieles von ihren natürlichen Kräften zu leiden gehabt, daß er wohl allenfalls nach ihrem Tode ihre übernatürlichen wohl fürchten durfte.

Das drey und funfzigste Kapitel.

Christiane setzt ihn auf den Sand.

Die alte Christiane nahm es, wie billig, sehr übel, daß er sie so offenbar für eine Lügnerin, oder doch wenigstens für eine furchtsame Närrin erklärte. Sie forderte ihn auf, nur eine einzige Nacht in dem besessenen Zimmer zu schlafen.

Man hätte sehen sollen, was er dabey für ein Gesicht machte! und was er für Ausflüchte nahm, um das von sich abzulehnen!

»Das verlohnte sich wohl der Mühe,« sagte er, »sich erst zu überzeugen, daß »es Euch geträumt hat! Laßt mich mit »Euern Albernheiten zufrieden! Ich habe »wichtigere Dinge im Kopfe!

Die Alte wollte sich damit nicht abweisen lassen. Sie behauptete, es habe ihr nicht geträumt; sie sey so munter gewesen, als jetzt: daß es Geister gäbe, könne man aus der Schrift beweisen, und die würde er doch wohl nicht Lügen strafen wollen?

Das vier und funfzigste Kapitel.

Mein Stiefvater macht sich wieder flott.

Jetzt saß mein Stiefvater auf dem Sande! Wirklich hatte unser Herr Pfarrer am letztern Sonntage so nachdrücklich und erbaulich über die Hexe von Endor gepredigt, daß man nicht leicht gegen die Möglichkeit der Geistererscheinungen etwas sagen durfte, ohne Gefahr zu laufen, in den Ruf des abscheulichsten Unchristen zu kommen.

Er besann sich eine Weile, dann hob er an wie folget:

»Das versteht Ihr nicht! Ehemahls »gab es Geister, das wird kein vernünf»tiger Christ in Abrede seyn! — Aber »hier ist nicht die Rede davon, was ehe»mahls geschah, sondern von dem, was

»zu unsern Zeiten geschehen kann.
»Ein verzweifelt großer Unterschied! Un-
»ser Herr Gott hat zu allen Zeiten seine
»unendliche Weisheit, Güte und All-
»macht auf verschiedne Art offenbart,
»aber verschiedene Zeiten, verschiedene
»Sitten. So lesen wir zum Beyspiele in
»der Schrift, daß unsre Erzväter bey
»ihren eignen Töchtern schliefen: heut zu
»Tage würde unser einem so etwas übel
»bekommen!«

Henriette, welche dabey stand, machte bey diesen Worten ein Gesicht, als ob ihr schon die bloße Idee davon übel bekäme.

Das fünf und funfzigste Kapitel.

Mein Stiefvater giebt seiner Gattin noch nach ihrem Tode eine Ehrenerklärung.

"Und wenn auch unser Herr Gott dann »und wann zuläßt," fuhr er fort, »daß »eine arme Seele im Grabe keine Ruhe »hat, so sind das bloß die Seelen derje»nigen, welche bey ihren Lebzeiten einen »bösen, lasterhaften Wandel führten, so »daß sie nach ihrem Tode ihren lebenden »Mitbrüdern zur Warnung unstätt und »flüchtig herumwandern müssen. Aber »das war bey meiner lieben seeligen »Frau nicht der Fall, daß Ihr's nur »wißt! Sie war ein frommes, gottes»fürchtiges, tugendhaftes, gescheutes, bra»ves, liebes Weib, das es um mich und »ihr Haus nicht verdient hat, nach ihrem

»Ab-

»Ableben zum Schrecken ihrer Hinter-
»lassenen wie eine Verdammte herumzu-
»späken!«

Diese letztern Worte schrie er geflissentlich so laut und so vernehmlich, daß sie die abgeschiedene Seele der Wohlseeligen wohl hätte hören müssen, hätte sie sich auch in den allerabgelegensten Winkel des Hauses verkrochen gehabt.

Das sechs und funfzigste Kapitel.

Die Ehrenerklärung operirt nicht.

Gleichwohl schien der Geist so eigensinnig, mit dieser Ehrenerklärung, so förmlich und bündig sie auch war, noch nicht zufrieden zu seyn; wie es sich noch an demselben Abende auswies, oder vielmehr, wie ich mir vorgenommen hatte zu beweisen.

Christiane machte, wie ich es vorausgesehen hatte, nicht so zeitig Anstalt zum Schlafengehn als sonst. Sie rührte sich nicht von der Stelle, bis Henriette das Licht nahm. Dann trabte sie dicht hinter ihr drein, und bereitete sich, ohne erst um Erlaubniß zu fragen, eine Lagerstäte in einem Winkel ihres Zimmers.

Ich stand indessen in meinem Geisterornate vor der Thür. So wie Henriette

den Pantoffel fallen ließ — das war das unter uns verabredete Zeichen, daß die Alte in ihrem Bette war — fing ich wie den Abend vorher an zu wimmern.

Christiane setzte sich auf.

»Hören Sie nichts, Mamsell?« fragte sie ängstlich.

»Nein!« antwortete Henriette ganz gleichgültig.

Ich wimmerte stärker.

»Hören Sie noch nichts, Mamsell?«

»Nein, sage ich Ihr! Nicht das ge»ringste!«

Auf einmahl erschien ich, über und über in mein weißes Leintuch gehüllt, und das Gesicht gepudert. Henriette hatte eben das Licht ausgelöscht, und dafür gesorgt, daß das Nachtlicht ganz schwach und dunkel brannte.

Das sieben und funfzigste Kapitel.

Die Erscheinung.

Es schlug gerade zwölf Uhr als ich eintrat. — Die Gespensterstunde! — Man denke sich das Schrecken der armen Christiane!

Sie hatte dem ohngeachtet — vermuthlich weil sie nicht allein im Zimmer war — Herz genug, aufrecht sitzen zu bleiben, und mich eine Weile anzustarren.

Ich stand unbeweglich.

»Mamsell! Mamsell! sehen Sie auch »nichts?« fragte sie halblaut.

»Was soll ich denn sehn?« erwiederte Henriette eben so gleichgültig als vorher —

»Dort, dort an der Thüre stehts!«

»An der Thüre? Sie iſt nicht klug!

»Was ſteht denn an der Thüre?«

»Der Geiſt! Der Geiſt!«

»Ich müßte doch auch etwas ſehn!«

Das acht und funfzigste Kapitel.

Der Geist theilt sich ziemlich körperlich mit.

Jetzt setzte ich mich ganz langsam in Marsch, und ging auf ihr Bette zu.

»Es kömmt! Es kömmt!» schrie Christiane, »alle gute Geister loben Gott den »Herrn!»

»Sey Sie keine Närrin, und lasse »Sie mich schlafen!» sagte Henriette eben so gleichgültig wie vorher.

Christiane verkroch sich unter ihre Decke, und fing aus Leibeskräften an zu bethen. Aber ich war kein Geist, der sich durch Gebeth vertreiben ließ. Ich fuhr ihr mit meiner eiskalten Hand — es war im Monath December — über das Gesicht, schlüpfte dann unter die Decke, und knipp und zwickte sie, wo ich

ihrem Kadaver nur beykommen konnte. Sie heulte für Angst und Schmerz.

»Aber Christiane!« sagte Henriette im vorigen Tone, »so sey Sie doch nur ge»scheut! Sage Sie mir nur, was Ihr ist?«

Die arme Christiane war jetzt gar nicht in dem Zustande ihr zu antworten! Sie war ganz von Sinnen. Ich trieb mein Unwesen so lange fort, bis mich ein gewisser, aber nicht sehr angenehmer Geruch, welcher unter ihrem Deckbette hervorduftete, erinnerte, daß es Zeit sey, auf einen ehrbaren Rückzug zu denken.

Ich wartete die zweyte Erinnerung nicht ab, und schlich mich so leise als möglich zur Thüre hinaus.

Das neun und funfzigste Kapitel.

Christiane bringt die Philosophie meines Stiefvaters ad absurdum.

Ich konnte kaum den Morgen erwarten, und war gegen meine Gewohnheit der erste im ganzen Hause auf den Füßen.

Mehr todt als lebendig kam Christiane zum Vorschein, denn Furcht und Angst hatten ihr die ganze Nacht abscheulich zugesetzt. Sie war gleich nach meiner Verschwindung zu Henrietten ins Bette gekrochen, so unangenehm dieser auch eine solche Beyschläferin seyn mußte. So nöthig ihr auch auf die Marter, die sie ausgestanden hatte, Ruhe und Erholung waren, hatte sie doch die ganze Nacht kein Auge zugethan, und so wie der Tag anbrach, stand sie auf, und that

ein Gelübde, nie wieder in dem verwünſchten Zimmer zu ſchlafen, wo ihr der Geiſt ſo abſcheulich zugeſetzt hatte.

Hatte Chriſtiane durch ihre fürchterliche Erzählung geſtern alles in Aufruhr geſetzt, ſo that ſie es heute noch viel mehr. Mein Stiefvater wollte ihr zwar mit ſeiner Philoſophie wieder in die Quere kommen, aber ſie brachte ihn dießmahl durch ein argumentum ad hominem ad absurdum. Sie zeigte ihm das Corpus delicti, ich will ſagen, ihren Baly vor, welcher — Dank ſey es meinem Kneipen und Zwicken — ſo buntſchäckig, ſo blau, roth, grün und gelb ausſah, wie eine Landkarte.

Dagegen war nun nichts einzuwenden: der Geiſt mußte doch wohl exiſtiren, da ſie die Kennzeichen ſeiner Exi-

ſtenz gar zu ſichtbar auf ihrem Leichnam trug. Die Vernunft meines Stiefvaters, welche überhaupt in dergleichen Fällen eine ſehr nachgiebige Vernunft war, ſchmiegte ſich alſo unter das Geſetz des Glaubens.

Das sechzigste Kapitel.

Henriette ist nicht in der Gnade Gottes.

Man kann sich nicht vorstellen, was für ein panisches Schrecken diese Geschichte über das ganze Haus verbreitete. Alles fürchtete sich am hellen lichten Tage vor seinem eignen Fußtritte. Ich stellte mich so furchtsam wie die andern, und das aus Ursachen, die meine Leser wohl errathen werden.

Henriette war und blieb die einzige Philosophin im Hause — und das auch aus gewissen Ursachen, die man leicht errathen wird — so sehr auch Christiane daran arbeitete, sie zur Proselytin zu machen, und zum wahren Glauben zu bewegen. Sie redete ihr zu, nicht mehr oben in dem verdammten Zimmer zu

ſchlafen, weil der Geiſt leicht auch über ſie kommen könnte: aber umſonſt! Die verſtockte Henriette blieb unbeweglich.

»Aber Mamſell, habe ich Ihnen den »Geiſt nicht gezeigt?« fragte Chriſtiane.

»Das hat Sie freylich, aber ich habe »keinen geſehn!«

»Und Sie haben mich doch ſchreyen »gehört?«

»Was beweiſt das? Sie hat freylich »geſchrieen wie eine Beſeſſene, aber ich »glaube, Sie lag in einem hitzigen Fie»ber, denn ein Menſch bey geſunder Ver»nunft bildet ſich ſo etwas nicht ein.«

»Sich einbilden! Und dieſe Flecke »da — bilde ich mir die etwa auch ein?«

»Dieſe Flecke ſind ächt, denn die ſieht »man, aber kann Sie ſich denn in Ihrem »Fieberanfalle nicht ſelbſt geknippen und »geſtoßen haben?«

Mein Stiefvater fand diese Einwendung äußerst abgeschmackt. Man debattirte lange hin und her, und endlich fiel das Resultat dahinaus: »Hentiette sey »nicht in der Gnade Gottes, weil sie »weder Geister sehen noch hören könne, »man müsse sie also ihrem Schicksale und »ihrer Blindheit überlassen, bis sie der »Erleuchtung von oben herab gewürdigt »würde.«

Ich zweifelte an dieser wahrscheinlich nahen Erleuchtung ganz und gar nicht, denn ich verließ mich deshalb auf den nachgemachten Hausschlüssel: Nur nahm ich mir die Freyheit zu glauben, daß diese Erleuchtung eher von unten hinauf als von oben herunter kommen dürfte. Ein Weg, den die wahre Aufklärung eigentlich gehen muß!

Das ein und sechzigste Kapitel.

Der Schlüssel thut seine Dienste.

Ich ermangelte nicht, Henriettens Liebhaber noch an demselben Tage zu benachrichtigen, daß der Weg rein sey, und er seiner Seits ermangelte nicht, sich diese Nachricht bestens zu Nutze zu machen. Er versuchte noch diesen Abend seinen Schlüssel, und keine Seele hätte das Herz gehabt, ihm den Weg zu vertreten, wenn er auch nicht so behutsam zu Werke gegangen wäre, als er wirklich that.

Kurz, alles ging nach Wunsche. Nur zu sehr nach Wunsche! Denn ohngefähr fünf Monathe darauf wurden Henriettens befriedigte Wünsche nur zu deutlich sichtbar an ihr!

Das zwey und sechzigste Kapitel.

Geheime Kabinetsangelegenheiten.

So sehr nun auch unsre Verliebten den Seegen des Himmels auf sich herab gefleht hatten, so fanden sie doch jetzt, daß sie der Himmel ein wenig zu viel gesegnet hatte. Da war Lachen zu verbeißen! Mein Stiefvater verstand in dergleichen Fällen keinen Spaß! —

Indessen standen die Sachen auf der andern Seite so gar verzweifelt auch noch nicht.

Henriette hatte von ihrer verstorbenen Mutter her ein Vermögen, das ihr mein Stiefvater ohne erhebliche Gründe schlechterdings nicht streitig machen konnte: und gegen ihren Liebhaber konnte er vernünftigerweise nichts erhebliches ein-

wenden. Sie aus dem Hause zu bringen, das war kinderleicht — denn wo der Liebhaber eingeht, da kann das Mädchen doch wohl hinausgehn? — und wenn er sie einmahl heraus hatte, so ließ er sich in der Stille mit ihr trauen, und dann konnte mein Stiefvater nicht das geringste dagegen machen.

Das alles hatten unsre Verliebten unter sich überlegt, jedoch ohne mich bey ihren geheimen Berathschlagungen zuzuziehen.

Das drey und sechzigste Kapitel.

Ein Rausch.

Eines Abends brachte Henriettens Liebhaber zwey Flaschen Kanarienseckt mit. Bisher hatte ich, — was weiß ich, aus welchen Ursachen? — nie die Ehre und das Vergnügen haben dürfen ihren Zusammenkünften beyzuwohnen: diesen Abend wurde ich dazu eingeladen, weil es Henriettens Geburtstag war.

Der Kanarienseckt war mein Lieblingswein, weil er süß ist, und das Süße lieben junge Leute meines damahligen Alters. Henriette und ihr Liebhaber schenkten mir ein Glas Wein über das andre ein, und ich ließ es mir recht herrlich schmecken: so sehr schmecken, daß ich gar bald nichts mehr von mir wußte. So

viel kann ich mir noch im Dunkeln erinnern, daß ich mich im Rausch auf Henriettens Bett hinstreckte, und daß Henriette alles that, um mir meine Lage recht bequem zu machen.

Das vier und sechzigste Kapitel.

Das Erwachen!

Unsanfter ist wohl nicht leicht ein Mensch aufgeweckt worden! Das waren abscheuliche Ohrfeigen, die es auf mich regnete! Ein wirklicher Platzregen, ein wahrer Wolkenbruch von Ohrfeigen und Kopfnüssen, der auf mich niederging!

Ich riß die Augen weit auf, und erblickte meinen Stiefvater, der mit einem fürchterlichen Gesichte vor mir stand, mich mit diesem unsanften Frühstücke bewirthete, und unaufhörlich dabey schrie: »Wo »ist Henriette, Bube? Wo ist Henriette? »Was soll diese Maskerade?«

Wenn man Ohrfeigen und Kopfnüsse bekömmt, greift man natürlicherweise nach dem Kopfe. Das that ich denn auch;

und wie groß war meine Verwunderung, als ich Henriettens Schlafhaube mit einem blauen seidnen Bande in meine Hände bekam!

Mein Stiefvater hatte indessen seinen Händen ein wenig Ruhe gelassen, vermuthlich um zu neuen Ohrfeigen und Kopfnüssen, die er mir zugedacht hatte, neue Kräfte zu sammlen.

»Sage, Bube, wo ist Henriette?« schrie er immer fort. »Was soll diese »Maskerade?«

Ich wußte ihm so wenig zu sagen wo Henriette war, als wie ihre Schlafhaube auf meinen Kopf gekommen war. Und hätte er mich todt geschlagen, ich hätte ihm keine Rechenschaft davon geben können.

Das fünf und sechzigste Kapitel.

Die Exekution wird einstweilen ausgesetzt.

Er stellte sich eben wieder in Positur, um auf meinem armen Hirnkasten herumzuarbeiten: aber zu meinem Glücke hielten ihn meine Mutter und Christiane, welche hinter ihm standen, mit Gewalt davon ab.

Ich gewann dadurch Luft, und machte mich so geschwind als möglich aus dem Bette. Meine Mutter brachte es endlich durch vieles Bitten dahin, daß er die Exekution für diesesmahl aussetzte, das Verhör bis zu gelegner Zeit aufschob — denn bey meinem Stiefvater fingen sich alle Processe, wie das überhaupt in allen wohleingerichteten Staaten, in denen die Gerechtigkeitspflege auf

guten Fuße ist, der Fall seyn sollte, und auch, wie manche behaupten wollen, wirklich der Fall ist, *) mit der Exekution an — und mit ihr das Zimmer verließ.

*) Besonders da, wo man Briefe der Privatleute erbricht, und ihnen freundschaftliche Herzensergießungen zu Verbrechen macht, sie wohl gar deshalb um Amt und Brod bringt, wie ich das vor einiger Zeit sehr ausführlich in einigen deutschen Journalen las.

Anmerkung des Setzers.

Das sechs und sechzigste Kapitel.

Auflösung des Räthsels.

Ich stand da, vom gestrigen Rausche und den heutigen Ohrfeigen und Kopfnüssen noch ganz betäubt. Es war mir als hörte ich ein Glockenspiel in meinem Kopfe, ob ich gleich eben nicht sagen kann, daß die Melodie davon sehr angenehm war. Ich konnte mich eine geraume Zeit über nicht erholen.

Christiane, welche bey mir zurückgeblieben war, erklärte mir das Räthsel.

Mit Glockenschlag sechs Uhr mußte ich des Morgens gewöhnlich zu Platze seyn. Diesesmahl ging es schon auf acht Uhr, und ich kam noch nicht zum Vorscheine. Mein Stiefvater schickte hinauf in meine Zelle, um mich wecken zu lassen,

und man fand mein Bette leer. Auch war keine Spur zu sehen, daß ich die Nacht darin zugebracht hatte.

„Wo in aller Welt ist der Bube?“ sagte mein Stiefvater. Ich wurde im ganzen Hause gesucht, und nirgends gefunden. Man machte eine Menge Konjunkturen, und fand keine einzige wahrscheinlich. Wie konnte ich zum Hause hinausgekommen seyn, da mein Stiefvater den Schlüssel in der Tasche hatte?

Indessen schlug es acht Uhr, die Stunde zu welcher Henriette gewöhnlich zum Frühstücke herunter zu kommen pflegte. Sie erschien eben so wenig als ich. Gegen neun Uhr wurde Christiane beordert, sie zu wecken. Christiane ging hinauf, öffnete die Thür ihres Zimmers, sah sie im Bette liegen — das heißt ihre Schlaf-

haube mit dem blauen Bande, denn mein Geſicht konnte ſie nicht ſehen, weil es nach der Wand gekehrt war — rufte einigemahl: »Mamſell Henriette! Sie ſollen zum Frühſtücke kommen!» Aber da hörte keine Henriette!

Chriſtiane war ſelbſt eine große Liebhaberin vom Schlafen: ſie konnte es alſo nicht über ihr Herz bringen, ſie mit Gewalt aufzuwecken, machte die Thür wieder zu, und kam hinunter mit der Nachricht: Henriette ſchliefe noch feſt.

Man wartete bis es neun Uhr geſchlagen hatte, dann wurde Chriſtiane wieder hinauf geſchickt: der Erfolg ihrer Bothſchaft war gerade der nehmliche.

Endlich, und das war gegen zehn Uhr, wurde meinem Stiefvater die Zeit zu lang. Er merkte Unrath, und ging

ſelbſt hinauf. Meine Mutter, die auch etwas von Unrath ahndete, begleitete ihn. Ihnen folgte Chriſtiane.

Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie Henrietten in einer Art von Todesſchlaf fanden, ſie einigemahl mit Gewalt hin und her rüttelten, und dann auf einmahl mein Geſicht unter ihrer Schlafhaube entdeckten!

Das sieben und sechzigste Kapitel.

Ich ziehe mich mit einer derben Lügen aus dem Handel.

Jetzt verlangte Christiane ihrerseits, daß ich ihr auch das Räthsel erklären sollte. Sie konnte nicht begreifen, wie ich in Henriettens Bette gekommen wäre? Ich konnte ihr das im geringsten nicht verdenken, denn hätte ich nicht gewußt wie das zugegangen war, so hätte ich's selbst nicht begreifen können. Auf dem Tische stand die Flasche, in welcher noch ein Rest vom Kanarienseekt war, und die ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

»Und was ist denn das da?« sagte sie, indem sie auf die Flasche zeigte.

»Das ist Wein,« sagte ich und schenkte ihr ein Glas voll, »koste sie ihn ein»mahl.«

Christiane sträubte sich ein wenig, wie es alte Jungfern zu thun pflegen die gern trinken, und sich's nicht gern wollen merken lassen.

»Mache Sie keine Umstände! Er »wird Ihr schmecken. Es ist ein herrli»cher Wein!«

Sie setzte endlich das Glas an den Mund, und that einen herzhaften Zug. Sie war überhaupt nicht gewohnt des Morgens Wein zu trinken, und dieser war stark. So wie sie das Glas absetzte, fingen ihre Augen an zu funkeln, ihre Wangen glühten, und ihr Mund verzog sich in ein grinsenartiges Lächeln.

»Nun? Findet sie ihn nicht gut?«

»Herrlich! Herrlich! So süß! So an»genehm süß!« und bey diesen Worten that sie den zweyten Zug.

Ich schenkte ihr den Rest vollends ein.

»Und wenn Sie erst wüßte, wo er »her ist!« sagte ich dann wieder, und machte eine äußerst geheimnißvolle Miene.

»Nun?« fragte Christiane voller Erwartung, indem sie wieder nach dem Glase griff.

»Sie weiß ja wohl noch — der »Geist — der sie so peinigte —«

Christiane stand mit weitoffnem Munde vor mir, und starrte mich zitternd an. — Ich hatte alle Mühe von der Welt, das Lachen zu verbeißen: ich blieb aber doch ernsthaft.

»Eben dieser Geist brachte ihn!«

Christianen entfiel vor Schrecken das Glas aus der Hand. Sie machte ein Gesicht, als ob sie Gift getrunken hätte.

Das acht und sechzigste Kapitel.

Mehr dergleichen.

"Mache Sie Sich daraus nichts, Chri»ſtiane,» fuhr ich fort, »ich habe auch »davon getrunken, und mir hat er ſonſt »nichts gethan, als daß er mich außer»ordentlich ſchläfrig gemacht hat.»

»Das thut er mir auch!» antwortete ſie gähnend.

Ich raffte meinen ganzen Vorrath von Erfindungskunſt zuſammen, um ihr folgende Erzählung zuſammen zu lügen.

»Geſtern Abends als wir von unten »heraufgingen, bat mich Henriette heim»lich, ich möchte mit in ihr Zimmer kom»men. »Fritz,» ſagte ſie, »ich habe die »arme Chriſtiane letzthin ſo über ihre

»»Geiſtergeſchichte ausgelacht! — Jetzt
»»bereue ichs!«»

»Nicht wahr?« ſchrie Chriſtiane, »hab'
»ich's nicht immer geſagt, daß ihr ihr
»Unglaube über lang oder kurz zu Hauſe
»und zu Hofe kommen würde?«

»Eben darum! Aber höre Sie nur
»weiter. — »Seit zwey Nächten,« fuhr
»ſie fort, »kömmt der Geiſt meiner Mut-
»»ter zu mir, und ſetzt mir nicht wenig
»»zu. Wie wär's, wenn du dieſe Nacht
»»bey mir bliebſt? Vier Augen ſehen
»»mehr als zwey, ich kann mich täu-
»»ſchen.««

»Ey ja doch täuſchen! Wollten ſie
»mir das nicht auch einreden? Wollten
»ſie mir nicht ſogar beſtreiten, daß mich
»der Geiſt geknippen hätte? So etwas
»bildet man ſich auch ein!«

»Ja wohl! Nach dem, was ich diese »Nacht gesehn habe, glaube ich alles! »Die Haare stehn mir noch zu Berge, »wenn ich nur daran denke! — Ich mach»te es gerade wie mein Stiefvater: ich »stritt es Henrietten gerade ab; aber sie »bestand darauf, ich sollte nur bey ihr »bleiben: mit dem Schlage zwölf Uhr »würde ich schon eines bessern überzeugt »werden. Wir setzten uns also zusam»men, und so wie die Glocke zwölf aus»gebrummt hatte, erschien der Geist. »Gerade auf demselben Flecke stand er, »wo Sie jetzt steht.«

»Alle gute Geister!« schrie Christiane, und machte einen Sprung auf die Seite, wie nur die beste Grotesktänzerin ma»chen kann. Sie sah sich dabey voll Furcht und Angst um, ob ihr der Geist etwa auf dem Nacken wäre?

Das

Das neun und sechzigste Kapitel.

Noch mehr dergleichen.

"Der Geist stand eine Weile vor uns: »wir starrten ihn beyde stillschweigend »an: keins getraute sich Odem zu schö»pfen. »Henriette,« fing der Geist end»lich an, erkenne in mir den Geist dei»»ner verstorbenen Mutter, die in ihrem »»Grabe nicht eher Ruhe hat, bis sie »»dich glücklich gemacht hat. Mir ist »»ein Schatz anvertraut, der dir beschert »»ist. Ehe dreymahl vier und zwanzig »»Stunden vergehn, ist er in deiner Ge»»walt, und ich bin ruhig!« «

»Bey diesen Worten setzte der Geist »diese Flasche vor uns auf den Tisch. »»Bevor du das große Werk unter»»nimmst,« fuhr er fort, »stähle deinen

»»Muth durch einen Zug von dem un-
»»sterblichen Safte der Verklärten!«« »Der Geist schenkte das Glas voll und »reichte es Henrietten. Diese leerte es »nach einigem Sträuben bis auf den »Grund, und fühlte sich auf ein»mahl voll Muth und Fe[illegible] »Geist »»meiner verewigten Mutter! « sagte sie, »»ich folge dir jetzt, wohin du willst!«« »»Gieb diesem da auch ein Glas,« »sagte der Geist, indem er auf mich zeig»te, der ich da saß und wie ein Espen»laub zitterte, »er hat Stärkung nöthig. »»Meine Erscheinung hat ihn überwälti»»gt. Sterbliche Augen sind nicht ge»»macht, den Glanz der Unsterblichen zu »»ertragen.«« »Henriette schenkte mir ein Glas ein. »Ich leerte es aus, und fühlte mich wirk»lich gestärkt.«

»»Jetzt fülle dir das zweyte,« sagte »der Geist zu Henrietten, »und dann »»folgst du mir.« »Und wohin soll ich »»dir folgen?« fragte Henriette, indem »sie einschenkte. »Hinab in den dritten »»Keller, wo ein unermeßlicher Schatz »»verborgen liegt, der dir beschеert ist, »»und der dich und deine Familie auf »»ewig glücklich, und mich ruhig macht.««

»In den dritten Keller!« schrie Chri»stiane, indem sie die Hände zusammen»schlug. »Hab' ich's doch immer gesagt, »daß es mit dem dritten Keller nicht so »ganz richtig wäre! Aber wer hat mir's »denn geglaubt?«

Das siebzigste Kapitel.

Und abermahls dergleichen.

Hier muß ich anmerken, daß auf demselben Platze, auf welchem das Haus meines Stiefvaters stand, einer alten Sage zufolge, vor alten Zeiten ein Kloster gestanden hatte, welches, Gott weiß in welchem Kriege eingeäschert worden war. Unsre Keller waren wirklich drey Stockwerk tief, von denen aber nur der obere brauchbar war. In die beyden untern war seit Menschengedenken niemand gekommen, und es hätte sich auch um keinen Preis der Welt niemand hinabgewagt, weil man in der festen Überzeugung war, daß es da unten sehr unheimlich sey. Man sprach von unterirdischen Gängen, die aus diesen Kellern,

Gott weiß wohin führen sollten, wie denn das, sobald von ehemaligen Klöstern oder Schlössern die Rede ist, recht sehr billig und natürlich ist. Gegen so etwas kann kein vernünftiger Mensch mit Grunde ein Wort einwenden.

„„Jetzt komm,“ fuhr der Geist fort, „folge mir, wohin ich dich führen will. „Dort mußt du dich dreymahl drey „Stunden durch Fasten und Bethen zu „dem großen Werke bereiten. Dann „wenn die Sonne die Oberfläche der „Erde bescheint, steigen wir mit einander in ihr Eingeweide hinab, und in „dreymahl vier und zwanzig Stunden „bist du wieder im Schooße deiner „Familie, mit Reichthümern beladen, „durch die du dir Königreiche erkaufen „kannst.““

Das ein und siebzigste Kapitel.

Christiane schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen.

"In dreymahl vier und zwanzig Stun»den erst!» schrie Christiane, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. »Das arme liebe Kind! Das ist ja er»schrecklich! So lange unter Geistern und »Kobolden zu seyn! Hu! Mir läuft's »eiskalt über den Rücken, wenn ich nur »daran denke! Wie es ihr nur jetzt gehn »muß? — Und fürchtete sie sich denn gar »nicht?»

»Nicht ein Bißchen! So wie sie auf »Befehl des Geistes das zweyte Glas »geleert hatte, war sie so gefaßt und »munter, als ob sie zu Tanze ging.»

»Sie ging alſo mit?«

»Geſehn hab' ich das nicht. So wie »der Geiſt die obigen Worte ausgeredet »hatte, blies er mich an, und augenblick»lich verſank ich in einen Todtenſchlaf, »aus dem mich mein Stiefvater vorhin »erſt weckte.«

»Aber wie in aller Welt iſt denn »Henriettens Schlafhaube auf Ihren »Kopf gekommen?« —

Ja errathen konnte ich das wohl allenfalls, aber ich hielt es nicht für nothwendig, Chriſtianen meine Muthmaßung mitzutheilen. —

»Das weiß ich ſo wenig, als Sie, »liebe Chriſtiane,« antwortete ich. »Vielleicht erklärt ſich das, wenn Henriette »wieder zum Vorſcheine kömmt.«

»Das muß ich doch gleich unten er»zählen!» sagte Christiane. »Der Herr »wird Augen machen!» Und damit lief sie, so schnell sie konnte, die Treppe hinunter.

Das zwey und siebzigste Kapitel.

Ich wundre mich über mich selbst.

Jetzt stand ich da, und wunderte mich über mich selbst, wo ich die Erfindungskunst — meine Leser werden das vielleicht für einen Druckfehler halten, und glauben, es müsse heißen: die Unverschämtheit; mir scheint es selbst als müsse es so heißen, und wenn ich mein Manuskript bey der Hand hätte, so könnte ich Ihnen noch nähere Auskunft darüber geben, denn aus dem Kopfe kann ich mir es nicht mehr recht erinnern — hergenommen hatte, eine so abentheuerliche Geschichte zusammen zu lügen. Aber in dergleichen Fällen macht das Abentheuerlichste immer das mehreste Glück: und wenn es einmahl auf das Glau-

ben ankömmt, so glaubt man lieber mehr als weniger, denn die Mühe ist die nehmliche, und der Verstandesaufwand genau derselbe.

So gings auch hier mit meiner Geschichte. So unverschämt sie auch zusammengelogen war, so machte doch Christiane in der Geschwindigkeit das ganze Haus zu Proselyten damit. Ich war ihr nachgeschlichen, und horchte auf der Treppe eine Weile. Als ich merkte, daß alles gut ablief, kam ich zum Vorscheine.

Ich mußte alles noch einmahl erzählen, und that es mit, weiß der Himmel, was für Zusätzen! Alles war auf meiner Seite! Alles fiel mir zu! Je abentheuerlicher, je unglaublicher meine Erzählung wurde, desto fester wurden meine Anhänger in ihrem Glauben bestärkt. Selbst

mein Stiefvater, der doch sonst so gern den Philosophen spielte, fing an zu wanken, und was noch mehr ist, er ließ sich's merken, daß er wankte. Der Schatz, den Henriette heben sollte, leuchtete ihm zu sehr ein. Ein Schatz, mit welchem Henriette »Königreiche kaufen sollte,« der war doch wirklich für einen Mann, der das Geld zu schätzen wußte wie mein Stiefvater, keine Kleinigkeit!

Das drey und siebzigste Kapitel.

Ich fasse den Entschluß mich aus dem Staube zu machen.

Für mich war der Eindruck, den meine Erzählung auf das ganze Haus machte, äußerst komisch. Niemand traute sich ein lautes Wort zu reden. Überall waltete ein heiliger Schauer. Alles ging auf den Fußzehen. Mich behandelte man wie eine Art Geweihten. Selbst mein Stiefvater hatte Respekt für mich: er behandelte mich ganz anders als sonst.

Ich traute indessen seinem Respekte doch nicht sehr. Ich sah einem fürchterlichen Sturze meiner Größe entgegen, wenn sich die wahre Ursache von Henriettens Verschwindung entwickelte, wie das doch in kurzem geschehen mußte. Überdem war auch ohne sie für mich im

Hause nichts weiter zu thun. Bisher hatte sie mich doch für die Prügel, die ich bekam, durch manchen Leckerbissen und manches Vier- und Achtgroschenstück schadlos gehalten, die Gulden ungerechnet, die ich von ihrem Liebhaber bekam. Jetzt hatte ich Prügel die Menge zu hoffen, und keine Leckerbissen, keine Vier- und Achtgroschenstücken, keine Gulden mehr! Wer konnte ein solches Leben aushalten?

Ich war schon nahe an sechzehn. Ich brannte für Begierde mir etwas in der Welt zu versuchen. Schlechter als ich's in meines Stiefvaters Hause hatte, konnte ich's doch nirgends finden.

Daß mein Stiefvater seine Einwilligung zu meinem Vorhaben geben würde, durfte ich nicht erwarten. Ich entschloß mich also, meinen Abschied hinter der Thüre zu nehmen.

Das vier und siebzigste Kapitel.

Embarras des richesses!

Das war aber so leicht nicht. Mein theures werthes Ich aus dem Hause zu bringen, diese Schwierigkeit war so groß eben nicht, denn es gab immer einen Ausgang für mich, und da kam's nur darauf an, nicht wieder zu kommen. Diese Kunst war kinderleicht!

Aber mein zweytes besseres Ich, ich meine, meine Baarschaft hinauszubringen, das war schon etwas schwerer. Überdem, daß sie in lauter Silbergeld bestand, — und sie betrug gegen dreyßig Thaler — und also für argwöhnische Augen nicht so leicht zu verbergen war, wer stand mir dafür, daß es nicht etwa meinem Stiefvater einfiel mich zu visiti-

ren? Was hätte ich da mit meinem Gelde für eine alberne Figur gemacht? — Und ohne Geld, was hätte ich auf der andern Seite wieder für eine alberne Figur gemacht? —

O cives, cives! quaerenda pecunia primum est:
Virtus post nummos! — —

Damahls fühlte ich zum erstenmahle in meinem Leben das, was man Embarras des Richesses nennt.

Ich sann hin und her, und her und hin, und kein Gedanke wollte mir glücken.

Endlich fiel mir ein herrliches Mittel ein, das ich auch ohne Verzug ins Werk richtete, weil mein Stiefvater eben an einem Briefe schrieb, den ich natürlicher Weise auf die Post zu tragen bekommen mußte.

Das sechs und siebzigste Kapitel.

Flucht.

Hinter unserm Hause war ein kleiner Garten, dessen Mauer rechter Hand in ein ödes, wenig begangnes Gäßchen, eigentlich nur eine Art von Schlippe stieß. In dieser Mauer waren ein paar viereckige Löcher, die von außen mit starken eisernen Gittern verwahrt waren.

Ich nahm meine Baarschaft und ein kleines Bündel Wäsche, und prakticirte beydes heimlich in den Garten. Das gelang mir über Erwarten. Mein Stiefvater schrieb, die Mägde hatten in der Küche zu thun: es gab also niemand Achtung auf mich.

Ich steckte meine Habseeligkeiten in das eine von diesen Löchern; jedoch war

ich vorsichtig genug, das Bündel von außen mit einigen Dachziegeln zu verdecken, denn der Leidige hätte leicht sein Spiel haben, und — wiewohl das, wie ich schon gesagt habe, äußerst selten geschah — jemanden durch das Gäßchen durchführen können, der mein Bündel hätte mitgehn geheißen.

Ich hatte eben diese Anstalten getroffen, als ich zu Tische gerufen wurde.

Ich mag und kann es nicht unternehmen, zu beschreiben, was ich diese Mahlzeit über für Angst ausstand. Mein Stiefvater sah mich immer von der Seite an, mit Blicken, als wollte er sagen: »Bube, wenn ich dir nur trauen dürfte! — »Aber wenn es mit dem Schatze nichts »ist, so freue dich!« Von der ganzen Geistergeschichte wurde übrigens kein

Wort gesprochen. Überhaupt war die ganze Mahlzeit sehr einsilbig, fast gar stumm.

Meine Mutter, welche unendlich klüger war als mein Stiefvater, deren Glaube an die Gespenster also nicht so fest war als der seinige, und die wohl merkte, daß hinter der Sache etwas ganz andres stecken müßte, schielte mich immer von der Seite an, als wollte sie sagen: »halb und halb kann ich's wohl errathen, woran ich mit dir bin, ich möchte »aber doch das Gewissere aus deinem »Munde wissen!«

Ich saß also zwischen zwey Feuern. Man nehme nun noch dazu, daß mir unaufhörlich für mein Bündel bange war — denn wie leicht war es möglich, daß ein Vorübergehender neugierig ge-

nug war, einen von den Ziegeln, die ich vorgiegt hatte, wegzunehmen, und mich um meinen Reichthum zu bringen! — und man wird mir eingestehn, daß meine Lage nicht eben die angenehmste war.

Wie froh war ich, als wir abgegessen hatten, und mir mein Stiefvater den Brief auf die Post zu tragen gab!

Wie ein Vogel war ich zum Hause hinaus, und in das enge Gäßchen hinein. Mein Bündel lag unversehrt noch auf demselben Orte. Mit welcher Freude griff ich nach der theuern Beute!

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Zweytes Buch.

Das erste Kapitel.

Etwas über Freyheit.

Wie machte ich, daß ich zur Stadt hinauskam! Und wie wohl war mir, als ich das freye Feld gewonnen hatte. Ich lief — ich lief so sehr, daß ich über einen Weg von einigen Meilen gewiß kaum einige Stunden zubrachte.

Als ich glaubte außer Gefahr zu seyn, fing ich an, etwas langsamer zu gehn, und mein Schikſal zu überlegen.

Ich war also ganz frey, gehörte in der ganzen weiten Welt niemanden an, als mir selbſt: aber was sollte ich mit

dieſer meiner Freyheit anfangen? Wo ſollte ich meine Figur hinthun?

Es geht mit der Freyheit, wie mit ſo manchen Erdengütern, die wir uns wünſchen, ohne ſie zu kennen: wenn wir ſie haben, werden ſie uns läſtig, weil wir ſie nicht zu brauchen wiſſen.

Eigentlich möchte ich nicht einmahl behaupten, daß Freyheit ein Gut iſt.

Was heißt denn frey ſeyn?

Was anders, als unabhängig ſeyn, außer aller Verbindung mit andern Menſchen, kurz, allein in der Welt ſtehn.

Und welcher Menſch möchte wohl allein in der Welt ſtehn? Wer könnte das Gefühl ertragen, in gar keiner Verbindung zu ſtehn?

Gleichwohl iſt es gewiß, daß der Menſch, der in irgend einer Ver-

bindung steht, nicht mehr im eigentlichsten Verstande frey ist.

Sollte also wohl der große kamtschatkalische Philosoph Krukeillkapalatatzschkowitzsch recht haben, wenn er behauptet, daß die Freyheit, im eigentlichen Sinne des Worts genommen, ein Unding ist?

Ich möchte das dem großen Manne nicht so geradezu nachsagen. Ich möchte lieber bey meinem obigen Satze bleiben und sagen, daß die Freyheit kein Gut ist, wenigstens keines, daß der Mensch nach Würden zu schätzen weiß: denn warum nähmen sonst so manche unsrer Fürsten Favoritinnen und Günstlinge, warum nähmen unsre alten reichen Wittwen Beichtväter, unsre Hagestolzen Haushälterinnen, und unsre jungen Wildfänge Weiber?

Das zweyte Kapitel.

– Gute Aspekten!

Das Resultat meiner Betrachtungen war: daß ich meinen Weg bis zur ersten bedeutenden Stadt fortsetzen, und dorten Dienste suchen wollte.

Es fing endlich an dunkel zu werden, und ich ging auf das erste Dorf zu, dessen Lichter mir in die Augen fielen.

Es war ohngefähr neun Uhr, als ich in das Wirthshaus eintrat. Die Küche versprach einem Menschen wie ich, der ohnehin immer bey außerordentlichem Apetite war, und sich noch obendrein hungriger gelaufen hatte, als er gewöhnlich zu seyn pflegte, sehr viel. Es wurde darin gesotten und gebraten. Ich war beynahe dreyßig Thaler reich. Wie

segnete ich das Schicksal, daß es mich in ein Wirthshaus geführt hatte, wo es so viel zu essen gab!

Die Wirthin war sehr freundlich. Auf meine Anfrage, ob ich zu essen und Nachtlager haben könnte? antwortete sie mir mit einem vielversprechenden: »O ja! »Belieben Sie nur hineinzuspatzieren! »Sie können bedient werden!«

Das dritte Kapitel.

Ein Herr mit einem Stern.

Indem ich die Thüre des Gastzimmers öffnete, trat mir ein Herr entgegen, mit einer großen Alongenperücke, einem braunen Rocke mit Golde, einem blauen Ordensbande und einem funkelnden Sterne. Er war eben im Begrif herauszugehn.

Voller Respekt trat ich zurück, und machte ihm einen tiefen Bückling, den er sehr höflich erwiederte. Ich war ganz durchdrungen von seiner Gnade, denn ich hielt ihn wenigstens für einen reisenden Fürsten, der in diesem Gasthofe übernachten wollte.

Ich hatte mich von meiner Verbeugung noch nicht ganz wieder aufgerich-

tet, so erscholl eine weibliche Stimme aus dem Zimmer:

»Martin, wenn du einmahl hinauf»gehst, so bringe doch meine Pantoffeln »und den Ziegenkäse mit, der hinter dem »Ofen steht!«

»Du sollst bedient werden, Eulalia!« rufte der Herr zurück, und schob sich ganz gravitätisch weiter.

Ich stand da, sah ihm nach, und wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte? Einem Herrn mit Ordensbande und Stern den Auftrag zu geben, Pantoffeln und Käse herunterzuholen, das war etwas, das ich mir nicht erklären konnte.

Das vierte Kapitel.

Eine Dame mit Juwelen.

Die Wirthin kam mir mit einem Lichte nach.

»Nun?« sagte sie, als sie sah, daß ich immer noch an der Thüre stand, »warum gehn Sie denn nicht hinein?«

Sie ging vor mir her, und ich folgte ihr.

Die Gesellschaft die ich hier fand, spannte meine Verwunderung aufs neue. Sie bestand aus zwey Damen, und fünf Herren. Die eine Dame ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und machte sich mit einem großen Fächer Wind.

Auf ihren ponceau rothen Kleide wanden sich große goldne Schlangen von un-

ten hinauf und von oben herunter, und in die Kreuz und in die Quer. Mit der langen Schleppe kehrte sie das Zimmer, so daß auf jeden Schritt, den sie that, ganze Wolken von Staub aufflogen. Ihr Haar und der obere Theil ihres Körpers funkelte von Juwelen.

Hatte ich dem Herrn mit dem Ordensbande einen tiefen Bückling gemacht, so machte ich der Dame einen noch tiefern. Die Wirthin lächelte, stellte mir das Licht auf einen Tisch nahe an der Thür, lud mich ein zum Niedersitzen und ging wieder hinaus.

Das fünfte Kapitel.

Noch eine Dame mit Juwelen.

Ich wagte es endlich nach vielen Bedenklichkeiten, mich unter so vornehmer Gesellschaft — denn die übrigen Herren waren alle auf den Schnitt vergoldet und versilbert, und außerordentlich gepudert — niederzusetzen, und nahm meinen Platz ganz demüthig hinter dem Tische, den mir die Wirthin angewiesen hatte.

Die andre Dame, die fast eben so prächtig gekleidet war als jene, fing jetzt an ihren Kopfputz herunterzunehmen. Dem Lärmen und dem Gerassel nach, das die Juwelen machten, indem sie sie auf den Tisch legte, mußten Steine darunter seyn, die ein Viertelpfund wogen, und mein Stiefvater, dem man oft in

mei-

meinem Beyseyn Juwelen zum Pfande brachte, trug manchmahl Bedenken, auf einen Ring, in dem die Mittelsteine etwa wie eine Erbse groß waren, dreyßig Thaler zu leihen, ob er sie gleich, wenn sie nicht zur gehörigen Zeit wieder ausgelöst wurden, für zwey und dreyhundert wieder verkaufte.

Dieser Taxe nach zu schließen, was mußten diese Edelsteine erst werth seyn!

Das sechste Kapitel.

Die Methamorphose.

Indem ich so in meine Juwelentaxe vertieft war, fing die Dame zu meiner großen Verwunderung an, sich mitten unter den Männern auszukleiden. Ich sage, zu meiner großen Verwunderung, denn in meines Stiefvaters Hause war alles äußerst decent zugegangen. Sie zog sich bis aufs Hemde aus.

Ich sah ihr mit weit offnen Augen zu. Wie groß war erst meine Verwunderung, als sie auch den Rock fallen ließ, und auf einmahl ein paar schwarze zerrissene Beinkleider zum Vorschein kamen. Sie warf ihre rothledernen Schuhe weg, holte ein paar schmutzige Stiefeln

unter einem Tiſche hervor, fuhr hinein, und methamorpheſirte ſich ſo zu meinem nicht geringen Erſtaunen vor meinen ſichtlichen Augen zum Manne.

Das siebente Kapitel.

Die andre hält Probe.

Die andre Dame fing jetzt ihrerseits an ihren Kopfputz abzutragen, und ich war eben sehr aufmerksam auf sie, ob aus ihr nicht etwa auch ein Mann werden würde — denn mir war's gerade, als wäre ich in einer Feenwelt — als eben der Herr der vorhin so prächtig gekleidet war, und mit Ordensband und Stern geprangt hatte, in einem zerlumpten Überrocke wieder hereintrat, und einen stinkenden Käse vor mir auf den Tisch legte.

»Da ist der Käse, Eulalia,« sagte er.

»Nun? Und die Pantoffeln?« fragte die Dame.

»Die hab' ich vergessen!«

»Esel! so hole sie! Was man nicht »im Kopfe hat, muß man in den Beinen »haben!«

»Ein Herr, mit Ordensband und »Stern, und ein Esel!« sagte ich bey mir selbst: »Wie reimt sich das zusam»men?«

»Nun ja doch, Eulalia! Fahre nur »nicht gleich so auf!« antwortete er, und ging wieder zur Thüre hinaus.

Die Dame fuhr indessen fort sich auszukleiden. Sie stand mir ziemlich nahe, und ich beobachtete sie sehr genau, weil ich sicher glaubte, sie würde auch wie die andre ihr Geschlecht verändern. Aber es kamen Parthien zum Vorschein, die wohl den verstocktesten Zweifler überzeugen konnten, daß hier in Absicht des Geschlechts nicht der geringste Betrug obwaltete.

Das achte Kapitel.

Ein paar Probleme.

Die Dame mochte meine Aufmerkſamkeit bemerkt haben, denn ſie lächelte mir einigemahl ſehr bedeutend zu, und kam denn ſehr offenherzig zu mir herüber.

»Sie werden es nicht übel nehmen,« ſagte ſie, indem ſie ſich ein Stück Käſe abſchnitt, »aber es iſt gewaltig heiß: und »wenn man den ganzen Abend gearbeitet hat!«

»Gearbeitet?« — dachte ich, indem ich ihr laut verſicherte, daß ich »ihr unterthäniger Diener ſey.« — »eine Dame die ſo viele Juwelen hat, arbeitet, »und ißt ſolchen ſtinkenden Käſe?«

Ich konnte alles das nicht zuſammenreimen.

Ich getraute mich für lauter Reſpekt nicht, ihr in's Geſicht zu ſehn; ich ſchielte nur dann und wann nach der Seite hin: und ich fand ſie wunderſchön! Ihre Wangen waren ſo angenehm roth, ihre Augenbraunen ſo ſchön ſchwarz, ihr Hals ſo blendend weiß! Und unter ihrem Halſe war alles ſo ſchön rund, ſo voll! Ich war ganz in Entzücken verſunken über den Anblick ihrer Reize! —

Das neunte Kapitel.

Mein Geld fängt an zu operiren.

Die Wirthin kam indessen herein, und brachte mir mein Abendessen. Es bestand in einem Napf Suppe und einer gefüllten Taube.

Ich hatte, um mir's bequemer zu machen, mein Bündel, dessen Schwere mir die Tasche herabzog, auf den Tisch gelegt, und indem die Wirthin das Essen brachte, war die Dame so gefällig herüber zu greifen und das Bündel weiter wegzuschieben, um »für das Essen,« wie sie sagte, »Platz zu machen.«

Das Silbergeld erklang darin.

»Sie sind ja ordentlich bey Kasse, lieber Freund?« sagte sie zu mir.

Ich beantwortete das mit einem stummen Bückling.

»Hat Sie noch mehr Tauben, Frau »Wirthin?« fuhr sie fort.

»O ja,« sagte die Wirthin, »noch ein »halb Dutzend!«

»So gebe Sie sie nur herein!«

»Aber gebraten sind sie noch nicht.«

»Nun, wir warten schon!«

Die Dame setzte sich neben mich auf die Bank.

»Sie erlauben doch?« sagte sie, in»dem sie den Teller mit der Taube an sich zog. »Gefüllte Tauben sind meine Lieb»lingsspeise.«

»Mit dem größten Vergnügen!« erwiederte ich, ohnerachtet mir's, trotz ihrer Reize, welche meine Sinnen nicht wenig in Allarm setzten, nicht sehr ums Herz war, denn unglücklicherweise waren gefüllte Tauben auch meine Lieblingsspeise.

Das zehnte Kapitel.

Ich werde um meine Taube geprellt.

Ich glaubte, sie würde billig genug seyn, höchstens etwa mit einem Flügel oder irgend einer Extremität meiner Taube vorlieb zu nehmen: aber nein! Wie unbarmherzig die Dame mit meiner Taube umging! Sie schnitt und riß daran herum, daß es für einen Menschen, der für gebratene Thiere so vieles Gefühl hatte als ich, recht erbärmlich, recht herzrührend anzusehn war. Ich hatte meine Suppe — die ich, um von dem Abendessen doch etwas zu salviren, an mich gezogen hatte — noch nicht halb aufgegessen, so war die Taube schon verzehrt!

„Das hat geschmeckt!“ sagte sie, und schob den Teller mit den Beinen zu mir hin. „Ich danke Ihnen recht sehr!“

Ich machte ihr wieder eine ſtumme Verbeugung.

Der Herr, welcher vorhin den Käſe gebracht hatte, war mittlerweile mit den Pantoffeln angelangt, hatte aber damit nicht vorkommen können, weil die Dame noch mit Eſſen beſchäftigt war. Er ſtand alſo mit den Pantoffeln in der Hand uns gegen über, und ſah ihr zu.

»Aber, Eulalia,« ſagte er, als ſie fertig war, »wie du auch biſt! Iſſeſt da »dem Herrn ſein Abendeſſen weg!«

Das eilfte Kapitel.

Entschädigung.

»Ey was!« erwiederte sie, »Einer hüb»schen Frau nimmt ein galanter Herr so »etwas nicht übel!« — und bey diesen Worten warf sie mir einen Blick zu, der mir bis in meine hungrige Seele hineindrang — »Nicht wahr, lieber Freund?« fuhr sie fort, indem sie mich in den Backen knipp. »Geschwind einen Kuß zum »Zeichen, daß Sie nicht böse sind!«

Sie ergriff mich beym Kopfe, und gab mir einen Kuß — einen Kuß, der mich bis in den dritten Himmel versetzte! Ihr Halstuch verschob sich ein wenig, indem sie sich zu mir herüberbog, und das war eben nicht das geschickteste Mittel, mich aus meiner Entzückung in den

dritten Himmel wieder auf die Unterwelt herabzubringen!

Ich saß da und wußte nicht wie mir geschah, wußte nicht, ob ich für Entzükken lachen oder weinen sollte. So wie mir da war, so war mir in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen!

Das zwölfte Kapitel.

Die Pantoffeln.

"Du bist und bleibst doch immer das »muthwillige Weibchen, Eulalia!» sagte der Herr mit den Pantoffeln.

»Apropos, Mertin,» sagte sie, »wo »sind meine Pantoffeln?»

»Hier sind sie, Eulalia!»

Sie streckte sich jetzt auf der Bank zurück und legte die Beine herauf, so daß ihre Füße beynahe auf meinen Schooß zu liegen kamen.

»Soll ich dir sie anziehen, Eulalia?» fragte der Herr.

»Du kannst ja vor dem Tische nicht »dazu, Mertin!» antwortete sie. »Gieb »sie nur herüber! Der Herr wird schon »so gut seyn, und für heute Abend dei»ne Dienste verrichten. — Jetzt, lieber

»Freund,« fuhr sie zu mir fort, indem sie mir einen Fuß entgegen streckte, der mir ungleich schöner und niedlicher vorkam, als der schöne als Weiberfuß geformte porzellanene Tobacksstopfer, den mein Stiefvater nur des Sonntags zu brauchen pflegte. — »Jetzt wollen wir einmahl versuchen, ob Sie ein geschickter Kammerdiener sind?«

Meine Wangen glühten, und zitternd löste ich die großen Steinschnallen von ihren mit Golde über und über besäeten rothledernen Schuhen auf. Ich glaube, ich mag mich sehr ungeschickt dabey angestellt haben, denn sie lachte mir einigemahl laut ins Gesicht. Kein Wunder, denn ohnerachtet ich schon fast sechzehn Jahr alt war, so war doch ihr Fuß der erste Weiberfuß, den ich in meinem Leben berührte.

Das dreyzehnte Kapitel.

Das Souper.

Die Wirthin hatte indessen aufgedeckt, und lud uns ein, uns zu Tische zu setzen, weil das Essen gleich hereinkommen würde.

»Kommen Sie,« sagte die Dame zu mir, indem sie aufstand, und mich beym Arme faßte, »jetzt essen Sie mit uns. — »Sie setzen sich neben mir.«

Ich mußte Platz neben ihr nehmen.

Indem brachte die Wirthin einen ungeheuer großen Napf herein, und stellte ihn auf den Tisch: so groß, daß man allenfalls ein mäßiges Kalb darin hätte ersäufen können.

Ich machte einen langen Hals. Ich hatte von sechs gebratenen Tauben gehört,

hört, und sechs Tauben in einem so ungeheuern Napfe? Das wollte mir nicht in den Kopf!

Der Napf war bis oben voll von einer weißlichgrauen Sauce, und was darin lag, das sah aus, wie getragene Wäsche, die man in Seifenwasser zum Auswaschen eingeweicht hat, wie ich das in meines Stiefvaters Hause sehr oft gesehn hatte.

So hungrig ich auch war, so war das eben kein Anblick, der meinen Appetit sehr reizen konnte; mir fiel dabey alle Wäsche ein, die ich in meinem Leben getragen und auswaschen gesehn hatte.

Die Dame neben mir legte mir zuerst vor. Jetzt sah ich, daß es Kaldaunen waren. Ihr Geruch war noch weniger einladend als ihr Anblick. Ich legte, so

wie ich sie nur angestochen hatte, die Gabel sogleich wieder weg.

Die übrigen Herren, welche indessen in den Winkeln herumgelegen und geschlafen hatten, und auf den ersten Apell der Wirthin munter geworden waren, diese waren so ekel nicht. Sie aßen wie die Wölfe, und ehe ich bis zehn zählen konnte, war der ganze große Napf leer.

Das vierzehnte Kapitel.

Ich spekulire.

Ich setzte mein Vertrauen auf das von der Wirthin versprochene halbe Dutzend Tauben, von dem ich mir doch wenigstens Eine, für die, welche mir meine schöne Nachbarin weggegessen hatte, versprechen durfte?

Die Tauben kamen endlich. Neun Personen waren wir am Tische, und nur sechs Tauben in der Schüssel! Was für eine traurige Aussicht für mich, der ich noch nichts gegessen hatte, als einige Löffel elender Suppe!

»Herr Prinzipal, Sie tranchiren!« sagte einer von den Herren, und das war das erste laute Wort das am Tische gesprochen wurde.

Der Prinzipal — wohl zu merken, daß das der Herr war, welcher mir vorher mit seinem Ordensbande so viel Respekt eingeflößt hatte — nahm die Schüssel vor sich, legte eine ganze Taube auf seinen Teller, zerschnitt die übrigen in lauter Viertheile und gab die Schüssel herum.

Wie die Herren drein fielen! Und wie ich die Schüssel mit den Augen verfolgte! denn unglücklicherweise ging sie nicht auf meiner, sondern auf der andern Seite herum.

Endlich kam sie an mich, und es waren nur noch drey armselige Viertheile darin, statt der ganzen Taube, die ich mir versprochen hatte. Welch ein trauriger Anblick für mich!

»Indessen lieber drey Viertheile, als »gar nichts,« dachte ich, und war eben im Begriff die Schüssel auf meinen Teller auszuleeren.

Das funfzehnte Kapitel.

Meine Spekulation schlägt fehl.

Eben stieß mich mein Nachbar zur Linken in die Seite:

»Madame hat noch nichts!« sagte er.

Ich hatte das wohl gesehn, aber außerdem, daß sich der Hunger, und ein so drückender Hunger wie der meinige damals war, sehr wenig an die Gesetze der Höflichkeit kehrt, glaubte ich auch gar nicht, daß sie auf etwas von diesen Tauben Anspruch machen würde, nachdem sie mir vorher schon die meinige weggegessen hatte.

Jetzt kam meine Höflichkeit nun freylich mit meinem Hunger in eine garstige Kollision! Die Dame hatte unglücklicherweise gehört, was mein Nachbar zu

mir gesagt hatte, sonst hätte ichs allenfalls ignoriren können: aber sie saß, und wartete schon auf die Schüssel!

Ich that also meinem Herzen einen Stoß, und both ihr die Schüssel.

»Nach Ihnen!« sagte sie, und schob mir die Schüssel zurück.

Ich schob ihr die Schüssel wieder zu' und versicherte, ich würde ihr um keinen Preis vorgreifen.

Es war nicht etwa Höflichkeit, was mich dazu beweg: es war Spekulation! Wenn ich eher nahm, so mußte ich Schande halber nur ein Viertheil nehmen, und die übrigen zwey in der Schüssel lassen: drum wollte ich, daß sie das nehmliche thun sollte.

Aber ich hatte mich auch dießmahl in meiner Spekulation geirrt!

Die Dame ließ sich endlich erbitten zuzulangen, und — nahm zwey Vierthel, und ließ das dritte für mich in der Schüssel, das noch dazu fast durch und durch verbrannt war!

Das sechzehnte Kapitel.

Neue Hoffnung.

Ich armer Unglücklicher saß da, nagte aus Leibeskräften an meinem fast zu Holz ausgedürrten Taubenviertel, und würgte aus Verzweiflung ganze Hände voll Brod hinunter, um mir den Magen zu füllen, als die Wirthin mit einem sehr freundlichen Gesichte hereintrat, und fragte, ob ich satt wäre?

»Die Wahrheit zu sagen, Frau Wirthin,« antwortete ich ganz traurig, »noch nicht zur Hälfte!«

»Nun, wenn Sie wollen, Sie können noch mit einer vortreflichen Schöpskeule bedient werden!«

»Nur herein, Frau Wirthin!« schrie alles unisono. »Nur herein!«

Ich vereinigte mein »Nur herein!« von ganzem Herzen mit den Übrigen. Jetzt war doch wieder Hoffnung für mich, endlich einmahl satt zu werden.

Das siebzehnte Kapitel.

Dießmahl wird meine Hoffnung übel und böse befriedigt.

Zu meiner großen Verwunderung erschien die Schöpskeule sogleich, denn ich hatte mich schon gefaßt gemacht recht lange darauf warten zu müssen. Aber sie war so klein, so zusammengeschrumpft, daß man augenscheinlich daran sehen konnte, daß der Schöps entweder an einer Gemüthskrankheit oder an einer unglücklichen Liebe gestorben seyn mußte.

Der Herr Prinzipal, welcher einmahl das Officium hatte vorzuschneiden, machte sich jetzt mit aller Macht darüber her. Er wurde nicht so leicht damit fertig als mit den Tauben. Er war genöthigt einigemahl das Messer zu wetzen.

Nach vielem Wetzen, und Kopfschütteln und Fluchen kam er endlich damit zu Stande, und für diesesmahl war er doch so höflich mir zuerst die Schüssel zu reichen.

Ich kannte jetzt meine Gesellschaft schon besser, und fand nicht mehr für nöthig so höflich zu seyn, denn ich hatte schon bereits durch meine Höflichkeit den Kürzern nur zu sehr gezogen; und überdem sagt das Sprichwort: Ein blöder Hund wird selten fett.

Ich stach mir dem zu Folge vier der größten Stücke heraus, und fing mit aller Gewalt an zu essen. Ich sage, mit aller Gewalt, denn es gehörte wirklich Gewalt dazu, um dieses widerstrebende Schöpsfleisch zu bändigen. Indessen

kam ich doch damit zu Stande, und es ſchmeckte mir ſogar, ſo ſchlecht es auch war. Man weiß ja wohl, was Horaz ſagt:

Jejunus raro stomachus vulgaria temnit.

Das achtzehnte Kapitel.

Nur herein mit der Humpe!

Die übrigen Herren am Tiſche ließen ſich's eben auch nicht übel ſchmecken, und die Schöpskeule war faſt eben ſo geſchwind verzehrt, als vorhin die Kalbaunen.

»Auf einen guten Biſſen ſchmeckt ein »guter Trunk,« ſagte endlich ein ältlicher Mann, der mir gegenüber ſaß, und bisher den Mund noch nicht geöffnet hatte. »Was meinen Sie, Herr Prinzipal?«

»Das meine ich auch,« antwortete der Prinzipal, »aber bedenkt, Kinder, daß »die heutige Einnahme ſchlecht war! Auf dem Parterre noble nicht mehr als ſechs »Groſchen!«

»Aber das kleine Parterre war doch »passabel voll?« sagte mein Nachbar zur Linken.

»Nun ja,« antwortete der Prinzipal, »aber was hilft das? Waren wir nicht »die Musik vom Montage noch schul»dig?«

»Auch wieder wahr! Aber was hilft das? Der Mensch muß trinken! Nur »herein mit der Humpe, Frau Wirthin! »Eine gute Einnahme bringt alles wie»der ein, und so schlecht kanns doch nicht »bleiben. — Sie trinken doch Bier?« fragte er mich.

»Wohl allenfalls ein Glas!« antwortete ich.

»Nun also, nur herein mit der »Humpe!«

Das neunzehnte Kapitel.

Etwas über die Oper.

Die Wirthin stellte einen ungeheuer großen grünen irdenen Krug mit Bier auf den Tisch. Die Herren zechten — das war gerade als ob man Wasser auf glühende Steine gösse. Es dauerte keine zehn Minuten, so war der Krug, so groß er auch war, leer, und die Wirthin bekam ihn zum zweyten mahle zum Füllen.

»Ja Kinder,« sagte der Prinzipal, als der zweyte Krug auf dem Tische stand, und er sich wieder ein Glas eingeschenkt hatte, »ich sage Euch das, ich »weiß nicht mehr was ich anfangen soll. »Die Trauerspiele packen nicht mehr! »Was war das heute auf den Esser für »eine Einnahme?«

»Wis-

»Wissen Sie was?« antwortete mein Nachbar zur Linken — und das war der nehmliche, der sich vorhin aus einem Frauenzimmer in einen Mann verwandelt hatte — »Geben Sie deutsche »Opern!«

»Ja, daran hab' ich auch schon ge»dacht, aber wo Sänger hernehmen?«

»Sänger? Ey, wir singen alle! Nicht »wahr, Brüder?«

»Ja; wir singen alle!« antworteten die Übrigen im Chor.

»Und was mich betrift,« fuhr jener wieder fort, »ich stehe Ihnen dafür, daß »ich unsern Opern Ehre machen will. »»Das ganze Arkanum eine deutsche »»Oper zu machen,« hörte ich einmahl »einen unserer Operndichter sagen, »be»»steht darin, daß man alle die Dumm»

»heiten singen läßt, die man sich schä-
»men würde sagen zu lassen, weil man
»immer drauf rechnet, daß die Schön-
»heit der Melodie die Dummheit der
»Worte erträglich macht; und denn
»muß man auch darauf rechnen, daß
»unsre meisten Sänger und Sängerin-
»nen die löbliche Gewohnheit haben, so
»zu singen, daß man kein Wort vom
»Texte der Arien versteht.« Diesem
»Recepte zu folge will ich schon so sin-
»gen, daß, wenn die Arie aus ist, kein
»Mensch etwas andres soll gehört ha-
»ben, als die Melodie, und auch die nur
»vom Orchester!«

Das zwanzigste Kapitel.

Keine Ophelia!

"Aber der Teufel noch einmahl," sagte der Prinzipal, "jetzt fällt's mir erst ein, "ich habe heute frisch weg den Hamlet "angekündigt, und ich habe mich nicht "drauf besonnen, daß unsre Fischer in "den Wochen ist? Wer Teufel wird denn "die Ophelia spielen?"

"Die Ophelia?" sagte die schöne Eulalia, "die streichen wir heraus. Sie ist "ja sehr entbehrlich!"

"Ey gehorsamer Diener, Madame!" wandte mein Nachbar zur Linken ein, "dagegen hab' ich doch auch als Ham"let ein Wörtchen zu sagen! Wo bliebe "denn die schöne Scene, die ich mit ihr "habe? Wo bliebe denn mein schöner "Monolog?"

»Sehen Sie wie unbillig Sie sind,« sagte die schöne Eulalia ganz bitter und böse, »als Sie vor vierzehn Tagen in »Erbisdorf krank wurden, da gerade auch »Hamlet angekündigt war, und wir »den ganzen Hamlet herausstreichen »mußten, mußte ich mir's als Königin »nicht auch gefallen lassen, die schöne »Szene zu verlieren, die ich mit Ihnen »habe? Gerade meine Hauptszene?«

Mein Nachbar war geschlagen.

»Du hast Recht, Eulalia,« sagte der Prinzipal, »aber die Ophelia herausstrei»chen, das geht doch nicht! Die Rasesze»ne macht gar zu viel! Wenn sie mit »den Strohkränzen kömmt, so fangen sie »erst recht an zu aplaudiren! — Heraus »kann sie nicht bleiben. Was machen wir »denn?«

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Das Publikum kann nicht vor den Kopf gestoßen werden!

Es wurde lange hin und her überlegt was zu thun sey, man konnte aber zu keinem Schlusse kommen.

Einige Stimmen waren dafür, man sollte den Hamlet noch einige Tage aufschieben, bis die Fischer wieder spielen könnte.

»Das geht nicht, Kinder!« sagte der Prinzipal. »Ich kann mein Publikum »nicht vor den Kopf stoßen!« —

Nebenbey erfuhr ich, daß dieses Publikum eigentlich aus der Tochter des Försters und der Frau des Amtsschreibers bestand, welche die täglichen Zierden des Porterre noble waren —

»Der Hamlet ist auf morgen bestellt,
»und er muß gespielt werden, und soll
»ich die Ophelia — «

»Mir fällt ein herrlicher Gedanke
»ein! fiel die Prinzipalin ins Wort. Wie
»wär's, wenn wir die Großmagd von
»der Wirthin als Ophelia ankleideten?
»Sie brauchte nur stumm aufzutreten;
»ich sagte ihre Reden hinter der Scene.«

»Aber, Madame,« sagte ein sehr phlegmatischer, schon ziemlich ältlicher Mann, der bisher zu den ganzen Debatten kein Wort gesagt hatte, indem er sich die Pfeife anstekte. »Aber, Madame, wo »bliebe die Aktion? Das geht nicht! Die »Illusion würde gar zu sehr darunter »leiden! Wißt Ihr was? Ich habe Euch »schon manchmahl aus der Noth geholfen; ich will's auch dießmahl thun.

»Gebt mir die Ophelia, ich will sie ma-
»che

Ein lautes Brave! erscholl von allen Seiten.

»Aber, Brüderchen! Wirst du sie auch »von heute auf morgen lernen können?« fragte der Principal.

»Kinderey! Die fresse ich morgen zum »Frühstück! Hab' ich nicht letzthin den »ganzen Romeo in einer Nacht gefres»sen? He? Und ging die Rolle nicht wie »geschmiert?«

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Die neue Dekoration.

»Kurios bin ich nur, was das Publikum »morgen zu der neuen Dekoration sa»gen wird!« sagte der Prinzipal nach »einer kleinen Pause in einem sehr wich»tigen Ton.

»Eine neue Dekoration?« fragten die Übrigen.

»Nicht wahr, das überrascht Euch? — »Hätte ich nur nichts gesagt, so wäre »die Überraschung noch größer gewe»sen. — Wartet, ich werde Euch etwas »sehen lassen,« fuhr er sehr geheimniß»voll fort — »Aber Ihr müßt mich nicht »verrathen, wenn etwa der Förster und »der Amtsschreiber morgen zum Früh»stücke herkommen.«

Bey diesen Worten ging er hinaus, und alle saßen voller Erwartung.

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

"Da seht einmahl her," sagte er, indem er wieder hereintrat, und ein Stück Leinwand aufstellte, auf welches graues Papier aufgekleistert war, — »jetzt sagt »mir einmahl, was ist das?«

»Was das ist?« antworteten einige. »Papier auf Leinwand geklebt!«

»Das weiß ich wohl! Ich meine, für »was Ihr's ansehet? Was es für eine »Gestalt hat?«

»Für eine Gestalt? — Es hat eigentlich gar keine!«

»Desto besser!« rufte er mit einem triumphirenden Lachen. »Desto besser! »Das will ich eben!«

»Aber was iſt's denn eigentlich? Was »ſoll's denn ſeyn?«

»Könnt Ihr das nicht errathen? »Sinnt einmahl nach!«

Alle nahmen jetzt eine nachdenkende Stellung an.

»Und es gehört zum Hamlet?«

»Zum Hamlet!«

»Da wüßt' ich nichts, was es ſeyn »könnte!« ſagte mein Nachbar.

»Ich auch nicht!« wiederholte die Prinzipalin.

Und das »Ich auch nicht!« ging durch alle Stimmen durch.

»Sagt mir nur, ſeyd Ihr denn gar »zu ſehr vernagelt?« fragte der Prinzipal, indem er den Zeigefinger an ſeine Stirn ſetzte. — »Ich ſehe es ſchon, ich

»muß Euch nur aus dem Traume helfen:
»es iſt eine Wolke!«

»Eine Wolke!« wiederholten alle voller Verwunderung.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Ist unsern neuern Dramaturgen ganz vorzüglich zu empfehlen.

"Seht Ihrs, Leute," fuhr der Prinzipal fort, „mir soll man nicht nachsagen, daß „ich unter die knauserigen Prinzipale „gehöre, und nichts auf Dekorationen „verwende. Ich habe schon manchen „schönen Groschen in's Werk gesteckt; „laßt mich nur erst ein wenig zu Kräften kommen, und ich stehe Euch dafür, „mein Theater soll das erste in Deutschland werden. Aber verstehn muß „man's! — Ich spekulire Tag und „Nacht. — Wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, so will ich Euch etwas anvertrauen: ihr habt doch vorige Woche „gehört, wie die Schulmeisterin in der

»Emilia Galotti laut aufschrie, als ich
»die erstach?«

»Ja, das war ein Schrey!« sagte die Prinzipalin, »ich hätte beynahe das »Sterben drüber vergessen!«

»Nun, und als wir am Montage die »Emilie wieder gaben, kamen keine Leu»te drauf: das wißt Ihr doch noch?«

»O ja! Wir konnten ja die Musik »nicht einmahl bezahlen!«

»Nun seht Ihr, da habe ich nun so »für mich darüber nachgedacht, woher »das wohl kommen mag, und richtig »hab' ich's herausgegrübelt. Was meint »Ihr wohl, woran es liegt?« —

Alle sahen ihn mit offnem Munde an. —

»Am Ausgange liegts!« fuhr er nach einer Pause fort. »Der ist nicht befrie-

»digend: er ist zu traurig. Das nächste »mahl geb' ich sie als Lustspiel, und Ihr »sollt sehen, wie sie Leute ziehen wird!«

»Ein guter Gedanke! Auf Ehre ein »guter Gedanke!« schrieen alle.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Eben so instruktiv wie das vorige.

"Dann will ich Euch noch etwas sagen," fing er wieder an, »aber das muß unter »uns bleiben. Ihr versprecht mir's doch?«

»Wozu ist denn das erst nöthig?« antwortete der Primo Amoroso, indem er sich in die Brust warf. »Es besteht »ja unter uns ohnehin ein Gesetz, daß »keiner die Direktionsgeheimnisse aus»plaudern darf?«

»Auch wieder wahr! — Also: ihr »wißt doch, daß der Bettelstudent nichts »mehr bey uns thut?«

»Den haben wir aber auch ehrlich ab»gedroschen!«

»Ich arbeite ihn jetzt um, und mache »ein Trauerspiel draus.«

»Ein Trauerſpiel? Aus dem Bettel»ſtudenten ein Trauerſpiel?« erſcholl im Chor.

»Nicht wahr, das frappirt Euch? Das »freut mich! Daran kann ich abnehmen, »was mein Gedanke erſt im Publikum »für Lärmen machen wird! Und im Grun»de iſt nichts leichter als das: ich laſſe »alles wie es iſt, und ändre nur den »Ausgang. Die Mühle, in die das »Wetter ſchlägt, brennt wirklich ab, das »Müllermädchen verbrennt mit, und wie »der Offizier das ſieht, erſticht er ſich. »Da habt Ihr das natürlichſte Trauer»ſpiel, das ſich nur denken läßt!«

»Richtig! Ein herrlicher Einfall!« ſchrieen alle.

Das

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Die Wolke.

"Aber wieder auf das vorige zu kom»men,« sagte die Prinzipalin, »sage mir, »Martin, wozu brauchst du denn die »Wolke zum Hamlet?«

»Wie du fragen kannst, Eulalia! »Weißt du denn nicht die Stelle wo »Hamlet den Oldenholm fragt: »Seht »Ihr jene Wolke dort?«»

»Ach ja! Ich besinne mich!«

»Nun siehst du! Diese Wolke bringe »ich wirklich aufs Theater, statt daß »sonst nur davon gesprochen wird. Das »befördert die Illusion, und ich halte et»was auf Illusion! Aber wo eigentlich »das Feine von der Sache steckt, das

»wißt Ihr doch nicht! — Wartet, ich »muß Euch die ganze Stelle herſagen:

Hamlet.

»Seht Ihr jene Wolke dort, die bey»nahe wie ein Kameel ausſieht?«

Oldenholm.

»Ja, meiner Treu, gerade wie ein Ka»meel!«

Hamlet.

»Mich dünkt, ſie gleicht einem Wie»ſel!«

Oldenholm.

»Ja, ſie hat einen langen Rücken »wie ein Wieſel!«

Hamlet.

»Oder wie ein Wallfiſch?«

Oldenholm.

»Ja, gerade wie ein Wallfiſch!«

»Nun seht Ihr, Kinder, da nun Prinz »Hamlet, wie aus diesen Reden offenbar »erhellet, im Kopfe nicht recht richtig ist, »so mußte sehr sorgfältig vermieden wer»den, daß die Wolke weder mit einem »Kameel, noch mit einem Wiesel, noch »mit einem Wallfische die geringste Ähn»lichkeit hat! Das ist der Pfiff! Und »nun seht mir sie einmahl an: den will »ich loben, der in dieser Wolke das Ka»meel, das Wiesel oder den Wallfisch »findet!«

»Oder auch die Wolke!« sagte ich bey mir selbst.

»Es ist wahr!« schrieen alle.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Der Anschlagzettel.

"Wenn ich mir's recht überlege," sagte der Prinzipal wieder, indem er seine so genannte Wolke wieder zusammenrollte, "sehe ich auch nicht ein, warum ich aus "meiner neuen Dekoration ein Geheim"niß machen soll? Ich glaube, es zieht "Leute, wenn ich sie auf den Zettel setze. "Was meint Ihr, Kinder?"

"Ich habe auch schon dran gedacht," sagte der Phlegmatiker, der die Rolle der Ophelia übernommen hatte.

"Setzen wir's auf den Zettel!" sagten einige.

"Albert, sind die Zettel für morgen "schon geschrieben?

"Ja, da sind sie," antwortete Albert.

»Die Wolke muß also drauf gesetzt »werden.«

»Also, ich schreibe her, »nebst einer »»neuen Wolke,« sagte Albert, und holte Dinte und Feder.

»Bey Leibe nicht!« schrie der Prinzipal, »nebst einer neuen Wolke, das »setzte ja voraus, daß wir schon ehemahls »eine Wolke zum Hamlet gehabt hätten, »und wir haben ja das Stück bisher »immer ohne Wolke gegeben. Nur kei»ne Sprachunrichtigkeiten! Die kann ich »nicht dulden. Warten Sie, ich werde »Ihnen diktiren: »Unter andern wird »heute — eine neue Dekoration — beste»hend in einer — mit besonderm Fleiß »und Geschmack ausgemahlenen Wolke — »die Ehre haben, — sich einem hochan»sehnlichen Publiko — ganz besonders zu

»Gnaden zu empfehlen — als wodurch »der Prinzipal — «

»Seht Ihr's, Kinder, ich könnte sehen, »der Herr Prinzipal, aber ich mag sol»che Alfanzereyen nicht! Ich bleibe des»wegen doch was ich bin!« —

»Also: der Prinzipal — den beson»dern Beyfall seiner hohen Gönner — »einzuärndten hofft. «

»So! Was sagt Ihr zu der Annonce?«

»Morgen gebe ich schon einen halben »Gulden mehr für die Einnahme!« sag»te der, der den Zettel geschrieben hatte.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Ein Geschrey.

Die Frau Prinzipalin gähnte einmahl über das andre, meinte endlich, es sey Zeit schlafen zu gehn, nahm das Licht, empfahl sich der übrigen Gesellschaft, und ging. Die andern Herren thaten ein gleiches, so daß ich und der Herr Prinzipal allein sitzen blieben.

»Frau Wirthin!« sagte er, »jetzt meinen Schlaftrunk.«

Die Wirthin setzte ihm eine Flasche Brandwein auf den Tisch.

»Das ist so mein Labsal,« fuhr er zu mir fort, »da rauch ich noch ein paar »Pfeifen, und trinke mein Gläschen »Schnaps dazu, und da befinde ich mich »am besten! Sie können glauben, es ist

»keine leichte Sache, so ein Werk zu di»rigiren! Das Theater hat mächtigen »Einfluß! Es ist die allgemeine Sitten»schule: und deswegen halte ich bey mei»ner Gesellschaft vorzüglich auf Zucht »und Ordnung, und wenn mir einer —«

Indem hörten wir über uns ein schreckliches Geschrey.

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Ein Zweykampf.

"Was iſt das?" ſagte der Prinzipal, und eilte zum Zimmer hinaus. Ich eilte ihm nach, um zu wiſſen was es gäbe? Die Treppe war nicht hoch. Wir waren in ſechs Sprüngen oben, und im Schlafzimmer der Frau Prinzipalin.

Es war der Primo Amoroſo und der ältliche Mann, der die Rolle der Ophelia übernommen hatte, die einander bey den Haaren hatten, und ſich dabey alle mögliche Schimpfnahmen gaben, die nur zu erdenken ſind. Die Frau Prinzipalin ſtand faſt in puris naturalibus, das heißt, im bloßen Hemde bey ihnen, und ſuchte Frieden zu bieten.

"Aber Kinder, was habt Ihr denn?"

ſagte der Prinzipal, »ſeyd doch vernünf-
»tig! Eulalia, was gabs denn?«

Die Herren ließen bey unſres Erſchei-
nung von einander ab, und ſchienen in
einiger Verlegenheit zu ſeyn.

»Nichts iſt's, lieber Martin!« ſagte
die Prinzipalin. »Streicher kam her-
»über, und wollte die Rolle der Ophelia
»von mir haben, und indem kam —
was wollten Sie?« fragte ſie den Pri-
mo Amoroſo —

»Ich wollte — ich hatte heute meine
»Rolle vom Hamlet bey Ihnen liegen
»laſſen!« ſtotterte dieſer.

»Alſo,« fuhr die Prinzipalin fort,
»weil ich kein Licht mehr hatte, ſo hielt
»einer den andern im Finſtern für einen
»Dieb, und — «

Der Prinzipal brach in ein lautes
Gelächter aus.

»Was Ihr für Narren seyd!« sagte er, »als ob's bey mir etwas zu stehlen »gäbe! Ich bitte Euch, geht schlafen!«

Und damit trollte er sich wieder die Treppe hinunter, und ich folgte ihm.

Das dreyßigste Kapitel.

Der Prinzipal sucht mich anzuwerben.

„Aber jetzt sehen Sie doch, was ich für „Leute habe!“ sagte er, als wir wieder Platz genommen hatten. „Noch bey spä„ter Nachtzeit schleichen sie in das Schlaf„zimmer meiner Frau, um ihre Rollen zu „holen. Und zwey auf einmahl! Das „ist ein Kunsteifer! Zwey auf ein„mahl!“ — —'—

Non aliam ob causam, nisi quod virtus in utroque Summa fuit.

Hätte ich gedacht, wenn ich damahls den Horaz gekannt hätte. —

Er schenkte sich bey diesen Worten ein Glas Braydwein ein.

„Sagen Sie mir, junger Mann, wer „sind Sie, wenn ich so frey seyn darf „Sie zu fragen?“ fuhr er fort.

Ich fand gerade nicht für gut, ihm meine ganze Geschichte zu erzählen: ich sagte ihm nur, ich sey ein junger Mensch, der eigentlich gar niemanden angehöre, und der sich in der Welt etwas versuchen wolle.

»Und wo könnten Sie das besser, als »beym Theater?« antwortete er. »Sie »haben Gestalt, haben Organ, habtn »Kopf, wie ich Ihnen ansehe. Junger »Mann, Ihnen steht eine große Bahn »zu durchlaufen offen. —

Bey diesen Worten trank er wieder ein Glas Brandwein. —

»Unter meiner Leitung können Sie »etwas werden. Vertrauen Sie Sich mir »an. Weihen Sie Sich der Kunst, jun»ger Freund! Sie haben ja wohl den

»Gellert gelesen? Wissen Sie nicht was »er sagt:

Treu sich den Künsten weihn,
Macht unsre Sitten mild, und lehrt uns
menschlich seyn. « —

Hier schenkte er sich das dritte Glas Brandwein ein.

Das ein und dreyßigste Kapitel.

Ich beschlafe mir seinen Antrag.

"Wir Schauspieler sind eigentlich die »wahren Sittenlehrer des Volks, denn »wir sind's, die die reine Sittenlehre dar»stellen,«

Hier leerte er sein Glas aus, und schenkte sich ein frisches ein. —

»Und deswegen werden wir auch »überall geachtet und geschätzt, wo wir »hinkommen. Sie sollen einmahl sehn, »wenn ich mit meiner Gesellschaft nach »N. zum Markte gehe, wie man uns »aufnimmt! Beym Bürgermeister werde »ich gleich vorgelassen, denn der ist ein »gescheuter Mann, der recht gut weiß, »was mein Theater für Einfluß auf die »Sitten hat. Und dorten geht das Ding

»ganz anders; da gebe ich Ritterstücke,
»die ich hier nicht geben kann, denn hier
»habe ich keine Statisten, die eigentlich
»das mehreste bey der Sache thun, die,
»wie man zu sagen pflegt, das Kraut
»fett machen. Aber dorten kann ich sie
»mit allem Pomp geben, denn ich habe
»alle Abende wenigstens sieben bis acht
»Komparsen auf dem Theater. Und der-
»gleichen Stücke haben gewaltigen Ein-
»fluß, mein junger Freund! Man fühlt
»dadurch der Nation an den Puls! Man
»sieht ohngefähr aus der Art wie ein
»solches Stück aufgenommen wird, wie
»das Volk denkt. Und Sie müssen doch
»eingestehn, daß das sehr viel ist!«

Ich beantwortete ihm diese ganze schöne Rede mit einem gähnenden Ja—a—a! denn mich interessirten alle

diese

diese Dinge damahls sehr wenig, weil ich von der ganzen Theaterwelt keinen Begriff hatte, denn ich war in meinem Leben noch in kein Theater gekommen.

Schläfrig wie ich war, gab ich ihm eine gute Nacht, und legte mich auf die Streu, welche die Wirthin indessen für mich zubereitet hatte, nachdem ich ihn versichert hatte, ich würde mir seinen Antrag beschlafen.

Das zwey und dreyßigste Kapitel.

Der Antrag des Prinzipals fängt an mir einzuleuchten.

Als ich am andern Morgen erwachte, fiel mir der Vorschlag wieder ein, den mir der Prinzipal gestern gethan hatte. Je mehr ich darüber nachdachte, je mehr leuchtete er mir ein. Die Lebensart dieser Leute schien mir sehr lustig zu seyn, und welcher junge Mensch lebt nicht gern lustig? Überdem war ich ganz mein eigner Herr, ich gehörte keinem Menschen an, konnte mir eine Bestimmung wählen welche ich wollte.

»Versuchen könnte ich's ja wohl,« sagte ich bey mir selbst. »Gefällt mir's »nicht, so kann ich ja fort, wenn ich »will? Wenigstens will ich heute hier

»bleiben, und mich mit dieſen Leuten et»was näher bekannt machen. Zu verſäu»men habe ich ja nichts!«

Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo hatten die ſchönen Augen der Prinzipalin an dieſem Entſchluſſe den mehreſten Antheil, denn ich hatte ihr ein wenig zu tief hineingeſuckt.

Das drey und dreyßigste Kapitel.

Die Frau Prinzipalin erscheint.

Es war schon fast zehn Uhr, ehe jemand von unsern Histrionen zum Vorschein kam. Ich äußerte meine Verwunderung darüber gegen die Wirthin.

»O!« sagte sie, »die Herren stehen »nie früh auf! Sie lassen sich Zeit. Im »Grunde haben Sie es auch nicht nöthig. Die haben das beste Leben, und »unser eins muß sich plagen und zerar»beiten!«

Das war nun eigentlich Wasser auf meiner Mühle. Ich war ein großer Liebhaber vom lange schlafen, und ich fühlte von diesem Augenblicke an einen starken Beruf mich unter Melpomenens und Thaliens Günstlinge aufnehmen zu lassen.

Nach und nach kamen die Herren zum Frühstücke. Dieses bestand in einem großen Stücke Butterbrod, und einem großen Glase Brandwein, das jeder verschluckte, als ob's ein Glas gemeines Wasser wäre.

Endlich erschien auch meine Augenweide, die Frau Prinzipalin. Sie war so schön weiß und roth! — Man hätte schwören sollen, die Rosen und Lilien ihrer Wangen wären erst diesen Morgen aufgeblüht, so frisch waren sie. Sie trug ein Morgenkleid, das zwar lange genug in ihrem Dienst gewesen zu seyn schien, das aber doch bey alle dem treulos genug war, so manchen ihrer Reize zu verrathen, den es verbergen sollte. — Man weiß ja wohl, alte Diener werden geschwätzig.

Das vier und dreyßigste Kapitel.

Ein Spaziergang.

Sie both mir die Hand, und setzte sich neben mich. Ihre Freundlichkeit, die Geschwätzigkeit ihres Morgenkleides, ihre Blicke — alles das machte eine Wirkung auf mich, die ich nicht beschreiben kann, und die mir bis dahin fremd gewesen war.

Nachdem sie ihren Kaffee getrunken hatte, machte sie die Beobachtung, daß das Wetter sehr schön sey, und daß eine kleine Tour in das Holz bis zur Tischzeit nicht schaden könne. Sie fragte mich, ob ich ein Liebhaber vom Spaziergehn sey? Wer wollte da nicht Liebhaber seyn? Ich war so gleich bey der Hand. Der Prinzipal nahm seinen großen Knotenstock und begleitete uns.

»Eulalia,« sagte er, als wir eine Weile gegangen waren, ich habe diesem »jungen Manne gestern Abend den An»trag gemacht, zu meinem Theater zu »gehn. Was meinst du dazu?«

»Was ich dazu meine? Ich meine, »daß das eine herrliche Acquisition für »uns wäre!«

»Sie sind zu gütig!«

»Nein, nein, es ist mein Ernst. Sie »können Glück auf der Bühne ma»chen!« — sie drückte mir dabey die Hand. —

— Der Händedruck brannte mich bis auf die Wangen hinauf. —

»Wenn ich wüßte, daß ich geschickt »genug wäre —«

»Geschickt genug? O für sich ich Ih»

»nen, lieber Freund. Wagen Sie es »frisch. Sie machen sicher Glück.«

Diese Worte waren von einem zweyten Händedrucke begleitet, der mir das Glück im Voraus zu versichern schien, das meiner wartete.

Das fünf und dreyßigste Kapitel.

Eine Gewissensfrage.

"Auf Ihre Versicherung möchte ich's »beynahe wagen,« sagte ich.

»Wie gesagt! Wagen Sie es getrost; »ich stehe Ihnen für den Erfolg!«

»Und was meinst du, Eulalia, zu »was für Rollen der Herr ohngefähr zu »brauchen seyn könnte?«

»Ist das wohl eine Frage? Zu zärt»lichen Liebhabern! Nicht wahr, lieber »Freund?«

Bey diesem »Nicht wahr?« gab es wieder einen Händedruck, und einen zärtlichen Blick — ich hätte von Stahl und Eisen seyn müssen, wenn ich nicht geschmolzen wäre!

»Ich will es auf Ihr Wort verſu-
»chen!« ſagte ich ſehr beſcheiden.

»Das thun Sie!« antwortete ſie,
»und ich bin überzeugt, daß Ihr erſter
»Verſuch gleich ein Meiſterſtück ſeyn
»wird. Ich freue mich ſchon im Voraus
»darauf! —«

Wieder ein Händedruck. —

»Aber Sie, kleiner Schleicher: gleich
»beichten Sie! Wird das wirklich der
»erſte Verſuch ſeyn, den Sie als Lieb-
»haber machen?«

»Ich habe wirklich noch nie ein Thea-
»ter betreten!«

»Ach ſo meine ichs nicht! Ich meine
»auf dem Theater der Welt! Waren Sie
»noch nie verliebt?«

»Nein! Meine bisherigen Verhältniſ-
»ſe waren ſo, daß ich gar keine Gele-
»genheit dazu hatte.«

»Und möchten Sie es auch nicht »seyn?« —

Wieder ein Händedruck, den ich erwiederte, denn ich fing jezt schon an ein wenig mehr Muth zu fassen. —

»Aber, Eulalia! Was du für Fragen »thust!« sagte der Prinzipal.

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Ein Vorschlag.

"Wissen Sie wohl, was mir eben ein»fällt?» fuhr er fort. Sie könnten heu»te Abend ein Probestück machen.»

»Heute Abend noch?» fragte die Prinzipalin. »Wie geht denn das an? Wie »kann er denn die Rolle lernen?»

»Laß du mich doch gehn! Ich weiß »ja wohl was ich rede! — Sie könnten »in der kleinen Tragödie den Giftmischer »machen. Sie brauchen nur stumm auf»zutreten, dem Herzog das Gift in die »Ohren zu schütten, und wieder abzu»gehn. Es ist nur, damit ich sehe was »für Talente Sie zur Kunst haben, und »wie ich Sie ohngefähr in mein Werk »brauchen kann.»

»Ah, wenn das ist, da hast du Recht,« sagte die Prinzipalin. »Aber probirt muß »es doch vorher werden.«

»Das thun wir, wenn wir jetzt nach »Hause kommen. Ich denke, wir kehren »also um.«

Das thaten wir, und fanden bey unserer Zurückkunft die übrigen Herren mit Kartenspielen beschäftigt.

»Meine Herren!« sagte der Prinzipal, als wir eintraten, »hier stelle ich »Ihnen einen neuen Kameraden vor.«

Die Herren bewillkommten mich mit den freundschaftlichsten Küssen und Händedrücken, die man sich nur denken kann. So herzlich war mir noch nie begegnet worden, seit ich auf der Welt war, und ich segnete ordentlich den Augenblick, in welchem ich unter sie gekommen war.

Das sieben und dreyßigste Kapitel.

Die Probe.

»Jetzt also probieren wir gleich Ihre »Rolle,« sagte der Prinzipal. »Warten »Sie, ich setze mich daher und schlafe — »Sie müssen wissen, ich spiele drey Rol»len im Stücke, den Herzog, den Olden»holm, und den Güldenstern — jetzt bin »ich also der Herzog — «

Bey diesen Worten setzte er sich auf einen Stuhl, und legte sich mit dem Kopfe auf den Tisch. —

»Sie kommen dorten heraus,« fuhr er fort, »haben eine Phiole in der Hand — »nehmen Sie nur indessen dort die Brand»weinflasche — und schütten mir das »Gift hier ins linke Ohr. Nur müssen »Sie vor allen Dingen wissen, daß die

»Force ihrer Rolle im Gesichterschneiden »liegt, denn Prinz Hamlet ruft Ihnen »zu: »»Nun höre einmahl auf, deine »»verteufelten Gesichter zu schneiden! »»Der krächzende Rabe schreyt um Ra»»che!« — Also jetzt kommen Sie! —«

Ich that mein möglichstes, seinen Befehl zu erfüllen. Die Probe lief sehr glücklich ab; alles schrie mir ein lautes »Bravo!« zu, und die Prinzipalin versicherte mich, daß ich in kurzer Zeit einer der ersten deutschen Schauspieler werden würde.

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Ich werde ausgetrommelt.

"Aber jetzt, Kinder, sagt mir," sagte der Prinzipal, "glaubt Ihr nicht, daß es gut "ist, wenn ich den neuen Akteur annon"ciren lasse?"

"Freylich! Das muß seyn!" schrieen alle.

"Also — geschwind die Trommel, Al"bert!"

Albert, war wie ein Blitz mit der Trommel da.

"Sie rufen uns, Herr — Wie heißen Sie?"

Ich war klug genug, meinen wahren Nahmen nicht zu nennen.

"Schreiber," sagte ich.

"Also: Herr Schreiber, ein neu auf"ge-

»genommenes Mitglied unsrer Gesellschaft »wird heute die Ehre haben, sich einem »hochansehnlichen Publikum in der Rolle »des Giftmischers ganz besonders zu em»pfehlen, und bittet um zahlreichen Zu»spruch.«

Albert lief und trommelte aus Leibeskräften.

Das neun und dreyßigste Kapitel.

Ich halte mich für die gestrige Fasten schadlos.

Mich machte der Beyfall, den man mir von allen Seiten zugerufen hatte, so vergnügt, daß ich mich vor lauter Freude nicht zu lassen wußte.

Die Wirthin hatte indessen einen ungeheuern Napf mit Klößen und eine große Schüssel mit geräuchertem Fleische auf den Tisch gesetzt.

Wir nahmen Platz, und dießmahl war ich nicht mehr so bescheiden wie gestern Abends: ich griff gleich zuerst nach der Schüssel, die ich aber doch aus Höflichkeit der Frau Prinzipalin, welche sich, wie billig, wieder neben mich gesetzt hatte, zuerst präsentirte, und legte mir den

Teller über und über voll. Mit dem Napfe machte ich's auch so: denn da ich nun einmahl der Kamerad dieser Herren geworden war, so wollte ich ihnen beweisen, daß ich vor der Hand wenigstens im Essen ihr Kamerad seyn könnte.

Im Grunde war mir auch wirklich eine gute derbe Mahlzeit nothwendig, denn mein Magen war mir noch von meiner gestrigen Fasten so hohl wie ein leeres Faß.

Das vierzigste Kapitel.

Beynahe verschlafen!

Als die Mahlzeit vorbey war, mußte ich meine Scene noch einmahl probiren, denn der Prinzipal behauptete, wir müßten noch eine Probe mit dem vollen Theater haben.

Die Herren meinten allesammt, sie ginge unverbesserlich, und da mirs die Prinzipalin auch versicherte, so glaubte ich's gutherzig genug auch.

Nach geendigter Probe gingen die Herren Kameraden allesammt schlafen, um, wie sie sagten, Mittagsruhe zu halten. Da die Frau Prinzipalin auch gegangen war, so fand ich die Einrichtung gar nicht übel, und legte mich auch schlafen.

Ich glaube ich ſchliefe noch, wenn mich nicht der Prinzipal aus Leibeskräften gerüttelt und geſchüttelt hätte!

»Ums Himmels willen kommen Sie!« ſchrie er, »der Herzog und die Herzogin »ſind ſchon draußen!« und damit ſprang er die Stiegen hinauf.

Schlaftrunken wie ich war, taumelte ich ihm nach.

»Was zieh ich denn an?« fragte ich.

»Sie brauchen nichts anzuziehen!« antwortete er, »man ſieht nichts als den »Kopf. Nur daß die Haare hübſch wild »herum hängen.«

Bey dieſen Worten riß er mir das Band vom Zopfe, ſtrich mir das Toupée über die Stirne herein, ſtieß mich hinter das Theater, und ging dann vor, und nahm ſeinen Platz als Oldenholm hinter der Königin.

Das ein und vierzigste Kapitel.

Ich bekomme ein Prädikat.

Aus lauter Kunsteifer hatte mich der Prinzipal zu zeitig hinausgestoßen. Der Herzog und die Herzogin hatten einander noch eine Menge zu sagen; aber was das ärgste war, er hatte mich nicht nur zu zeitig, sondern auch etwas zu stark gestoßen, denn ich fiel der Länge nach zwischen dem Herzog und dessen durchlauchtigsten Gemahlin auf den Boden nieder, und hätte beynahe beyde über den Haufen gerissen.

Glücklicherweise hatten wir kein ordentliches Theater worauf wir spielten, denn das ließ unser Raum und unsre Kasse nicht zu. Es war nur in dem hintern Prospekt ein großes viereckiges Loch

geschnitten, hinter welchem wir agirten, so daß die Zuschauer nichts als die Köpfe von uns sahen. - Mein Fall war so schnell, daß man vorn im Publikum wenig oder nichts davon wäre gewahr worden, wenn nicht Ihro Durchlaucht, die Herzogin — welche, im Vorbeygehn gesagt, niemand anders war als die Magd des Schulmeisters, die aus Gefälligkeit für ihren Liebhaber, den Hausknecht im Gasthofe, der den Geist machte, diese Rolle übernommen hatte — mir in allerhöchsten Gnaden mit lauter und vernehmlicher Stimme das Prädikat eines dummen Ochsen beyzulegen geruht hätten, weil ich im Fallen ihr Bein, an welchem sie einen offnen Schaden hatte, ziemlich unsanft berührt haben mochte.

Das zwey und vierzigste Kapitel.

Mein Debüt.

Natürlicherweise machte dieser Ausruf die Neugier der Zuschauer rege. Es entstand ein Gemurmel, und einige fragten ganz laut hinauf, was geschehn sey? Prinz Hamlet und das ganze königliche Haus, die bärtige Ophelia mit eingeschlossen, geriethen darüber in die äußerste Verlegenheit, weil sie es selbst nicht recht wußten. Die Herzogin hatte sich aus dem Staube gemacht, ohne ihre letzte Rede auszusagen. Der Herzog rufte ihr mit gedämpfter Stimme zu, sie sollte und müßte ihm sein Stichwort bringen, und ihn gehörig schlafen legen. Sie proteſtirte aber dagegen ziemlich laut, weil ihr, wie sie sagte, das Bein zu weh

thäte. Der Herzog war also genöthigt, sich allein zum schlafen zu setzen, welches eine Pause machte, während welcher unsre hochansehnliches Publikum noch unruhiger wurde.

Indem erschien ich, der indessen auf allen Vieren zurückgekrochen war, und mich hinter dem Prospekte wieder aufgerichtet hatte, und schnitt, dem Befehle des Prinzipals zufolge, so fürchterliche Gesichter, daß wirklich ein schwangeres Weib auf dem Groschenplatze beynahe unzeitig gebohren hätte, und daß der Schulze, welcher im Parterre noble eben ein Glas Schnaps zu trinken im Begriffe war, das Glas vor Schrecken aus der Hand fallen ließ, weil er glaubte, seine verstorbene Frau, die den armen Teufel bey ihren Lebzeiten baß mochte geplagt

haben, leibhaftig vor sich zu sehn; denn da man von vorn nichts als unsre Köpfe sah, so konnte er nicht unterscheiden, von welchem Geschlechte ich war.

Alle übrigen schrieen und lachten laut, der Prinzipal schrie mir ein lautes Bravo zu, und so lief mein Debüt so glücklich und erwünscht als möglich ab.

Das drey und vierzigſte Kapitel.

Die Gans und der Schweinebraten.

"Bravo, junger Mann!» ſagte der Prinzipal zu mir, als ihn Prinz Hamlet erſtochen hatte, »Bravo! Sie haben »herrliche Anlage! Ich weiß jetzt, in wel»ches Fach ich Sie ſtecken kann. Sie »müſſen mir nächſtens den Richard ſpie»len. Den werden Sie unvergleichlich »machen!«

Von den übrigen Schauſpielern kam einer nach dem andern zu mir, und wünſchte mir Glück. Die Königin-Mutter kniff mich in die Wange, und die reizende Ophelia gab mir einen Kuß, bey welchem ſie mir mit ihrem Barte faſt die Lippen wund rieb.

»Kinder!« ſagte der Prinzipal, als

das Stück aus war, »heute Abend ha»ben wir eine gute Einnahme gemacht!
»Seht einmahl her! Nach Abzug der
»Musik und Beleuchtung einen Thaler
»dreyzehn Groschen sechs Pfennige übrig!
»Das weiß ich mir in einem Vierteljah»re in langer Zeit nicht zu erinnern.
»Seht Ihrs, meine neue Dekoration hat
»gepackt!«

»Und den neuen Akteur rechnest du
»nicht?« fragte die Frau Prinzipalin, indem sie mir einen Blick zuwarf, der mir bis in die Seele drang, denn sie stand mir gegen über, und schnürte sich auf.

»Natürlicherweise hat der das mehreste
»dazu beygetragen! — Ich bin so ver»gnügt! — Kinder, heute Abend müssen
»wir uns bene thun! — Frau Wirthin,
»was können wir zu essen haben?«

»O ich habe schon drauf gerechnet,« antwortete die Wirthin. So wie ich »sah, daß es Leute gab, sorgte ich für »etwas Gutes. Ich habe eine Gans »und einen Schweinsbraten.«

»Nur herein damit!« schrieen alle.

Das vier und vierzigste Kapitel.

Leere Krüge und volle Herzen.

Die Gans und der Schweinsbraten kam. Wir fielen alle darüber her wie die Wölfe.

»Wie ist's mit dem Trunke heute »Abend, Herr Prinzipal?« fragte Prinz Hamlet.

»Den sollte eigentlich unser neuer »Kamerad zum Besten geben,« sagte der, der die Ophelia gespielt hatte.

»Das ist auch wahr!« sagte die Wirthin, welcher ich mein Bündel hatte aufzuheben gegeben, weil ich's nicht anders unterzubringen wußte. »Der Herr hat »Geld, der kann es schon thun.«

Bey diesen Worten ging sie hinaus, ohne meine Einwilligung zu erwarten,

und in einigen Augenblicken ſtanden ein Paar ungeheure Krüge mit Bier auf dem Tiſche.

Die Herren ließen ſich's ſchmecken. Man trank mir von allen Seiten gute Kameradſchaft zu. Von allen Seiten erſcholl ein: »Unſer neuer Kamerad ſoll »leben!« ſo daß das Echo davon bald in den leeren Krügen wiederhallte, und weil die Wirthinnen, welche ihr Handwerk verſtehn, von dergleichen Echo's keine Liebhaberinnen ſind, ſo bald ſie bey ihren Gäſten Geld wiſſen, ſo trug die unſrige gar bald Sorge, daß die Krüge wieder gefüllt wurden.

Das fünf und vierzigste Kapitel.

Theaterfreundschaft.

Wie die Herren bey jedem Glase immer herzlicher, immer freundschaftlicher gegen mich wurden! Nach dem Maaße, nach welchem die Gläser und die Krüge leerer wurden, wurden die Herzen immer voller: und so wie die Wirthin diese Krüge zum drittenmahle gefüllt hatte, konnten die Herren es nicht mehr aushalten; sie mußten ihre Herzen ausschütten!

Was es da für Ergießungen gab! Einer nach dem andern trug mir Brüderschaft an. Ich kam zu Brüdern, ich wußte nicht wie? Ich hatte in meinem Leben nicht geglaubt, daß meine Familie so groß werden könnte.

»Das iſt ſicher wahr,« ſagte der Prinzipal, »unſer junger Freund hat außerordentlich viel Anlage zu furiöſen Rollen. »Er hat Mimik, das hab' ich heute Abend »geſehn! Die müſſen wir ſuchen in Rollen zu bringen!«

»Das müſſen wir!« erwiederte der Eine. »Ich trete ihm gleich meinen Se»kretair in Kabale und Liebe ab!«

»Und ich meinen Guido!« ſagte der Andre.

»Und ich meinen Franz Moor!« ſchrie der Dritte.

»Und ich meinen Oreſt!« ſagte der Vierte.

Mir ſtanden bey dieſen Anerbietungen die Haare zu Berge: ich wußte nicht wo ich vor lauter Rollen hinſollte, denn ich war noch nicht lange genug Aſtrur,

um die gehörige Portion Rollengeiz zu haben, und so ein junger angehender Akteur ich auch war, so wenig war ich Liebhaber vom Auswendiglernen.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Ich komme mit der bloßen Furcht davon.

Die Wirthin setzte jetzt drey große Flaschen Brandwein — versteht sich ohne mein Geheiß — auf den Tisch. Wie mir erst da angst wurde!

»Wenn die Herren erst die ausgetrunken haben,« dachte ich, »so geben sie »dir noch mehrere Rollen ab!«

Glücklicher Weise kam ich für dießmahl mit der bloßen Furcht davon: die Herren hielten sich so stark zu den Flaschen, daß in kurzem keiner mehr im Stande war, mir Rollen abzutreten. Einer lag hier, der andre lag dort im Winkel, und selbst der Prinzipal, der doch sonst, wie er selbst zu sagen pflegte, »ein Virtuos im Brandweintrinken war,« schlief ein.

Das sieben und vierzigste Kapitel.

Sehr rührend!

Es war von der ganzen Gesellschaft niemand munter als die Prinzipalin und ich.

»Lieber Freund,« sagte sie zu mir, indem sie mir den Arm um die Schultern legte, und ihre Wange an die meinige lehnte, »Sie können nicht glauben, »wie froh ich bin, daß Sie bey uns blei»ben. Sie scheinen mir ein Mann von »Gefühl zu seyn, und ich brauche einen »Freund. Wie Sie mich hier sehen, bin »ich ein sehr unglückliches Weib!«

Sie schwieg. —

Ich schwieg auch, denn was sollte ich darauf antworten? Ich war zu gerührt, um reden zu können. Man bedenke, daß ich wirklich Feuer gefangen hatte, daß

das die erſte Frau war, der ich in meinem Leben ſo nahe kam: und dieſe Frau, dieſe erſte Frau machte mich zum Vertrauten ihres Unglücks!

Das verrukte alſo den Plan ein wenig: ich wollte der Liebhaber ſeyn, und wurde nun auf einmahl der Vertraute!

»Wenn Sie mein Unglück ganz kennen werden,« fuhr ſie wieder fort, »in der That, Sie müſſen mich bedauern!«

Hier erfolgte ein tiefer Seufzer.

Das acht und vierzigste Kapitel.

Wieder ein Seufzer!

Um vor der Hand bey der Sache doch etwas zu thun, seufzte ich mit.

»Sie sollen alles wissen,« sagte sie wieder, »Sie müssen alles wissen! Aber »heute kann ich Ihnen nicht alles sa»gen! — Hier gat nicht! — Sie könn»ten zwar freylich mit hinauf in mein »Schlafzimmer gehn, — aber — wir »könnten gestöhrt werden! — Lassen wir's »also für diesen Abend noch! — «

Sie legte sich noch fester an mich. Mir wurde über und über heiß.

»Was müssen Sie von mir denken, »lieber Freund, daß ich mich Ihnen so »geradezu in die Arme werfe?« fragte sie, und sah mir dabey zärtlich in die Augen.

Ihr Mund war dem meinigen so nahe, daß ich mich kaum zu bewegen brauchte, um ihn zu berühren. Ich weiß nicht mehr recht, kam ich ihr, oder sie mir näher; kurz, unsre Lippen berührten sich gegenseitig, und so heftig, daß ein Kuß daraus wurde, der einige Minuten lang währte. Ich war während diesem Kusse nicht auf der Erde, ich saß auch nicht auf dem Stuhle: ich schwebte in den Wolken!

Das neun und vierzigste Kapitel.

Der Freundschaftsbund wird besiegelt.

"Dieser Kuß sey das Siegel unsrer Freund-schaft," sagte sie, als wir wieder zu uns gekommen waren.

Ich hatte große Lust, dieser Freundschaft noch ein Siegel aufzudrücken. Das Licht brannte noch, das Siegelwachs war noch warm: ein Siegel mehr, der Sicherheit wegen, konnte nicht schaden. Ich wagte einen Versuch, und er gelang!

Wie froh war ich, daß unsre Freundschaft so fest versiegelt war! Daß vielleicht der eine oder der andre aus der Gesellschaft, die jetzt um uns her schlief, mein Siegel wegreißen, und das seinige drauf drücken könnte, das fiel mir gar nicht ein.

Das funfzigste Kapitel.

Es wird ein Rendezvous verabredet.

"Wenn stehen Sie morgen früh auf, lie»ber Freund?«' fragte sie wieder, indem sie mich auf die Wangen klopfte.

»Ich kann aufstehn, wenn Sie wollen!«

»Wissen Sie was? Ich komme um »acht Uhr herunter, und frühstücke mit »Ihnen. Dann machen wir einen Spa»ziergang mit einander, und da erzähle »ich Ihnen meine ganze traurige Ge»schichte. — Wollen Sie das?«

»Mit dem größten Vergnügen!«

»Sie nehmen gewiß Antheil an mir, »das weiß ich! — Nicht wahr?«

Auf diese Worte erfolgte wieder ein Kuß, der noch länger war als der vori-

ge, und der bey alle dem doch noch länger gedauert hätte, wenn der Prinzipal nicht eben aufgewacht wäre, und nach der leeren Flasche gegriffen hätte.

Er wollte sich einschenken, aber kein Tropfen lief heraus; er tappte nach der andern; mit dieser gings ihm eben so.

„Was ist denn das?“ sagte er gähnend. „Alles so leer?“

„Und du so voll!“ antwortete die Prinzipalin.

„Aber an so einem Tage, Eulalia! „Heute kann ich schon ein wenig über „die Schnür hauen! Denke nur was „mein Theater heute für eine Akquisition „gemacht hat! — Frau Wirthin! Noch „eine Flasche!“

Das ein und funfzigste Kapitel.

Ein Kuß cum Privilegio.

Die Wirthin brachte die Flasche.

»Für heute will ich dir's erlauben!« sagte die Prinzipalin, »das geschieht aber »bloß um unsers Freundes willen. Das »ist gar ein lieber Mann! Ich darf ihm »doch einen Kuß geben, Männchen?«

»Ja, das thu du nur, Eulalia!« antwortete er, indem er sich einschenkte. »Du hast schon recht, daß du ihn ein »wenig in die Lehre nimmst. Du bist »eine gute Schauspielerin. Unter deiner »Anleitung kann er schon etwas lernen. »Mich freut's recht vom Herzen, daß du »dich so sehr für ihn interessirst!«

Die Prinzipalin gab mir jetzt also cum Privilegio einen Kuß, der aber, ob

er mir gleich auch schmeckte — denn einem hungrigen Mägen schmeckt alles, — doch nicht halb so schmackhaft war, als die, welche sie mir ohne Privilegium gegeben hatte.

Das zwey und funfzigste Kapitel.

Eifersucht.

Eben wachten, einige von den Herren auf, und fingen, so wie sie die volle Flasche sahen, wieder an zu trinken.

Die Prinzipalin raunte mir ins Ohr: »Es bleibt bey unsrer Abrede,« drückte mir die Hand, die ich sehr ehrerbietig küßte, nahm ein Licht, wünschte der Gesellschaft eine angenehme Ruh, und ging schlafen.

Es dauerte keine fünf Minuten, so ging Prinz Hamlet auch.

Das fiel mir auf. Der Auftritt von gestern Abend — Ich fühlte zum erstenmahle gewisse Regungen in mir, von denen ich bisher nicht den geringsten Begriff gehabt hatte. Es war Eifersucht.

»Warum geht er ihr so geschwind »nach?« sagte ich bey mir selbst. »Sollten Sie ein Verständniß mit einander »haben? — Das muß ich wissen!«

Die übrigen Herren tranken frisch weg, und ich saß indessen wie auf Kohlen.

Ein kleines Viertelstündchen hielt ich's aus, dann stand ich auf, und schlich im Finstern die Treppe hinauf.

Ich ging so leise als möglich, und legte das Ohr an die Thür des Schlafzimmers der Prinzipalin. Ich hörte einige Seufzer, und diese Seufzer schienen mir männliche Seufzer zu seyn. Wie alles in mir kochte und brauste!

Ich konnte mich ja aber auch geirrt haben! — Es konnten ja wohl weibliche Seufzer seyn!

Ich horchte aufmerksamer, und rich-

tig! Es war die Prinzipalin, welche seufzte!

»Das Weib ist unglücklich!« sagte ich bey mir selbst, »sehr natürlich also, »daß sie des Abends im Bette seufzt!«

Bey diesen Worten schlich ich mich beruhigt wieder die Treppe hinunter.

Das drey, und funfzigste Kapitel.

Ich schlafe meiner Liebe zum Trotz.

Wenn man verliebt ist — und ich war entsetzlich, ich war erbärmlich verliebt — will man gern allein seyn.

Ich wünschte also denen Herren sammt und sonders eine gute Nacht und legte mich nieder, mit dem festen Vorsatze, recht herzlich an die Königin meines Herzens zu denken. Aber ich muß es meiner Leidenschaft zur Schande nachsagen, daß sie gleich in der ersten halben Viertelstunde meiner Schlafsucht das Feld räumte.

Wenn das Sprichwort wahr ist, daß der Klügste nachgiebt, so sollte man glauben, daß meine Leidenschaft eine sehr klu-

kluge Leidenschaft war. Ob das wahr ist, das wird die Folge zeigen.

Ich schlief bis an den hellen lichten Morgen ununterbrochen fort, und ich wollte es dem Hausknechte kaum glauben, als er mich versicherte, daß es schon dreyviertel auf acht Uhr sey.

Ich zog mich über Hals über Kopf an, und bestellte für zwey Personen Kaffee.

Das vier und funfzigste Kapitel.

Der Morgenkuß.

Meine Schöne kam richtig gleich nach acht Uhr. Und wie ſchön war ſie! —

Wenn Weſte ſich liebkoſen
Lacht ſo nicht ihr Geſicht;
Und ſo ſchön ſchläft auf Roſen
Die Blumengöttin nicht:
In ihren ſanften Mienen
War nie der Himmel mehr erſchienen!

Guter Zachariä, wenn du ſie geſehn hätteſt, du hätteſt die Strophe nicht feuriger dichten können!

Aber das:

Kannſt du ſie jetzt nicht küſſen,
So küſſeſt du ſie nie,

war überflüßig, denn ſie kam mir mit dem Morgenkuſſe zuvor, verſteht ſich mit dem Kuſſe der Freundſchaft, denn ſie nannte mich lieber Freund dabey.

Das fünf und funfzigste Kapitel.

Das Frühstück.

Der liebe Freund wollte die Honneurs vom Frühstücke machen und schenkte den Kaffee ein; weil aber seiner lieben Freundin, nach welcher er immer nach der Seite hinschielte, das Halstuch — ich glaube, es war von den jetzt so häufig grassirenden Revolutionsgrundsätzen angesteckt — oft untreu wurde, so benahm er sich sehr ungeschickt dabey, und bekam um deswillen einige sanfte Schläge auf die Hand.

Der lieben Freundin schmeckte der Kaffee um der Ungeschicklichkeit ihres lieben Freundes willen doch nicht schlechter, denn sie trank einige Tassen hinter-

einander aus; und dem lieben Freunde hatten die süßen Schläge den Kaffee so versüßt, daß er beynahe keinen Zucker hineinzuwerfen brauchte.

Das sechs und funfzigste Kapitel.

Ein Schlag auf die Wange und Entschädigung.

Als das Frühstück vorbey war, traten wir unsern Spaziergang an. Wir schlenderten Hand in Hand mit einander durch die Wiesen, und ich war so glücklich! So glücklich! Fast bey jedem Schritte gab's einen zärtlichen Händedruck!

So wohl war's mir in meinem ganzen Leben noch nicht geworden!

Wir kamen endlich an ein schattichtes Plätzchen.

»Hier wollen wir uns niedersetzen,« sagte sie, »hier will ich Ihnen die Geschichte meiner Leiden erzählen.«

Wir lagerten uns, und indem sie sich setzte, bekam ich den schönen Fuß und ein Stückchen von dem schönen runden

Beine zu sehn, das mich schon vorgestern Abend so gefesselt hatte. Beym Tageslicht und auf dem grünen Grase war dieser Anblick noch viel reizender für mich. Ich war so darein versunken, daß ich kein Auge davon verwandte.

Sie bemerkte es.

»Schäker der Sie sind!« sagte sie, indem sie mich sanft auf die Wange schlug, »müssen Sie denn alles sehn? — »Hab' ich Sie zu stark geschlagen?« fuhr sie fort, »warten Sie, ich will Ih»nen ein schmerzenstillendes Pflaster auf»legen!«

Und bey diesen Worten umhalste sie mich, und drükte mir ein Paar feurige Küsse auf die Wange.

Das sieben und funfzigste Kapitel.

Die Geschichte der Prinzipalin.

"Aber jetzt wollen wir wieder vernünf»tig seyn,» sagte sie, indem sie sich zu»rechte setzte, »hören Sie die Geschichte »meiner Leiden.»

»Ich bin die Tochter einer armen »aber ehrlichen Frau. Sie wusch seidne »Strümpfe und feine Wäsche. Ich half »ihr so viel ich konnte, und wir gewan»nen so viel, daß wir uns auf honette »Art durchbrachten. Überhaupt hielten »wir vor allen Dingen auf Zucht und »Ehrlichkeit. Ich hätte Gelegenheiten »genug gehabt mich dagegen zu versün»digen, denn da ich die Wäsche austra»gen mußte, und wir mehrentheils ledi»ge Herren zu bedienen hatten, so bekam

»ich Anträge genug. Übel bin ich eben »nicht gebaut, wie Sie sehn, und unter »den Herren war mancher, der mir ge»fiel: ich widerstand aber doch stand»haft jeder Versuchung, denn Ehrlich »währt am längsten, das ist von »jeher mein Wahlspruch gewesen, und »wird es auch bleiben, bis in mein »Grab.«

»Meine Mutter war besonders wohl »mit mir zufrieden, denn je mehr ich »heranwuchs, je hübscher wurde ich, und »desto mehr Kunden bekamen wir. Wir »wurden ordentlich Mode. Die jungen »Herren empfahlen uns einer dem an»dern, und es wollte niemand Spitzen»manschetten oder seidne Strümpfe tra»gen, die nicht von uns gewaschen wa»ren. Ich brachte fast jeden Morgen

»einen oder zwey Gulden mehr nach »Hauſe, als meine Mutter für das Wä»ſcherlohn gerechnet hatte. Aber alles in »Ehren, lieber Freund. Die jungen Her»ren ſchenkten mir dieſes Geld, bloß weil »ſie wußten, daß ich gern ſchöne Kleider »trug, und weil ſie es ſelbſt gern ſahn, »wenn ich recht niedlich und ſauber ein»herging.«

Das acht und funfzigſte Kapitel.

Alles in Ehren.

"Um dieſe Zeit kam mein jetziger Mann »mit ſeiner Geſellſchaft in unſre Stadt. »Ich ging alle Abende ins Theater, denn »ich war eine große Theaterfreundin, »und meine Mutter ließ mich machen »was ich wollte, weil ſie wußte, daß ich »ein ehrliches Mädchen war: und über»dem führte mich faſt alle Abende nach »dem Theater einer oder der andre von »unſern Kunden nach Hauſe, und ließ »dann etwas zu eſſen und ſüßen Wein »zu uns bringen, und meine Mutter »trank den ſüßen Wein gar zu gern.«

»Sie müſſen aber ja nicht denken, »mein lieber Freund, daß dabey nur das »allergeringſte zweydeutige oder verdäch-

»tige vorgefallen wäre. Nein, unsre »Kunden waren alle ordentliche, gesittete »Leute, die weder mir noch meiner Mut»ter, die für ihre Jahre noch ganz hübsch »aussah, etwas übles zumutheten. Wie »gesagt, es war alles in Ehren!«

Das neun und funfzigste Kapitel.

Die Sache fängt an interessant zu werden.

"Unter den Herren die am öftersten zu »uns kamen, war einer der sehr reiche »Eltern hatte, die aber sehr geizig wa»ren. Er klagte mir oft seine Noth. »Überhaupt war er mir unter allen der »liebste, und er hatte mich auch sehr »gern, und versicherte mich, er würde »mich heurathen, so bald seine Eltern »todt wären.»

»Eines Abends saßen wir im Thea»ter neben einander. Ich weiß es noch »als obs heute wäre: es war Romeo »und Julie.»

»»Nettchen,» sagte er zu mir, »ich »»möchte den Romeo einmahl spielen!««

»»Und ich die Julie!« antwortete ich, »denn ich hatte außerordentliche Lust zum »Theater.«

»»Nettchen,« sagte er wieder, »wie »»wär's, wenn wir beyde zum Theater »»gingen? Wir machen gewiß Glück. »»Sie sind so schön, und ich bin, glaub' »»ich, für Liebhaberrollen auch nicht »»übel!«« —

»Sie müssen wissen, er sah Ihnen »aufs Haar gleich.« —

Ich machte ihr eine bescheidne Verbeugung. —

»Nein, nein! ohne Schmeicheley! Er »war wirklich ein hübscher Junge!«

Was wollte ich machen? Da sie es nicht anders that, so mußte ich mir's ja wohl gefallen lassen, einem hübschen Jungen ähnlich zu sehn?

Das sechzigste Kapitel.

Die Prinzipalin fährt in ihrer Erzählung fort.

»»Aber was würde meine Mutter dazu
»»sagen?« erwiederte ich.«

»»Ey lassen Sie sie sagen was Sie
»»will! Wer wird denn die erst fragen?
»»Frage ich doch meine Eltern auch nicht!
»»Wenn Sie sonst wollen: die Schau-
»»spieler gehn übermorgen fort; mit dem
»»Prinzipal habe ich schon vorläufig ge-
»»sprochen: wir reisen ihnen bis N««
»»nach.««

»Jung und unüberlegt war ich. Lust
»zum Theater« hatte ich auch, und —
»verliebt war ich auch! — Ich schäme
»mich nicht, das zu gestehn. Meine
»Wahl machte mir keine Schande. —
»Doch ich habe es ja schon gesagt: er

»sah Ihnen ähnlich wie ein Tropfen
»Wasser dem andern. — Kurz, ich willig-
»te ein.«

»Die Stunde unsrer Abreise war auf
»den Dienstag früh um acht Uhr festge-
»setzt. Der Vorsorge wegen, — denn
»auf der Reise braucht man doch immer
»Geld, — nahm ich meiner Mutter aus
»ihrem Schranke einige dreyßig Thaler,
»die aber eigentlich mir gehörten, denn
»ich hatte sie geschenkt bekommen und
»meiner Mutter bloß aufzuheben gege-
»ben. Ich hatte gerade zwey Garnitu-
»ren Spitzenmanschetten und sieben Paar
»seidne Strümpfe wegzutragen. Da aber,
»mein Liebhaber schon mit dem Wagen
»auf mich wartete, so war's nicht mög-
»lich erst lange herumzulaufen: und zu
»Hause lassen konnte ich diese Sachen
»doch

»doch auch nicht, denn meine Mutter »hätte sonst Unrath gemerkt. Ich nahm »sie also mit, und schenkte sie meinem »Liebhaber, dem sie nachher auf dem »Theater treflich zu statten kamen.«

Das ein und sechzigste Kapitel.

Post Phoebum Nubila.

"Mein jetziger Mann war herzlich froh »über die Akquisition, die er an uns »machte. Mein Liebhaber trat zuerst in »der Rolle des Herzogs Albrecht, und ich »als Agnes Bernauerin auf, denn mein »Mann hat es von jeher bey seiner Ge»sellschaft so gehalten, daß er alle ange»hende Schauspieler und Schauspielerin»nen in den ersten tragischen Rollen auf»treten läßt, weil sich diese Rollen von »selbst spielen, wie er sagt.«

»Sie können nicht glauben, wie sehr »wir gefielen! Das war ein Applaudiren »und ein Lärmen! Und wie wir bey der »Gesellschaft in Ansehn standen! Wie »wir geehrt und geliebt wurden!«

»Mein Liebhaber hatte, um doch et»was auf den Weg zu haben, seinem »Vater fünfhundert Thaler mitgenom»men. Er war ein großer Liebhaber »vom Traktiren. Alle Tage gab's also »neue Feste und Lustbarkeiten!«

»Unglücklicherweise dauerte das aber »nicht lange!«

»An einem Abende — es sollte gera»de Romeo und Julie seyn, und mein »Liebhaber sollte den Romeo, und ich »die Julie spielen — kam auf einmahl »ein Wagen vor das Wirthshaus!«

»Und wer saß darin? Der Vater mei»nes Liebhabers, mit noch zwey andern, »von denen der Eine, glaube ich, vom »Gerichte war. Mein Liebhaber versteck»te sich freylich, aber was half das? Er

»wurde gefunden, und, er mochte sich
»sträuben wie er wollte, auf der Stelle
»in den Wagen gesetzt, und fortge-
»führt!«

Das zwey und sechzigste Kapitel.

Ariadne auf Naxos.

"Da saß ich nun, wie die arme verlaß-
»ne Ariadne auf Naxos!«

»Was das schlimmste bey der Sache
»war: ich hatte meinem Liebhaber mein
»Geld auch aufzuheben gegeben. Das
»war also auch mit fort! Und unglückli-
»cherweise hatten wir gerade damahls
»schlechte Einnahme!«

»Der Prinzipal, mein jetziger Mann,
»that alles mögliche, mich zu trösten.
»Aber sein Trost war für mich nicht eben
»sehr tröstlich. Ich war neunzehn, und
»er war schon über funfzig, und mein
»Liebhaber war erst ins zwanzigste Jahr
»gegangen. Wie konnte er mir den er-
»setzen?«

»Er erbot sich mich zu heurathen, »aber ich schlug seinen Antrag standhaft »aus. Er bat, er flehte; ich war unerbittlich. Er verfolgte mich, wo er nur »konnte; ich wich ihm aus.«

Das drey und sechzigste Kapitel.

Eine Trauung auf dem Todesbette.

"Endlich wurde er krank, und wie man »mich versicherte, bloß aus Liebe zu mir. »Ich kümmerte mich wenig drum! Hatt' »ich's ihm doch nicht geheißen, daß er »sich in mich verlieben sollte!«

»Er ließ mich verschiednemahl bitten, »ihn zu besuchen. Ich weigerte mich »standhaft. Endlich ließ ich mich doch »erbitten. — Hätt' ich's doch nicht ge»than!«

»Ich fand ihn, wie er mich versicher»te, äußerst schlecht. Wirklich schien er »mir so krank und schwach, daß ich glaub»te, er würde den morgenden Tag kaum »erleben.«

»»Schönes Nettchen!« sagte er zu »mir, »Sie sehen einen Mann vor sich, »»der bloß aus Liebe für Sie stirbt! »»Sie haben ihn grausam behandelt. »»Sein einziger Wunsch war in seinem »»Leben der Ihrige zu seyn: machen Sie »»ihm wenigstens im Tode die Freude, »»daß er als Ihr Gatte stirbt. Dieser »»Gedanke wird ihm den Tod erleichtern: »»er wird ruhiger aus der Welt gehn! »»Es ist ein Sterbender, der Sie um »»den letzten Trost bittet, den er auf die»»ser Erde noch haben kann. Versagen »»Sie ihm diesen Trost nicht! — Was »»wagen Sie denn auch dabey? In ei»»nigen Stunden, ich fühle es, bin ich »»nicht mehr!««

»Sein Anblick und seine Worte rühr»ten mich. Ich zerschmolz fast in Thrä-

»nen, und ich gab meine Einwilligung.
»Ein Geistlicher gab uns zusammen, und
»vier und zwanzig Stunden drauf war
»mein Mann wieder frisch und gesund!«

Das vier und sechzigste Kapitel.

Lauter Unglück!

"Denken Sie Sich nun meine Lage!
»Ich, ein junges Weib von neunzehn
»Jahren an einen Mann von etlichen
»und funfzig gefesselt, der mir noch dazu
»zuwider war!«

»Indessen, man muß zu bösem Spie-
»le gute Miene machen. Und das that
»ich denn auch, und thue es noch. Aber
»was hilft mir das? Mein Mann wird
»von Tage zu Tage unerträglicher. Er
»ist eifersüchtig und mißtrauisch im höch-
»sten Grade. Und so wenig er sich's im
»Beyseyn andrer Leute merken läßt, so
»sehr quält er mich, wenn wir allein sind.
»Da sollten Sie die Vorwürfe hören die
»er mir macht. Ich mag ihm Beweise

»des Antheils geben, den ich an ihm »nehme, so sehr ich will — und dann »und wann nehme ich wirklich Antheil »an ihm, weil ich weiß, daß er mich un»aussprechlich liebt — so glaubt er mir »nicht. Oft fängt er denn an zu wei»nen, sagt, ich meine es nicht aufrichtig »mit ihm, und das bloß darum, weil es »ihm einfällt, daß ich ihn aus Mitleiden »geheurathet habe!«

»Jetzt, lieber Freund, wissen Sie mei»ne Leiden; sagen Sie mir nun, was »soll ich thun?«

Das fünf und sechzigste Kapitel.

Eine schwere Aufgabe.

Da war nun freylich schwer zu rathen! Wußt' ich doch kaum was ich thun sollte, denn ob ich gleich in meines Vaters Hause für kleine Spitzbübereyen Kopf genug gehabt hatte, so war ich doch für die Welt nicht klug genug.

Die Frau Prinzipalin wußte besser, was ich thun sollte, denn sie schlang ihren schönen Arm um meinen Nacken, und blickte mich äußerst zärtlich an.

»Sie sind der Einzige Mensch in der »Welt, von dem ich vor der Hand Trost »erwarte!« sagte sie, »Sie müssen mir »etwas zu meinem Troste sagen!«

Ich weiß nicht, saß ich so ungeschickt, oder was sonst die Schuld war, kurz

wir verloren beyde das Gleichgewicht, und weiß der Himmel was ich ihr für Troſtgründe würde vorgebracht haben, wenn nicht in demſelben Augenblicke aus dem Gebüſche hinter uns eine Figur herausgebrochen wäre, die auf einmahl unſer Geſpräch unterbrach.

Das sechs und sechzigste Kapitel.

Der Trödeljude.

Die Figur hatte einen grauen zerlump-ten Rock an, ein spitziges Gesicht mit ei-nem langen röthlichweißen Barte, krum-me Beine, und ein großes Bündel auf dem Rücken.

Es war nichts weniger und nichts mehr, als ein Trödeljude.

»Gottes Wunder!« rufte er aus, in-dem er sich vor uns hinstellte, »was eine »rare Dame! Beliebe der junge Herr et-»was anzuschauen, von schönen Kleidern, »Ringeln, Bändern? Wir machen gewiß »einen Handel.«

»Ich brauche nichts!« sagte ich ganz verdrüßlich, denn seine Gegenwart war mir gerade nicht die willkommenste.

»Was thut man damit?« schmunzelte er, »das Ansehn kostet ja nichts! Wir »machen gewiß einen Handel.« Und dabey packte er aus.

Das erste, was er zum Vorschein brachte, war eine Art von Amazonenkleid von inkarnatem Atlaß mit goldnen Tressen und Franzen. Dieses Kleid gefiel meiner Schönen außerordentlich.

»Was soll das kosten?« fragte sie.

»Ich geb's Ihnen für acht Thaler. »Soll mich Gott tödten, wenn ich nicht »mein eignes Geld daran verliere!«

»Du bist nicht gescheut, Jude! Das »Gold ist ja levnisch!«

»Ist doch die Dame ächt, die es tra»gen wird! Trägt manche levnische Dame »ächtes Geld. Nehmen Sie's hin, für

»sieben Thaler, daß Sie sehen, daß ich,
»ein billiger Mann bin.«

»Wenn ich bey Kasse wäre, ich muß
»gestehn, daß ich es kaufte!« sagte sie
halb leise zu mir. »Das Kleid gefällt
»mir.«

Das sieben und sechzigste Kapitel.

Ich mache der Dame meines Herzens eine Galanterie.

»Nun? Wird doch der junge Herr Geld »haben?« antwortete der Jude, der es gehört hatte.

Ich war ohnehin schon im Begriffe gewesen, das Kleid zu kaufen, so wie ich hörte, daß es der Dame meines Herzens gefiel. Jetzt war ich vollends vom Juden aufgefordert.

»Was ist der nächste Preis?« fragte ich.

Die Dame zupfte mich. —

»Sie werden doch nicht?« raunte sie mir zu. »Unterstehen Sie Sich!«

Ich ließ mich nicht stöhren.

»Was ich gesagt habe!« antwortete

der Jude. »Als mir Gott helfe, ich ver»liehre mein eignes Geld daran!«

»Sie müssen das besser verstehn als »ich,« sagte ich zu meiner Dame. »Bie»then Sie darauf.«

»Das geschieht nicht!«

»Und ich thue es nicht anders!«

»Nun, wenn Sie es durchaus nicht »anders wollen — Drey Thaler geben »wir dafür!«

»Auwey geschrien! Drey Thaler für »so ein Kleid!« — und dabey packte »er's wieder zusammen. — »Machen Sie »fünf Thaler!«

»Viertehalb!« sagte ich.

»Nehmen Sie es hin!« sagte der Jude.

Das acht und sechzigste Kapitel.

Ich staffiere mich schön aus.

"Und nun will ich Ihnen noch etwas »rares zeigen, für den jungen Herrn,« fuhr er fort, und zog einen scharlachrothen Frack mit großen goldnen Knöpfen aus seinem Bündel, der mir erschrecklich ins Auge stach.

»Und was soll der kosten?«

»Ich habe den ganzen Anzug dazu,« antwortete er, indem er eine gelbe seidne Weste und ein Paar blaue Tuchbeinkleider hervorzog. »Da, das steht Wunder»schön zusammen! Ein rarer Staat, will »ich kein ehrlicher Jude seyn! Und der »schöne Federhut dazu! Junger Herr, »handeln Sie zu!«

Der rothe Frack, die gelbe Weste, die

blauen Beinkleider, der Federhut — welch ein unwiderstehbarer Reiz für mich! Ich konnte es kaum erwarten, mich in diesem Staate zu sehn!

»Und was kostet das alles zusammen?« fragte ich, und die Lippen zitterten mir vor Begierde.

Der Jude bedachte sich eine Weile.

»Mein! Wenn ich auch sage sechzehn »Thaler alles zusammen, der Herr giebt »mir's doch nicht!« sagte er dann. »Machen wir also vierzehn.«

»Vierzehn Thaler!« erwiederte die Prinzipalin. »Mit sieben ist's auch bezahlt!«

»Sieben Thaler? Da müßt' ich's gestohlen haben!«

»Acht Thaler geb' ich!« sagte ich, da

ich sah, daß es der Jude wieder einpak-
ken wollte.

»Um ein andres mahl,« sagte er, und legte es zu dem Atlaßkleide.

Das neun und sechzigste Kapitel.

Ich gefalle mir selbst.

Wer war froher als ich, daß ich eine so schöne Kleidung hatte!

Da ich mein Geld der Wirthin aufzuheben gegeben hatte, so brachen wir auf, und gingen mit dem Juden nach dem Wirthshause zurück, um ihn zu bezahlen.

Unterweges brachte er noch einen Ring zum Vorschein, der meiner Schönen allerhöchsten Beyfall hatte, und den ich also für dritthalb Thaler behandelte, denn wer will so ungallant seyn, einen Wunsch einer schönen Frau unbefriedigt zu lassen?

Ich bezahlte dem Juden mit dem größten Vergnügen vierzehn Thaler, das heißt beynahe die Hälfte meiner ganzen

Baarſchaft, und eilte geſchwind meinen Staat anzulegen.

Ich kannte mich nicht für Stolz! So ſchön hatte ich in meinem ganzen Leben nicht ausgeſehn! Ich ſtand da wie ein zweyter Narciß, und konnte es nicht ſatt werden, mich zu bewundern.

Das siebzigste Kapitel.

Ich mache Lärmen in der Welt.

Ich war eben noch in meine Bewunderung vertieft, als der Prinzipal eintrat.

»Sehen Sie einmahl an!» sagte er, »Sie sind ja ein ordentlicher Adonis! »Brav junger Mann! Brav!» — bey diesen Worten schlug er mich auf die Schulter — »Ich sehe es gern, wenn »meine Leute etwas auf Kleider verwenden. Das giebt meinem Theater einen »gewissen Glanz. Es ist mir eben recht, »daß sie so gut angezogen sind. Sie »müssen austrommeln.»

»Ich?» antwortete ich ganz betroffen. »Ich kann nicht trommeln! Ich »habe in meinem Leben keine Trommel »berührt.»

»Thut nichts! Das giebt ſich ſchon. »Das lernen Sie bald. Bey meinem »Theater iſt die Einrichtung einmahl, daß »allemahl das jüngſte Mitglied austrom»melt, und Sie ſind erſt geſtern aufge»nommen.«

Remonſtrationen halfen nichts. Ich hing alſo die Trommel um, ſchlug aus Leibeskräften auf das Kalbfell zu, und ruffte aus, »daß wir für heute die »Ehre haben würden, die ſchreck»lichen Folgen der Liebe und des »Grünſpans, ein Trauerſpiel in »fünf Akten, zu geben.«

Das war das erſtemahl, daß ich im eigentlichen Verſtande Lärmen in der Welt machte.

Mein Publikum war nicht undank»bar. Ich weiß nicht, war es mein ro»

ther Rock, oder meine gelbe Weſte, oder waren es meine blauen Beinkleider, die ſo viel Senſation machten, vielleicht war's aber auch der Federhut: genug, ich brachte ein ſo zahlreiches Gefolge von Buben aus dem Dorfe mit vor das Wirthshaus, daß ſie der Hausknecht mit der Peitſche auseinander jagen mußte.

Das ein und siebzigste Kapitel.

Lauter Zufriedenheit.

Ein Feldmarschall der eben eine Bataille gewonnen hat, und siegreich in sein Hauptquartier einzieht, kann ohnmöglich selbstzufriedner mit sich seyn, als ich war, als ich die Trommel ablegte.

Das war eigentlich die erste öffentliche Funktion, die ich in meinem Leben verrichtet hatte. Was meine Zufriedenheit noch vermehrte, war die Bewunderung und der Neid, den mein Anzug unter meinen Kameraden erregte. Freylich waren auf dem Frack hin und wieder die bloßen Fäden zu sehn, weil die Wolle schon abgetragen war, und die Weste und Beinkleider trugen nur noch die Spuren ehemahliger glücklicherer Zeiten:

aber die Farben ſchimmerten ſo ſchön ins Feld!

Wie viel wußte ich mich erſt, als die Prinzipalin in dem inkarnatnen Amazonenkleide zu Tiſche kam. Wie das Kleid mit ihren Wangen wetteiferte!

Und den Ring hatte ſie auch am Finger! Wie glücklich war ich!

Das zwey und siebzigste Kapitel.

Dreyerley Roth.

Das inkarnate Atlaßkleid hätte sich wohl nicht vorgestellt, daß es noch in seinen alten Tagen so viel Sensation machen würde. Alle lobten es, und versicherten der Prinzipalin, sie habe noch nie so schön ausgesehn.

Ich saß neben ihr: man denke sich nun, mein Scharlachroth neben ihrem Inkarnat, und die Röthe ihrer Wangen dazu! Gleichwohl behielten ihre Wangen doch Recht. Dafür wäre ich gestorben! —

Wer wollte aber auch die Wangen eines Frauenzimmers Lügen strafen?

Das drey und siebzigste Kapitel.

Versuchen kann ich's ja!

Als das Essen vorbey war, gingen alle nach Gewohnheit schlafen, den Prinzipal ausgenommen, welcher dem Schulmeister einen Besuch machen mußte, um mit ihm gemeinschaftlich für morgen einen Prolog zu entwerfen, weil an diesem Tage das höchsterfreuliche Nahmensfest seines gnädigsten Gönners, des hoch- und wohlgebohrnen Herrn Amtmanns, einfiel.

Ich saß also allein in der Wirthsstube. So gern ich auch sonst schlief, und so schöne Gelegenheit ich auch jetzt dazu hatte, so konnte ich es doch diesmahl nicht dahin bringen. Die Liebe ließ mich nicht schlafen.

Die Prinzipalin hatte gar zu schön

ausgesehn! — »Und wie sie jetzt erst »aussehn mag! Wie reizend sie auf ihrem »Bette liegen mag! — Wenn ich sie nur »sehen könnte! Nur sehen!«

Eben besann ich mich, daß in ihrer Zimmerthür ein kleines Fenster wäre. »Da wird aber ein Vorhang vor seyn? — »Vielleicht ist er auch nicht ganz vorge»zogen! — Vielleicht — Je nun, versu»chen kann ich's ja!«

Das vier und siebzigste Kapitel.

Hätte ich doch nicht hingesehn!

Ich schlich mich ganz leise die Treppe hinauf. Wie froh war ich, als ich fand, daß sich der Vorhang von innen ein wenig verschoben hatte, so daß man hineinsehen konnte. Ich legte das Auge an und sah — — —

Hätte ich doch nicht hingesehn!

Ich sah meine Schöne auf dem Bette liegen, und sah — — —

Leider mehr als ich sehen wollte! Ich armer Aktäon!

Es war der ältliche hagre Mensch, der die Rolle der Ophelia gespielt hatte, der sie in den Armen hatte!

Wie versteinert stand ich einige Augenblicke da, und starrte die Gruppe an.

Auf

Auf einmahl hörte ich etwas neben mir rauſchen. Es war der Prinz Amoroſo. Ich fuhr zuſammen vor Schreck, denn ich ſchämte mich, daß er mich beym Lauſchen überraſcht hatte.

»Aha,« ſagte er mit einem triumphirenden Lächeln zu mir, »treffen wir einander hier? Wiſchen Sie Sich den »Mund, junger Herr! Dieſe Trauben hängen zu hoch für Sie!«

Das fünf und siebzigste Kapitel.

Ein Zweykampf.

"Wenn du nur wüßtest, wer jetzt die Tasse hält!" sagte ich bey mir selbst, und ich muß gestehn, daß mich die Schadenfreude ein wenig für seinen Übermuth tröstete.

Er drehte am Schlosse: die Thüre war von innen verriegelt. Er klopfte: kein Mensch hörte. Jetzt kukte er durchs Fenster, und — sah was ich gesehn hatte!

Aber er verhielt sich nicht so still dabey, als ich mich verhalten hatte! Er schlug mit der Faust an die Thüre, und fing an zu fluchen und zu schimpfen daß mir die Haare zu Berge standen.

Als noch nicht aufgemacht wurde prellte er die Thüre auf, und eilte wie

eine Furie auf's Bette zu. Der andre sprang ihm entgegen, und nun ging es an ein Lärmen und ein Prügeln.

»Wäre doch der Prinzipal jetzt da!« dachte ich, indem ich der Bataille von Ferne zusah, »was er über den Kunst-»eifer seiner Leute für eine Freude haben »müßte!«

Die Prinzipalin sprang dazwischen, rang die Hände, bath und flehte, und bekam im Vorbeygehn — einige Ohrfeigen.

Jetzt hatte ich genug gesehn! Ich machte, daß ich die Treppe hinunter kam, packte in aller Geschwindigkeit meine wenigen Habseligkeiten zusammen, und machte, daß ich zum Hause hinauskam, denn jetzt fühlte ich nicht den geringsten Beruf mehr für die Kunst.

Das sechs und siebzigste Kapitel.

Eine gute Lehre.

Ich war schon ein gutes Stück zum Dorfe hinaus, als ich einigemahl ho! ho! hinter mir rufen hörte. Ich war so in die eben vorgefallene Szene vertieft, daß ich nicht einmahl drauf achtete: überdem glaubte ich auch gar nicht, daß es mich anging.

Auf einmahl fühlte ich mich sehr unsanft am Haarzopfe packen, und bekam ein Paar Kopfnüsse, die so derbe und gutgemeint waren, als mir sie mein Stiefvater nur immer hätte geben können.

Daß mir das ein wenig auffiel, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Ich sah mich geschwind um: es war der Hausknecht aus dem Wirthshause,

der nehmliche, welcher gestern Abends den Geist gespielt hatte, der sich aber eben wieder in Positur setzte, mich zu überzeugen, daß er ein sehr körperlicher Geist sey.

»Warte Er, Herr Patron!« sagte er mit aufgehobener Faust, »ich will ihn »fahren ohne Bezahlung fortgehn!«

»Und wie viel bin ich schuldig?« fragte ich mit zitternder Stimme, indem ich geschwind in die Tasche fuhr.

»Fünf Thaler.«

»Fünf Thaler!« rufte ich aus, indem ich vor Schrecken zurücktrat.

»Nur keine Umstände!« sagte er. »Sey Er froh, daß Er so durchkömmt!«

Was wollte ich machen? Ich zählte ihm die fünf Thaler in die Hand.

»Jetzt noch ein Trinkgeld für mich!«

»Auch noch ein Trinkgeld?«

»Nur her damit, oder —!«

Er hob die Faust wieder auf. Ich kaufte ihm geschwind den Schlag, den er mir zugedacht hatte, mit einem halben Gulden ab.

»Jetzt kann Er seiner Wege gehn!« sagte er, »aber merk Er sich's für ein »andresmahl, daß man bezahlen muß, »wenn man gezehrt hat.«

Und so schieden wir sehr freundschaftlich von einander.

Ende des zweyten Buchs.

Fritz

ein komischer Roman

von

J. F. Jünger.

Hae nugae seria ducent —

Hor. *Art. Poet.*

Zweiter Theil.

Berlin und Leipzig,
bey Carl August Nicolai.
1796.

Drittes Buch.

D

Daß
die Vor
mir selb
tige Lau
das kan

Ich
Ohren h
höchstseel
lirte mir

Mein
mein schö

rittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Etwas über die beſte Welt.

nich dieſe Scene, und überhaupt
älle der wenigen Tage, die ich
l überlaſſen war, für meine künf-
ſbahn ſehr aufgemuntert hätten,
ı ich eben nicht ſagen.
ging ſo traurig fort, ließ die
ängen, wie Sancho Panſo's Eſel
gen Andenkens, und rekapitu-
alles was vorgefallen war.
e Schöne ungetreu! Mein Geld,
nes Geld, das ich mir durch ſo

manche Prügel so sauer erworben hatte, so umsonst und um nichts ausgegeben, wenigstens was das Atlaßkleid und den Ring betraf, die ich für meine Schöne gekauft hatte, und denn noch fünf Thaler im Wirthshause bezahlt, für Speise und Trank, wovon ich das wenigste genossen hatte, und Kopfnüsse obendrein!

»Nein!« sagte ich bey mir selbst, »wenn das so in der Welt geht, so se»he ich nicht ein, wie Henriette immer »singen konnte:

»Die Welt bleibt doch die beste Welt,
»Zur Lust ist sie geschaffen!«

Zweytes Kapitel.

Ein Donum gratuitum.

Ich schlenderte so in meinen Gedanken fort, und berechnete mir das Geld das ich noch hatte, und wie lange es ohngefähr noch dauern könnte, als auf einmal ein Mann zu Pferde neben mir hielt.

»Wo hat Er seinen Paß?« fragte er mich.

»Ich?« antwortete ich ganz betroffen, »ich habe keinen Paß!«

»Keinen Paß? Wie ginge denn das »zu? — Wo hat Er zuletzt gespielt?«

»Gespielt?« sagte ich bey mir selbst. »Sehen es denn die Leute einem an, »wenn man das Theater auch nur ein »einziges mahl betreten hat?«

Ich nannte ihm das Dorf, wo ich eben herkam.

»Dort war kein Puppenſpieler!« ſagte er. »Das weiß ich beſſer! Das ſind »faule Fiſche! Oder iſt der Herr kein »Puppenſpieler?«

»Nein, das bin ich nicht!«

»Kein Puppenſpieler? Und ich hätte »darauf ſchwören wollen, denn der Herr »ſieht in Seinem rothen Rocke, blauen »Hoſen und Seinem Federhute gerade »aus wie ein Puppenſpieler, oder wie »ein Narr!«

Das war ein Kompliment, das ich mir ganz und gar nicht vermuthete, denn ich glaubte, wunder wie ſchön ich ausſäh!

»Alſo was iſt denn der Herr ſonſt, wenn Er kein Puppenſpieler iſt?«

»Ich?« antwortete ich ganz kleinlaut, »Ich bin gar nichts!«

»Gar nichts? Das ist blutwenig! »Etwas ist man doch!«

Indem besann ich mich, daß ich gestern Abends erst auf dem Theater Gesichter geschnitten hatte, und daß ich mich folglich recht gut für einen Schauspieler ausgeben könnte.

»Ich bin Schauspieler,« sagte ich.

»Schauspieler?« wiederholte er, »Nun, »weiß der Herr was? Dafür bezahlt Er »einen halben Gulden!«

Ich konnte nun freylich nicht begreifen, warum ich einen halben Gulden dafür bezahlen sollte, daß ich mich einen Schauspieler nannte, zumahl da mir diese Charge noch keinen Heller eingetragen hatte; aber was halfs? Der

Reuter hatte ein ſo ſchönes ſpaniſches Rohr am Knopfe hängen. Ich bequemte mich alſo im Guten, griff in die Taſche, und gab ihm den halben Gulden.

Er gab ſeinem Pferde die Sporen, und ſprengte fort.

Drittes Kapitel.

Welches außerordentlich gegen das vorige absticht.

Jetzt war ich also wieder um einen halben Gulden ärmer, für den ich nichts genossen hatte, den ich ausgegeben hatte, ohne zu wissen wofür?

»Ich werde mich wohl hüten,« sagte ich bey mir selbst, »mich wieder für »einen Schauspieler auszugeben, wenn »man soviel dafür bezahlen muß!«

Ich ging immer meinen Gang fort, bis ich endlich bey hereinbrechender Dämmerung in ein Dorf kam.

Ich kehrte im Wirthshause ein. Die Wirthin kam mir entgegen:

»Womit kann ich die Gnade haben, Ihro Gnaden zu bedienen?« fragte sie, und verneigte sich einigemal dabey.

»Ihro Gnaden!« Das klang doch ganz anders als vorhin! Vorhin hatte ich ausgesehn wie ein Narr, oder wie ein Puppenspieler, und jetzt war ich auf einmahl »Ihro Gnaden!«

»Ich möchte hier über Nacht blei»ben,« sagte ich.

»Ihro Gnaden sollen gleich bedient »werden!« antwortete sie, »Christoph! »geschwind ein paar Lichter! Leuchtet »dem gnädigen Herrn hinauf!«

Ich protestirte dagegen, und versicherte ihr, daß ich kein eignes Zimmer brauchte, und recht gern in der Wirthsstube bleiben wollte.

»Ach, Gott bewahre, Ihro Gna-

»den!« sagte sie, »unser Eins weiß ja »auch was sich schickt!«

Ich mochte also thun was ich wollte, ich mußte dem Hausknecht nachfolgen, der mir mit zwey Lichtern die Treppe hinaufleuchtete, und mir das beste Zimmer im Hause anwies.

Viertes Kapitel.

Die ſchwere Wahl.

Ich legte mein Paket ab, das ich unter dem Arm getragen hatte, und in welcher außer der wenigen Wäſche die ich von Hauſe mitgenommen hatte, noch das Kleid, die Weſte und die Beinkleider enthalten waren, die mein Stiefvater ſo manchesmal ausgeklopft hatte, und die jetzt der Kleidung die ich vom Trödeljuden gekauft hatte, das Feld hatten räumen müſſen.

Mit großen Schritten ging ich auf und ab, und wollte eben anfangen mein Schickſal zu überdenken, als die Wirthin eintrat, und mich unterthänig bat, meine Gnaden möchten die Gna-

Gnade haben ihr zu sagen, was ich für diesen Abend zu speisen beföhle?

Ich antwortete ihr sehr gnädig, ich sey mit allem zufrieden, was sie mir gäbe.

»Ihre Gnaden können einen Kapaun »in der Suppe haben, einen Pudding, »einen Frikandeau, eine Frikassée von »Tauben, eine Etoffade, einen gebrate»nen Fasan und Sallat, und dann eine »Torte!«

Mir lief das Maul voll Wasser, da ich so geschmackvolle Speisen nennen hörte. Mir wurde die Wahl schwer.

»Bringen Sie mir was Sie wollen, »Frau Wirthin,« sagte ich, und die Wirthin empfahl sich wieder so höflich, als sie gekommen war.

Das fünfte Kapitel.

Ich producire mich im — Essen.

Jetzt hatte ich vollkommen Zeit mein Schicksal zu überdenken, ein Geschäft, in welchem mich vorhin die gar zu geschäftige Wirthin unterbrochen hatte: denn ich konnte volle anderthalb Stunden lang in meinem Zimmer auf und abgehn, ehe ich eine menschliche Seele zu sehn bekam.

Im Grunde hatte ich aber auch kein Schicksal, das der Mühe werth gewesen wäre, darüber nachzudenken!

Auf einmahl wurde um mich herum alles lebendig. Der Hausknecht kam mit einem großen Korbe mit Tischzeug, und die Wirthin kam hinterdrein, und deckte den Tisch.

Unmittelbar darauf wurde aufgetragen: Und wie aufgetragen! Es war ein Herz- und Seele erfreuender Anblick für mich!

In der Mitte prangte ein schöner fetter Kapaun in einer Reißsuppe, und zur linken stand versprochenermaaßen der Pudding, zur rechten die Frikassee von Tauben.

Begierig fiel ich über den Kapaun her, und in weniger als sechs Minuten war er bis auf die Knochen aufgezehrt. Der Pudding und die Frikassee hatten ein gleiches Schicksal.

Der Hausknecht, welcher mir aufwartete, wechselte die Teller ordentlich mit einer Art von Respekt, denn ein solcher Virtuose im Essen war ihm vermuthlich seit langer Zeit nicht vorgekommen.

Das sechste Kapitel.

Neue Verführung.

Indessen er mit dem leeren Geschirr hinunterging hatte ich Zeit mich ein wenig von meinen Strapazen zu erhohlen, denn ich hatte mich in der That nicht wenig angegriffen. Man muß aber auch bedenken, daß das in meinem Leben das erste Mahl war, daß mir eine so herrliche Mahlzeit unter die Zähne gekommen war, denn die Leckerbissen die mir Hentiette etwa zugesteckt hatte, waren gerade nur hinlänglich, um meinen Appetit zu reitzen, nicht aber ihn zu befriedigen.

Ich sah mich eben nach dem Bette um, denn, »wenn man gegessen und ge»trunken hat, will man auch seine Ru»

»he haben,« als die Wirthin und der Hausknecht mit einer neuen Tracht erſchienen. Es war die Stoffade, der Faſan, der Sallat und die Torte.

»Dem widerſtehe wer da kann!« dachte ich. Und in der That, wenn ich ſchon im Sarge gelegen hätte, ich wäre durch den Geruch der Stoffade und des Faſans wieder lebendig geworden.

Ich machte mich ſo muthig darüber her, als ob ich noch keinen Biſſen gegeſſen hätte.

Das siebente Kapitel.

Es muß doch wohl seine Ursachen haben.

Die Wirthin stand mir mit verschränkten Armen gegen über, und sah mir zu.

»Ihro Gnaden sind bey herrlichem »Appetite!« sagte sie, »es freut mich herzlich, daß es Ihnen so schmeckt.« —

Ich hätte ihr gern geantwortet, aber die Fasankeule die ich eben verarbeitete beschäftigte meine Kinnladen so, daß meine Zunge kein Wort hervorbringen konnte. —

»Das wundert mich in der That« fuhr sie fort, »denn sonst vergessen die »Herrn Essen und Trinken über die Liebe!«

»Über die Liebe?« — der Knochen fiel mir vor Schrecken aus der Hand! —

Im Grunde war dieſer Verluſt ſo groß nicht, denn es war kein Fleiſch mehr daran. —

»Sollte ſie um meine Geſchichte mit »der Prinzipalin wiſſen?« dachte ich.

»Wie ſo, über die Liebe, Frau Wir»thin?« fragte ich.

»Je nun! Ich meinte nur ſo! — »Herr von Schrollendorf hat ſchon herge»ſchickt, ob Ihre Gnaden angekommen »ſind?«

»Herr von Schrollendorf? Wer iſt »dieſer Herr von Schrollendorf?«

»Wie Ihre Gnaden auch fragen! Wenn man's nicht wüßte!«

»Kein Wort weiß ich!«

»Nun ja, ich will thun als glaubte »ich Ihnen. — Alſo Herr von Schrol»lendorf iſt unſre gnädige Herrſchaft,

»dem das ganze schöne Gut und noch
»sieben Dörfer und eine Stadt hier her»
»um gehören.«

»Und der hat fragen lassen, ob ich
»angekommen sey?«

»Nun ja! — Es muß doch wohl sei»
»ne Ursachen haben!« setzte sie mit ei»
nem Tone hinzu, als wollte sie sagen,
»Ich weiß diese Ursachen wohl, ich mag
»aber nichts mehr sagen!«

———

Das achte Kapitel.

Lauter Probleme.

Ich war indem bis zur Torte gekommen. Die Wirthin packte das übrige Geſchirr zuſammen, bat mich, ich möchte nur an der Glocke ziehn wenn ich das Frühſtück beſöhle, wünſchte mir dann eine unterthänige gute Nacht; und ging zur Thür hinaus.

Ich ſaß da, kaute an meiner Torte und an dem was mir die Wirthin geſagt hatte: Alles war ſo auffallend ſonderbar!

Ich kam in dieſes Wirthshaus, ſo demüthig, ſo unbedeutend, und wurde ſo vornehm empfangen! Mir wurde ohne mein Geheiß das ſchönſte Zimmer angewieſen! Es wurde mir ein Nachtmahl

aufgetragen, das wohl allenfalls einen Fürsten hätte befriedigen können.

Und nun schickte gar der Besitzer des Guts, und ließ sich erkundigen, ob ich angekommen sey?

Wer mir das zusammenreimt, den will ich loben!

Und von meiner Liebesgeschichte wußte die Wirthin auch! Woher kann sie denn die wissen?

Ich mochte mir den Kopf zerbrechen wie ich wollte, ich konnte doch nichts herausgrübeln. Überdem hatte ich auch zu viel gegessen, um viel denken zu können.

Plenus venter

Non studet libenter!

Ich legte mich also nieder und versparte das Nachdenken auf den folgenden Tag.

Das neunte Kapitel.

Ich werde herausgeklopft.

So wie ich am andern Morgen erwachte, war der Tisch, an welchem ich am vorigen Abende so vortreflich gezehrt hatte, der erste Gegenstand der mir ins Gesicht fiel, und bey diesem Anblicke fielen mir alle meine begangnen Sünden ein.

»Ich habe in jenem Wirthshause »für das elende Essen das ich nicht »einmal genossen habe, fünf Thaler »bezahlen müssen: Was werde ich hier »für so gutes, vortrefliches Essen bezahlen müssen, das ich genossen habe?«

Das war der erste Gedanke der in mir aufstieg. Ich griff eben nach mei-

nem Geldvorrathe, und wollte mit meinen Finanzen geheimen Rath halten, als an die Thür geklopft wurde.

Ich ſtand auf und öffnete ſie.

Das zehnte Kapitel.

Die Einladungskarte.

Es war der Hausknecht der geklopft hatte, und der mich unterthänig bat »meine Gnaden möchten verzeihen, »daß er mich so früh weckte, aber —«

Bey diesen Worten zeigte er auf einem Menschen der neben ihm stand. Dieser Mensch trug einen runden, mit schwarzer Wachsleinwand überzognen Hut mit einer hohen weißen Feder, eine weiße Weste, einen rothen Lauferschurz, grüne Beinkleider und blaue Strümpfe, und reichte mir, ohne ein Wort zu sagen, ein Stück Kartenpapier hin, worauf —

Doch ich kann es ja meinen Lesern figürlich zeigen:

Monsignour de Schrollendorf brie Monsgier, daboir la ponte de dinner ges glui.

Ich besah die Karte, und da ich nichts als meine Muttersprache gelernt hatte, und auch die kaum, so verstand ich schlechterdings kein Wort von dem Inhalte. Ich fragte ihn also, was das zu bedeuten habe.

„Je nun,“ antwortete er schmunzelnd. „Ihro Gnaden sollen halt die „Gnade haben, diesen Mittag bey mei„ner gnädigen Herrschaft zu speisen!“

Das eilfte Kapitel.

Alles mystisch.

Was sollte ich auf eine solche Einladung antworten? Ich mußte sie ja wohl annehmen, ohnerachtet ich gar nicht begreifen konnte, wie ich zu dieser Ehre käme?

Ich ließ mir das Frühstück bringen. Ich glaubte, ich sey sehr früh aufgeweckt worden, aber es war schon neun Uhr vorbey.

Die Wirthin kam selbst um mir den Kaffee einzuschenken; Sie that das nicht anders, ohnerachtet ichs recht sehr verbat. Sie behauptete, das sey ihre unterthänige Schuldigkeit.

Ich war begierig etwas mehr von diesem Herrn von Schrollendorf zu wissen. Ich that einige Fragen an die Wirthin. Sie hielt mir aber nicht Stich, und versicherte mich bloß mit einem vielbedeutenden Gesichte: »Sie sey nicht so albern als sie aussähe!«

Das war mir so mystisch, so unerklärbar!

»Ich werde wohl für heute das letztemal die Gnade haben, Ihro Gnaden zu bedienen!« sagte sie indem sie mir die letzte Tasse einschenkte.

»Wie so, Frau Wirthin?« fragte ich.

»Je nun, weil Ihro Gnaden nunmehro werden im Schlosse bleiben müssen. Herr von Schrollendorf läßt sie schon nicht mehr fort.«

»Aber

»Aber warum denn das? Ich kenne
»ihn ja ganz und gar nicht?«

»Ihre Gnaden belieben zu spaßen!«
sagte sie und wollte zur Thür hinaus.

Das zwölfte Kapitel.

Ein seltnes Phänomen.

Eben fiel mir die Lehre ein, die mir gestern der Hausknecht des andern Wirthshauses für meine fünf Thaler acht Groschen in den Kauf gegeben hatte.

„Was bin ich Ihnen schuldig, Frau „Wirthin?“ fragte ich mit zitternder Stimme, denn ich fürchtete eine Zeche zu hören, die meine Baarschaft beynahe erschöpfen würde.

„Mir? Gar nichts!“

„Gar nichts?“ fragte ich erstaunt.

„Nein! Mir wars eine Ehre, Ihro „Gnaden bedienen zu können!“

„Aber wie in aller Welt soll ich das „verstehn?“

„Wie Ihro Gnaden belieben!“ ant-

wortete sie mit bedeutendem Lächeln, und ging zur Thür hinaus.

Ich sah ihr nach, vor Erstaunen und Verwunderung ausser mir. Eine Wirthin, die ihren Gästen so vortrefliche Speisen vorsetzte, nichts dafür forderte, und sich mit der bloßen Ehre der Bedienung begnügte, eine solche Wirthin war doch wohl ein Phänomen der man allenfalls wohl nachstaunen konnte!

»Dahinter muß etwas stecken,« sagte ich bey mir selbst, »es mag seyn was es »will! Ich muß auf meiner Hut seyn.«

Das dreyzehnte Kapitel.

Acht Dörfer und eine Stadt.

Indem trat der Hausknecht mit meinen Schuhen herein die er geputzt hatte. ..

»Die Fräulein hat schon zweymal »herübergeschickt, ob Ihro Gnaden nicht »bald kämen?« sagte er schmunzelnd, indem er mir die Schuh hinstellte.

»Welche Fräulein?« fragte ich.

»Je nun, unsre Fräulein!«

»Unsre Fräulein?«

»Nun ja, die Tochter von unsrer gnä»digen Herrschaft!«

»Vom Herrn von Schrollendorf?« — Ein neues Räthsel! Was hatte denn die Tochter dieses Herrn von Schrollendorf nach mir zu schicken?

Jetzt hatte ich die beste Gelegenheit,

von diesem Herrn von Schrollendorf etwas näheres zu erfahren.

»Sage Er mir doch, wer ist denn »dieser Herr von Schrollendorf eigent»lich?« fragte ich.

»Das ist unser neuer Herr. Er hat »die Herrschaft erst seit etwa sechs Wo»chen übernommen. Er war eigentlich »seiner Profession ein Fleischhauer. Vor »etwa neun Jahren übernahm er die »Verwaltung der Herrschaft. Unser vo»riger Herr war immer auf Reisen, und »brauchte immer Geld. Die Leute sa»gen, er brauchte mehr als er hatte. »Da ists denn so gekommen, daß er »nach und nach fertig wurde, und so »kam die schöne große Herrschaft in die »Hände seines Verwalters, der sich erst »vor vierzehn Tagen hat nobilitiren las-

»ſen, ſo daß wir ihn jetzt alle »geſtren»
»ger Herr,« und »Ihro Gnaden« nen»
»nen müſſen, da er ſonſt »Herr Schroll»
»ſchlechtweg hieß.«

Jetzt hatte ich ohngefähr einen klei»
nen Begriff von meinem Manne.

»Und iſt die Herrſchaft ſtark?« frag»
te ich.

»Das glaub' ich, Acht Dörfer und
»eine Stadt!«

Das vierzehnte Kapitel.

Wie sieht denn das Fräulein aus?

Wenn man bey einem Herrn speisen soll, der acht Dörfer und eine Stadt besitzt, will man doch wenigstens anständig erscheinen. Ich ließ mir also vom Hausknecht Puder bringen, und that mein möglichstes mich zu adonisiren.

Ich war beynahe mit meiner Toilette fertig, als der Hausknecht wieder ins Zimmer trat, und mir referirte: »die »Fräulein habe schon zum drittenmal »geschickt, ob ich denn nicht bald käme?«

»Das Fräulein hat schon zum drit»tenmale nach mir geschickt!« sagte ich bey mir selbst. »Das muß eine sonder»bare Art von Fräulein seyn!«

»Wie sieht denn dieses Fräulein »aus?« fragte ich.

»Je nun!« antwortete er, »Eben »nicht übel! Sie ist ein ganz sauberes »Weibsbild! Wenn sie nicht den langen »Schlumper und auf dem Kopfe das »viele Blumen- und Federwerk trüge, »so sähe sie noch hübscher aus. Vor die»sem, als sie noch die bürgerliche Tracht »trug, da wars ganz ein anderes Ding. »Da hat sie manchem Burschen im Dor»fe den Kopf verrückt. Aber sie trug die »Nase immer zu hoch. Jetzt, da sie eine »gnädige Fräulein worden ist, jetzt ists »noch viel ärger. Sie sieht einen kaum »über die Achsel an.«

Das funfzehnte Kapitel.

Mein Eintritt in das Schloß.

Ich' brannte vor Begierde zu erfahren, was aus dieser Geschichte werden würde?

Dieser Begierde zu folge machte ich mich sogleich auf den Weg nach dem Schlosse. Ich besah mich unterwegs sehr oft — denn da eine Fräulein, und noch dazu die einzige Erbin eines Mannes, der Besitzer von acht Dörfern und einer Stadt war, nach mir geschickt hatte, so wars doch wohl der Mühe werth mich zu besehn? — und ich muß gestehn, daß ich meinen rothen Frack, meine gelbe Weste und meine lichtblauen Beinkleider noch nicht so schön gefunden hatte als jetzt, den Federhut ungerechnet, denn

den konnte ich nicht so besehn, weil ich ihn auf dem Kopfe hatte.

Ich trat in den Schloßhof ein. Alles war so wüste und öde! Der ganze Hof war mit Gras bewachsen, ohnerachtet er gepflastert war. Ich stand eine Weile unentschlossen wo ich mich hinwenden sollte, als endlich dieselbe Figur erschien, die mir vorhin die Einladungskarte gebracht hatte, mir mit vielen Scharrfüßen eine Thür öffnete, und unterthänig bath: »Meine Gnaden möchten nur da hereinspazieren: die gnädige Herrschaft würde bald kommen.«

Bey diesen Worten machte er die Thür hinter mir zu, und ließ mich in einem Wohnhause stehn, in welchem ver-

ſchiedene zugemachte Thüren waren. Ich ſtand eine Weile da, und wartete auf die »gnädige Herrſchaft, die da kommen »ſollte,« aber es rührte ſich im ganzen Hauſe keine Seele.

Das sechszehnte Kapitel.

Verlegenheit.

Endlich hörte ich ein paar Weiberpantoffeln eine steinerne Stiege herabklappern. Es öffnete sich eine von den vielen Thüren die um mich herum waren, und es erschien eine kleine dürre zusammengeschrumpfte weibliche Figur.

»Aber mein Gott!« schrie sie, und trat vor Erstaunen einen Schritt zurück. »Warum gehn denn Ihro Gnaden nicht »hinein? Meine Tochter sitzt schon lange drinn und wartet mit Schmerzen!«

Unter vielen Verneigungen ging sie bey mir vorbey und machte mir eine Thür auf. Diese Thür führte zu einem großen Saale.

Auf einem Sopha der Thüre gerade

gegen über saß ein Frauenzimmer mit einem ganzen Walde von Federn und Blumen auf dem Kopfe, das ein ungeheures silbernes Waschbecken auf dem Schooße hatte, worin sie Gold zupfte.

Sie empfing mich sehr freundlich und bath mich, Platz zu nehmen. Ich setzte mich auf einen Stuhl ihr gegen über. Sie fuhr fort sehr ämsig Gold zu zupfen, und verwandte kein Auge von ihrer Arbeit. Ich saß da, suchte in meinem Kopfe sehr ängstlich einen Stoff zur Unterhaltung, und fand keinen!

Das siebzehnte Kapitel.

Ich verwundre mich, und bekomme eine befriedigende Auskunft.

Ich mustre die Meublen im Saale.

Sie sind ja außerordentlich fleißig!« sagte ich endlich, um doch etwas zu sagen.

»So ein wenig! damit die Zeit ver»geht!« antwortete sie. »Und wenn »man auch noch so reich ist, muß »man doch in der Welt etwas thun! »Man weiß ja sonst nicht warum man »da ist?«

Bey diesen Worten warf sie mir einen Blick zu, als wollte sie sagen: »Du weißt doch wohl, warum du da »bist?«

Ich war damals noch zu unerfahren. Ich verstand diesen Blick nicht!

In diesem Augenblicke fiel mir auf, daß sie ganz neue goldne Tressen zerzupfte. In der Unbefangenheit meines Herzens äußerte ich meine Verwundrung darüber.

»Wer wird denn getragene Tres»sen in die Hände nehmen?« antwortete sie. »Das ist ja ekelhaft! Pfui! »Die neuen sind freylich viel theurer, »aber wenn mans bezahlen kann, so »macht man sich nichts daraus!«

Sie zupfte immer fort, und das Gespräch wär jetzt wieder aus! Ich wußte schlechterdings nicht, was ich weiter sagen sollte?

Ich saß da, und drehte meinen Fe-

derhut auf meinen Knien herum; weil ich nichts beſſeres zu thun wußte, ſo beſah ich mir die Meublen im Saale. Das war ein ſonderbares Gemiſch!

Neben dem mit roth und weiß geſtreiften Atlaß überzognen Sopha auf dem das Fräulein ſaß, ſtand ein altväteriſcher grüntuchner Sorgenſtuhl; neben dieſem Sorgenſtuhle ſtand ein Schrank von Mahoganyholz, und auf dieſen folgte ein Tiſch mit runden ſchlangenförmigen Füßen mit einem bunten Teppich behangen. Neben dieſem Tiſche prangte eine ſchöne neue Kommode, auf welcher unter einem mit rothen Bändern verzierten weißflohrnen Überhange eine ſchön verzierte à quatre couleurs vergoldete Stutzuhr ſtand, und gleich dabey ſtand

eine

eine ganz gemeine in ein braunes höl-
zernes Gehäuse versperrte Wanduhr, die
den Anschn nach ihren Geburtstag schon
längst vergessen hatte.

Das achtzehnte Kapitel.

Der gnädige Papa, und beyder Stoff zum Nachdenken.

Ich fühlte die Nothwendigkeit sehr gut, die Schöne unterhalten zu müssen der ich gegen über saß, aber je mehr ich diese Nothwendigkeit fühlte, je mehr gerieth ich in Verlegenheit um Stoff; ich sann hin und her darüber und zerbrach mir den Kopf als mich glücklicherweise eine dicke männliche Figur aus meiner Verlegenheit riß, die sich eben zur Thür hereinschob.

»Na, Sabine!« sagte diese dicke Figur, »wie weit bist du mit deinem Lieb»haber? — Ja so! Was ich sagen »wollte!« —

»Aber gnädiger Papa,« antwortete die Schöne, »Wie oft habe ich Sie gebeten, mich nicht bey dem fatalen Namen Sabine zu nennen. Können Sie »sichs denn gar nicht angewöhnen, mich »»Bini« zu rufen?«

»Da hast du auch wieder Recht!« erwiederte er, und pflanzte sich in den grüntuchnen Sorgenstuhl.

Das »wie weit bist du mit deinem »Liebhaber?« fiel mir ein wenig auf. Wer konnte denn dieser Liebhaber anders seyn, als ich? Und wie ich zu dieser Ehre kam, das konnte ich schlechterdings nicht begreifen: denn ich konnte mich nicht erinnern, jemals auf die Würde eines Liebhabers in diesem Hause Ansprüche gemacht zu haben.

Und das wäre auch wirklich eine Kunſt geweſen, da ich jetzt zum erſtenmale in meinem Leben einen Begriff von dieſem Hauſe bekam!

Das neunzehnte Kapitel.

Der gnädige Papa wird böſe, aber auch gleich wieder gut.

Indem ich ſo in meinem Kopfe herumſuchte, wie ich etwa könnte zur Stelle eines Liebhabers gekommen ſeyn, hatte ſich der gnädige Papa eine kleine Pfeife geſtopft, die er in ſeiner Taſche hatte, und ſchlug ſich Feuer an.

»Aber gnädiger Papa,« ſagte Fräulein Sabine, oder wie ſie ſich lieber nennen hörte, Fräulein Bini, »wenn Sie »nur nicht hier im Saale rauchten! »Mein Gold läuft ſo an!«

»Narr!« antwortete er, und legte den brennenden Schwamm auf ſeine Pfeife, »wenns auch noch ſo angelaufen

»ist, der Goldarbeiter kaufts doch! —
»Und sage mir einmal wenn auch das
»nicht wäre, kostets mich nicht mein
»Geld? Und kann ich etwa in meinem
»Schlosse nicht Toback rauchen wo ich
»will? He? soll mir so ein Gelbschnabel
»Vorschriften machen? he?«

Er hatte sich bey den letzten Worten ordentlich erhitzt. —

»Aber Papa! In Gegenwart frem-
»der Leute!« sagte das Fräulein indem sie sich auf die andre Seite setzte, so »daß sie ihm den Rücken zukehrte. —

»Na, laß gut seyn, Binchen!« ver-
setzte er indem er herübergriff, nnd ihr über den Rücken fuhr, »Laß gut seyn!
»heute Abend kömmt Michel aus der
»Stadt, und da kriegst du zwey Pfund
»nagelneue goldne Tressen, wie die

»Hand breit. Da kannſt du zupfen! —
»Gelt, Hexe, das geht dir beſſer von der
»Hand, als ſonſt das Wurſtmachen?«

Das zwanzigste Kapitel.

Der reiche Mann.

Das Fräulein schielte mich von der Seite an, und fuhr mit der Hand unwillig über das Gesicht.

»Schäme dich nicht, Binchen!« fuhr er fort, »es ist einem keine Schande »gearbeitet zu haben! Dafür haben wir »auch etwas vor uns gebracht, und sind »jetzt reiche Leute! Ich befinde mich jetzt »auch besser, wenn ich in meinem Groß»vaterstuhle mein Pfeifchen in Ruhe »rauchen kann, als wenn ich sonst acht, »neun Stunden weit nach Kälbern her»umlaufen mußte: — Ja ja, junger

»Herr!» bey dieſen Worten wandte er ſich an mich, »die erſten zwanzigtauſend »Thaler werden einem ſauer zu verdie»nen, aber wenn man die einmal hat, »ſo geht das übrige von ſelbſt. Ich »pachtete dieſe Herrſchaft und ließ mich »jährlich auf zwey und zwanzig tauſend »Thaler Pacht ein. Ich behielt aber »demohnerachtet mein Fleiſchhauergewer»be bey, weil ich einmal daran ge»wöhnt war, und um doch etwas ſiche»res zu haben, im Fall es mit dem »Pacht ſchief ging. Der liebe Gott ſeg»nete mich aber; ſo daß jetzt nach neun»jährigem Fleiß und Mühe die ganze »große Herrſchaft mein Eigenthum iſt. »— Ja, junger Herr, ich bin ein reicher »Mann! Ich habe voll auf, und auf »der ganzen weiten Welt keine Sorge

»weiter, als daß meine Tochter, mein
»einziges Kind, gut an Mann gebracht
»wird. — Aber dafür werden Sie schon
»sorgen!«

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Neuer Stoff zum Nachdenken.

„Aber Papa!“ rufte das Fräulein aus, und verbarg ihr Geſicht in die Rückenpolſter des Sopha's.

»Nun nun Närrchen!« antwortete er, »ziere dich nicht! Ihr möcht Euch »ſperren, wie Ihr wollt, Ihr müßt am »Ende doch daran glauben! Deine Mut»ter machte es gerade auch ſo, aber als »ich ihr recht aufs Leder ging, gab ſie »es ſchon kleiner; das kennt man ja »wohl!«

Ich hatte indeſſen wieder neuen Stoff zum Nachdenken bekommen.

»Ich ſoll dieſe ſeine einzige Tochter »an Mann bringen?« ſagte ich bey mir

ſelbſt. »Wie meint denn der Mann »das? Sollte er etwas davon wiſſen, »daß ich Henrietten an Mann gebracht »habe? — Aber wie konnte denn ein »Vater das ſagen? Henriettens Vater »wenigſtens war ſehr unzufrieden mit »meiner Verwendung!« —

»Sie mögen nun ſehn, junger Herr, »wie Sie das Mädchen herumbringen,« fuhr er fort, »ich kann Ihnen weiter »nichts ſagen, als: Ich als Vater habe »gegen Ihren Antrag nichts. Machen »Sie Ihre Paſſus. Es iſt ein gutes »Kind. Ihr Sträuben und Zieren, das »ſind lauter Grimaſſen. Sehen Sie, »wie ſie ſich wieder verſteckt? Aber das »thut alles nichts. Laſſen Sie ſich das »von nicht abſchrecken!«

Das Fräulein hatte ihr Geſicht wirk-

lich von neuem in die Polſter des Sopha's verborgen. Ich ſaß da, und ſpielte eine äußerſt dumme Figur. —

Der Fall war aber in der That auch äußerſt kritiſch für mich. »Er hatte ge»gen meinen Antrag nichts« — und »ich wußte kein Wort von dem Antra»ge den ich ſollte gemacht haben!

Was wollte denn der Mann mit ſeinem Antrage? Und warum verbarg denn das Fräulein ihr Geſicht?

Neuer Stoff zum Nachdenken für mich!

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Ein Pröbchen von seiner Erziehung.

„Aber Binchen,“ sagte er wieder, »jezt »könntest du doch deinem — Na, wie »soll ich ihn denn nennen, daß es dich »nicht verdrüßt?«

»Nennen Sie ihn wie Sie wollen, »Papa! Was gehts denn mich an?« erwiederte das Fräulein unwillig, stampfte mit dem Fuße und sprang auf.

»Was es dich angeht?« antwortete er ganz phlegmatisch. »Wenns dich »nichts angeht, mich gehts noch weni»ger an! — Ich sage kein Wort wei»ter!« —

Ich war indessen aus Respekt auch aufgestanden.

»Bleiben Sie sitzen, junger Herr,« sagte er zu mir, indem er mich beym Arme faßte und mich wieder auf meinen Stuhl niederdrückte. »Wenn die Weiber recht auffahren, muß man gelassen »bleiben. Das ist das beste Mittel sie »zu Paaren zu treiben.«

»Wenn die Weiber auffahren!« wiederholte Binchen, und war dabey in einer Wuth, daß sie sich kaum zu lassen wußte. »Bin ich denn aufgefahren? — »Aber jetzt will ich auffahren! Sehen »Sie, Papa, daß Sie nicht etwa glauben, Sie können mich mißhandeln wie »Sie wollen, — da haben Sie Ihr »Geld!« —

Bey diesen Worten nahm sie eine Hand voll von dem gezupften Gelde aus dem silbernen Waschbecken und streute es im Saale herum. —

»Da, Papa! — Und da! — Und »da! — Und da!«

Er sah ihr zu, und hielt sich den Bauch für Lachen.

»Du bist ein kurioses Mädchen!« sagte er »Wie du über so etwas so bit»ter und böse werden kannst! Sieh, jetzt »kannst du nur den Hausknecht herein»rufen, daß er den Bettel wieder zu»sammenkehrt! — Sieh, Binchen, wenn »ich nicht so ein reicher Mann wäre, so »könnte ich jetzt böse werden: Aber ich »mache mir nichts daraus! Wirf du das »Gold herum wie du willst, mich ficht »das nichts an!«

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Mehr dergleichen. — Die Mutter.

„Sehen Sie, Papa! so machen Sie es »immer!« schrie sie mit einer Stimme die von Ärgerniß und Wuth beynahe erstickt war, »Erst ärgern Sie mich, »denn lachen Sie mich obendrein aus! »Rasend möchte ich werden!«

Bey diesen Worten fuhr sie mit beyden Händen in die Frisur, daß der Puder herumstäubte.

Der Papa fuhr fort zu lachen.

»Na! Was kann nun der arme Kopf »wieder dafür?« sagte er.

Das Fräulein faßte jetzt in ihrem Zorne eine silberne Klingel die auf dem Tische stand, und fing aus allen Kräften an zu läuten.

Indem ging die Thür des Saals auf und es erschien die nämliche kleine dürre eingeschrumpfte weibliche Figur, die mich vorhin eingeführt hatte.

»Was willst du denn, Binchen?« sagte sie. »Was ist dir denn? Du siehst »ja ganz verstöhrt aus?«

»Ih, der Papa hat mich wieder so »böse gemacht!« —

»Immer hast du mit dem Mädchen »etwas, du alter Esel!« schrie sie, und stemmte die Arme unter.

»Na, na, Fieckchen!« antwortete er, »Es war ja nur Spaß!«

»Ich kenne deinen Spaß schon! du »hast dergleichen Spaß mit mir auch »gemacht! — Verzeihen Ihro Gnaden,« fuhr sie gegen mich mit vielen Verneigungen fort, »Es schickt sich freylich

» nicht, in Gegenwart fremder und vor-
» nehmer Leute zu zanken, aber die Gal-
» le läuft einem auch dann und wann
» über! — Aber du mein Heiland! Was
» iſt denn das?« ſchrie ſie auf einmahl,
indem ſie auf den Boden ſah, » da
» liegt das Gold herum, wie — Gott
» verzeih mir meine Sünde!«

Bey dieſen Worten warf ſie ſich der
Länge nach hin, und fing an zuſammen-
zuſuchen.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Die Gattinn.

Herr von Schrollendorf saß da, sah ihr ganz gelassen zu, und rauchte seine Pfeife mit der größten Gemüthsruhe.

Das Fräulein hatte sich unterdessen vor einen großen Spiegel gestellt, und gab sich alle Mühe, das Unheil wieder gut zu machen, das sie vorhin in ihrer Frisur angerichtet hatte.

»Was das für eine Wirthschaft ist!« sagte die Alte indem sie das Geld ämsig zusammensuchte, »als ob das Geld »nichts kostete! Und daran bist du ge»wiß Schuld, du alter Krückenstößer! »Du hast's Mädchen wieder böse ge»macht, wie vorgestern, da sie das schö»ne Porzellain-Service zerschlug! he?«

»Laß's gut seyn, Fieckchen! Ich bin »ein reicher Mann!«

»So? Und wer ist denn an deinem »Reichthume Schuld? he?« Bey diesen Worten richtete sie sich auf und ihre alten ledernen Wangen überzogen sich mit einer Zinnoberröthe. — »Hab ich »mich etwa nicht Tag und Nacht ge»plagt und gemartert genug, um etwas »vor uns zu bringen, daß wir in un»sern alten Tagen etwas zu leben hät»ten? he? Kannst du's anders sagen? Hab' ich nicht die niedrigste Arbeit ver»richtet? Hab' ich nicht alles angegrif»fen? hab' ich mich einer Arbeit geschämt? »— he? Wenn du's anders weißt, so »rede! — Sag' ein Wort, wenn du »Herz hast!«

»Aber Fieckchen, ereifre dich nur nicht
»so!«

»Ist's denn etwa nicht wahr? Wenn
»ich nicht gewesen wäre, wo wärst du
»jetzt! Ich habe mich Zeit meines Le-
»bens gemartert und geplagt genug!«

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Die Köchinn.

„Du, Fieckchen,“ ſagte Herr von Schrollendorf ganz phlegmatiſch indem er mir einen Wink gab, „wenn nur die „heutige Rebhühnerpaſtete ſo gut wird, „wie die letzte! die war dir herrlich ge„rathen!“

„Nicht wahr, Alter?“ antwortete ſie auf einmahl ganz freundlich, indem ſie aufſprang, denn ſie hatte indeß ſchon das ganze Geld zuſammengeſucht, „Nicht „wahr, die hat dir geſchmeckt?“

„Du weißt ja, Fieckchen, daß du mei„ne Leib „ Mund „ und Magenköchinn „biſt! — Die Paſtete war herrlich! Ich „eſſe noch daran!“

»Nun warte nur, Alter!« dabey klopfte sie ihm auf die Backen, »die heutige »soll noch besser werden!«

»Du! Und der indianische Hahn, »brav mit Mandeln und Pinnolli und »Pistazien und Charlotten gefüllt! Du »weißts ja wohl, wie ich ihn gerne »esse?«

»Laß du mich nur machen! Gut daß »du mich daran erinnerst! Ich muß »gleich nach meiner Küche sehen!« Und damit wackelte sie zum Saale hinaus.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Eine Nahmenstreitigkeit.

»Meine Alte ist ein kurioses Weib,« sagte Herr von Schrollendorf, als sie hinaus war, »Ich darf ihr nur über ihre »Kocherey etwas Schönes sagen, so wird »sie gleich gehen. — Darauf bildet sie »sich erschrecklich viel ein. — Sie ist »aber auch eine perfekte Köchin!«

Mir lachte das Herz im Leibe, so wie ich von einer perfekten Köchin etwas hörte, denn von der perfekten Köchin schloß ich sehr scharfsinnig auf eine perfekte Mahlzeit, und mein Magen war ein großer, ein erklärter, ein perfekter Liebhaber von perfekten Mahlzeiten.

»Aber,« fuhr er fort, »Jetzt, Sa-
»bine —«

»Schon wieder der verwünschte Nah-
»me, Papa?« sagte das Fräulein un-
willig, »Ists doch wirklich, als hätten
»Sie sich heute verschworen, mich recht
»zu ärgern und zu kränken!«

»Kurios!« antwortete er, indem er
Feuer schlug, weil ihm die Pfeife aus-
gegangen war, »Was kann denn ich
»für deinen Nahmen? Das mache du
»mit deiner seeligen Großmutter aus!
»Die bestand darauf, daß du Sabine
»heißen sollteſt, weil sie deine Taufpathe
»war! Wenns mir nachgegangen wäre,
»so hätteſt du müſſen Rupherchen hei-
»ßen, weil ich Oeuphrius heiße.«

»Ey! da hätte ich auch einen schönen
»Nahmen gehabt!«

»Narr! Iſt dein Vater bey dieſem
»Nahmen ſo dik und fett und reich ge-
»worden, ſo hätteſt du wohl allenfalls
»auch drauf auskommen können!«

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Die Dukaten.

„Na also, Binchen — weil du es denn „durchaus nicht anders willst. — — „Aber was habe ich denn sagen wol„len?“ —

„Weiß ich denn das, Papa?“

„Auch wieder wahr! Wenn ichs selbst „nicht weiß, wie kannst denn du's wis„sen? — Warte nur, es wird mir schon „wieder einfallen! — — Ja, was ich „sagen wollte, Binchen, du könntest „wohl noch vor dem Essen da deinem „— wie soll ich ihn denn heißen, daß „du nicht böse wirst?“

Er zeigte bey diesen Worten auf mich.

»Papa! Sie machen noch daß ich »fortgehn muß!« sagte sie und ging »nach der Thür.

»Aber Binchen! Sieh einmal her!« fuhr er fort, indem er in die Tasche griff. »Sieh, diese zwey schönen blanken »Dukaten habe ich diesen Morgen für »dich eingewechselt!«

»Sind sie von diesem Jahre, Pa»pa?« fragte sie, indem sie schnell um»kehrte und auf ihn zuhüpfte.

»Närrchen,« antwortete er, »wenn »sie auch nicht gerade von diesem Jahre »sind, so sind sie doch so schön blank »und rein als ob sie erst aus der Mün»ze gekommen wären.«

Sie nahm ihm die Dukaten aus der Hand, besah sie, und steckte sie in die Tasche.

»Ich danke Ihnen, lieber Papa!« sagte sie, und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. »Aber was wollten Sie vor»hin sagen, Papa?«

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Die Spatzierſchuhe.

»Ich wollte ſagen, Binchen, daß du »deinem — wie ſoll ich ihn nennen? — »Du wirſt doch das Geſicht wieder ver»ſtecken, aber daraus mache ich mir »nichts! Ich habe dir erſt zwey Duka»ten geſchenkt, und alſo kann ich ſchon »ein Wort reden: — alſo, deinem Lieb»haber noch vor Tiſch den Garten zei»gen könnteſt, damit er meine neuen »engliſchen Anlagen ſieht.

»Haben Sie noch mehr Dukaten, »Papa?« fragte ſie ganz naiv.

»Ja, ich habe wohl noch einige!« antwortete er ganz phlegmatiſch indem er in die Taſche griff.

»Lassen Sie sehen, Papa!« und dabey zog sie ihm die Hand aus der Tasche. »Drey, vier, fünf, sechs! Die gehören alle mein!« Sie nahm ihm bey »diesen Worten diese Dukaten aus der »Hand und steckte sie in die Tasche. »Jetzt können Sie aber auch ein Wort »reden, Papa! — Also ich soll meinem »Liebhaber Ihre neuen Anlagen zeigen, »meinten Sie?«

»Du Hexe du! Zeige du ihm meinetwegen Deine Anlagen, was geht's »denn mich an?«

»Da muß ich erst meine Spatzierschuhe anziehn!« sagte sie und läutete.

Derselbe Mensch der mir die Einladungskarte gebracht hatte, trat herein.

»Meine Spatzierschuhe!« sagte sie.

Ich war auf diese Spatzierschuhe außer-

außerordentlich neugierig. Ich konnte nicht begreifen wie man zum Spaziereng gehen andre Schuhe brauchen kann, als man braucht um über die Straße, oder sonst wohin zu gehn.

Der Mensch brachte ihr ein paar seidne Schuhe die rund um mit Leder besetzt waren, und so niedrige Absätze hatten, wie Männerschuhe. Ich möchte eben nicht behaupten, daß sie einen Weiberfuß sehr vortheilhaft bildeten. Indessen: Usus est Tyrannus!

»Sehen Sie,« sagte sie zu mir, »solche Schuhe tragen die englischen Da»men wenn sie in ihren Parks spazieren »gehn. Das habe ich im Modejournal »gelesen. — Jetzt kommen Sie.

Ich reichte ihr den Arm, und wir traten unsre Wanderschaft mit einander an.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Engliſche Anlagen.

So wie wir zur Thür hinaustraten, ſah ich kaum vier Schritte vom Schloſſe einen ungeheuren Berg der beynahe bis unter das Dach hinaufreichte, und auf dieſem Berge gab es eine Menge Menſchen, wie Ameiſen geſchäftig, welche immer noch mehr Erde zuführten, und dieſen Berg noch höher machten.

Mir kam das ſonderbar vor:

»Die Fenſter hat man doch um hin»auszuſehn,« dachte ich, »und dieſe »Leute werfen ſich gerade vor der Naſe »einen Berg auf, der die Ausſicht »hemmt?«

Ich konnte mich nicht enthalten, meiner Begleiterinn dieſe meine Gedanken mitzutheilen.

»Wiſſen Sie denn nicht, daß in einen engliſchen Garten ſchlechterdings »ein Berg gehört?« antwortete ſie. »Und was die Ausſicht betrift: wenn »man ſie nicht aus dem Fenſter genießen kann, ſo geht man heraus in die »freye Luft auf den Berg, und dazu »iſt die Brücke, die Sie da oben »ſehen.«

Ich mußte mir beynahe das Wirbelbein ausrenken um dieſe Brücke zu ſehn, ſo hoch war ſie. Sie ging aus dem mittlern Bodenfenſter auf den Berg hinüber, und war im Bogen geſpannt und lichtgrün angeſtrichen. Das Geländer

war durchbrochen und mit weißen Rosetten verziert. Ich erinnerte mich dergleichen Arbeit bey einem Zuckerbecker auf einem Tafelaufsatze gesehn zu haben.

Das dreyßigſte Kapitel.

Die Brücke.

„Sie glauben gar nicht,“ fuhr ſie fort, „was unſer Garten durch dieſe „Brücke gewonnen hat! Dieſe Brücke „nennt man, wie ich einmal in einem „Buche geleſen habe, chineſiſche Brük„ke, und in jedem engliſchen Garten „muß eine ſolche chineſiſche Brücke ſeyn. „Da wir nun im ganzen Garten kein „Waſſer haben, und demohnerachtet „durchaus eine Brücke haben mußten, „wo hätten wir ſie wohl glücklicher an„bringen können, als aus dem Schloß„fenſter herüber auf den Berg? — Das „iſt eigentlich mein Einfall, denn ſie „müſſen wiſſen, ich dirrigire die Anlage „des Gartens. Das erlaubt mir auch

»mein Vater recht gern, denn er iſt zu »bequem ſich damit abzugeben, und mei»ne Mutter hat viel zu viel mit der »Hauswirthſchaft zu thun.« —

Ich ſtand da, ſtaunte den großen Berg und die hohe Bogenbrücke an, und konnte mich von meiner Verwunderung nicht erhohlen:

»Jetzt kommen Sie,« ſagte ſie, »wir »wollen die übrigen Anlagen beſehn.«

Sie zog mich um den Berg herum, und auf einmal ſah ich einen abſcheulichen Abgrund vor mir.

Das ein und dreyßigſte Kapitel.

Wo Berg iſt muß auch Thal ſeyn.

„Sehen Sie,“ fuhr ſie fort, »hier »laſſe ich die Erde zu dem Berge aus»graben. — Wo Berg iſt, muß auch »Thal ſeyn, und ich gewinne dadurch »das angenehmſte, reitzendſte Thal von »der Welt.“

Der Boden war wie jedes friſch aufgegrabene Erdreich ſchlüpfrich: ich glitt alſo auf jeden Schritt aus, beſonders da er abhängig war.

»Nicht wahr, das Heruntergehn wird »Ihnen beſchwerlich?“ fing ſie wieder an, indem ſie mich auslachte: »Das iſt »mir ſchon recht. In einem engliſchen »Garten muß einem das Spatzierengehn

» nicht ſo leicht werden! Denken Sie
» nur, die engliſchen Milords haben
» Gärten, viele Meilen lang! Das hat
» mir der Gärtner des Grafen N*** ge-
» ſagt, der voriges Jahr hier war, und
» der zwey Jahre in England geweſen
» iſt. Was das einen müde machen
» muß, ehe man durch einen ſolchen Gar-
» ten durchkömmt! Und ſpatzieren gehn
» müſſen ſie doch darinn, denn wofür
» hätte man denn ſonſt einen Garten,
» als um darinn ſpatzieren zu gehn?
» Nun hat meine Mutter über zwey
» Drittel des alten Schloßgartens zu ei-
» nem Obſtgarten machen laſſen, und ei-
» nen engliſchen Garten wollte ich durch-
» aus haben. Der Platz der mir übrig
» blieb war nicht groß, und in einem
» engliſchen Garten muß man müde wer-

» den. Umſonſt und um nichts wollte ich
» mir die Spatzierſchuhe auch nicht haben
» machen laſſen. Zum Glücke fiel mir al-
» ſo der ſchöne Gedanke ein, dort einen
» Berg und hier ein Thal anzulegen,
» und ſo erreichte ich meinen Zweck, und
» gewann zwey herrliche Parthien. Sie
» ſchwitzen? Warten Sie nur! Im Zu-
» rückgehn ſteigen wir auf den Berg und
» gehn über die chineſiſche Brücke ins
» Schloß. Da ſollen ſie ſchon noch mehr
» ſchwitzen!

Das zwey und dreyßigſte Kapitel.

Die Eremitage.

Zu meinem großen Vergnügen waren wir endlich in dem ſogenannten Thale, das man eher einen Schacht hätte nennen können, angelangt, und in demſelben Augenblicke ſtand ich vor der Thür eines dem äußerlichen Anſehn nach ſehr ärmlichen Hauſes, oder vielmehr einer ſehr ärmlichen Hütte, die beynahe den ganzen Umfang des Thales einnahm.

»Sehen Sie, das iſt eine Eremitage »nach meiner Angabe,« ſagte ſie, indem ſie die Thür aufſchloß. »Die Auſ»ſenſeite hat ſie überraſcht, wie ich mer»ke, und das freut mich, denn ich liebe »bey meinen Anlagen das Überraſchen-

»de: das Innwendige ſoll Sie hoffent»lich noch mehr überraſchen.«

Wir traten ein. Sie hatte ſich in ihrer Hoffnung nicht betrogen. Ich wurde wirklich äußerſt überraſcht!

Wo ich nur hinſah, nichts als Pracht! Da gab es Wände mit Marmor ausgeſetzt, getäfelte und gebohnte Fußboden, ſeidne Sopha's und vergoldete Armſtühle nach dem neuſten Geſchmacke, Spiegel von der Decke bis auf den Boden herab, Kryſtalleuchter, Stutzuhren deren Zeiger mit Edelſteinen beſetzt waren, und der Fußboden war mit einem koſtbaren ſeidnen, mit Gold durchwirkten Teppiche belegt.

Und wie ſonderbar dieſe, wirklich fürſtliche Pracht gegen die kleinen, mit runden Bleyſcheiben ausgeſetzten Fenſter abſtach!

»Das iſt mein Lieblingsaufenthalt,« fuhr meine ſchöne Begleiterin fort, indem ſie ein Fenſter öffnete, »nur Schade, daß immer ein ſo übler Geruch »hier iſt!«

»Das iſt wohl kein Wunder,« antwortete ich, »das friſch ausgegrabene »Erdreich! und die Luft kann hier in »der Tiefe nicht die geſundeſte ſeyn.«

Indem bemerkte ich daß die Ausſicht aus dieſem Fenſter nicht die reizendſte war. Man ſah gerade gegen die kahlen Wurzeln der Bäume die längſt an dem Abhange der ausgegrabenen Tiefe heruntertiefen, und die eben keinen angenehmen Anblick gaben. Ich äußerte etwas davon.

»Eine Einſiedeley muß keine Aus»ſicht haben,« verſetzte ſie. »Da muß

»der Geiſt durch keine äußern Gegen-
»ſtände abgezogen und zerſtreut werden.
»— Aber jetzt kommen Sie, ich muß
»Ihnen noch etwas zeigen, das Ihnen
»gewiß gefallen wird.«

Das drey und dreyßigſte Kapitel.

Der Waſſerfall.

Wir gingen um das Haus herum. Der üble Geruch wurde immer unerträglicher. Ich entdeckte bald wo das herkam, wenig ahndend, daß das eben das wäre, was mir meine Begleiterin zeigen wollte, das mir gewiß gefallen ſollte. Es war nichts mehr und nichts weniger, als eine ſchwarze ſtinkende Lache die über den ausgegrabenen Abhang herunterfloß, und ſich unten in eine Pfütze ſammelte.

Meine Begleiterin mochte mir die Verwunderung anmerken, in die mich dieſer Anblick verſetzte:

»Es ſteht ein Gewitter am Himmel,« ſagte ſie, »und das macht, daß der

»Wasserfall heute nicht eben die ange-
»nehmsten Gerüche von sich giebt. Es
»ist ein Unglück, wenn die Natur so
»ganz und gar nichts für einen Ort ge-
»than hat, und wenn man alles durch
»Kunst zwingen muß. Ich brauchte
»durchaus einen Wasserfall, und ließ al-
»so einen Kanal durch das Dorf leiten,
»in dem sich alles Regenwasser sammeln
»muß, denn einen Bach oder kleinen
»Fluß haben wir in der ganzen Gegend
»nicht. Nun schütten aber die Bauern
»alle Unreinigkeiten in diesen Kanal,
»und daher kommt dieser üble Geruch.
»Sie sollten aber meinen Wasserfall ein-
»mal sehen, wenn es stark geregnet hat,
»da ists eine Freude hier auf dieser
»Bank, oder dort am Fenster in der Ein-
»siedeley zu sitzen! Wie sich das Wasser

»herabſtürzt! — Ein Pröbchen davon »könnte ich Ihnen doch zeigen, denn ich »kann ihn auch durch Kunſt machen.

Sie läutete bey dieſen Worten eine Glocke, und kurz darauf erſchienen ſechs Arbeitsleute oben, welche drey große Fäſſer Waſſer herabſchütteten, welches denn natürlicherweiſe herabrann. Aber hatte es vorher geſtunken, ſo ſtank es jetzt noch unendlich mehr, denn das Waſſer welches herunterfloß, rührte den in der Pfütze befindlichen Unrath auf, welcher dann eine unerträgliche Atmosphäre um ſich her verbreitete.

Das vier und dreyßigſte Kapitel.

Die Ausſicht.

Ich weiß nicht, wurde meiner Begleiterinn der Geruch ihres ſchönen Waſſerfalls ſelbſt ſo unangenehm wie mir, oder was ſonſt die Urſache davon war; genug, ſie eilte die Anhöhe hinauf, und ich ihr nach, von Herzen froh aus einer Gegend zu kommen, wo die Dea cloacina ſo offenbar ein Scepter uſurpirte, das eigentlich einer Dryade oder Najade gehört hätte. Aber in unſerm jetzigen Zeitalter der Revolutionen darf man ſich über dergleichen Uſurpationen nicht wundern. Überhaupt iſt es beſſer, man verwundert ſich in unſern aufgeklärten Zeiten über gar nichts mehr, und nimmt alles für bekannt an.

Wir kletterten, oder vielmehr ich kletterte — denn meine Begleiterinn ſtieg nur, und noch dazu wurde ihr das Steigen gar nicht ſauer, weil ſie es ſchon gewohnt war — bis ich kaum mehr konnte, das heißt, bis auf den Gipfel des Berges hinauf. Die Ausſicht die ich oben hatte, und die mich das Fräulein mit ſehr wichtigem Tone bemerken machte, hielt mich aber reichlich für die Mühe ſchadlos die ich mir gegeben hatte, ſie zu erſteigen. Rechts hinaus ſah ich eine ungeheure Fläche vor mir, wo das Auge ſich nach einem Ruhepunkt ſehnte, und ihn nur mit Mühe in einigen hin und her in der Ferne zerſtreuten Dörfern und kleinen Gehölzen fand, die aber viel zu weit ablagen, als daß es ſich mit Vergnügen hätte darauf ver-

weilen können, weil es durchaus nicht möglich war, etwas bestimmtes davon zu erkennen. Indessen pries mir meine Begleiterin diese Aussicht als unendlich reitzend. Zur linken sah ich das Dach der angränzenden Kirche, und hinter mir das Dach des Schlosses.

Diese Aussicht war doch wohl der Mühe und der Kosten werth, einen Berg aufzuführen?

Das fünf und dreyßigste Kapitel.

Die Bibliothek.

Wir traten jetzt durch das durchgebrochene Dachfenster, welches Herr von Schrollendorf in allerhöchsten Gnaden zum Range einer Glasthüre erhoben hatte, in den Boden ein. —

»Sehen Sie,« sagte meine Begleiterin »das ist die Bibliothek!« —

»Eine Bibliothek unter dem Dache?« werden meine Leser ausrufen. »Da muß »es im Winter hübsch kalt, und im »Sommer hübsch heiß zum Studiren »seyn!« —

Diese Reflexion fiel mir damals freylich nicht ein, denn ich war noch zu jung, oder vielmehr zu unwissend dazu.

Bloß die ſchönen vergoldeten Bände zogen meine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Meine Begleiterin blieb mit vieler Selbſtgefälligkeit vor einem Schranke ſtehn, zog ein Buch heraus, und fing an zu leſen. In dieſem Augenblicke fiel mir ein, daß ich, als Mann, doch nicht weniger thun könnte. Ich ſtellte mich alſo zum nächſten Schranke, nahm eine ſehr gelehrte Miene an, und zog auch ein Buch heraus, das erſte beſte, das mir in die Hände gerieth. Ich ſchlug es auf, und wie groß war meine Verwunderung, als ich auf dem Titel las: Hand und Schreibkalender auf das Jahr Jeſu Chriſti unſers Erlöſers Tauſend ſieben hundert ein und zwanzig! Und dieſer Kalen-

der war in schönem Marmorbande mit goldnem Schnitte gebunden!

Mein Stiefvater hatte auch dergleichen Hand- und Schreibkalender. Aber die waren nur broschirt, so wie man sie von den Buchbindern zu kaufen pflegt. Wie man also diesem Kalender die Ehre erzeigt hatte, ihn so prächtig einzubinden, das war mir ein Räthsel.

Indem warf ich meinen Blick auf die andern Bücher die vor mir standen, und ich sah wenigstens noch sechzig Kalender vom Jahre ein und zwanzig bis in die achtzig in eben so prächtigem Gewande!

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Ich staunte eben noch die prächtigen Kalender an, als ich neben mir etwas räuspern hörte. Es war Herr von Schrollendorf, welcher in dem einen Fenster saß, ein Buch in der Hand hielt, und ein sehr ernsthaftes Gesicht dazu machte.

»Nun? wie gefällt Ihnen meine Bi»bliothek?« fragte er. »Gelt das sind »schöne Bücher? Sie kosten mir freyl»lich viel, aber was mache ich mir dar»aus? Ich habe Geld! Und in einem »herrschaftlichen Schlosse muß eine Bi»bliothek seyn, das ist einmal der Brauch »so! — Was ich sagen wollte — ja, »das ist ein kostbares Buch, das ich da »lese. Sie kennen es vermuthlich? Es »liest sich über die Maßen schön!«

Bey diesen Worten gab er mir das Buch in die Hand.

Ohnerachtet damals die Bücher eben meine Lieblingspassion nicht waren, und ich dem zufolge auf Bücherkenntniß ganz und gar keinen Anspruch machte, wollte ich doch nicht weniger gelehrt scheinen als ein gewesener Fleischhauer. Ich nahm also das Buch, besah es erst recht kunstverständig von außen, und schlug denn den Titel auf. Er hieß so viel ich mich erinnere:

Allgemeine Weltgeschichte von Guthry und Gray aus dem Englischen übersetzt ꝛc. ꝛc.

Ich blätterte weiter, und fand, daß oben und unten ganze Zeilen, und am Rande ganze Worte weggeschnitten wa-

ren. Ich mochte lesen wo ich wollte, so kam kein Verstand heraus.

Ich äußerte meine Verwunderung darüber.

»Ja, das will ich Ihnen sagen, wie das zugeht,« antwortete er. »Sehen »Sie, als ich das Schloß kaufte, war »die Bibliothek unten in einem Zimmer »zur ebenen Erde. Meine Tochter be»stand darauf, daß sie hier heraufkom»men müßte, denn sie meinte es studire »sich hier oben viel lustiger als unten »im finstern Zimmer. Ich ließ also den »Boden zur Bibliothek einrichten. Als ich »aber die Bücher heraufschaffen ließ, so »fand sichs; daß meine Fächer nicht voll »wurden, weil hier fast noch einmal so »viel Raum war, als unten. Das sah »mir nun zu kahl aus, und ich habs

» gern, wenn alles bey mir hübſch voll
» iſt, deswegen kann ich auch keine leere
» Schüſſel, keine leere Flaſche und keinen
» leeren Beutel leiden. Es fehlten mir
» auf fünf und zwanzig Ellen Bücher.
» Ich verſchrieb mir alſo dieſe fünf und
» zwanzig Ellen Bücher von einem Buch-
» händler in der Stadt. Unter andern
» ſchickte er mir auch dieſes. Es hat,
» Gott weiß wie viele Bände. Ich ließ
» es gleich den andern binden, und
» als ich es bekam, war es in das Fach
» viel zu groß. Ich zankte darüber mit
» dem Buchbinder, und machte ihn recht
» derb aus, aber er ſagte; es ſey ein
» Binchen, wie ſagte denn der Buchbin-
» der gleich? « —

Das ſieben und dreyßigſte Kapitel.

Fortſetzung.

» Er ſagte, es ſey ſeine Schuld nicht,
» Papa, das Buch ſey in Quart gedruckt,
» und das Fach ſey nur für Oktavbände
» eingerichtet. «

» Richtig! — Quart, und Oktav!
» Das muß ich mir merken! Der Henker
» behalte allen Euren gelehrten Krims-
» krams! — Was war nun zu thun?
» Das Buch hatte ich einmahl. Ich
» gab's ihm alſo wieder mit, und befahl
» ihm, er ſollte ſo viel rings herum ab-
» ſchneiden, damit es in das Fach paß-
» te. Der ganze Schaden war alſo da-
» mit gehoben, daß ich das Buchbinder-
» lohn dopgelt bezahlen mußte. Sonſt
» hats gar nichts zu bedeuten, denn ich

»versichere Sie, das Buch lieset sich »demohnerachtet recht gut. Ich vertrei»be mir manche langweilige Stunde da»mit, denn es steht allerhand schnurri»ges Zeug darinn. Ich mag dergleichen «Historien für mein Leben gern lesen!«

Wie ein Mann ein Buch gern lesen konnte, in welchem auf jeder Seite oben und unten wenigstens vier Zeilen und am Ende jeder Zeile ein, oder anderthalb Worte weggeschnitten waren, und in dem also schlechterdings kein Zusammenhang seyn konnte, das ging über meine Begriffe*)!

---

*) Wie unerfahren der Verfasser dieser Geschichte damals auch war! Wußte er denn nicht, daß es zu seinen Zeiten, — denn in unsern aufgeklärten Zeiten giebt es

dergleichen Leſer nicht mehr, — alſo, daß es zu ſeinen Zeiten Leſer gab, welche nur laſen, um ein Buch in der Hand zu haben, oder um mit deſto mehr Anſtand ihren Mittagsſchlaf präpariren zu können?

Bey dieſer Gelegenheit muß ich den Leſern dieſer Geſchichte eine Anekdote erzählen, welche ſo viel ich weiß, noch nirgends gedruckt iſt. Der durch den Anfang der Revolution in Frankreich ſo bekannte Mirabeau fand bey ſeinem Aufenthalte in Deutſchland an einem gewiſſen Hofe einen Kavalier, welcher ohngefähr eben ſo las, wie dieſer Herr von Schrollendorf. Er verlangte immer von Mirabeau Bücher, und wenn dieſer mit ihm zuſammenkam, und die Rede von den geliehenen Büchern war, ſo fand ſichs, daß der Kavalier gerade ſo geleſen hatte, wie — Herr von Schrollendorf! Eines Tages ſchickte dieſe Kravalier dem Marquis von Mirabeau den erſten Theil von Rouſſeaus Werken zurück, und ließ ſich den

folgenden ausbitten. Mirabeau ſchickte ihm, um ſich einen Spaß zu machen, dieſen erſten Theil wieder. Der Kavalier las ihn zum zweytenmale vom Anfange bis zu Ende, ſchickte ihn dem Marquis zurück, und ließ um den dritten Theil bitten. Mirabeau wagte es zum drittenmale, ihm dieſen Erſten Theil wiederzuſchicken, und traf den Kavalier einige Tage darauf bey Hofe.

«Eh bien, Monsieur le Comte, fragte er ihn, »comment trouvés Vous Jacques Rousseau?

»C'est un livre qui m'amuse beaucoup,« antwortete der Graf, »j'ai fini aujourd'hui le »troisiéme Tome l'Auteur est un homme fort »pensé, mais pourtant il me paraît, qu'il se »repète un peu!«

Anm. d. Herausgebers.

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Zwey verfängliche Fragen.

„Lesen Sie gern?“ fragte mich Vinchen. —

Die Wahrheit zu sagen, war ich eben kein sonderlicher Verehrer davon, denn meine bisherigen Lehrer hatten die Kunst nicht sonderlich verstanden, mir Geschmack am Lesen beyzubringen. Auch hatte die Büchersammlung meines Stiefvaters, die aus einem paar alten Chroniken, einigen Gespenstergeschichten und einer Hauspostille bestand, meine Aufmerksamkeit nicht sehr gereizt. Da aber diese Frage in einer Bibliothek an mich gethan wurde, so glaubte ich mich Schandehalber verbunden, sie pflichtschuldigstermaßen mit »Ja!« beantworten zu müssen.

»Und was lesen Sie am liebsten?«

Das war nun eine Frage, die beynahe noch verfänglicher war, als die erste. Ich, der ich eigentlich noch so gut als nichts gelesen hatte, sollte sagen was ich am liebsten läse! Da war guter Rath theuer!

Indessen mußte ich doch etwas antworten!

»Etwas recht lustiges!« sagte ich ziemlich albern, und war recht froh, daß ich mich meiner Meynung nach so gut aus dem Handel gezogen hatte! —

Aber da war ich schön angekommen!

Das neun und dreyßigste Kapitel.

Ein litterarisches Gespräch.

„O pfui doch!“ rief Binchen aus. „Wer wird denn etwas Lustiges gern le„sen! Ich schäme mich zu Tode, wenn „ich über ein Buch oder über eine Ko„mödie lachen muß! Das läßt so ge„mein, so pöbelhaft! Da lobe ich mir „die rührenden traurigen Sachen, wo „man so recht von Herzensgrunde wei„nen muß! Da kann man doch zeigen, „daß man Gefühl hat! — Nicht wahr, „Papa, das Stück das ich Ihnen ge„stern Abends vorlas, das war so et„was! Das ist ein herrliches Stück!“

„Ach ja das — Wie hieß es denn „gleich? —“

»Menſchenhaß und Reue!«

»Recht! — Komm du mir wieder mit »einem ſolchen Dinge! Ich will dich füh»ren! Wenn nicht der ſchnurrige Hauss»verwalter und ſein alberner Sohn dar»inn geweſen wären, ich hätte dichs »nicht ausleſen laſſen!«

»Sie haben aber doch recht herzlich »darüber geweint!«

»Nun ja! Weil du weinteſt daß dich »der Bock ſtieß! Ich kann nun einmal »niemanden weinen ſehn, ohne daß mir »die Augen übergehn.«

»Das war nicht allein, was Sie »weinen machte, Papa! Geſtehn Sie es »nur, daß Sie in der letzten Scene ſo »recht aus Herzensgrunde ſchluchzten!«

»Nun ja! Freylich hab' ich das,
»aber hinterdrein habe ich mich auch ge-
»nug darüber geärgert, daß ich so al-
»bern gewesen war zu weinen.«

Das vierzigste Kapitel.

Eine Recension.

„Sich darüber geärgert?“

»Nun ja natürlich! Wer will denn »über eine H** e weinen?“

»Über eine H**e! Eulalia Meinau, »eine H**e!“

»Und was ist sie denn? Eine Frau »die ihre Kinder sitzen läßt, und von »ihrem Manne läuft der sie gut hält, »ihr nichts abgehn läßt und sie recht »herzlich gern hat, und noch dazu mit »einem Schuft davon läuft, der von der »Gnade ihres Mannes lebte, eine sol»che Frau ist ja wohl noch etwas är»gers, als die gemeinste Straßenh**e?«

»Aber Papa, wie Sie auch reden! »Im Stück ist ja das alles längst vor

» bey! Da hat sie sich ja schon gebes-
» sert! «

» Wie denn gebessert? Weil sie es
» selbst sagt, etwa? Wissen wir denn ob
» sie nicht mehr sündigt, weil sie nicht
» mehr sündigen will, oder weil sie nicht
» mehr sündigen kann? Und was kann
» sie denn auf dem Dorfe thun, wo sie
» ist? Soll sie es etwa mit den Knechten
» halten? Nachdem was sie schon gethan
» hat, wäre das noch obendrein etwas
» honnettes! — Geh mir mit der Besse-
» rung! «

Das ein und vierzigste Kapitel.

Mehr dergleichen nebst einer Anmerkung des Herausgebers.

„So? Und ihre Wohlthätigkeit rechnen „Sie nicht, Papa? Thut sie nicht armen „kranken Leuten Gutes?“

„O ja, aus andrer Leute Beutel! „Das ist etwas rechtes daß sie den al„ten Rheinwein des Generals verschenkt! „Eine solche Wohlthäterin möchte ich „auf meinem Gute haben! Die wollt' „ich führen! Das ist ohngefähr so, wie „der heilige Krispinianus, der das Le„der stahl und den armen Leuten Schu„he draus machte. Der hatte aber doch „wenigstens das Verdienst dabey, daß „er die Schuhe machte: Sie thut aber „nichts, als daß sie die Flaschen aus dem „Keller hohlt! — Und denn ihr Mann, der

» durchs ganze Stück hindurch darüber la-
» mentirt, und es einem recht unter die
» Nase reibt, daß er ein Hahnrey ist!
» Ich glaube, ein Kerl der Ehre im Lei-
» be hat, läßt sich nichts davon merken,
» wenn ihm ein solches Unglück passirt,
» und trägt sein Kreuz lieber im Stillen. «

» Gehen Sie, Papa! « antwortete Bin-
» chen sehr verdrüßlich, » Mit Ihnen ist
» heute nichts zu reden! «

» Ists denn etwa nicht wahr? Der
» ganze Mensch ist ein Narr! Erst rä-
» sonnirt er einem ein langes und ein
» breites vor, daß er seine Frau unmög-
» lich wieder nehmen kann, und warum
» er sie nicht wieder nehmen kann, und denn
» nimmt er sie doch wieder! Er kömmt
» mir grade so vor wie der General, der
» dem Hausverwalter erst vordemonstrirt,

»daß eine chineſiſche Brücke, die von »morſchen halbverfaulten Brettern zu»ſammengebaut iſt, unmöglich einen »Menſchen tragen kann, und dann über »dieſelbe Brücke geht, und ins Waſſer »plumpt!«

»Papa! — Ich könnte mich über »Ihre Reden zu Tode ärgern!«

»Ey, ärgere du dich wie du willſt, »deswegen iſts doch wahr*)!

---

*) Das ſind nur rohe Aeußerungen eines plumpen Fleiſchhauers, freylich wohl eines geadelten Fleiſchhauers, aber das Diplom hat die Spuren ſeines Metiers nicht verwiſcht: Man hörts dem Manne an, daß er durch ſein ganzes Leben hindurch gewohnt war, ſeine Ochſen gerade durchzühauen, ſo gerade ſpricht er. Ich für mein Theil möchte ſeine Bemerkungen über ein

Stück, das so lange das Lieblingsstück unseres deutschen Publikums war, nicht so unbedingt unterschreiben.

Bey aller der Geradheit aber, die in der Aeußerung unsers Herrn von Schrollendorfs zu liegen scheint, habe ich den Mann doch im Verdachte einer kleinen Partheylichkeit. Mir scheinet einige Bitterkeit gegen den Herrn Verfasser von Menschenhaß und Reue darinn zu liegen. Das hat mich auf den Gedanken gebracht, daß ihm vielleicht der Aufsatz des Herrn von Kotzebue über den Adel zu Gesichte gekommen seyn mag, und da er in seinem Schlosse eine Bibliothek hat, da er um diese Bibliothek zu kompletiren, sogar sechzig Hand- und Schreibkalender, auf das Jahr Christi ꝛc. ꝛc. in Franzband binden ließ, so kann man dem Manne wohl allenfalls auch den sonderbaren Einfall zutrauen, die Wiener Zeitschrift mitzuhalten. Warum fiel aber auch Herr von Kotzebue auf den unglücklichen Gedanken, sich grade

nach der so ruhmvollen Beendigung seines Prozesses über das berüchtigte Pamphlet: Barth mit der eisernen Stirne, an den großen Herausgeber der Wiener Zeitschrift anzuschließen, und ihm jene Abhandlung einzuschicken? Es mußte ja wohl den Herrn von Schrollendorf verdrießen, darinn klar und deutlich zu lesen, daß nur von Löwen Löwen gezeugt werden können, und daß er also, trotz der schönen Dukaten die er für sein Diplom ausgegeben hatte, doch nie ein Löwe werden konnte, weil sein Vater keiner war!

Anm. d. Herausgebers.

Das zwey und vierzigste Kapitel.

Die Tafel.

Wahrscheinlicherweise hätte dieser dramaturgische Streit noch der Himmel weiß wie lange gedauert, wenn nicht der Mensch mit der weißen Weste, rothem Lauferschurz, grünen Beinkleidern und blauen Strümpfen erschienen wäre, und uns die erfreuliche Nachricht gebracht hätte, es sey aufgetragen.

Im Grunde lag uns allen Dreyen an einer wohlbesetzten Tafel ungleich mehr, als an den vollgepfropftesten Bücherschränken; wir setzten uns also sogleich in Marsch.

Wirklich hatten wir nicht Ursache den Tausch zu bereuen; wenigstens ich für meine Person fand ungleich mehr Behagen an den dampfenden Schüsseln die

auf der Tafel ſtanden, als an den ſchönen Franzbänden. Und wahrſcheinlich war Herr von Schrollendorf mit ſeiner Fräulein Tochter einerley Meynung mit mir, denn beyde fielen eben ſo rüſtig über die Speiſen her als ich: und das heißt wirklich viel geſagt, denn ich aß ſo begierig als ob ich mich vom Roman- und Komödienſchreiben ernährte; ein Metier das wie ich mir habe ſagen laſſen, ſeinen Mann bey immerwährendem gutem Appetite erhalten ſoll.

Das drey und vierzigſte Kapitel.

Ich ſetze mich bey Frau von Schrollendorf in Gunſt.

Unſre Mahlzeit war, wie eigentlich nach meinen damaligen Begriffen eine Mahlzeit ſeyn ſoll: das heißt, nahrhafter für den Körper als für den Geiſt.

Keines von uns ſprach ein Wort, aber deſto fleißiger waren wir auf unſern Tellern, und die Frau von Schrollendorf war die einzige, die dann und wann das Stillſchweigen unterbrach, indem ſie uns dieſe oder jene Speiſe anrühmte und uns davon zu nehmen nöthigte.

Das war mir gerade recht! Sie hätte gar nicht nöthig gehabt, mir ihre Speiſen aufzunöthigen! Ich ließ mirs außerordentlich gut ſchmecken. Ich war

ordentlich in meinem Lüstre! Das war doch wohl ein wenig etwas anders, als zu Hause bey meinem Stiefvater, der mir alle Bissen zuzählte!

Einer der recht essen kann, ist immer sicher, das Herz der Frau vom Hause zu gewinnen, wenn die Frau vom Hause eine gute Köchin ist. Diese Erfahrung machte ich hier. Ich fraß mich, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, mit jedem Teller den ich ableerte, tiefer in das Herz der Frau von Schrollendorf ein. Sie floß ganz von meinem Lobe über.

Das vier und vierzigste Kapitel.

Eine unvermuthete Erscheinung.

Wir waren eben beym Braten, als der Hausknecht — und das war eben jener so abentheuerlich gekleidete Mensch, den eigentlich das Fräulein zur Würde eines Laufers erhoben hatte, den aber Herr von Schrollendorf immer noch schlechtweg den Hausknecht nannte weil er das von Alters her noch so gewohnt war — mit der Nachricht hereintrat, der Baron Streck sey eben im Wirthshause abgetreten, und wolle dem gnädigen Herrn aufwarten.

»Der Baron Streck?« sagte Herr von Schrollendorf. »Ich kenne keinen »Baron Streck! Binchen, kennst du ei»nen der so heißt?«

»Nein Papa. Ich wüßte mich nicht »zu erinnern! Aber weils ein Baron iſt, »ſo laſſen Sie ihn doch hereinkommen. »Er wird vielleicht von meinen engli»ſchen Anlagen gehört haben.«

»Oder von meiner Bibliothek! — »Iſt er ſchon draußen, Hausknecht?«

»Ja er ſteht draußen im Vorhauſe!« antwortete dieſer.

»Nun, ſo laß ihn nur hereinkommen. »— Warte, gieb erſt andre Teller her, »daß die Frau den Rehrücken ſchneiden »kann.«

Der Hausknecht, deſſen ſtarke Seite das Aufwarten bey Tiſche eben nicht war, wechſelte alſo ganz phlegmatiſch die Teller, und ging dann hinaus, um den fremden Baron hereinzulaſſen.

Jetzt ſchob ſich eine lange hagere, hohläugige

äugige Figur, so dürr wie ein Gerippe, ganz gravitätisch zur Thür herein, machte zwey stumme, aber nur halbe Verbeugungen, pflanzte sich eben so stumm auf den Stuhl hin, den ihm der Hausknecht hingestellt hatte, und — war und blieb stumm!

Wir alle staunten diese unvermuthete Erscheinung eben so stumm an.

Das fünf und vierzigste Kapitel.

Das nenn' ich mir einen Appetit!

Frau von Schrollendorf war die erste die das Stillschweigen unterbrach.

»Haben Ihro Gnaden schon gespeist?« fragte sie den Fremden.

»Nein!« war die Antwort, und sonst kein Laut.

Die gutmüthige Hausfrau sprang sogleich von ihrem Stuhle auf, und innerhalb einigen Minuten stand die Suppe und eine ganze Litaney von Speisen die wir übrig gelassen hatten wieder auf dem Tische. Der Fremde ließ sich nicht lange nöthigen. Er fing an zu essen; und wie aß er! Ich glaubte, ich könnte stark zulangen, aber dieser Mensch konn-

te es noch beſſer. Gegen ihn war ich nur ein armſeeliger Stümper!

In weniger als einer Viertelſtunde hatte er mich bey Frau von Schrollendorf ausgeſtochen, denn ſo lange mochte es ohngefähr dauern bis er ſich durch alle die ſechs Speiſen die vor ihm ſtanden hindurch gegeſſen, und uns beym Braten eingeholt hatte. Als er ſo weit war, ſtach ich geſchwind in die Schüſſel und nahm mir noch ein großes Stück Rehbraten, denn ich ſah wohl, daß nicht viel davon übrig bleiben würde, wenn er einmal darüber käme, wie denn auch der Erfolg beſtätigte, denn wirklich ließ er nichts in der Schüſſel als den Knochen.

„Das nenne ich mir einen Appetit!“ ſagte Herr von Schrollendorf, der ihm,

so wie wir alle, mit stummer Verwunderung zugesehn hatte.

„Ich bin gesund!“ erwiederte der Fremde, und schenkte sich geschwind einige Gläser Wein hintereinander ein, um das Versäumte wieder einzubringen, denn er hatte bis jetzt für lauter — Essen nicht zum Trinken kommen können.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Der Fremde verwundert sich.

Nachdem er sich auf diese Art erfrischt, und einigemal Odem geschöpft hatte, sah er uns der Reihe nach an. Seine Blikke blieben endlich auf Binchen ruhen.

»Ist das Ihre Fräulein Tochter?« fragte er.

»Ja, das ist meine einzige Tochter. »Ist's nicht ein Kernmädchen?«

Er antwortete keine Silbe und betrachtete sie einige Minuten lang, als ob er zweifelhaft sey, ob er des Vaters Meinung seyn sollte oder nicht.

Das verdroß Binchen nicht wenig.

»Das ist ein ungeschliffner Kerl!« raunte sie mir ins Ohr.

»Und der Menſch da?« fragte er dann wieder indem er auf mich zeigte.

»Das iſt ihr Liebhaber, und wenn »Gott will, vielleicht in acht Tagen mein »Schwiegerſohn.«

»Der Menſch da Ihr Schwieger»ſohn?«

Man ſetze ſich wenn man kann an meine Stelle. Konnte ich wohl dagegen proteſtiren? Konnte ich ſagen: »Nein, »ich bin nicht der Liebhaber des Fräu»leins?« Das wäre ja eine unverzeih»liche Grobheit geweſen! Auf der andern Seite wurde mir ein reiches Mädchen angetragen, und noch dazu ein Mäd»chen das gerade nicht häßlich war; konnte ich wohl mein Glück mit Füßen von mir ſtoßen? Freylich konnte ich nicht begreifen, wie ich zu dieſem Antra»

ge kam? Der ganze Handel war mir ein unerklärbares Räthsel. Um desto weniger konnte ich es aber dem Fremden verdenken, daß er sich darüber wunderte.

Das sieben und vierzigste Kapitel

Ich mache einen Burzelbaum.

„Nun?“ fragte Herr von Schrollendorf, „kömmt Ihnen das so sonderbar „vor? Was haben Sie denn an ihm „auszusetzen?“

„Ey,“ dachte ich, „habe du an mir „auszusetzen was du willst, ich werde „doch deswegen Herr von acht Dörfern „und einer Stadt.“

Ich hatte den stolzen Gedanken kaum ausgedacht, so trat ein Bauerknecht in den Saal. Es war Michel der eben aus der Stadt zurückkam und dem Fräulein ein Paket goldne Tressen zum Zupfen brachte.

»Ey,« sagte er indem er mich ins Gesicht faßte, »werden wir also hier Ku»mödi haben? Sind die andern von der »Bande auch hier?«

Ich saß da wie vom Schlage getroffen! Aller Augen waren auf mich gerichtet.

»Die andern von der Bande?« fragte Binchen.

»Nun ja,« sagte Michel, »das ist »ja ein Kummiant!«

»Bist du gescheut, Michel?« fragte Herr von Schrollendorf.

»Ey, ich werde es ja wissen!« versetzte Michel. »Ich habe ihn ja gestern »früh wie ich in Ohlau tränkte aus»trommeln sehn!«

»Austrommeln!« rufte Binchen, und rückte ihren Stuhl einige Schritte weit von mir weg.

Was für einen gewaltigen Burzelbaum machte ich von meiner Höhe herab!

Das acht und vierzigste Kapitel.

Ein Zank.

„Also der wird Ihr Schwiegersohn?“ fragte der Fremde, indem er mit spöttischem Lächeln auf Binchen hinschielte.

Binchen stampfte mit dem Fuße, sprang auf, hielt ihr Tuch vors Gesicht, und lief was sie konnte. Ich saß wie eine Bildsäule. Herr von Schrollendorf schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, stürzte ein Glas Wein hinein, und setzte es dann mit einer solchen Gewalt nieder, daß die Stücken umherflogen. Frau von Schrollendorf sah mich an, als ob es ihr um ihre Mahlzeit Essen leid thäte, daß sie in einen Komödiantenmagen gekommen war. Michel

ſtand mit offnem Munde da, und ſtarrte eins um das andere an, weil er von allem nichts begriff.

»Ein braver Schwiegerſohn, bey meiner Ehre!« fing der Fremde wieder an den das eilfte oder zwölfte Becherglas Wein, das er eben geleert hatte, etwas geſprächiger machte.

»Herr, machen Sie mir den Kopf nicht noch toller!« ſchrie Herr von Schrollendorf.

»Mich wunderts nur, wie Sie ihn noch am Tiſche leiden können?« fuhr der Fremde fort. »Guter Freund, ich dächte er ſtünde auf!«

»Wie, was?« ſchrie Herr von Schrollendorf wieder, dem der etwas häufig und jählings genoſſene Wein und die Ärgerniß den Kopf warm gemacht hatten,

»Wer hat an meinem Tiſche zu befeh-
»len? Sie, oder ich? Er ſoll ſitzen blei-
»ben! Ich wills haben! So lange er
»an meinem Tiſche ſitzt, iſt er mein Gaſt,
»er mag übrigens ſeyn wer er will!
»Wem das nicht anſteht, kann ſich dro-
»len! Dort iſt die Thür! Verſtehn Sie
»mich?«

Das neun und vierzigſte Kapitel.

Der Fremde giebt ſich zu erkennen.

„O ja, antwortete der Fremde, indem er aufſtand und ſeinen Hut aufſetzte. „Damit Sie aber doch wiſſen, wem ſie „eigentlich die Thür zeigen — Ich bin „der Baron Wappenfeld.“ — Und damit ging er zum Saale hinaus.

„Der Baron Wappenfeld!“ ſchrie Frau von Schrollendorf. „Ey du meine Güte! Bleiben Ihro freyherrliche „Gnaden doch! Es war ja nicht ſo böſe „gemeint! Mein Alter iſt ein Eſel!“

Umſonſt! Der Baron ließ ſich nicht halten! Als er zur Thür hinaus war,

lief sie ihm mit großem Geschrey nach und ließ mich mit Herrn von Schrollendorf allein, denn Michel hatte sich schon vorher aus dem Staube gemacht.

»Aber sag' Er mir, Herr,« fing er nach einer Pause zu mir an, »plagt »Ihn denn der Teufel, daß Er sich »für den Bräutigam meiner Tochter »ausgiebt?«

»Ich?« antwortete ich ganz kleinlaut, »Ich habe mich ja für gar nichts »ausgegeben!«

»Aber er hat sich doch so traktiren »lassen als ob Ers wäre?«

»Was kann denn ich dafür, wenn »man mich für einen andern hält?«

»Ist auch wahr! — Da trinke Er »noch die Flasche aus, und dann packe

» Er sich! hier sind zwey Louisd'or Rei-
» segeld, aber mit der Bedingung, daß
» Er niemanden von der dummen Ge-
» schichte etwas erzählt. «

Das

Das funfzigste Kapitel.

Auflösung des Räthsels.

Mit Freuden steckte ich die zwey Louis-d'or ein, und griff nach dem Glase, denn daß ich so gut aus dem Handel kommen würde, das hatte ich mir nicht vermuthet. —

Doch jetzt ist es einmal Zeit daß ich meinen Lesern das, was ihnen in dieser Geschichte allenfalls noch räthselhaft seyn kann auflöse.

Dieser Baron von Wappenfeld war aus einem uralt adelichen Hause, das eben äußerst baufällig war, und einer starken Reparatur bedurfte, wenn es nicht ehestens einstürzen sollte, denn sowohl seine Vorfahren als auch er selbst waren nicht

die beſten Wirthe geweſen. Wo nun dieſe Reparaturkoſten hernehmen? Er hörte von der einzigen Tochter des Herrn von Schrollendorf und der halben Million die ſie einmal reich werden ſollte. Freylich war Herr von Schrollendorf nur ein geadelter Fleiſchhauer, aber was that das? Seine Dukaten und Louisd'or waren um deſto vornehmer, denn es waren lauter gekrönte Häupter drauf geprägt.

Der Baron ſchickte alſo einen Bevollmächtigten an Herrn von Schrollendorf ab, der für ihn um ſeine Tochter werben ſollte, und dieſer, der ſich durch den Antrag eines ſo uralten Reichsbarons nicht wenig geſchmeichelt fühlte, gab ſogleich ſeine Einwilligung. Fräulein Binchen ließ ſich auch willig finden, ſo bald ſie hörte, daß ſie eine vornehme Dame

werden sollte, ohne erst zu fragen, wie denn ihr zukünftiger Gemahl aussähe, oder überhaupt, was er für ein Mensch sey? Der Handel wurde demnach richtig, ohne daß beyde contrahirende Theile einander sahen.

Auf einmahl fiel es dem Baron ein, seine Braut erst incognito zu sehen, ehe er sich zu erkennen gäbe, denn er spielte für sein Leben gegen den großen Herrn, und er wußte, daß die großen Herrn incognito zu reisen pflegen. Sein Agent hatte Auftrag für ihn ein Zimmer im Wirthshause zu bestellen, und dieser schwazte aus der Schule. Die Wirthin bekam also vom Herrn von Schrollendorf Befehl auf seine Kosten für den fremden Herrn ein recht reichliches Abendessen bereit zu halten, und seine Ankunft sogleich

aufs Schloß melden zu laſſen. Ich weiß nicht durch welchen Zufall der Baron an dem beſtimmten Abende nicht eintraf, ich weiß nur, daß mein gutes Glück mich an ſeiner Stelle in dieſes Wirthshaus führte. Die Wirthin hatte etwas von einem Baron gehört; ich trug einen Federhut und einen rothen Rock, der gewaltig in das Feld leuchtete: Nichts ſchien ihr alſo natürlicher, als daß ich dieſer Baron ſey. Freylich trug ich ein Bündel unter dem Arme und kam zu Fuße: Aber konnte ich denn das nicht thun um ein deſto ſtrengeres Incognito zu beobachten? —

Das übrige wiſſen die Leſer: Ich fahre alſo fort.

Das ein und funfzigste Kapitel.

Frau von Schrollendorf ist böse.

„Was das für Mühe gekostet hat,“ sagte Frau von Schrollendorf die eben wieder hereinkam, was das für Mühe »gekostet hat, bis der gnädige Herr wie»der gut zu sprechen wurde! Ich habe »ihm aber auch himmelgute Worte ge»geben!“

»Ey, hättest du ihn laufen lassen!“ antwortete Herr von Schrollendorf.

»So? Meinst du, weil du so ein »grober Esel bist, ich soll auch so seyn? »Was dächte denn so ein Herr von uns?“

»Er dächte, daß wir Leute sind die »Geld haben, und daß wir uns aus sei»nem alten Adel nichts machen! Er »braucht uns nöthiger als wir ihn!“

»Wie du wieder redſt! Da hört man
»den groben Bauer! Und wo bleibt denn
»die Conduite? Für was haſt du dich
»denn adeln laſſen? he? Du biſt wohl
»recht — verzeih mirs Gott! —, die Sau
»mit dem goldnen Halsbande! Nein!
»der Herr Baron muß wiederkommen!
»den Schimpf laß ich nicht auf unſerm
»Hauſe, daß er auf eine ſo grobe Art
»aus unſerm Hauſe vertrieben worden
»wäre. So einem Herrn die Thür zu
»weiſen! Sag mir nur du Rindvieh, wo
»du hingedacht haſt?«

Das zwey und funfzigſte Kapitel.

Sie wird wieder gut.

„Was wirſt du ihm denn dieſen Abend »zu eſſen geben, Fieckchen?« fragte Herr von Schrollendorf, der wohl ſahe, daß er auf dieſe Art bey ihr nicht durchkäme

»Und was geht denn das dich an?« fragte ſie in einem etwas gemilderten Tone.

»Nun ich frage ja nur! Eigentlich »magſt du ihm vorſetzen was du willſt, »das iſt alles einerley. Was du kochſt »iſt alles gut. Ich glaube wenn einer »unſer Todtfeind wäre, er müßte wieder »mit uns gut werden wenn er einen Flü»gel von einem indianiſchen Hahn äße »den du gefüllt haſt.«

»Gelt, Alter ich kanns?« — Ihre Züge heiterten sich zusehends auf. »Weißt »du, was ich ihm zum Abendessen geben »will? Erst eine Krebssuppe, denn frik »kassirte Hüner, dann eine geräucherte »Zunge mit Braunkohl, einen gesalzten »Truthahn, und ein paar gebratene Fa»sanen, so denke ich wirds recht seyn.«

»Brav Alte! — Also er kömmt doch »wieder?«

»Ja, versprochen hat ers. Er ist »nur ins Wirthshaus gegangen und hat »sich ein wenig niedergelegt, weil er ge»wohnt ist Mittagsruhe zu halten. »Aber ich lasse ihm hier im Schlosse ein »paar Zimmer zurechte machen. Diese »Nacht muß er hier schlafen, das habe »ich ihm schon gesagt. Es schickt sich »einmahl für alle nicht, daß so ein Herr

»in einem Wirthshause wohnt. — Und »der sitzt auch noch da?« fragte sie auf einmahl mit einem etwas finstern Gesicht, indem sie auf mich zeigte.

»Laß es nur gut seyn Fieckchen,« antwortete Herr von Schrollendorf, »er »geht gleich wenn er seinen Wein aus»getrunken hat.«

Ich schenkte mir geschwind das letzte Glas ein.

Das drey und funfzigste Kapitel.

Indem trat Binchen wieder in den Saal.

»Weißt du denn wer der fremde Herr »war Binchen?« fragte Frau von Schrollendorf. »Das läßt du dir wohl nicht »träumen! Dein Bräutigam wars! der »Herr Baron von Wappenfeld!«

»Der mein Bräutigam?« fuhrie Binchen. »Der dürre, ausgehungerte, häßliche Kerl? Papa, den heurathe ich »nicht, das sage ich Ihnen gleich!«

»Aber Binchen,« sagte Herr von Schrollendorf, »Er hat ja einmahl unser Wort! Jetzt ists nicht mehr Zeit »zurückzutreten!«

»Das geht mich nichts an Papa!

»Das machen Sie mit ihm aus! Kurz, »ich heurathe ihn einmal für alle nicht!«

Frau von Schrollenderf sah aus als hätte sie ihres Mannes Meinung gern unterstützt, wenn sie nicht hätte befürchten müssen, ihre Tochter, die ihr Herzblatt war, dadurch böse zu machen.

Das vier und funfzigste Kapitel.

Ein Vorschlag zur Güte.

„Wissen Sie was mir eingefallen ist, »Papa?« fing Vinchen nach einer klei»nen Pause wieder an, »Ich dächte sie »ließen den da« — bey diesen Worten zeigte sie auf mich — »nobilitiren, so »heurathe ich ihn.«

»Ihn nobilitiren?« antwortete Herr von Schrollendorf. »Da muß er ja »Verdienste haben, denn sonst wird kei»ner nobilitirt! Und was kann denn der »Mensch für Verdienste haben?«

»Und haben Sie denn Verdienste, »Papa?«

»Ey freylich hab ich! Frage nur mei»nen Agenten!«

»Und was haben Sie denn für wel-
»che?«

»Ja, das weiß ich eigentlich nicht so
»recht, aber wie gesagt, frage nur mei-
»nen Agenten, der wird dir sie alle auf
»den Nagel herzählen; Ich weiß nur so
»viel, daß er mir ausdrücklich sagte, er
»müßte in der Suplik, die er in mei-
»nem Nahmen um die Nobilitirung ein-
»geben wollte, meine Verdienste um das
»Vaterland haarklein anführen. Was
»er nun hineingeschrieben hat, das weiß
»ich nicht. Ich weiß nur daß man sich
»auf Verdienst berufen muß, wenn man
»sich will adeln lassen. — He, junger
»Mensch hat Er Verdienste?«

Ich wußte nicht was ich darauf ant-
worten sollte, ich steckte also ein Stück
Torte in den Mund, und trank still-

schweigend mein Glas Wein aus, um zu zeigen daß ich — wenigstens eben so viel Verdienste hätte, als so mancher der sich adeln läßt, das heißt, daß ich gut essen und trinken konnte.

Das fünf und funfzigste Kapitel.

Der Abschied.

Ich ſtand auf und ſtotterte zum Abſchied einige Entſchuldigungen heraus.

»Schon gut,« ſagte Herr von Schrollendorf, der recht herzlich froh zu ſeyn ſchien, daß er mich los wurde, »Schon »gut, es iſt ſchon alles verziehen!«

Ich machte dem Fräulein eine meiner ſchönſten Verbeugungen. Sie warf mir verſtohlen einen mitleidigen Blick zu, der gerade ſo ausſah, als ob ſie mir gerne noch mehr zu verzeihen haben möchte.

Frau von Schrollendorf gab ſich gar nicht mit mir ab: Sie war beſchäftigt den Tiſch abzuräumen, ſo daß ich alſo das Schloß unausgeſöhnt mit ihr verlaſſen mußte.

Das sechs und funfzigste Kapitel.

Der Auszug.

Ich muß gestehen, daß ich nicht ohne Schaam und Verwirrung in den großen Schloßhof hinaustrat, und ich wäre beynahe wieder umgekehrt um mich bis zur Dämmerung in irgend einen einsamen abgelegnen Winkel zu verstekken, als ich einige Leute erblickte, die mich zu erwarten schienen, denn Michel hatte geplaudert, und die tausendzüngige Fama hatte die Geschichte weiter verbreitet.

Draußen vor dem Schloße standen noch mehr neugierige Zuschauer die meinen Auszug mit ansehen wollten.

Ich stuzte, aber man gewöhnt sich mit der Zeit an alles! Ich hatte kaum

ihre

ihre erſten forſchenden Blicke ausgehalten, ſo faßte ich mir ein Herz, und ging, meinen Federhut in der Hand, mit zur Erde geſenkten Augen durch ſie durch.

»Nein Kinder,« hörte ich hinter mir einen alten Mann ſagen, »dem thut »nichts! Die Wirthin hat recht! Ein »Spitzbube iſt der nicht. Für den ſtehe »ich!«

Wie beruhigend und troſtreich waren dieſe Worte für mich! Ich war alſo für Mißhandlungen ſicher, und was noch mehr iſt, die Wirthin hatte meine Parthie genommen! Ich durfte mich zurück in das Wirthshaus wagen, und mein Bündel abhohlen, das ich im Stiche zu laſſen ſchon halb entſchloſſen war. Welch ein Gewinn für mich, denn ich war mei-

nes ſchimmernden rothen Rocks der mir einen ſo fatalen Streich geſpielt hatte recht von Herzen überdrüßig, und mir einen andern zu kaufen, das hätte dermalen meinen Finanzen einen zu empfindlichen Stoß gegeben.

Das sieben und funfzigste Kapitel.

Neue Angst.

Ich nahm also meinen Weg nach dem Wirthshause, begleitet von zwanzig bis dreyßig Leuten, alt und jung durch einander, die mir aber nur in aller Stille nachfolgten.

Mit klopfendem Herzen trat ich in das Gastzimmer, und war sehr froh daß ich meine Begleiter endlich los war, denn diese waren draußen vor dem Hause geblieben.

Die Wirthin kam mir lachend entgegen.

»Nun, gnädiger Herr?« fragte sie, »Wie sieht's aus? Wenn haben wir »Hochzeit auf dem Schlosse?«

»Ich bitte um mein Bündel, Frau »Wirthin,« sagte ich ganz kleinlaut.

»Nein nein, junger Herr!« antwortete sie, »so haben wir nicht gewettet! »Wir haben erst noch ein Wörtchen mit »einander zu sprechen!«

Wie groß war mein Schrecken! Was konnte sie anders mit mir zu sprechen haben, als wegen meiner Zeche von gestern Abends? Und wie groß mußte die nicht seyn! — Ich schätzte schon meine ganze Baarschaft für verlohren. Wie sehr bereuete ichs jetzt, daß ich wieder in das Wirthshaus gegangen war! Hätte ich doch das verwünschte Bündel im Stiche gelassen.

Das acht und funfzigste Kapitel.

Ich komme mit der bloßen Furcht los.

„Was bin ich Ihnen schuldig, Frau »Wirthin?« fragte ich mit zitternder Stimme und fuhr in die Tasche.

»Ach, von schuldig seyn ist ja die »Rede nicht! Schwatzen möchte ich gern »mit Ihnen. Ich muß wissen wie das »Ding alles zusammenhängt!«

Wie froh war ich daß ich so mit der bloßen Furcht davon kam!

»Aber ich möchte gern fort, Frau »Wirthin!«

»Und wo denn hin? In ein paar »Stunden ists Nacht. — Bleiben Sie »nur hier,« setzte sie etwas leiser hinzu »der Baron hat seinen Mittagsschlaf »schon gemacht, und zieht hernach hin-

»über auf das Schloß. Da wird sein »Zimmer leer. Verstehn Sie mich? »Mein Alter ist nach Holz gefahren und »kömmt erst morgen zurück. Wir essen »diesen Abend oben mit einander, und »da müssen Sie mir erzählen was alles »auf dem Schlosse vorgegangen ist.«

Ich fand diesen Antrag ganz und gar nicht verwerflich, und ließ mich also nicht lange bitten zu bleiben.

Ende des dritten Buchs.

Viertes Buch.

Das erſte Kapitel.

Die Wirthin hält Wort.

Es ging alles nach Wunſch. Der Baron räumte mir das Feld, und in weniger als einer Stunde hatte ich daſſelbe Zimmer wieder bezogen, in welchem ich die Nacht vorher zugebracht hatte.

Das erſte was ich that, war, daß ich meinen rothen Rock, der mir ſo vielen Verdruß verurſacht hatte, auszog, und meinen andern, der eine etwas beſcheidnere Farbe hatte, anzog. Dann machte ich mich ſehr eifrig über meinen Hut her, und trennte die Feder davon herunter.

Mittlerweile war es Abend geworden, und es wurde nach und nach An-

ſtalt zum Abendeſſen gemacht. Nachdem der Hausknecht aufgedeckt hatte, erſchien meine gefällige Wirthin, und ließ eine Mahlzeit für uns auftragen, die nicht viel ſchlechter war als die von geſtern Abend.

Wir ſetzten uns zu Tiſche. Sie legte mir fleißig vor, und ermahnte mich noch fleißiger zum Trinken. Ich ließ mich weder mit den Zähnen noch mit der Gurgel faul-finden, und ſie verſicherte mich unaufhörlich, daß mir der Wein nicht ſchaden würde, denn er ſey aus dem Mutterfäßchen.

Das zweyte Kapitel.

Ich bin offenherzig.

Als wir zum letzten Gerichte gekommen waren, ſagte ſie dem Hausknecht, er könne jetzt nur gehn. »Ich will ſchon läu»ten, wenn wir etwas brauchen,« ſetzte ſie hinzu.

Chriſtoph ging, und wir waren folglich allein.

»Jetzt,« ſagte ſie, indem ſie ihren Stuhl näher zu dem meinigen rückte, »müſſen Sie mir Ihre ganze Geſchichte »erzählen: aber alles aufrichtig!«

Der Wein hatte mich offenherzig gemacht. Ich ſah auch im Grunde nicht ein, warum ich ihr etwas verheimlichen ſollte, denn eigentlich hatte ich ja keine Sünde von Bedeutung auf meinem Her-

gen? Ich erzählte ihr also alles das was meine Leser bereits aus diesen drey Büchern von meiner Lebensgeschichte wissen, und ich bitte sie mir das nicht übel zu deuten: denn gewiß kostete meiner gastfreyen Wirthin das Abendessen das sie mir für diese Erzählung gab eben so viel wo nicht noch mehr, als Sie meinem Verleger dafür bezahlen müssen.

Jetzt wußte die Wirthin vollkommen wen sie vor sich hatte, und ihr Plan war gemacht. Sie war fürs Solide, und wollte ihre Abendmahlzeit nicht für bloße Worte gegeben haben.

Das dritte Kapitel.

Enthält die Reize der Wirthin.

Die Wirthin war eine Frau von etwa zwey und vierzig Jahren, aber noch frisch und rund; ungleich anziehender als so manche unsrer stubensiechen, bleichwangigten, zusammengeschnürten oder krankgetanzten zwanzigjährigen Schönen. Sie mochte in ihrer Jugend manche Eroberung gemacht, manche Verwüstung in den Herzen der Männer angerichtet habe, und wahrscheinlich hatte sie billig genug gedacht, die Besitzer dieser Herzen für die Verwüstungen auf andre Art zu entschädigen. Wie man sich in der Jugend gewöhnt hat, so ist man im reifern Alter. Hierzu kam noch, daß ihr Mann schon acht und siebzig Jahr alt

war, und wie ſie mich ſelbſt verſicherte, nicht mehr recht [redacted] konnte: die Pflicht de faire valoir ſon bouchon lag alſo ganz allein auf ihr, und deswegen hatte ſie Sorge getragen, ihr lebhaftes funkelndes Auge nicht aus der Übung zu bringen, denn dieſes Auge war ſo eloquent, daß einem, wenn ſie einen recht anſah, die ſchönen Dinge die ſie damit zu ſagen wußte, durch Mark und Bein gingen.

Man denke ſich nun mich Neuling neben dieſer Frau unter vier Augen, und denke dazu, daß ich einige Gläſer alten guten feurigen Wein getrunken hatte!

Das vierte Kapitel.

Eine Höflichkeit iſt der andern werth.

„Nun, ich bin recht froh, daß Sie mit „Ihrer Prinzipalin ſo gut aus einander „gekommen ſind,“ ſagte ſie, nachdem ich meine Erzählung geendigt hatte. „Es „wäre wohl recht Schade um Sie, wenn „Sie in die Klauen einer ſolchen ge„ſchminkten übertünchten Kreatur gera„then wären. — Aber wiſſen Sie „wohl,“ fuhr ſie fort, „daß Sie „mir in dieſem Rocke viel beſſer gefallen, „als in dem rothen? Ich habe die dun„keln Farben an den Männern ſo gern, „zu Ihrem weiß und rothen Geſichte „ſteht dieſer Rock unvergleichlich.“

Sie knipp mich bey dieſen Worten in die Wangen, und ihr Arm, der in der

That recht schön weiß und rund und bloß war, weil wir eben im hohen Sommer waren, und sehr warme Witterung hatten, kam also meinem Munde um so viel näher.

Eine Höflichkeit ist der andern werth. Ich versicherte ihr also geschwind dagegen, daß sie den schönsten weißen Arm von der Welt habe, und drückte ihr, zur desto bessern Bestätigung dieser meiner Versicherung, einen Kuß darauf.

Das fünfte Kapitel.

Die Gesundheit.

„Pfui doch!“ rief sie, als ich mich bey »diesem Kusse, weil mir meine Lage gar nicht übel behagte, etwas lange verweilte, »Sie machen mir ja einen rothen Fleck! Da sehen Sie einmal her!«

Sie streifte bey diesen Worten den Hemdeärmel noch etwas höher hinauf, und ich kann eben nicht sagen, daß ich dabey etwas verlohren hätte.

»Warten Sie,« fing sie wieder an, indem sie unsre Gläser vollschenkte, »wir »wollen eine Gesundheit trinken. Ma»chen Sie mirs nur nach:

»Nimm das Glas, und mach's
.wie ich.«

Sie trank jetzt, und weil ich Ordre hatte, ihr es nachzumachen, so trank ich auch. Sie fuhr fort:

»Sieh mich an, und küsse mich.«

Ich ließ mich nicht zweymal auffordern, und küßte sie recht feurig.

»Mein Gott! Sie reißen mir ja den »Kopf ab!« sagte sie, als ich sie endlich losgelassen hatte. »Jetzt weiter:«

»Trink es aus und setz' es nieder,
»Sieh mich an, und küß' mich wieder.«

Hatte ich das erstemal auf ihrem Munde verweilt, so hielt ich mich jetzt noch länger auf.

»Aber Sie lassen einen ja nicht zu »Odem kommen!« schrie sie.

Ich weiß nicht, war die große Hitze Schuld, oder was sonst die Ursache da-

von war, genug ihr Halstuch hatte ſich ein wenig verſchoben. Ich eilte alſo, um ſie zu Odem kommen zu laſſen, geſchwind von den Roſen ihres Mundes zu der Lilienflur, die ſich jetzt vor meinen Augen öffnete. Freylich waren dieſe Lilien eben ſo wenig mehr in ihrer friſcheſten Blüthe, als jene Roſen, aber einer der gerade kein Harlemer Blumiſt iſt nimmts ſo gar genau mit dem Blumenbrechen nicht, wenn auch allenfalls hier und da ein Blättchen ſchon im Ausfallen ſeyn ſollte.

Das sechste Kapitel.

Die Birnschaalen.

„Nein, mit Ihnen ists wahrhaftig nicht „auszuhalten!“ sagte sie, wand sich von mir los, und stand auf.

Der Wein hatte mich begeistert. Ich verfolgte meinen Vortheil, und bombardirte die Bresche ehe sie der Feind zumachen konnte. Der Zufall fügte es, daß sie sich dicht am Bette befand. Eben dieser, oder eine andre Gattung von Zufall hatte es gefügt, daß der Baron den Nachmittag Birnen gegessen, und die Schaalen auf den Boden geworfen hatte. Weil ich gar zu heftig und ungestüm war, und sie auf diese Schaalen trat, fügte es sich, daß ihr

beyde Füße ausglitten, sie das Gleichgewicht verlohr und rücklings auf das Bett hinfiel.

»Die verwünschten Birnschaalen!« sagte sie. »Ich habe doch dem Hausknecht befohlen daß er das Zimmer »auskehren soll.«

Ich wußte es dem Hausknecht gar keinen schlechten Dank, daß er ihren Befehl nicht befolgt hatte.

»Aber um Gotteswillen!« sagte sie einige Augenblicke darauf ganz leise, »Sie sind auch erschrecklich ungestüm! »Sagen Sie mir nur was Sie wol»len?«

Die Wahrheit zu sagen, in diesem Augenblicke wußte ich es selbst nicht recht deutlich was ich wollte, aber es wurde mir ohngefähr zwey Minuten nachher

sehr klar, was ich gewollt hatte, und ich wette darauf daß sie diese Frage nur so that um etwas zu fragen, und daß sie es auf den Nagel wußte, was ich gewollt hatte.

Das ſiebente Kapitel.

Die Unterbrechung.

Jetzt erfolgte eine ſtumme Pauſe. Keines von uns ſprach ein Wort. Das pflegt gewöhnlich im Geſpräche ſo zu gehn, wenn man eine Materie [illegible] hat. Man iſt denn oft Minutenlang in Verlegenheit, wo man den Faden wieder anknüpfen ſoll.

Die Wirthin kam mir jetzt viel liebenswürdiger und reitzender vor als vorhin, ob gleich ihre Augen nicht mehr ſo funkelten. Es war eine gewiſſe Mattigkeit darinn. Sie ſah mich mit Blikken an, in welchen mir etwas zu liegen ſchien das einem Zweifel glich, ob ich

auch jetzt noch recht wüßte was ich wollte?

Nichts ist uns empfindlicher, nichts piquirt uns mehr, als wenn uns jemand merken läßt, daß er in unsern Verstand einigen Zweifel setzt. So ging mirs damals.

Ich machte eben Anstalt sie eines bessern zu überführen, als wir auf dem Gange Tritte hörten.

In einem Hui waren wir auf den Füßen, aber doch nicht so geschwind, daß die Magd, die mit der Nachricht eintrat, »die fahrende Post sey eben »angekommen, und einige Passagiere »verlangten geschwind etwas zu essen,« nicht etwas von einer kleinen Unordnung an uns bemerkt haben sollte, denn sie

sah uns beyde mit sehr bedeutendem Lächeln an.

Die Wirthin nahm stillschweigend ihre Schlüssel die sie auf den Tisch gelegt hatte, ging hinaus, und die Magd folgte ihr.

Das achte Kapitel.

Ungeduld.

Wie herzlich verwünschte ich Magd, Postknecht, Passagiere und alle! Ich zweifelte zwar keinen Augenblick daran, daß ich schon noch eine Gelegenheit finden würde die Ehre meines Verstandes bey der Wirthin zu retten; mich verdroß es nur daß ichs nicht gleich thun konnte. Mein Ehrgeiz war ordentlich auf der Folter!

Ich blieb bis eilf Uhr allein. Wie lang wurde mir diese Zeit! Endlich hörte ich zu meinem großen Troste die Post wegfahren und das Hausthor zumachen.

Endlich erschien meine gefällige Wirthin. Ich wollte ihr eben einen sanften

Verweis geben, daß ſie mich ſo allein gelaſſen hatte.

»Jetzt kann ich mich nicht aufhal-»ten,« ſagte ſie. »Mein Schlafzimmer »iſt dahinten auf dem Gange die ſie-»bente Thür. Wenn die Magd eine »Weile ſchlafen gegangen iſt, ſo kom-»men Sie nur. Ich will die Thür of-»fen laſſen! — Ich wünſche Ihnen recht »wohl zu ſchlafen!« ſetzte ſie ganz laut hinzu und ging fort.

Die Magd folgte ihr unmittelbar nach. Ich war alſo wieder allein, und that mein möglichſtes, meine arme Seele in Geduld zu faſſen.

Das neunte Kapitel.

Erwischt!

Als endlich ſo viel Zeit verfloſſen war, als ich erforderlich glaubte um ſicher zu gehn, trat ich meine Wanderſchaft an. Ich tappte im Finſtern den Gang hinunter und fand die offne Thür richtig.

»Wer iſts?« fragte meine Schöne ganz leiſe.

»Gut Freund!« erwiederte ich eben ſo leiſe.

»Nur links!« ſagte ſie wieder. »Laſ»ſen Sie die Thür offen, daß Sie nie»mand hört!«

Ich war ohnehin zu preſſirt, um mich erſt lange mit den Thüren zumachen abzugeben. Ich langte ohne weiteres am

Orte meiner Bestimmung an, und hatte alle Ursache mit der Aufnahme die ich fand zufrieden zu seyn. Auch that ich mein möglichstes um sie zu überzeugen; daß sie ihre Güte an keinen Undankbaren verschwendete.

Eben war der Mond aufgegangen und warf seine ersten Strahlen in die Kammer. Ich sah meiner Schönen ins Gesicht, und wie erstaunte ich, als ich — nicht die Wirthin, sondern die Magd in ihr erkannte!

Sie schlug ein helles Gelächter auf.

»Hab' ich Sie erwischt?« sagte sie ganz laut. »Ich hörte es vorhin wohl, »wie Sie die Frau bestellte. Jetzt gehn »sie nur zu ihr. Sie wird brav böse »auf mich seyn, denn sie muß alles ge»hört haben, weil sie dicht neben an

»ist. Ich mache mir aber nichts draus,
»denn morgen ziehe ich ohnehin ab.
»Machen Sie daß Sie fortkommen,
»denn gegen ein Uhr kömmt Christoph,
»und der versteht keinen Spaß.«

Das zehnte Kapitel.

Die Versöhnung.

Ich schlich mich wieder zur Thür hinaus, und stand eine Weile unentschlossen, ob ich mich nach dem was vorgefallen war, noch zur Wirthin hineinwagen sollte, oder nicht? Indem hörte ich jemanden leise die Treppe herauf kommen. Ich vermuthete nicht ohne Grund daß es vielleicht Christoph seyn könnte, und Christoph war mir ein wenig zu breitschultrich, als daß ich es hätte sollen darauf ankommen lassen, ihm in die Hände zu gerathen. Diese Überlegung jagte mich geschwind in das Schlafzimmer der Wirthin.

Ich fand diese in einer Wuth daß sie wirklich mit den Zähnen knirschte.

Sie war über den Streich den ihr die Magd gespielt hatte um destomehr aufgebracht, weil es nicht in ihrer Gewalt stand sich dafür an ihr zu rächen.

Auch auf mich war sie böse daß ich mich hatte in ihre Falle locken lassen, denn sie meinte, ich hätte doch den Unterschied finden sollen.

Das war nun bey meiner wenigen Erfahrung damals noch zu viel von mir verlangt; das sagte ich ihr auch, und führte noch zu meiner weitern Entschuldigung sehr naiv das Sprichwort an, daß in der Nacht alle Kühe schwarz sind. Sie nahm das so übel, daß sie mich beynahe fortgeschickt hätte. Indessen da sie eben keine Frau war, die in dergleichen Fällen die Sonne über ihren Zorn weder auf, noch untergehn ließ, verstand

sie

ſich endlich zu einem gütlichen Vergleich, betrachtete mich wie einen böſen Schuldner, und nahm lieber was ich allenfalls noch zahlen konnte als gar nichts.

Unſre Verſöhnung kam glücklich zu Stande, und als ich wiederholte Beweiſe von ihr erhalten hatte, daß ſie nicht mehr auf mich böſe ſey, verfügte ich mich ohngefähr um drey Uhr des Morgens wieder nach meinem Zimmer, wo ich bis zehn Uhr Vormittags ununterbrochen fortſchlief.

Das eilfte Kapitel.

Das Frühstück. Nebenbey ein guter Wunsch.

Ich glaube ich wäre auch da noch nicht erwacht, wenn nicht Christoph ziemlich unsanft an meine Thür geklopft hätte. Er kam um meine Schuhe und Kleider zu reinigen. Bald nach ihm kam die Magd und brachte mir das Frühstück. Sie lächelte mich bey dem guten Morgen den sie mir bot so bedeutend an, als ob sie etwas auf dem Herzen hätte das sie mir sagen wollte, und vielleicht wäre es unter uns zur Sprache gekommen, wenn uns nicht Christoph zu sehr in der Nähe gewesen wäre. Aber unglücklicherweise stand dieser gerade vor meiner Zimmerthür und bürstete aus Lei-

beskräften das bischen Wolle vollends von meinem alten Rocke herunter, das etwa die Länge der Zeit und die Peitsche meines Stiefvaters noch darauf gelassen hatten.

Sie hielt sich also nicht lange auf, aber doch gerade lange genug, daß ich Zeit hatte sie vom Kopf bis zum Fuß mit meinen Blicken zu durchlaufen. Ich sah, daß die Wirthin nicht unrecht gehabt hatte, als sie mir vorwarf, daß ich einen Unterschied hätte finden sollen. Margrethe — so hieß die Magd — war ein Mädchen von höchstens zwey und zwanzig Jahren, voll und rund, aber sehr verhältnißmäßig gebaut, kurz, ich fand, daß ich gar nichts dabey verlohren hatte, mich zu ihr zu verirren, und wünschte recht von Herzen, daß ich, da

wir einmahl alle in dieser Welt der Verirrungen leben, und Irren eine dem Menschen angebohrne Schwachheit ist, mich nur in meinem Leben nicht schlimmer verirren möchte als ich die vorige Nacht gethan hatte. . . .

Ich konnte sogar jetzt nicht begreifen, wie ich die Wirthin gestern Abends hatte liebenswürdig und reitzend finden können?

Vermuthlich kam das daher, weil ich jetzt nur Milchkaffee trank, und weil dieser nicht so sehr rauscht als Wein.

Das zwölfte Kapitel.

Ein sonderbarer Antrag.

Nach eilf Uhr machte mir die Wirthin einen Besuch.

»Rathen Sie einmahl wo ich her»komme?« sagte sie.

»Wie kann ich das?« fragte ich.

»Gerade vom Schlosse! — O, ich »habe Ihnen Wunderdinge zu erzählen! »Fräulein Binchen hat mich rufen las»sen. Sie müssen wissen, ich bin ihre »Vertraute. Ich habe sonst bey ihrem »Vater gedient, und habe Binchen noch »als Kind oft auf meinem Armen ge»tragen. Da hat sie mir nun jetzt in »aller Stille vertraut, daß sie bis über »die Ohren in Sie verliebt ist.«

»In mich?«

»Ja, in Sie! Sehen Sie. Sie Schö»ker, ſolche Verwüſtungen richten Sie »nun unter den Weibern an!«

»Ich Verwüſtungen anrichten?«

»O freylich! die liebe Unſchuld die! »Betrübt kein Waſſer! Sie wiſſen wohl »kein Wörtchen davon, wie gefährlich »Sie ſind?« —

Das erſte was ich hörte, daß ich ſo gefährlich war!

»Aber wieder auf das arme Binchen »zu kommen, der Alte beſteht darauf, »daß ſie den Baron Wappenfeld heu»rathen ſoll. Sie wehrt ſich mit Hän»den und Füßen dagegen, denn ſie kann »ihn durchaus nicht leiden, der Alte be»harrt aber auf ſeiner Meinung, denn »ſo vernarrt er auch ſonſt in ſeine Toch»

» ter iſt, ſo hartnäckig iſt er wieder auf
» der andern Seite, wenn er ſich einmal
» etwas in den Kopf geſetzt hat. Die
» Mutter tritt ſonſt Vinchen immer die
» Brücke, aber diesmal getraut ſie ſichs
» nicht, weil ſie für den Baron zu viel
» Reſpekt hat. Kurz, das arme Vinchen
» iſt in der Klemme. Von ohngefähr
» ließ ich etwas fallen, daß ſie noch bey
» mir im Wirthshauſe wären. Da wur-
» de ſie Feuer und Flamme. Sie trug
» mir auf Sie auszuforſchen, ob Sie
» wohl mit ihr durchgehn möchten?«

Das dreyzehnte Kapitel.

Ob die Wirthin etwa ſcherzt?

Ich frage jeden meiner Leſer, ob ihm ein ſolcher Antrag nicht an meiner Stelle äußerſt ſonderbar vorgekommen wäre? Keiner wird es mir alſo wohl verdenken daß ich ihn ſehr ſonderbar fand.

Man denke ſich das ganze Komiſche meiner Lage. Ich hatte meine Wanderſchaft in die Welt ohne allen Plan, ohne alle Anſprüche und Hoffnungen, bloß in der Abſicht angetreten, um dem Stokke meines Stiefvaters zu entkommen. Ich ſuchte nichts, ich wollte nichts, und auf einmal ließ ſich mir die Erbin von acht Dörfern und einer Stadt zum Entführen antragen!

Das erſte was mir einfiel war der Gedanke: ob ſich die Wirthin nicht etwa einen Spaß mit mir machte?

Sie mochte dieſe meine ſehr natürliche Vermuthung in den großen Augen leſen die ich aufriß.

»Glauben Sie etwa, ich ſcherze?« fuhr ſie fort. »Nein nein, es iſt Ernſt!« »Oder kömmts Ihnen etwa ſonderbar »vor, daß ſich Binchen Ihnen ſelbſt an»tragen läßt? Das müſſen Sie Sich »nicht befremden laſſen. Binchen iſt ſo »delikat nicht! Es hat ſchon mit zwey »Knechten geſpukt, die ihrentwegen knall »und Fall aus dem Dienſte mußten. »Iſts denn aber auch ein Wunder? »Das Mädchen hat Fleiſch und Blut.

»Zu thun hat sie nichts, gut Essen und
»Trinken voll auf: Da ists wohl natür-
»lich, daß sie sich nicht mit dem bloßen
»Goldzupfen befriedigen kann.«

Das vierzehnte Kapitel.

Die Sache wird klärer.

So blutwenig ich auch damals noch war, ſo beleidigte doch der Gedanke, daß ich nach zwey Knechten den dritten Platz in dem ſchönen Herzen des Fräuleins einnehmen ſollte, meinen kleinen Stolz. Ich wollte doch wenigſtens wiſſen, wie weit meine Vorgänger bey ihr ohngefähr gekommen wären?

»Mit zwey Knechten hat ſie ſich »ſchon eingelaſſen?« fragte ich. »Und »war der Handel ernſthaft?«

»Je nun, ich weiß zwar nicht, was »Sie ernſthaft nennen,« erwiederte

die Wirthin lächelnd, »aber mit dem ei»nen hat ſie der Vater in der Einſiede»ley überrumpelt. Lieber Gott! Man »will doch eine Einſiedeley nicht ſo ge»rade umſonſt und um nichts mit ſchwe»ren Koſten angelegt haben, und allein »iſts auch gar zu einſam darinn. Das »Alberne von der Sache war, daß der »Alte Händel mit dem Knechte anfing, »und ſich dieſer zur Wehre ſetzte. Dadurch »wurde es ruchtbar. Der andre Knecht »war kaum drey Wochen auf dem »Schloſſe, ſo ging er ſchon ſtattlicher »einher, als die reichſten Bauernburſche »im Dorfe. Man weiß ja wohl, was »ſo ein Menſch vom bloßen Lohne ma»chen kann. Er mußte alſo einen ge»heimen Zugang haben. Auch munkel»

» te rian allerhand, als er einmal über
» Hals über Kopf, und noch dazu des
» Sonntags Nachmittags aus dem Dien-
» ste mußte. «

Das funfzehnte Kapitel.

Triftige Gründe.

„Wenn das so ist, so danke ich, Frau „Wirthin!“ sagte ich. „Da mag das „Fräulein entführen wer da will, ich „thue es nicht!“

„Nicht? Und warum denn nicht?“

„Das was Sie mir da von ihr er„zählt haben macht mir eben keine gro„ße Lust mit ihr in nähere Verbindung „zu treten.“

„Aus welchem Lande sind Sie denn, „wenn ich fragen darf? Wissen Sie „denn nicht daß ein Mann heut zu Ta„ge immer denken muß, er heurathet „eine Wittwe, wenn sich seine Braut „auch zehnmal als ehr- und tugendbe„lobte Jungfrau aufbiethen läßt? Was

»geht, Sie denn das an, was vor der »Hochzeit vorgegangen iſt? Da muß »man nicht ſo ekel ſeyn! Beſonders wenn »die Perſon von der die Rede iſt eine »reiche Erbin iſt. Da heurathet man »das Geld und läßt die Frau thun was »ſie will, weil man Mittel in den Hän»den hat, ſich auf tauſenderley Art da»für zu entſchädigen, daß man eine »Frau hat, die man nicht leiden kann. »Und mit dem nicht leiden können, »wirds doch auch ſo arg nicht ſeyn, denn »meines Erachtens iſt Vinchen ein Mäd»chen das man allenfalls wohl leiden »kann.«

Das sechzehnte Kapitel.

Mehr dergleichen.

Das waren nun freylich Gründe, denen ich nichts entgegen setzen konnte, als meine Jugend.

»Und was thut denn Ihre Jugend »zur Sache?« erwiederte meine Wirthin. »Müssen Sie es denn sagen wie alt Sie »sind? Zum Glücke sieht es Ihnen kein »Mensch an, daß Sie erst sechzehn Jah»re alt sind. Jedermann hält sie für »neunzehn oder zwanzig. Und desto bes»ser für Sie, daß Sie noch so jung sind. »Je jünger man zu einem Vermögen ge»langt, desto länger kann man es ge»nießen.«

Die

Die Idee auf eine ſo hübſche Art Herr von acht Dörfern und einer Stadt zu werden erregte mir gerade nicht das was man unangenehme Empfindungen nennt; nur hatte ich noch nicht Muth und Erfahrung genug die Unternehmung zu wagen. Meine Leſer werden wohl bemerkt haben, daß aus den kleinen Spitzbübereyen, die ich im Hauſe meines Stiefvaters anzettelte und auch mit ganz leidlichem Glücke ausführte, ein gewiſſes Genie hervorleuchtet, das für die Folge ſchon allenfalls etwas verſpricht. Aber du lieber Himmel! Was ſind alle jene Trakoſſerien gegen das Abentheuer das ich jetzt beſtehen ſollte? Ein Mädchen entführen, wie ſollte ich das anſtellen? Das war doch wohl ein wenig etwas anders, als meinem Stiefvater den

Hausschlüssel wegstipitzen, oder die alte Christine aus dem Zimmer meiner Stiefschwester zu verscheuchen?

Ich äußerte diese meine Bedenklichkeiten gegen die Wirthin.

Das siebzehnte Kapitel.

Meine Bedenklichkeiten werden gehoben.

„Lassen Sie Sich nicht bange seyn,“ antwortete sie. „Es ist für alles gesorgt. „Ich habe den ganzen Plan mit Bin„chen verabredet. Binchen stellt sich als „gäbe sie ihre Einwilligung zu ihrer „Verheurathung mit dem Baron Wap„penfeld. Die Verlobung wird zum „Scheine noch heute gehalten; morgen „in aller Frühe reiste der Baron zu ei„nem Onkel um ihm seine Vermählung „zu notifiziren und ihn zur Hochzeit ein„zuladen; davon hat er schon gespro„chen. Binchen wird ihn also los, und „nun werden Anstalten zur Hochzeit ge„macht. Es müssen Brautkleider ange-

» schafft werden, und deswegen muß
» Binchen auf ein paar Tage in die
» Stadt zu ihrer Tante fahren. Das
» thut sie dann allein, denn der Alte ist
» viel zu faul zum Reisen, und wenns
» auch nur ein Weg von einigen Mei-
» len wäre, und die Mutter bringt nichts
» vom Hause weg, denn die dächte es
» ging in ihrer Abwesenheit alles zu
» Grunde. Sie erwarten Binchen drau-
» ßen auf der Straße, steigen zu ihr
» ein, lassen sich aber mit ihr, statt zur
» Tante, gerade ins Wirthshaus fahren.
» Dort schickt Binchen den Knecht mit
» einem Briefchen an ihren Vater zu-
» rück, und sie gehn mit Postpferden
» weiter. Ehe der Knecht zurückkömmt
» sind Sie lange über Stock und Stein,
» und so gehts immer von Post zu Post

»weiter, bis Sie an einem Orte ſind,
»von welchem aus Sie dem Alten den
»Daumen aufs Auge ſetzen können. Und
»wenn der Streich einmahl geſchehen iſt,
»was kann er denn machen? Er muß
»ſich wohl zum Ziele legen. Sie kom-
»men dann mit Ihrer jungen Frau zu-
»rück, leben herrlich und in Freuden,
»und wie lange wirds werden, ſo iſt
»die ganze Herrſchaft in Ihren Händen!«

Jetzt waren alle meine Bedenklichkeiten gehoben. Die Wirthin wußte mir das alles ſo ſüß vorzumachen, es ſah alles ſo kinderleicht aus, daß ich mich über mich ſelbſt verwunderte, wie ich nur einen Augenblick lang hatte Anſtand nehmen können, die Unternehmung zu wagen.

Das achtzehnte Kapitel.

Lauter Ungeduld.

Ich war ſo voll, ſo begeiſtert von meinem Vorhaben, daß ich den Augenblick der Ausführung kaum erwarten konnte. Aber ich mußte demohnerachtet meine arme Seele zwey ganze Tage lang in Geduld faſſen. Und was für lange, ewig lange Tage waren das!

Zu noch größerer Vermehrung meiner Pein mußte ich mich verſteckt halten, denn es durfte es niemand wiſſen, daß ich noch im Dorfe war. Auch kam der alte Wirth nach Hauſe und dieſer durfte vorzüglich nichts von meiner Exiſtenz erfahren. Ich konnte alſo nicht in dem Zimmer bleiben das mir die Wirthin ein-

geräumt hatte, und das mich noch allenfalls für meine Langeweile schadlos gehalten hätte, weil die Fenster auf die Landstraße hinausgingen und es also immer etwas zu sehn gab, sondern ich mußte mir gefallen lassen mit einer abgelegnen Bodenkammer vorlieb zu nehmen, aus dessen Fenster ich nichts als den Kater des Nachbars sehen konnte, welcher dann und wann sehr tiefsinnig auf dem Dache herumspatzierte, und der Wirthshauskatze eben so sehnsuchtsvoll entgegen miaute, als ich Vinchen, oder vielmehr ihrem großen Vermögen entgegenseufzte, denn wirklich war ich von Hoffnungen und Erwartungen ganz berauscht.

Das neunzehnte Kapitel.

Ehrgeiz.

Die Wirthin that ihr möglichstes mir die Langeweile zu vertreiben. Sie kam so oft es sich nur thun ließ, brachte mir bald etwas zu essen, bald zu trinken, so daß ich in meinem Gefängnisse keine Noth litt, und brachte alle die Viertel- und Halbenstunden. die sie sich nur von der Gaststube abmüßigen konnte, bey mir zu. Daß sie das nicht umsonst that — in unserm aufgeklärten Zeitalter geschieht ja nichts umsonst! — und daß sie diese Viertel- und halben Stunden, die sie sich von der Gaststube abmüßigte, deswegen doch nicht müßig bey mir zubrachte, kann man leicht denken; und so

ſchlecht auch mein Quartier, und ſo übel ich auch damit zufrieden war, ſo that ich doch mein Möglichſtes, die Honneurs deſſelben zu machen.

Überdem litt es auch mein Ehrgeiz nicht, mich ſo umſonſt und um nichts von ihr füttern und beherbergen zu laſſen, und ich war in dieſem Punkte ſo gewiſſenhaft und ſkrupelvoll, daß ich vielleicht ein unglückliches Schlachtopfer meines Ehrgeizes geworden wäre, wenn mein Arreſt vier Wochen lang gedauert hätte.

Das zwanzigste Kapitel.

Ich trete meine Reise an.

Endlich brach der erwartete und so sehnlich gewünschte Morgen an. Ich nahm von meiner in jedem Verstande so gutherzigen Wirthin den zärtlichsten Abschied den man sich nur denken kann, und trat meinen Weg nach ihrer Vorschrift an.

Es war noch sehr früh, und ich befand mich fast ganz allein auf der Straße. Wie wohl befand ich mich in der freyen Luft. Und wie war ich so voller Hoffnung der Dinge die da kommen sollten! Ich schlenderte meinen Weg so langsam fort, und träumte mir alle die guten Pasteten und Braten vor, die ich

eſſen wollte wenn ich Beſitzer von der ſchönen großen Herrſchaft wäre — denn vor der Hand verſtiegen ſich meine Wünſche noch nicht viel über das Eſſen und Trinken hinaus.

Daß ich mich dabey ſehr oft nach dem Wagen umſah, in dem die mächtige Fee nachfolgte die mir alle dieſe ſchönen Paſteten und Braten vorzaubern ſollte, das iſt ſehr natürlich. Endlich erblickte ich dieſen Wagen, und Binchen ſaß richtig darinn!

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Ich faſſe Hoffnung.

Ich war in einem Sprung hinein und neben ihr. Sie kam mir ſo ſchön ſo reizend vor — man glaubt nicht wie ſehr die Ausſicht auf acht Dörfer und eine Stadt ein Mädchen verſchönern! Das iſt eine Schminke, die alle Schminke des Univerſums übertrift!

Ich ergrif ihre Hand und küßte ſie mit Inbrunſt. Sie verhielt ſich mit der andern die Augen, und ſagte, oder vielmehr ſtammelte etwas, wovon ich nur einige abgebrochene: »Was werden Sie »von mir denken?« und »in welchem »Lichte muß ich Ihnen erſcheinen?« und »wer hätte das gedacht, daß ich zu ei-

»nem solchen Schritte meine Zuflucht neh»men müßte?« und dergleichen verstehen konnte. Was ich ihr darauf antwortete, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur daß sie sich mit dem Schnupftuche einigemahl über die Augen fuhr, und daraus schloß ich sehr scharfsinnig daß sie weinte, und daß meine Antwort sehr rührend gewesen seyn müsse; und dann schmiegte sie sich fest an mich an, ein Umstand aus welchem ich nicht minder scharfsinnig schloß, daß die Wirthin recht gehabt hatte, als sie mich versicherte, Binchen sey außerordentlich verliebt in mich.

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Abgeschlagen!

Das Wetter war sehr warm, der Knecht schlief auf dem Bocke, wir waren also so gut als allein, und Binchen war mir so nahe, so nahe, daß man kaum die Schneide eines Scheermessers zwischen uns würde haben durchstecken können. Ich drückte einen Kuß auf ihre Wange, sie zog sich verschämt zurück, ich wurde unternehmender, sie sträubte sich ziemlich ernsthaft; ich wagte einen förmlichen Generalsturm: Sie schlug ihn ab.

»Für was halten Sie mich?« sagte sie mit einem finstern Gesichte. »Aber »es geschieht mir ganz recht! der Schritt

»zu dem ich mich habe verleiten laſſen »berechtigt Sie gewiſſermaßen zu der» »gleichen Freyheiten. Aber der Erfolg »ſoll Sie überzeugen, ob Sie ſich in »mir geirrt haben oder nicht!«

Ich bitte meine Leſer die Worte: »Der Schritt zu dem ich mich habe »verleiten laſſen,« wohl zu bemerken. Sie hatte mich dazu verleitet, und gab mir die Schuld! Ich kann mich nicht mehr recht erinnern, ob mir unerfahrnen Burſchen das damahls gar nicht auffiel, oder ob ich es nicht gar etwa für ein Kompliment hielt, denn man will doch in dergleichen Fällen lieber der Verführer ſeyn als der Verführte, und ein Mädchen zum Durch-

gehn zu verleiten, das war doch für ei-
nen Menſchen von meinem damahligen
Alter eine wahre Heldenthat.

Das drey und zwanzigſte Kapitel.

Binchen ſchmollt.

Ich that mein möglichſtes; meinen Frieden mit ihr zu machen. Ich bat ſie meiner genommenen Freyheit wegen aufs demüthigſte um Verzeihung. Keine Antwort! Ich wollte ihr die Hand küſſen — ſie zog ſie zurück. Ich bat noch einmal — ſie warf ſich ſchmollend ſo tief ſie nur konnte, in die Ecke des Wagens hinter, und ich glaubte ſogar eine Thräne des Unwillens in ihrem Auge zittern zu ſehn. Kurz ſie ſpielte die gekränkte Unſchuld ſo meiſterhaft, daß wohl ein viel Klügerer und Erfahrnerer als ich dadurch wäre hintergangen worden.

Binchen war von dieſem Augenblick

an für mich ein mehr als irrdiſches Weſen. Ich betrachtete ſie mit einer Art von Ehrfurcht.

Was doch die Weiber alles aus uns machen können, wenn ſie die Kunſt verſtehn, uns zur rechten Zeit in Reſpekt zu halten! Und je gutherziger wir ſind, deſto leichter gehn wir ihnen in die Falle!

Im Grunde thut unſre Eigenliebe das meiſte bey der Sache.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Quod erat demonstrandum!

Obgleich unſer Stammvater in jedem Verſtande der erſte Schwächling des Univerſums war, wie ſich denn ein jeder aus dem erſten Buche Moſis klar und deutlich davon überzeugen kann, ſo behaupten wir demohnerachtet unverſchämt genug den Rang des ſtärkern Geſchlechts. Wir halten uns für Herren der Schöpfung.

So viel in Genere, wie wir Gelehrten zu ſagen pflegen: jetzt in Specie.

In Specie alſo giebt es nun wohl leicht keinen Mann, und wäre er auch noch ſo häßlich, der nicht ſein theures kleines Ich mit einer gewiſſen Selbſtge-

fälligkeit betrachtet — denn in dieſem Falle ſind wir ſo eitel als die Weiber nur immer ſeyn können — der ſich nicht wenigſtens von einer gewiſſen Seite für ſehr intereſſant hält. Iſt ſein Spiegel gar zu aufrichtig, daß er das Intereſſe ſchlechterdings nicht in ſeinem Körper finden kann, ſo ſucht er es in ſeinem Kopfe oder ſeinem Herzen. Finden wir uns nun aber ſo gebaut, daß unſre Figur gerade nichts widerwärtiges oder zurückſtoßendes an ſich hat, und ein Mädchen wagt es demohnerachtet uns einen Sturm abzuſchlagen, was kann ſo ein Mädchen weniger ſeyn als eine Veſtalin?

Quod erat demonstrandum!

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Der Autor spricht:

Aber ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich so aus der Schule schwatze, die Schwächen meines Geschlechts aufdecke, und auf diese Art dem schönen Geschlechte die Waffen gegen das meinige selbst in die Hände gebe.

Ich strich dieses Capitel gern weg, wenn die Messe nicht zu nahe vor der Thür wäre. Der Band muß voll werden, und mein Verleger bezahlt mich so gut, daß ein paar Seiten weniger schon einen kleinen Unterschied in meinen Finanzen machen, und da jetzt jedermann über schlechte Zeiten klagt, die Capitalisten selbst nicht ausgenommen, so ist es

wohl einen armen Autor um ſo weniger zu verdenken, wenn er auf ſeine Finanzen ein wenig Rückſicht nimmt.

Wie machen wir denn das nun gleich? Wiſſen meine ſchönen Leſerinnen was? Thun Sie, als ſtünde das ganze vier und zwanzigſte Kapitel gar nicht im Buche. Es kann ja ſeyn verlohren gegangen? Bey der berühmten Vernichtung der Bibliothek des Serapeon zu Alexandrien ſind ſo viele hunderttauſend Bände ein Raub der Flammen geworden: Kann denn dieſes Capitel nicht unglücklicherweiſe auch mit darunter geweſen ſeyn?

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Etwas Gelehrtes.

Eben fällt mir ein Umstand ein, der die Sache sehr wahrscheinlich macht.

Als zu Anfange des achten Jahrhunderts der Caliphe Omar seinen General Amru nach Egypten schickte, um das Reich der Ptolomäer und Pharaonen durch Feuer und Schwerdt zum mahomedanischen Glauben zu bekehren, bat sich der berühmte Johann von Alexandrien, der dorten die Gramatik und die peripatetische Philosophie lehrte, und sich bey Amru einzuschmeicheln gewußt hatte, die Bibliothek des Serapes von ihm aus.

Diese Bibliothek bestand schon unter

Julius Cäſar aus fünfmahlhunderttauſend Bänden. Zu welcher ungeheuren Anzahl mußte ſie nun nicht erſt durch ſieben ganz pedantiſche Jahrhunderte, in denen jedoch auch das Licht der geſunden Vernunft dann und wann einige ſchwache Strahlen warf, angewachſen ſeyn.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Fortsetzung.

Amru wagte es nicht auf seine Faust die Bibliothek zu verschenken, sondern schrieb deswegen an den Caliphen Omer, von welchem er dann folgendes merkwürdiges Reskript erhielt, das so manchem hochansehnlichen Censurkollegium Ehre gemacht haben würde.

»Wenn in den Büchern dieser Bibliothek nichts anders enthalten »ist, als was im Koran steht, so »sind sie als unnütz und entbehrlich zu verbrennen. Enthalten sie aber Dinge, die dem Koran »zuwider sind, so sind sie als schädlich zu verbrennen.«

Amru ließ alſo dieſem Reſcripte zufolge die Bäder von Alexandrien mit dieſen Büchern heitzen, und gab zugleich Befehl, daß derjenige, der ſich unterſtände in einem davon zu leſen oder gar eins zu entwenden, als ein Feind des großen Propheten lebendig in einem metallnen Mörſer geſtoßen werden ſollte.

Man brauchte ganzer ſechs Monathe ehe die Bücher alle verbrannt waren. Man ſchließe alſo auf die Menge der Bände!

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

»Und weiter?«

Was nun aus dem allen folgt, meinen Sie?

Warten Sie nur meine Damen! Wir wollen das ſo ſchön aus einander ſetzen, daß Sie Ihre Luſt und Freude daran haben ſollen!

Sie wiſſen ja wohl die ausdrücklichen Worte des Caliphen noch! »Enthalten »ſie aber Dinge die dem Koran zu»wider ſind.« Nun darf ſich aber nach der mahomedaniſchen Religion —

Ihnen darf ich das ſchon ſagen, ohne Ihrer Moralität den geringſten Eintrag zu thun, denn Sie ſind ja ſamt und ſonders, inſonderheit was dieſen Punkt betrift, gute Chriſtinnen —

Wo blieb ich denn nun gleich? Ja: Nach der Mahomedaniſchen Religion darf ſich kein Mädchen ſträuben, wenn es einem Manne beliebt ihr das Schnupftuch zuzuwerfen. Das beſagte vier und zwanzigſte Kapitel aber handelt offenbar von der Art, wie ein Mädchen zur Veſtallin wird, und folglich iſt es dem Koran ſchnurſtracks zuwider, und nicht weniger folglich iſt es wahrſcheinlich und beynahe gar gewiß, daß dieſes Capitel unter dem Mäcenat des Caliphen Omer mit verbrannt wurde.

Wie ich das ſo ſchön herausdemonſtrirt habe! Aber ich bin wohl recht froh darüber, denn ich möchte um keinen Preiß der Welt, daß mir irgend einer der aimables entreprenans nachſagte, ich hätte ihm den Spaß verdorben. Die

Herren ſollen bey dem ſchönen Geſchlecht gar zu gut gelitten ſeyn, und könnten mich alſo leicht verunglimpfen. Und ich halte was auf meinen Kredit bey den Damen, und beſonders bey den Mädchen, denn Sie müſſen wiſſen, ich bin noch nicht verheurathet. Wenn ich aber erſt einmahl eine Frau habe; denn kann ich ſchon eher etwas wagen.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Ein Monolog.

Binchen war alſo von dieſem Augenblicke an, wie ich ſchon geſagt habe, eine Art von überirdiſchem Weſen, wenigſtens eine Vaſtalin für mich.

Ich warf mich in die andre Ecke des Wagens, und wagte einige verſtohlne Seitenblicke auf ſie.

»Und das iſt das Mädchen,« ſagte ich bey mir ſelbſt, »das mit zwey Knechten geheime Liebeshändel gehabt haben ſoll? Daſſelbe Mädchen, das mir einen flüchtigen Kuß auf die Wange nicht verzeihen kann, daſſelbe Mädchen ſoll ſich ſo weit vergeſſen, ſoll ſich bis zu Knechten erniedrigt haben?

»Nimmermehr! Die Wirthin hat das »nur boshafter Weise so ersonnen, um »sie in meinen Augen herabzusetzen! »Wer weiß, was sie für eine Absicht da»bey hatte! Genug Binchen ist ein »ehrliches Mädchen, dafür will ich »meine rechte Hand ins Feuer hal»ten!« —

Wenn ich das wirklich gethan hätte, so werden meine Leser bald sehn, was das für ein unersetzlicher Verlust für sie gewesen wäre: denn alsdann hätte ich diese ganze schöne Geschichte nicht schreiben können. Die vielfältige Erfahrung hat sich nun schon durch so manches liebes langes Jahr bestätigt, daß ein Autor weit eher seinen Kopf entbehren kann, als seine rechte Hand.

Das dreyßigſte Kapitel.

Die Reiſe geht weiter.

Binchen fuhr fort zu ſchmollen, und ich wagte es aus lauter Reſpekt nicht den Mund zu öffnen. Wir kamen alſo ſtumm wie die Fiſche, nachdem wir ohngefähr ſechs Stunden gefahren waren, in dem Städtchen an, und fuhren, dem entworfenen Plane gemäß, gerade in das Wirthshaus.,

„Geſchwind gehn Sie hinüber ins „Poſthaus, und beſtellen Sie zwey „Pferde nach * *.“

Das waren die erſten Worte, die ich nach ſo langer Zeit aus Binchens Rosenmunde wieder vernahm, und wie wohl that ihr Zauberklang meinem verwunde-

ten

ten Herzen, das, mit Reſpekt zu ſagen, recht ſehr krank war; denn man weiß ja wohl wie reizbar und empfindlich das Herz eines jungen Menſchen von meinem damaligen Alter iſt, zumal wenn er da Widerſtand findet, wo er keinen vermuthete.

Als ihr unterthäniger Dienet nahm ich das Geld das ſie mir gab um die Pferde zu bezahlen, ſprang hinüber ins Poſthaus, und in wenigee als einer halben Stunde ſtiegen wir zur großen Verwunderung des Knechtes, der gar nicht begreifen konnte, warum ſein Fräulein ſchon wieder fortreiſete, und noch dazu mit andern Pferden als ſeinen zwey braunen Hengſten, die doch in ſeinen

Augen die erſten Pferde des Univerſums, und ganz andre Thiere waren, als ein paar haarſchlechtige Poſtklepper, ſchon wieder in den Wagen.

Das ein und dreyßigſte Kapitel.

Ich bin erzplatoniſch.

Wir fuhren ſo ununterbrochen vier und zwanzig Stunden hinter einander von Poſt zu Poſt fort, ohne uns einen Augenblick länger irgendwo aufzuhalten als wir brauchten um Pferde zu wechſeln.

Vinchen brachte die mehreſte Zeit mit Schlafen zu, und damit ich doch etwas für ſie that, ſo wehrte ich ihr die Fliegen fleißig ab. Wenn ſie dann und wann erwachte, ſo that ſie mir wohl die Ehre an, ein paar Worte zu ſprechen, aber von ganz gleichgültigen Dingen. Von unſerm eigentlichen Verhältniſſe oder Vorhaben geſchah in der weiteſten Entfernung keine Erwähnung. Ich ging

ſo reſpektvoll mit ihr um, wie ein Mönch mit der Kloſterbibliothek. Ich wagte es kaum dann und wann einen verſtohlnen Blick auf den Einband zu werfen. Ich war ſo platoniſch, daß ich mich nicht einmal unterſtand meinem Magen Gehör zu geben, als er mich ziemlich unbeſcheiden zu erinnern anfing, daß er ſeit vier und zwanzig Stunden keinen Biſſen bekommen hatte. Kurz, ich war ein Paris, auf den man hundert gegen eins wetten konnte, daß um ſeinetwillen kein Troja zu Grunde gehn würde.

Das zwey und dreyßigſte Kapitel.

Eine Digreſſion.

Demohnerachtet kam mir meine Lage damals außerordentlich ernſthaft und feyerlich vor, und jetzt — mit den Jahren ändert ſich doch alles! — jetzt, wie komiſch, wie lächerlich kömmt ſie mir jetzt nicht vor! Ich kann es meinen Leſern ganz und gar nicht verdenken, wenn ſie mich recht aus Herzensgrunde auslachen. Im Gegentheil bitte ich ſie recht ſehr darum, denn ſo viel ich mich erinnere, ſteht auf dem Titel meiner Geſchichte: Ein komiſcher Roman; und obgleich ſeit einiger Zeit auf unſern Theatern — Dank ſey es einigen dramatiſchen Saalbadern die jetzt, ſonder-

bar genug, an unſerm Theaterhorizont als Planeten glänzen, ob ſie gleich in England oder Frankreich kaum die Congreve oder Merivaux als Trabanten um ſich gelitten hätten — der Unfug eingeriſſen iſt, daß man in den Komödien weinen muß, ſo hat ſich doch dergleichen Unweſen ſo viel ich weiß noch nicht in die komiſchen Romane eingeſchlichen, diejenigen etwa ausgenommen, bey denen die Leſer über das Geld zu weinen Urſache finden möchten das ſie dafür ausgegeben haben.

So beſcheiden ich nun aber übrigens bin, ſo treibe ich doch meine Beſcheidenheit nicht ſo unverſchämt weit, zu glauben, daß das bey meinem Buche der Fall ſeyn ſollte oder könnte. Auch würde mein Verleger mit dieſer meiner Be-

ſcheidenheit ſehr übel zufrieden ſeyn, denn für ihn und ſeine Kaſſe wäre ſie äußerſt ominös.

Geniren ſie ſich alſo meinetwegen nicht, meine lieben Leſer! Lachen Sie mich aus, ſo oft und ſo viel Sie wollen. Wenn Gott Leben und Geſundheit verleiht, ſo wirds in meiner Geſchichte an Albernheiten und dummen Streichen nicht fehlen, über die Sie lachen können, und wenn Sie es etwa hin und wieder vergeſſen ſollten, ſo will ich Sie, wenn Sie mirs erlauben, dann und wann daran erinnern.

Das drey und dreyßigſte Kapitel.

Noch eine Digreſſion, weil wir einmahl in die Digreſſionen gerathen ſind.

Ich ſagte im vorigen Kapitel etwas von dramatiſchen Saalbadern; ich muß mich über dieſe Herren deutlicher erklären:

Ich meine dadurch ſolche, von denen man mit Paliſſot, einem der gründlichſten franzöſiſchen Kunſtrichter mit vollem Rechte ſagen kann:

> Qu'ils sont toujoues sûrs de réussir d'auprès la multitude, parce qu'ils ont, si nous osons le dire, la perfection de la mediocrité.

die nämlichen, auf deren Werke Voltaire folgende Verſe gemacht zu haben ſcheint.

Souvent je baille au tragique Bourgeois,
Aux vains efforts d'un auteur amphibie
Qui defigure et qui brave à la fois
Dans son jargon Melpomène et Thalie.

die nämlichen, auf deren Stücke man folgende Verſe von Collé als Motto ſchreiben könnte:

Quel est ce poème fantasque
Dont le melange mal-adroit
Tient du Tragique le plus flasque
Et du Comique le plus froid?
C'est toi, batarde Comedie,
Avorton de la Tragédie,
Qu'on voit triompher aujourd'hui;
Toi, dont le larmoyant comique
N'a pris de la Muse tragique
Que le ton pleureur et l'ennui.

Aber Voltaire, Palissot, Collé und andre bessere Köpfe mögen sagen was sie wollen, die Herren bleiben doch bey ihrer Methode, und das mit Grunde. Sie werden von unsern Theaterdirektionen gar zu sehr geachtet, weil diese sich bey Stücken, deren Verfasser es in der Mittelmäßigkeit zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, gar zu wohl befinden. Immerhin! Im Grunde ist der Schaden den sie stiften so groß nicht. Um Unsterblichkeit ist's ihnen nicht zu thun, sondern blos um zeitliche Dukaten, und die kann man ihnen gönnen, denn sie bleiben ihnen eben so wenig getreu als ihr Ruhm. Und wenn sich der Zuschauer von Kopf und Herzen auch eine Weile von ihnen hat blenden lassen, so

kehrt er nach einigen Vorstellungen doch wieder mit desto größerm Wohlbehagen zu seinem Lessing, Weiße und Gotter zurück.

Dergleichen Schriftsteller kommen mir — omne simile claudicat — wie dramatische Gartenknechte vor, die auf den deutschen Parnaß Wasser tragen, damit die kostbaren Gewächse die wir allenfalls noch aufzuzeigen haben in unsern dürren Zeiten desto frischer bleiben, und — geliebe es dem Gott Apollo! — recht viele Schößlinge treiben. Man kann ihnen also ihre Verdienste um den deutschen Parnaß nicht absprechen, denn nicht jedermann kann Kunstgärtner seyn, oder wie Horaz sagt, non cuivis homini contingit adire Corinthum, und Gartenknech-

te müſſen auch ſeyn. Indeſſen geſtehe ich meines Orts recht gern, daß ich keineswegs ein ſolcher Waſſerträger in Iſrael ſeyn möchte.

Das vier und dreyßigſte Kapitel.

Wir kehren ein.

Am Abend des andern Tages langten wir endlich ganz wohlbehalten in einer Stadt an, und zu meiner großen Freude ſagte mir Binchen, daß wir hier einige Tage bleiben würden, denn ich hatte ſchon befürchtet, daß wir dieſe Nacht wieder durchreiſen würden; eine Sache, wogegen ſowohl meine Eßluſt als meine Faulheit ſehr viele unterthänige Einwendungen zu machen hatten, denn ich aß und ſchlief gern, und beyde dieſe meine Lieblingsleidenſchaften hatte ich bis hieher auf unſrer Reiſe ſo gut als gar nicht befriedigen können.

Wie froh war ich alſo, als Binchen bey unſerm Abſteigen im Wirthshauſe

zwey Zimmer mit guten Betten, und ein gutes Nachteſſen für uns verlangte!

Freylich konnte ich mich des dunkeln Gedankens nicht entbrechen, daß ein paar junge Leute die mit einander durchgegangen waren, allenfalls wohl an einem Zimmer genug haben könnten; aber um der angehängten Klauſel willen das gute Abendeſſen betreffend ließ ich mir Binchens Verfügung vor der Hand gefallen; denn ſo platoniſch ich mich auch zu ſeyn bemühte, ſo fing mir doch der Ton eines Bratenwenders an ungleich intereſſanter zu werden, als die Harmonie der Sphäre, und das war denn einem Menſchen, der erſt etwas über ſechzehn Jahr alt war, wohl ſehr leicht zu verzeihen.

Das fünf und dreyßigſte Kapitel.

Das Abendeſſen.

Ehe wir zu Tiſche gingen ließ ſich Bin-chen Schreibmaterialien in ihr Zimmer ſtellen.

»Wollen Sie heute Abend noch ſchrei-»ben?« fragte ich.

»O nein! Aber morgen früh!« ant-wortete ſie.

Das Eſſen kam. Sie aß einige Löf-fel Suppe, legte dann den Löffel weg, ſtand auf, ging im Zimmer auf und ab, und ſchien mir ſehr unruhig zu ſeyn. Ich fragte ſie, ob ihr etwas fehle?

»Nichts! Ich gehe nur um mir den »Schlaf zu vertreiben!« verſetzte ſie.

Bey der zweyten Speiſe machte ſie es gerade ſo wie bey der Suppe. Ich

aß aus allen Kräften um ſie durch mein Beyſpiel zur Nachfolge aufzumuntern: Aber umſonſt!

Wenn ich hätte wollen galant ſeyn, ſo hätte ich auch Meſſer und Gabel weg' legen und mit ihr im Zimmer auf- und abgehn ſollen. Aber du mein Himmel! Wo hätte ich denn ſollen Galanterie lernen? Von meinem Stiefvater doch wohl nicht? Und ſeit meinem kurzen Ausfluge in die Welt hatte ich auch noch keine Gelegenheit dazu gehabt. Ich ließ mich alſo durch nichts ſtöhren, und aß tapfer zu ſo lange etwas in der Schüſſel war.

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Die Gans.

Jetzt wurde eine gebratene Gans aufgesetzt.

»In jetziger Jahrszeit Gänse!« sagte Binchen mit Nasenrümpfen, nahm das eine Licht, wünschte mir eine gute Nacht, ging in ihr Zimmer, und riegelte sich ein.

Ich konnte nicht begreifen, was sie mit ihrer Jahrszeit sagen wollte. Ich war so skrupelhaft nicht. Für mich kam alles in der rechten Jahrszeit, wenn es nur etwas zu essen war.

Ich fiel also, so wie ich allein war, ohne Umstände über die Gans her. Es war ein alter Gänserich, der in seinen

guten Tagen an so manchem seiner Ur-ur-urenkel so viel Freude erlebt haben möchte, daß sein Fleisch noch nach seinem Tode unter meinen Zähnen darüber jauchzte, und es gehörten in der That die Zähne einer Schifsratze dazu, um sie nur einigermaaßen zermalmen zu können, aber ich hatte damals meine ganze Stärke in den Kinnladen, und pflegte dieses mein Talent bey vorkommender Gelegenheit nie müßig ruhen zu lassen.

Kurz, ich kaute daß mir die hellen Thränen über die Backen herabliefen, und war so fleißig, daß in weniger als einer halben Stunde das Skelet der Wohlseeligen so glatt und rein vor mir lag, als obs der erste Anatom des Universums präparirt hätte.

Das sieben und dreyßigste Kapitel.

Ich mache mich mit der Flasche vertraut.

Für lauter Eifer hatte ich das Trinken darüber vergessen, und es stand eine ganz große Flasche Wein vor mir auf dem Tische, welche mir bittre Vorwürfe darüber zu machen schien, daß ich sie über eine Gans zurückgesetzt hatte.

Die Natur hat mir nun einmal ein so weiches fühlbares Herz gegeben, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, irgend jemanden absichtlich Kränkungen oder Verdruß zu verursachen, und wenn es ja etwa wieder meinen Willen geschehen ist, so ists als triebe mich eine innerliche unwiderstehbare Stimme, es auf der Stelle wieder gut zu machen.

So ging mir's mit dieſer Flaſche. Um ihr zu zeigen, daß ich im geringſten keinen Groll auf ſie hätte, fing ich an mit ihr nähere Bekanntſchaft zu machen, und wir wurden gar bald ſo innig vertraut mit einander, daß ich ſie in alle meine Geheimniſſe einweihte. Ich vertraute ihr zum Beyſpiele an, daß ich in Kurzem Herr von acht Dörfern und einer Stadt ſeyn würde, und theilte ihr manches Plänchen mit, das ich alsdann ausführen wollte, denn im Luftſchlöſſer bauen war ich ſehr ſtark. Ich befragte meine Flaſche dabey ſo oft um ihre Meinung über das und jenes, daß mir am Ende von den mancherley Einſchlägen die ſie mir gab mein Kopf ganz voll und ſchwer wurde.

Das acht und dreyßigſte Kapitel.

Ich werde eiferſüchtig.

Die Ermüdung der Reiſe verbunden mit der nicht kleinen Portion Wein die ich zu mir genommen hatte, überwältigte mich endlich, und ich machte nach und nach Anſtalt mich niederzulegen, als es mir auf einmal vorkam, als hörte ich in Binchens Zimmer eine Männerſtimme.

Sonderbar! Um dieſe Zeit! — Und ich glaubte, ſie ſchliefe ſchon lange.

Ich ſchlich oder vielmehr ich taumelte näher zur Thüre hin, um mich zu überzeugen ob ich recht gehört hätte? Richtig. Sie ſprach wirklich mit einem Manne!

Jetzt wandelte mich ein Eiferſuchts-

ſchwindel an. Der Rauſch den ich mir angetrunken hatte fing an mitzuwirken. Ich war wirklich ſchon im Begriffe Lärmen zu machen, aber ein kleines Reſtchen geſunde Vernunft, das die Dünſte des Weines nicht ganz verjagt, ſondern nur bis auf weitre Ordre in einen abgelegnen Winkel meines Hirnkaſtens einſtweilen zurückgedrückt hatten, machte ſich wieder hervor, und ſuchte mich zu überreden, vorher einen kleinen Verſuch zu machen, ob ich der Sache näher auf den Grund kommen, und etwas von dem was geredet wurde verſtehen könne?

Das neun und dreyßigſte Kapitel.

Das Geſpräch.

Dieſer Rath kam mir ziemlich plauſibel vor. Ich lehnte alſo mein Ohr an die Thür und horchte. Es kam mir vor als ſiegelte Binchen einen Brief. Wenigſtens hörte ich das Petſchaft im Schreibzeuge klappern.

»Alſo wenn kann Er aufs ſpäteſte »wieder zurück ſeyn?« fragte Binchen.

»Wenn ich morgen früh um drey »Uhr aufbreche,« antwortete die Mannsſtimme, »ſo denke ich doch in vier Ta»gen wieder hier zu ſeyn.«

»In vier Tagen — freylich etwas »lange! — Indeſſen, daß Er nur gewiß »wieder zurück iſt. Und gebe Er ihm

» den Brief in die eignen Hände. Hört
» Er? Es liegt mir gar zu viel daran.
» Und wenn er ihn nicht findet, ſo laß
» er ſich ſagen, wo er etwa zu treffen
» iſt, und ſuche Er ihn auf.«

» Schon recht, Ihro Gnaden!«

» Daß nur der Brief in die rechten
» Hände kommt!«

» Sorgen Ihro Gnaden nicht!«

» Es ſoll Sein Schade nicht ſeyn.
» Hier hat er unterdeſſen zwey Thaler,
» damit Er unterweges etwas zu zehren
» hat. Das Meilengeld bezahle ich Ihm
» beſonders.«

Die Männerſtimme bedankte ſich, wünſchte eine höfliche gute Nacht, das Geſpräch hatte ein Ende und die Thür wurde verſchloſſen.

Das vierzigſte Kapitel.

Ich gehe ſchlafen.

Vinchen hatte alſo, ſo ſchläfrig ſie auch geweſen war, doch noch einen Brief geſchrieben, und ſchickte dieſen Brief durch einen Expreſſen fort. Das war alles was ich vor der Hand entdeckt hatte., An wen aber dieſer Brief ſeyn, und was er enthalten könne? darüber nachzudenken war ich vor der Hand viel zu berauſcht und zu ſchläfrig. Ich hielt es alſo für das Beſte, meinen ſchweren Kopf zu Bette zu tragen, und das weitere Nachdenken bis auf morgen zu verſchieben.

Ich ſetzte das auf der Stelle ins Werk, ſchlief einen wahren Todtenſchlaf, und erwachte am andern Morgen ziemlich ſpät auf.

Das ein und vierzigſte Kapitel.

Das Erwachen.

So wie ich die Augen aufſchlug fiel mir der Brief von geſtern Abend wieder ein.

»An wen er nur ſeyn muß?« ſagte ich bey mir ſelbſt. »Vermuthlich an den »Alten? — Vier Tage hin und her zu »Fuße — wir ſind über ſechs und drey»ßig Stunden anhaltend hinter einan»der gefahren — das kann nicht ſeyn! »— Und wie hätte ſie denn zu dem Bo»then ſagen können: Wenn Er ihn nicht »findet, ſo laß Er ſich ſagen, wo er zu »treffen iſt? — Wo ſollte denn der Al»te anders ſeyn als zu Hauſe? — das »kann nicht ſeyn! — Aber an wen in

»aller Welt muß denn nur der Brief »seyn?«

Ich wurde in diesem meinem Selbstgespräche durch Binchens Zauberstimme unterbrochen. Sie klopfte an mein Zimmer, und rufte mir herüber: »Nun? »werden Sie heute den ganzen Tag im »Bette bleiben? Wie lange soll ich denn »mir dem Frühstück auf sie warten?«

»Ich komme den Augenblick!« antwortete ich, sprang zum Bette hinaus, und fuhr, so geschwind es sich nur thun ließ, in meine Kleider.

Das zwey und vierzigſte Kapitel.

Wider eine Männerſtimme!

Ich fuhr eben in meinen linken Rockermel, als ich ſehr beſtimmt und deutlich wieder die Stimme eines Mannes in Binchens Zimmer hörte.

»Schon wieder eine Männerſtimme?« ſagte ich bey mir ſelbſt, »potz Männer»ſtimmen und kein Ende!«

Ich fuhr geſchwind in den andern Ermel und eilte mich zu überzeugen, wem dieſe Stimme angehörte.

Sie gehörte einem Juden wie ich fand als ich die Thür öffnete. Er packte eine Menge Männer und Weiberkleider aus.

»Da, Bruder,« ſagte Binchen als ich eintrat —

Ich habe vergessen zu erinnern, daß wir unter uns abgeredet hatten, uns für Bruder und Schwester auszugeben. —

»Da, Bruder, suche dir einen Anzug »aus. Uns neue Kleider machen zu las»sen dauert lange, und so können »wir doch nicht bleiben bis unsre Ba»gage nachkömmt.«

Das drey und vierzigſte Kapitel.

Die Roſe.

Ich hatte in der ſchreyenden ponceau-rothen Farbe ein Haar gefunden. Ich wählte mir alſo einen dunkelblauen Frack. Meine Wahl hatte Binchens ganzen Beyfall.

Sie ſelbſt ſtand wie eine junge Roſe vor mir, das heißt, ſie hatte ein Kleid von roſenfarbnem Taffet anprobirt, und ich bekam bey dieſer Gelegenheit Reize zu ſehen, die mir den Gedanken, daß dieſe Roſe für meinen Garten blühte, nichts weniger als unangenehm machten: denn da ſie mit mir heimlich durchgegangen war, ſo blieb mir auch nicht der mindeſte Zweifel übrig, daß wir nicht in

ganz kurzer Zeit Mann und Frau seyn sollten. Die Hauptsache war meiner Meinung nach schon geschehen, und die eigentliche Trauung schien mir bloß Nebensache zu seyn.

Das vier und vierzigſte Kapitel.

Alles gut!

Ich konnte mich nicht enthalten, ihr über ihren feinen Geſchmack mein beſtes Kompliment zu machen, das ſie denn auch annahm wie ſichs gehörte, das heißt, als etwas längſt bekanntes. Übrigens war ſie außerordentlich freundlich gegen mich. Sie nöthigte mir noch einen Überrock, ein paar ſchwarzſeidne Beinkleider, zwey geſtickte Weſten, einige paar ſeidne Strümpfe und ein paar plattirte Schnallen auf.

Das alles freute mich unendlich, weil ich es für ungezweifelte Beweiſe ihrer

Liebe zu mir hielt. Im Grunde war es ihr aber blos darum zu thun, mich so herauszuputzen, daß ihr meine Begleitung keine Schande machen sollte, da sie nun einmahl vor der Hand keinen andern Cavaliere servante hatte als mich.

Für sich wählte sie noch einige andre Anzüge, die ihr in meinen Augen unaussprechlich gut standen; und weswegen konnte sie diese Anzüge wohl anders wählen, als sich mir um desto liebenswürdiger zu machen?

Meine Leser werden mich dieser meiner Eitelkeit wegen vermuthlich recht herzlich auslachen; aber legen Sie die Hand aufs Herz, und sagen Sie auf-

richtig: Ist es Ihnen nicht auch etwa in Ihrem Leben einmal begegnet, daß Sie ein Kompliment auf sich deuteten, das der andre sich selbst machte?

Das fünf und vierzigste Kapitel.

Noch besser!

Der Handel wurde gemacht, die Kleider bezahlt, und bey dieser Gelegenheit machte ich eine Entdeckung, die mich mehr freute als alles, nähmlich die, daß Binchen einen sehr wohlgespickten Beutel hatte. Er strotzte von Dukaten, und schien mir einen unermeßlichen, einen unerschöpflichen Schatz zu enthalten.

Welch eine angenehme Aussicht für einen Israeliten, der immer bey so vortreflichem Appetite war, wie ich! Wie manche gute Schüssel, wie mancher Lekkerbissen konnte für diese Dukaten angeschafft werden!

Als der Jude fort war, frühstückten

wir mit einander. Ich ließ einige Worte gegen Binchen vom gestrigen Briefe fallen, war aber schlau genug es nur so hinzuwerfen, als hätte ich mich darüber gewundert, daß sie so spät noch geschrieben habe.

»Wer wird denn so eine Schlafmütze »seyn, wie Sie?« das war die ganze Antwort die sie mir gab.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Wir machen Aufsehn.

Heute ginge aus einem ganz andern Ton als gestern. Unser Mittagessen bestand aus acht Schüsseln. Es wartete uns nebst dem Kellner des Wirthshauses noch ein Lohnbedienter auf, und als wir abgegessen hatten, ließ Binchen einen Lohnwagen kommen, in welchem wir spatzieren, und Abends ins Theater fuhren.

Binchen war geputzt wie eine Prinzessin, denn sie hatte ihren Schmuck mitgenommen, der aus ein paar Zitternadeln, großen Ohrgehängen, einem Halsbande, Armbändern und sechs bis acht Ringen bestand, denn sie hatte an jedem

Finger einen ſtecken. Kurz, ſie leuchtete gewaltig ins Feld. Ich ſah mit meinem blauen Frack auch nicht gar übel aus. Aller Augen waren auf unſre Loge gerichtet.

Das sieben und vierzigste Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Wir waren kaum zehn Minuten lang da, als in die Nebenloge an Binchens Seite ein wunderschöner Herr in Uniform kam. Er schien zwar eben nicht mehr der jüngste zu seyn, war aber, wie ich schon gesagt habe, wirklich ein schöner Mann, und äußerst galant.

Er ließ sich mit uns, oder vielmehr mit Binchen in ein Gespräch ein. Er war auch fremd wie wir, war aber schon seit einigen Monathen hier, und wohnte — welches Glück! denn er rechnete sichs recht sehr dafür — in demselben Wirthshause, in welchem wir abgetreten waren.

Binchen ſchien zu meinem großen Verdruß unendlich viel Geſchmack an ſeiner Unterhaltung zu finden.

Ich ſaß wie auf Nadeln neben ihr. Ich verwünſchte den Augenblick, in welchem wir den Einfall gehabt hatten ins Theater zu fahren.

Aber was half mir alles das? Binchen befand ſich darum mit ihrem Fremden um nichts ſchlechter. Sie liebäugelte mit ihm, daß mir Hören und Sehen darüber verging.

Wie ſehnlich wünſchte ich, daß wir wieder im Wagen ſäßen!

Das acht und vierzigſte Kapitel.

Die neue Bekanntſchaft fängt an mir fatal zu werden.

Endlich fiel zu meinem großen Vergnügen der Vorhang — Thalia oder Melpomene — denn ich weiß ſelbſt nicht, war es ein Luſt- oder Trauerſpiel das aufgeführt wurde, mag es einen armen gekränkten und gepeinigten Liebhaber verzeihen, daß er ſo ſchlecht Achtung gab — und ich glaubte meiner Marter enthoben zu ſeyn. Aber mit nichten! So wie wir aus der Loge heraustraten, trat der fremde Herr aus der ſeinigen, und both Binchen den Arm. Binchen hatte mich ihm als ihren Bruder vorgeſtellt; ich mußte alſo nothwendig zurückſtehen.

Eine Höflichkeit ist der andern werth. Binchen both ihm also dafür einen Platz in unserm Wagen an, da wir doch einmahl in dem nähmlichen Hause wohnten. Er nahm den Platz an, setzte sich ohne Umstände neben sie, und — wie überflüßig fand ich diese Höflichkeit! — begleitete uns — doch was sage ich uns? — begleitete Binchen, denn um mich bekümmerte er sich wenig oder gar nicht bis in unsre Zimmer.

Jetzt wurde mir die neue Bekanntschaft die wir gemacht hatten wirklich recht fatal, denn da er einmahl in unserm Zimmer gewesen war, so hatte ich alle Ursache zu fürchten, daß er es bey diesem ersten Besuche nicht würde bewenden lassen.

Das neun und vierzigſte Kapitel.

Es wird noch ärger.

Unſer Tiſch war ſchon gedeckt. Binchen ließ in aller Geſchwindigkeit noch ein Kouvert legen, und befahl dem Bedienten, ſtatt für zwey, für drey Perſonen Eſſen zu beſtellen.

Der Fremde küßte ihr die Hand und wollte ſich empfehlen. Binchen beſtand darauf daß er zum Abendeſſen bleiben ſollte, und er war ein viel zu galanter Mann, um einer Dame etwas abſchlagen zu können. Er blieb alſo.

Der Fremde ſchien immer mehr Behagen an Binchen zu finden, und da er mich für nichts weiter als ihren Bruder hielt, ſo genirte er ſich ganz und gar

nicht vor mir, sondern blockirte sie ohne alle Umstände; und Binchen, die es ganz und gar nicht der Mühe werth zu halten schien sich vor mir zu geniren, ließ sich recht gern von ihm blockiren, ohne mich auch nur mit einem Blick um Entschuldigung anzusprechen. Kurz, beyde nahmen sich so, als ob ich ganz und gar nicht im Zimmer wäre.

Das funfzigſte Kapitel.

Ich tröſte mich.

Ich will es nicht unternehmen die Empfindungen zu ſchildern, die ich bey dieſer Abendmahlzeit oder vielmehr beym Anfange dieſer Abendmahlzeit hatte. Meinen glücklichen Nebenbuhler mir gegen über an Binchens Seite, die ſich in ſeiner Geſellſchaft ſo ſichtbar wohlbefand, und der Tiſch mit einigen Speiſen beſetzt die mir ſo angenehm in die Naſe dampften — es war mir als würde ich zu gleicher Zeit geprügelt und gekitzelt.

Mein Herz war ſo voll und mein Magen ſo leer! Ich fiel auf den glücklichen Gedanken zu verſuchen, ob ich nicht durch Herſtellung des Gleichgewichts das

Übel einigermaßen lindern könnte, und machte die Probe auf der Stelle, indem ich einen gehäuften Teller voll Ragout verschlang. Es ging nach Wunsch. Nach dem Maaße, in welchem sich mein Magen füllte, wurde mir es leichter um das Herz. Ich wiederhohlte den Versuch bey der zweyten Schüssel, und zwar mit eben so gutem Erfolg. Einige Gläser Wein thaten das übrige, und ich kam bey der dritten Schüssel schon so weit, daß ich mir Gründe erraisonniren konnte, warum ich weder mit Binchen noch mit dem Fremden so gar sehr unzufrieden zu seyn Ursache hatte.

Das ein und funfzigste Kapitel.

Meine Gründe.

„Muß es denn gerade Liebe seyn,“ sagte ich bey mir selbst, »wenn ein »Mädchen sich gegen einen Mann artig »und gefällig beträgt? Wir sind alle »drey fremd hier, machen Bekanntschaft »mit einander, wohnen in Einem Hau»se. Der Fremde führt Binchen aus »dem Theater, sie, die die Gastfreyheit »noch aus ihrer Eltern Hause her ge»wohnt ist, ladet ihn zum Abendessen »ein. Was ist denn besonders bey der »Sache? Freylich sieht es wohl aus als »ob sie ein wenig stark mit ihm liebäu»gelte! — Aber vielleicht thut sie das »nur, um zu versuchen was es auf mich

»für

» für Senſation macht? Denn verliebt
» iſt ſie doch in mich, das iſt ſicher, denn
» wenn ſie das nicht wäre, was hätte
» ſie denn nöthig gehabt, es der Wir-
» thin zu ſagen? Und wäre ſie denn
» ſonſt wohl mit mir durchgegangen?
» Ich wäre alſo wohl ein großer Narr,
» wenn ich mir darum graue Haare
» wachſen ließe. «

Das zwey und funfzigste Kapitel.

Noch ein Beruhigungsgrund.

„Eigentlich,“ fuhr ich bey mir selbst fort, „eigentlich ist also der Fremde der „Angeführte bey der Sache, und nicht „ich. Er hält sich für den beglückten „Sterblichen, aber ich weiß es besser „wie es um Binchens Herz steht! — „Aber wenn er doch einigen Eindruck „auf sie gemacht hätte? Sie ist gar zu „freundlich gegen ihn! Die Augen funkeln ihr für Vergnügen wenn sie ihn „nur ansieht! — Je nun, so hätte ich „doch wenigstens den Trost, daß er nicht „über mich triumphiren könnte weil er „mich nicht für einen gestürzten Nebenbuhler halten kann, da er vor der

» Hand nicht anders weiß, als daß ich
» der Bruder ſeiner Geliebten bin. Wenn
» er das Wahre wüßte, ja, da wärs et-
» was anders! da würde ich freylich ihm
» gegen über eine alberne Figur ſpielen!
» — Wie Binchen jetzt auf mich her-
» überſchielte! — da wieder! Offenbar
» ſtellt ſie ſich verliebt in den Fremden
» um mich ein wenig zu quälen, aber
» mich fängt ſie nicht! Ich muß mir
» nichts merken laſſen! Muß es ihr ma-
» chen wie ichs meinem Stiefvater mach-
» te, den ich nicht mehr ärgern konnte,
» als wenn ich die Zähne recht zuſam-
» menbiß und mich ſtellte, als ſchmerzten
» mich ſeine Prügel nicht. «

Das drey und funfzigste Kapitel.

Wer der Fremde ist?

Ich blieb meinem Vorhaben getreu, und das wurde mir um so leichter weil alle Speisen welche aufgetragen wurden — und Binchen hatte ein sehr gutes Abendessen bestellt, um ihren Gast recht anständig zu bewirthen — ganz ausserordentlich nach meinem Geschmacke waren. Es war, als hätte sich Gott Comus ausdrücklich vorgenommen, mich für das Unrecht zu entschädigen, das mir Kupido zufügen wollte. Auch sein Gefährte Bachus reichte mir manchen Becher Gegengift.

Ich behaupte überhaupt, daß sich ein gekränkter Liebhaber noch nicht so durch-

aus unglücklich nennen kann, so lange sein Magen noch nicht so krank ist, als sein Herz.

Nebenher erfuhr ich, wer unser Gast eigentlich war, denn er fand für gut, es uns selbst zu erzählen.

Er war von Geburt ein Deutscher, hieß Baron Hellbeck, war in Piemontesischen Diensten gewesen, als Hauptmann ausgetreten, und lebte jetzt von seinen Mitteln.

Das vier und funfzigste Kapitel.

Der Fremde beurlaubt sich.

Es war schon ein Uhr vorbey, und noch saßen wir bey Tische, und ich kann eben nicht sagen, daß eines von uns dreyen Langeweile gehabt hätte; wenigstens was mich betrift, kann ich das für gewiß versichern, denn ich hatte immer auf meinem Teller oder mit meiner Flasche alle Hände voll zu thun; und Vinchen und der Hauptmann wären gewiß nicht so lange sitzen geblieben, wenn ihnen die Zeit lang geworden wäre.

Endlich sah der Hauptmann nach der Uhr, entschuldigte sich, daß er uns so

lange beſchwerlich gefallen wäre, beurlaubte ſich, bath aber dabey um die Erlaubniß uns morgen wieder ſeine Aufwartung machen zu dürfen, welche ihm denn billigermaßen auf der Stelle zugeſtanden wurde, küßte Binchen noch einmahl die Hand und ging.

Binchen nahm ſogleich ihr Licht, bot mir eine gute Nacht und verriegelte ſich in ihrem Zimmer. Ich leerte die Reſte aus die noch in den Flaſchen übrig geblieben waren, denn ich war viel zu ökonomiſch um ſo etwas umkommen zu laſſen, und taumelte denn noch berauſchter als geſtern zu Bette.

Ich wollte über die Vorfälle des heutigen Tages noch ein wenig nachdenken,

konnte aber nicht recht damit zu Fache kommen, denn meine Gedanken wankten eben so wie meine Füße, und ich lag kaum auf dem rechten Ohre, so war ich schon todt.

Das fünf und funfzigſte Kapitel.

Schon wieder eine Männerſtimme.

Die Sonne ſtand ſchon ſehr hoch als ich am andern Tage erwachte. Die Glokke ſchlug: Ich zählte eilf Uhr!

»Sonderbar daß mich Binchen nicht »zum Frühſtücke gerufen hat!« ſagte ich bey mir ſelbſt, indem ich mich im Bette ſtreckte. »Oder habe ichs vielleicht nicht »gehört?«

Indem ich mich aufrichtete um aufzuſtehen, hörte ich wieder eine Männerſtimme in Binchens Zimmer. Ich horchte, und vernahm ſehr deutlich des Hauptmanns Stimme. Ich hörte auch Taſſen klirren.

Daß der Hauptmann da war, das

wunderte mich eben nicht, denn er hatte ja den Abend vorher um die Erlaubniß gebeten wieder kommen zu dürfen, und es war sogar der Höflichkeit gemäß, daß er sich für das gestrige Abendessen bedankte: daß mich aber Binchen nicht zum Frühstücke rufte, das fiel mir ein wenig auf.

»Je nun,« dachte ich einige Augenblicke nachher, »sie wird mich nicht ha»ben im Schlafe stöhren wollen, oder »sie hat mich gerufen und ich habe sie »nicht gehört. Jetzt will ich mich aber »auch über Hals über Kopf anziehn »und hinüber!«

Das sechs und funfzigste Kapitel.

Ich war eben zum Bette heraus, als jemand an meine Thür klopfte. Ich öffnete sie. Es war der Lohnbediente, der mir eine Portion Kaffee brachte.

»Wozu das?« sagte ich, »ich komme schon hinüber!«

»Das Fräulein Schwester hat gestern Abend befohlen, daß ich Ihro »Gnaden Kaffee besonders soll machen »lassen «

Das fiel mir nicht wenig auf! Binchen war also schon gestern Abends willens gewesen, ohne mich zu frühstücken? Vermuthlich hatte sie also schon gestern Abends den Hauptmann zum Frühstücke eingeladen?

er mir gleich auch schmeckte — denn einem hungrigen Mägen schmeckt alles, — doch nicht halb so schmackhaft war, als die, welche sie mir ohne Privilegium gegeben hatte.

Das zwey und funfzigſte Kapitel.

Eiferſucht.

Eben wachten, einige von den Herren auf, und ſingen, ſo wie ſie die volle Flaſche ſahen, wieder an zu trinken.

Die Prinzipalin raunte mir ins Ohr: »Es bleibt bey unſrer Abrede,« drückte mir die Hand, die ich ſehr ehrerbietig küßte, nahm ein Licht, wünſchte der Geſellſchaft eine angenehme Ruh, und ging ſchlafen.

Es dauerte keine fünf Minuten, ſo ging Prinz Hamlet auch.

Das fiel mir auf. Der Auftritt von geſtern Abend — Ich fühlte zum erſtenmahle gewiſſe Regungen in mir, von denen ich bisher nicht den geringſten Begriff gehabt hatte. Es war Eiferſucht.

Leben gern gewußt, was sie mit einander machten?

Der Hauptmann lag in der einen Ecke des Sopha's als ich eintrat, und Binchen, die noch im Pudermantel war, lag mehr auf ihn als auf dem Sopha, denn er hatte seinen Arm um ihren Leib geschlagen, und drückte sie, wie es mir schien, fest an sich. Keines von beyden ließ sich durch meinen Eintritt in seiner Lage stöhren. Sie erwiederten mir den guten Morgen den ich ihnen both bloß mit einem kleinen Kopfnicker, wären aber übrigens ganz freundlich gegen mich. Besonders war Binchen sehr sprachselig. Sie sagte mir tausenderley unbedeutende Dinge. Entweder weil sie sich mit dem Hauptmann ausgeschwatzt hatte, und

doch reden wollte, denn einem Mädchen fehlt es selten an Lust zum Reden, oder, weil sie mir zeigen wollte, daß sie mir meine Existenz in ihrem Zimmer verziehe.

Das acht und funfzigste Kapitel.

Ich qualifizire mich nach und nach zum gefälligen Ehemanne.

Das war nun freylich eine harte Probe für mich! Ich mußte mein ganzes Bischen Fassungskraft zusammen nehmen, mußte mirs unaufhörlich wiederhohlen, daß ich nicht in der Qualität eines Liebhabers oder gar eines Bräutigams — für welchen ich mich doch in meinem Herzen schon wirklich hielt — sondern nur in der Qualität eines Bruders hier war, und als solcher hatte ich meiner Schwester, was das Liebhaberkapitel betrift, schlechterdings keine Vorwürfe zu machen.

Wenn das aber alles auch nicht gewesen wäre, was hätte ich machen sollen?

len? der Hauptmann trug einen Degen, und ich konnte ja nicht wiſſen wie ſcharf oder wie ſpitzig dieſer Degen war?

Ich mußte alſo wohl zu böſem Spiel gute Miene machen, ich mochte nun wollen oder nicht, und Binchen, die unverrückt in ihrer Lage blieb, warf mir dann und wann gewiſſe Blicke zu, die, wenn ich ſie recht verſtand, ziemlich deutlich ſagten: »du qualifizirſt dich nach und »nach zum gefälligen Ehemann, und das »iſt mir gerade recht: Einen ſolchen »brauche ich!«

Der Erfolg wird es lehren, ob ich dieſe Blicke recht verſtanden habe, oder nicht?

Das neun und funfzigste Kapitel.

Ich büeße.

Endlich schlug es Mittag, und Binchen stand auf.

»Wissen Sie was, lieber Haupt»mann« —

Was mir das lieber Hauptmann »: Stiche in das Herz gab! —

»Wissen Sie was, lieber Hauptmann, sagte sie. »machen Sie indessen mit »meinem Bruder einen Spatziergang bis »zur Tischzeit, damit ich mich anziehen »kann, — »Aber wie Sie aussehen!« fuhr sie lachend fort, »Ihre ganze Uni»form ist voller Puder! Sehen Sie, ich »habe Sie wohl gewarnt mir nicht so »nahe zu kommen!«

» Und ſie machten gerade dieſe Ge-
» fahr für die Sie mich warnten ſo un-
» widerſtehlich reitzend!« erwiederte er.
» Da kann eine Warnung nicht viel hel-
» fen. Aber wiſſen Sie wohl, daß ich
» ſehr in Verſuchung bin, dieſen Puder
» im Triumphe mit mir davon zu tra-
» gen?«

» Das wollte ich mir doch verbitten!«
verſetzte Binchen. » Bruder,« fuhr ſie
zu mir fort, » bürſte doch den Haupt-
» mann ein wenig aus! Ich weiß nicht
» wo der Bediente iſt.«

Ich, meinem Nebenbuhler den Puder vom Rocke bürſten den er ſich darauf gebracht hatte, weil ihm meine Braut ein paar Stunden lang in den Armen gelegen hatte — kann ein Mädchen wohl ſeine Forderungen höher ſpannen?

Kann ſie wohl die Geduld und Gefällig-
keit ihres Liebhabers auf eine ſtärkere
Probe ſtellen?

Gleichwohl — was halfs? — Ich
nahm die Bürſte — der Hauptmann
machte Umſtände —

»Laſſen Sie ihn nur!« ſagte Vin-
chen, »Er thut es gern!«

»Da weißt Du mehr als ich!« ſag-
te ich bey mir ſelbſt, und — bürſtete!

Das ſechzigſte Kapitel.

Ein Palliativ.

Als ich dieſen meinen Kammerdienerdienſt verrichtet hatte, ging ich herüber in mein Zimmer, um meinen Hut zu hohlen.

Binchen kam mir nach.

»Dahier, wenn Sie etwa Geld brauchen!« ſagte ſie leiſe zu mir, indem ſie mir einen vollen Geldbeutel zuſteckte.

Das war nun ein Palliativ, das, wenn es mich auch nicht auf der Stelle kurirte, mich doch vor der Hand alle erlittene Schmerzen im Augenblicke vergeſſen machte. Ich küßte Binchen ſo froh und gutherzig die Hand, als ob

gar kein Hauptmann auf der weiten Gotteswelt wäre!

Ich fand nachher in meinem Beutel fünf und zwanzig schöne funkeinde Dukaten und ohngefähr fünf Thaler Silbergeld. Dafür kann man ja wohl allenfalls ein Kleid ausbürsten?

Das ein und ſechzigſte Kapitel.

Ich werde der Vertraute des Hauptmanns.

Der Hauptmann und ich gingen alſo ohngefähr eine Stunde lang ſpatzieren, und ſo ein angenehmer Geſellſchafter er auch war, ſo froh war ich als wir wieder nach Hauſe kamen, denn er redete mir unaufhörlich von den Zauberreitzen meiner himmliſchen Schweſter vor, und ſagte mirs gerade zu, daß er recht ſehr in ſie verliebt ſey. Man denke ſich meine Verlegenheit! Ich, zugleich ſein Nebenbuhler und ſein Vertrauter! So verliebt ich auch in Binchen war, ſo hätte ich ſie doch von ihm lieber aufs ärgſte ſchimpfen gehört, als ſo loben, ja, ich hätte ihm lieber noch zehnmahl das Kleid

ausgebürſtet, und wenn mir auch Binchen keinen Pfennig dafür gegeben hätte.

Aber was halfs? Ich war nun einmahl der Bruder von Binchen, und einen Bruder muß es ja freuen, wenn man ihm über ſeine Schweſter Schönheiten vorſagt!

Das zwey und ſechzigſte Kapitel.

Ich werde deſperat!

Ich war alſo, wie ich ſchon geſagt habe, recht herzlich froh, als wir nach ein Uhr wohlbehalten wieder in unſerm Wirthshauſe anlangten. Der Hauptmann ging, ohne daß ich ihn einladete, mit mir hinauf zu uns, und ſetzte ſich, da ſein Couvert ſchon lag, ganz unbefangen und als ob es ſo ſeyn müßte, mit uns zu Tiſche.

Kurz, damit ich meine Leſer nicht mit unnützen Beſchreibungen aufhalte, der Hauptmann war durch ganzer drey Tage unſer, oder vielmehr Binchens unzertrennlicher Geſellſchafter. Er ging und

fuhr und aß und trank mit uns. Er und Binchen waren ein Leib und eine Seele. Sie zischelten oft in meiner Gegenwart zu Stunden lang mit einander, ohne daß ich ein Wort von dem verstehen konnte was sie sprachen. Ich konnte Binchen gar nicht nahe kommen, denn so wie wir des Abends — und das geschah gewöhnlich sehr spät aus einander gingen, verriegelte sie sich in ihr Zimmer, und der Hauptmann war schon am frühen Morgen wieder bey ihr ehe ich noch aufstand.

Ich konnte am Ende ihre Vertraulichkeit nicht länger mit ansehn. Ich hielt es für besser, meinem Nebenbuhler das Feld zu räumen, als ein Augenzeuge seines Glücks zu seyn, lief den gan-

zen Tag wie ein Verzweifelter umher, und kam bloß zu Tische nach Hause, wo ich dann die vollen Flaschen und Schüsseln meine Desperation entgelten ließ; und das war denn wohl in meiner Lage die klügste Parthie die ich nur ergreifen konnte.

Das drey und ſechzigſte Kapitel.

Welch ein Streich!

Als ich am vierten Tage, meiner Gewohnheit nach, ziemlich ſpät erwachte, hörte ich in Binchens Zimmer ein Gepolter. Ich horchte aufmerkſamer, es wurden Meublen gerückt, auch hörte ich ein Geräuſch als würde das Zimmer gewaſchen.

Das fiel mir auf. Sollte Binchen auf einmahl auf den ſonderbaren Einfall gekommen ſeyn, ihr Zimmer auswaſchen zu laſſen? Indeſſen, man kann nicht wiſſen! Die Weiber befällt manchmahl ein jäher Reinlichkeitsſchwindel.

» Was geſchieht denn hier neben an? « fragte ich den Lohnbedienten der mir das Frühſtück brachte.

»Das Zimmer wird rein gemacht,« antwortete er. »Der Kreishauptmann »kömmt morgen. Für den iſts be»ſtellt.«

»Und meine Schweſter?«

»Wiſſen denn das Ihro Gnaden »nicht?« Der Bediente machte ein äu»ßerſt bedeutendes Geſicht dazu. »Sie »iſt ja dieſen Morgen um zwey Uhr »mit dem Hauptmann fortgereiſt!« —

Wenn man mir in dieſem Augenblick alle Adern geöffnet hätte, es wäre ge»wiß kein Tropfen Blut gekommen.

Binchen mit dem Hauptmann fort! Welch ein Streich!

———

Das vier und sechzigste Kapitel.

Der Bothe.

Indem trat der Bothe herein.

»Ich bin hierher gewiesen, weil das »Fräulein fort ist.« sagte er. »Da ist »der Brief!«

»Ey! was geht mich der verwünsch»te Brief an!« rufte ich aus.

»Ja, mich geht er noch weniger an,« erwiederte er, indem er den Brief auf den Tisch hinlegte, »Aber ich muß mei»ne Bezahlung haben, oder glauben »Sie, daß ich den weiten Weg umsonst »gemacht haben will?«

Das war nun freylich etwas, wogegen nichts einzuwenden war.

»Wie viel bekömmt Er?« fragte ich.

»Für die Meile ſechs Groſchen, vier »und zwanzig Meilen ſinds, alſo machts »gerade ſechs Thaler.«

Sechs Thaler für einen Brief! Das war mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Indeſſen was war zu thun? Ich bezahlte den Bothen daß ich ihn nur los wurde.

Das fünf und sechzigste Kapitel.

Trost.

Ich lief wohl eine Stunde lang in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab, oder vielmehr, ich dachte ganz und gar nichts!

Von ohngefähr fiel mir endlich mein Geldbeutel der auf dem Tische lag in die Augen, und dieser Anblick brachte mich wieder zu mir selbst. Ich zählte meine Dukaten, und das stärkte mich einigermaßen wieder.

»Hab' ich doch Geld!« sagte ich, »mag es übrigens gehn wie es will! »Equipirt bin ich auch — es steht also »vor der Hand noch so schlecht nicht!«

Jetzt fiel mir der Brief ins Gesicht.

»Lesen

»Lesen könnt' ich ihn doch!« dachte ich. »Ich habe ja so theures Geld »dafür bezahlt, folglich gehört er ja von »Rechtswegen mein.«

Ich erbrach ihn, und fand ihn folgendes Inhalts.

Das sechs und sechzigste Kapitel.

Der Brief.

Gelt kleine Schlange, jetzt kannst du es nähet geben? Hab' ich Dir nicht, da ich bey Euch im Quartiere lag, zwanzigmahl den Vorschlag gemacht heimlich mit mir durchzugehen? Denn da ich Deinen Alten einmahl tüchtig durchgefuchtelt hatte, so war natürlich nicht zu erwarten, daß er gutwillig seinen Konsens zu unsrer Heurath geben würde. Aber damals stak die der Graf ** im Kopfe, gesteh' es nur! Jetzt da man dich zwingen will, einem Baron deine Hand zu geben, der, wie du sagst, so dürr ist wie ein Zahnstocher, jetzt bin ich gut genug. — Nun, nun! Mache nur kein

ſaures Geſicht. Ich bin ja ſchon wieder gut! Alte Liebe roſtet nicht, das weißt Du ja wohl.

Ob ich Dich heurathen will? Närrchen! Was das für eine Frage iſt! Freylich will ich! Waren wir denn nicht ſchon einmahl ſo gut als Eheleute? Es fehlte ja nichts als — doch ich will nicht aus der Schule ſchwatzen! Sonntags mit dem früheſten breche ich in aller Stille hier auf und Abends bin ich ohnfehlbar bey Dir. Kaſſirt werde ich, das weiß ich vorher, denn der Obriſte iſt mir ohnehin nicht grün, aber was mache ich mir daraus? In Deinen Armen, mein Engel, will ich mich für dieſes Unglück tröſten, und Dein Geld wird mich ſchon allenfalls für den Verluſt meiner lumpichen Lieutenantsgage ſchadlos halten, was meinſt

Du? Wir fahren durch * *. Der Pfarrer dort war noch vor einem Vierteljahre unser Feldpater. Ein lustiger Kumpe mit dem ich manchen dummen Streich gemacht habe. Der thut mir schon den Gefallen und giebt uns in aller Stille zusammen. Haben wir einmahl A gesagt, so muß Dein Alter B sagen. Ich freue mich schon auf das Gesicht das er machen wird, wenn ich als sein Schwiegersohn angestochen komme. Viel expostuliren wird er aber wohl nicht, denn seine breiten Schulterblätter haben meine Fuchtel schon einmahl gekostet.

Das ist ein guter Einfall, daß Du einen Ehrenwächter mit genommen hast. Eifersüchtig bin ich nicht im geringsten auf ihn, denn ich weiß daß Du ein viel zu gescheutes Mädchen bist, um Dich mit

einem ſolchen Gimpel einzulaſſen, wie er nach deiner Beſchreibung ſeyn muß. Da er ſo ſterblich in Dich verliebt iſt, ſo wird er die Augen gewaltig aufreißen, wenn er auf den Montag früh auf einmahl den Vogel ausgeflogen findet! Aber es geſchieht ihm recht. Ein ſo hübſches und ſo reiches Mädchen wie Du iſt auch ein Fang für einen ſolchen Einfaltspinſel! Er hätte die Naſe hübſch davon laſſen ſollen!

Alſo bis Sonntag Abend lebe wohl, Binchen.

Dein

bis in den Tod getreuer

B. F.

Das sieben und sechzigste Kapitel.

Das nenn' ich noch gut wegkommen!

Jetzt fand ich erst, daß dieser Brief sein Geld werth war! Ich war also nicht allein der Geprellte dieser mir unbekannte Herr Lieutenant war es auch! Er machte sich schon im Voraus über mich lustig, und ich konnte mit so vielem Rechte Repressalien gebrauchen. Ich entschloß mich noch bis Sonntag in diesem Wirthshause zu bleiben — es war schon Freytag, und meine Kasse erlaubte es mir allenfalls schon — um zu sehn, was er seiner Seits für Augen machen würde, wenn er den Vogel ausgeflogen fände.

Und wie viel Ursache hatte ich, dem Himmel zu danken, daß ich Binchen auf

ſo gute Are los geworden war! Welch ein Unternehmungsgeiſt ſtak in dieſem Mädchen! Mit mir ging ſie heimlich durch, den Lieutenant verſchrieb ſie ſich, und lief ohne ihn zu erwarten mittlerweile mit einem Dritten davon, den ſie ſo gut als gar nicht kannte! Was konnte ſich ein Mann nicht alles von einem ſolchen Weibe verſprechen?

Überdem hatte ich ſo ſchöne blanke Dukaten! —

»Das nenne ich doch noch gut weg»kommen!« ſagte ich bey mir ſelbſt.

Das acht und sechzigste Kapitel.

Eine naive Frage, nebst der Antwort.

„Sage er mir doch,“ fragte ich den Lohnbedienten der mir bey Tische aufwartete, „Kennt er diesen Hauptmann?“

„Ich werde doch! So viel man einen solchen Menschen kennen kann, „versteht sich,“ erwiederte er. „Er „wohnt ja schon seit vier Monathen „hier im Hause!“

„Und was ist denn an ihm?“

„Nicht viel! Er ist seiner Profession „ein Spieler. Die Polizey ist ihm schon „ein paarmahl auf dem Felle gewesen, „er hat sich aber immer wieder heraus„geputzt. Es sollte mir recht leid thun, „wenn er Ihre Fräulein Schwester un-

»glücklich machte. Ihro Gnaden sollten »es bey der Polizey anzeigen?« fragte ich sehr naiv. »Kann man denn das?«

»Ja freylich! Es wird auf der Stel»le nachgeschickt. Es ist ja nicht erlaubt, »ein Mädchen zu entführen!«

Das fiel mir nicht wenig aufs Herz, denn ich wußte am besten wo mich der Schuh drückte!

Das neun und sechzigste Kapitel.

Eine unvermuthete Erscheinung.

Indem wurde ziemlich unsanft an meine Thür geklopft.

»Herein!« rufte ich.

Es trat ein Mensch mit einem sehr ernsthaften Gesichte ins Zimmer.

»Sie haben die Güte mit mir zu gehen!« sagte er.

Ich fand das sehr sonderbar daß ich mit diesem Menschen, den ich in meinem Leben noch mit keinem Auge gesehn hatte, gehn sollte.

»Darf ich fragen wohin?« fragte ich.

»Ich bin ein Polizeykommiſſär,« antwortete er. »Das Übrige werden »Sie Sich wohl von ſelbſt erklären »können!«

Ich wurde leichenblaß und fing am ganzen Körper an zu zittern. Der Polizeykommiſſär ſagte noch etwas, aber ich hörte und ſah für Schreck und Angſt nicht. Nur verſtand ich das Wort »Steckbrief« ſehr deutlich.

Mehr todt als lebendig griff ich nach meinem Hute. Er erinnerte mich, etwas Wäſche und meinen Überrock mitzunehmen, weil ich, wie er meinte, wohl unter ein paar Tagen nicht zurückkommen würde. Ich packte alſo zuſammen was ich in der Geſchwindigkeit fand, folgte

ihm maſchinenmäßig die Treppe hinunter, und ſtieg eben ſo maſchinenmäßig mit ihm in einen Wagen den er mitgebracht hatte, und in welchen ſich noch ein zweyter Unbekannter vermuthlich mehrerer Sicherheit wegen mit ſetzte.

Ende des zweyten Theils.

Fritz

ein komischer Roman

von

J. F. Jünger.

Hae nugae seria docent —

Hor. *Art. Poet.*

Dritter Theil.

Berlin und Leipzig,
bey Carl August Nicolai.
1797.

Fünftes Buch.

Das erste Kapitel.

Verfolg.

„Es ist besser, schlecht gefahren, als »stolz zu Fuße gegangen,« sagt das Sprüchwort.

Ich fand jetzt, daß auch ein durch vielfältige Erfahrung bestätigtes, und durch vielfältigen Gebrauch sanktionirtes Sprüchwort lügen kann! Der Wagen war recht schön, es fuhr sich außerordentlich bequem darin, so sanft, daß man auch keinen Stein fühlte, und gleichwohl wär' ich jetzt tausendmahl lieber auf dem schlechtesten Wege zu Fuße gegangen,

als so zu fahren. Aber was halfs? Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben!

Ich saß, voll Furcht und Warten der Dinge die da kommen sollten, im Wagen. Ich glaube, wenn einer zum Richtplatze geführt wird, kann ihm nicht mehr Angst, seyn. Meine Begleiter sprachen kein Wort, und das vermehrte meine Angst noch um ein großes: denn dieses Stillschweigen schien mir eine Windstille zu seyn, auf die nur ein um desto heftigerer Sturm zu befürchten war.

Das zweyte Kapitel.

Der Treſt.

Nachdem wir durch einige Gaſſen und Straßen die Kreuz und die Queer gefahren waren, hielten wir endlich vor einem großen Hauſe ſtill. Man ließ mich in einen obern Stock hinaufſteigen, führte mich durch einige ungeheuer lange finſtre Gänge, wo wir wenigſtens durch vier bis fünf eiſerne Thüren paſſierten, die jede mit großem Geraſſel geöffnet und allemahl hinter mir ſorgfältig wieder verſchloſſen w[illegible], und ſo langte ich endlich in einem ſehr geräumigen Zimmer an, wo ich zu meinem nicht geringen Troſte ſchon Geſellſchaft fand.

Ich ſage, zu meinem großen Troſte, denn ich hatte mich ſchon im Geiſte in

ein unterirrdiſches Gefängniß allein eingeſperrt geſehn, in ein Gefängniß, wenigſtens zehn bis zwölf Klaftern tief unter der Erde, in welches weder Sonne noch Mond ſchien; und nun ſah ich mich auf einmahl in einem hellen geräumigen Zimmer, und noch dazu unter Menſchen! Freylich Menſchen, die mir auf den erſten Blick eben nicht die beſte Geſellſchaft zu ſeyn ſchienen, ſo ausgeſucht ſie auch immer ſeyn mochten: Aber es waren doch immer Menſchen, und was noch mehr iſt, Menſchen, an die mich ähnliches Schickſal knüpfte, und juvat, habuisse socios.

Das dritte Kapitel.

Wer meine neuen Gefährten waren?

So eigentlich kann ich das meinen Lesern noch nicht sagen, aber die Zeit wird das übrige entwickeln. Vor der Hand will ich nur erzählen, wie ich sie fand, und ich wette, sie werden eben das denken, was ich bey meinem Eintritte in dieses Zimmer dachte: Nehmlich, daß man mich nicht in ein Gefängniß, sondern aus Versehn in ein Narrenhaus gebracht haben müsse.

Der Thür gegen über stand auf einem ziemlich großen viereckigen Tische ein junger Mensch, der mir der Kleidung nach ein Friseur zu seyn schien, und dieser

Schein hatte mich, wie der Erfolg zeigte, nicht betrogen. Er lief auf dem Tiſche herum, ſo viel es der Raum geſtattete, machte Contorſionen dabey wie ein Wahnſinniger, und ſchrie dabey wie ein Beſeſſener. Vor dem Tiſche ſtand ein ältlicher dicker Mann in einem abgetragenen ſcharlachrothen Capot, auf welchem hin und wieder noch Spuren zu ſehn waren, daß er in ſeinen beſſern Zeiten mit goldenen Treſſen war beſetzt geweſen, denn es klebten hier und da noch Extremitäten darauf, die von weitem dem Pöskauer Wachsſtock nicht unähnlich ſahen.

Dieſer Mann nun hielt ein aufgeſchlagenes Buch in der Hand, ſagte dem oben auf dem Tiſche Zeile für Zeile vor, machte ihm jede Grimaſſe vor, und be-

gleitete denn jede Bewegung mit einem »Bravo!« oder »Es wird gehn!« »Excellent!« »Lauter!« oder etwas dem ähnlichen.

Das vierte Kapitel.

Fortsetzung.

An einem Tische nicht weit davon saß ein altes zusammengeschrumpftes Mütterchen, das eine leibliche Schwester, wo nicht gar eine leibliche Tante der Hexe von Endor zu seyn schien. Sie hatte ein Buch vor sich liegen, und sang aus Leibeskräften daraus. Der alles nagende Zahn der Zeit hatte ihr gerade noch so viel Nase übrig gelassen, daß eine Brille darauf haften konnte. Und ob man gleich hätte denken sollen, daß diese Brille die Dienste einer Sourdine verrichtete, so war ihre Stimme doch noch so hell und grell — so schneidend und scharf, als vielleicht zu den Zeiten des ersten

preußischen Einfalls in Schlesien kaum ihre Zähne gewesen waren.

Hinter ihr auf einem Fenster saß ein Mensch, dem Ansehn nach von einigen zwanzig Jahren. Er trug ein rothes Kollet mit blauem Kragen und Aufschlägen, gelb lederne Beinkleider, ungeheuer große Steifstiefeln, noch ungeheurere messingene Spornen daran, verbreitete aus einem großen meerschaumenen Pfeifenkopfe eine dicke Dampfwolke um sich her, und sang mit einer grimmigen Baßstimme ein Studentenlied.

In einer andern Ecke saß ein kleines Männchen in einem zerlumpten grünzeugenen Schlafrocke, schob eine schmutzige Schlafmütze auf seinem Kopfe hin und her, und sprach von Zeit zu Zeit Zahlen aus, die er auf einen Bogen niederschrieb.

Im Winkel hinterm Ofen lag ein armer Jude auf der Bank ausgestreckt, der den Kopf verbunden hatte, und am Zahnweh zu laboriren schien.

Das fünfte Kapitel.

Meine Personen fangen an zu sprechen.

Sonst kann ich meinen Lesern doch keinen deutlichen Begriff von ihnen geben, wenigstens keinen deutlichern und bestimmtern als ich selbst von ihnen bekam, als ich sie im ersten Augenblicke mit flüchtigem Auge überlief.

Geben Sie also wohl auf das schöne Concert Achtung, das ich Ihnen will aufführen lassen.

Nur muß ich vorher erinnern, daß das, was ich hier hinter einander herschreiben kann, alles zu gleicher Zeit, gleichsam im Chor gesungen und gesagt wurde, doch von jedem so deutlich

und beſtimmt, daß auch keine Sylbe verlohren ging.

Noch eins habe ich zu erinnern. Wär ich muſikaliſch, ſo würde ich Ihnen die Noten dazu herſetzen; das Ganze würde dadurch freylich unendlich gewinnen. Da ich aber keine Muſik verſtehe, ſo muß ich meine Leſer ſchon bitten, ſich die Melodien dazu zu denken, oder dazu zu komponiren, wenn ſie das für beſſer befinden.

Das ſechſte Kapitel.

Das Concert, der Chor, oder wie man es nennen will.

Die alte Frau.

»Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
»Es bleibt gerecht ſein Wille!«

Der junge Menſch auf dem Tiſche.

»Es war der Tod — er kömmt — mein
»Freund kennt meine Stimme!«

Der Mann im rothen Kapot.

»Nicht doch! Das Wort Tod müſ-
ſen Sie mit zitternder Stimme ſagen.
Hören Sie? To[illegible]o—o—od!«

Der junge Menſch.

»To—o—o—od!«

Der Mann im rothen Kapot.

»So! Nur weiter!«

Der junge Menſch.

»Komm, ſtähl ein ſchüchtern Herz! Füll,
es mit deinem Grimme!«

Der Menſch im Kollet.

»Laßt nur die verdammten Manichäer
klopfen,
»Ich verriegle meine Stubenthür!«

Der Mann im Schlafrock.

»Macht acht und zwanzig tauſend,
ſieben hundert, neun und neunzig.«

Die Frau.

»Wie er fängt meine Sachen an,
»Will ich ihm halten ſtille.«

Der junge Menſch.

»Es ſträubt ſich — und warum? —
»Klopft ſcheu und unruhvoll —

»Ich fürchte mich doch nicht, daß ich jezt
morden soll?«

Der Jude.

»Au wey geschrien! Isls doch als
sollten meine Acheln capore gehn!«

Der Mann im rothen Kapot.

»Das Morden ist nichts nüz! Sie
müssen mehr Nachdruck drauf legen, müs-
sen mit den Zähnen dazu knirschen!«

Der Mensch im Kollet.

»Der Geruch von solchen Wiedehopfen
»Kömmt der Nase unerträglich für!«

Die Frau.

»Er ist mein Gott,« —

Der junge Mensch.

»Die Feinde mei[illegible] Glücks? Die Räu-
ber meiner Größe?«
»Zwey Kinder? — Weiter nichts als
zween herzhafte Stöße — —«

Der Mann im Kapot.

»Nun? Wo bleibt die Pantomime?«

Die Frau.

»Der in der Noth
»Mich wohl weiß zu erhalten,
»Drum laß ich ihn nur walten!«

Der Mensch im Kollet.

»Vor der Messe zahl ich niemahls aus!
»Nach der Messe wird schon gar nichts
bräus!«

Der Mann im Schlafrock.

»Zehn von fünf kann ich nicht, borg
ich eins. —«

Das ſiebente Kapitel.

Ein Intermezzo.

Der junge Menſch auf dem Tiſche.

»Und doch — — Ja dieſes wird vielleicht mir furchtbar ſeyn,
»Wenn ſie voll Todesangſt durchdringend »Oheim« ſchreyn;«

Der Mann im Kapot.

»Pfui Teufel! Das »Oheim« taugt nichts! Das muß viel kreiſchender geſagt werden. Geben Sie Achtung: (kreiſchend) »Oheim!«

Der junge Menſch auf dem Tiſche.

»Oheim!«

Der Mann im Kapot.

»Noch kreiſchender! Oheim!«

Der junge Menſch.

»Oheim!«

Der Mann im Kapot.

»Recht ſo! Noch einmahl! Oheim!«

Der junge Menſch.

»Oheim!«

Der Jude.

»Daß du die Kränke kriegteſt mit deinem Oheim und deiner ganzen Sippſchaft!«

Der Mann im Kapot.

»Halts Maul, Jude!«

Die Frau.

»Es iſt aber auch wahr! Mit dem verwünſchten Geſchrey! Man iſt nicht einmahl im Stande, ſeine Andacht or-

dentlich zu verrichten! (Sie nimmt die Brille von der Nase, legt sie auf das Buch, und schnupft Toback.)

Der Mann im Kapot.

„Ey, was geht mich das an? Muß ich mir Ihr Singen auch gefallen lassen! Glauben Sie etwa, daß ich Ihrentwegen dieses junge aufkeimende Genie vernachlässigen werde? Das wär eine Sünde, die ich bey Melpomenen nicht verantworten könnte! Wenn seine Anlage kultivirt wird, so bekömmt das deutsche Theater einen Richard an ihm, wie es noch keinen hatte!“

Das achte Kapitel.

Der Financier.

Der Mensch im rothen Kollet war indessen vom Fenster heruntergestiegen, und ging zu dem ältlichen Manne im grünen Schlafrocke hin.

»Und wie gehts dir, alte Muse?« fragte er, und schlug ihm dabey derb an die Schulter.

»Bene! Bene! Optime!« antwortete dieser, indem er sich die Schulter rieb. »Ich hab ihn heraus! Rein heraus!«

»Wen hast du heraus?«

»Nun, wen anders als meinen Pitt? Ich sage dirs, Brüderchen, wenn Pitt meinem Plane folgt, so ist England in Zeit von fünf, höchstens sechs Jahren rein aus seinen Schulden!«

»Du bist ein Narr!«

»Ich habs hier sonnenklar auf dem Papiere! Willst du es hören? Soll ich dirs vorrechnen?«

»Aber sag mir, ob du gescheut bist? Du bist hier wegen lumpichter zweyhundert Thaler eingesperrt, und machst Plane, wie England seine Millionen bezahlen soll. Ich dächte doch, es wär vernünftiger, wenn du darauf dächtest, wie du deine zweyhundert Thaler bezahlen könntest? He?«

»Ey, laß du mich doch gehn! Man ist oft in seinen eignen Angelegenheiten blind wie ein Maulwurf, und sieht in andrer ihren scharf wie ein Falke! — Und dann: Was meinst du? Wenn ich meinen Plan nach England schicke, und das Glück habe, daß ihn Pitt annimmt,

sollte er mir wohl nicht so viel abwerfen, daß ich meine zweyhundert Thaler Schulden davon bezahlen kann? He?»

«»Ja, wenn du so rechnest, so hast du wieder Recht!»

Das neunte Kapitel.

Eine Frage, die mich stutzen macht.

Indem trat einer, der mir wie ein Gerichtsdiener aussah, herein, und sagte ganz gelassen. »Es ist gleich eilf Uhr.«

Sogleich sprang der junge Mensch vom Tische herunter, nahm seinen Hut, empfahl sich, und ging zur Thür hinaus, zu meinem nicht geringen Erstaunen, denn da ich ihn auch für einen Gefangenen hielt, so konnte ich nicht begreifen, wie ihn der Gerichtsdiener so frey zur Thür hinaus lassen konnte?

Ich erfuhr aber nachher, daß des Morgens von neun bis eilf und des Nachmittags von drey bis fünf Uhr jedermann der mit einem von uns etwas zu sprechen hatte, der Zugang zu uns

verstattet war, und daß dieser Mensch nur ein Gast war.

Ich stand noch so in meinen Betrachtungen vertieft da, als der Gerichtsdiener auf mich zutrat, und mich fragte, was ich diesen Mittag zu essen verlangte?

Diese Frage überraschte mich außerordentlich. Mich, einen Gefangnen, mich, einen Menschen der sich schon in der Angst seines Herzens halb und halb dem Henkerschwerdte übergeben träumte, mich fragte man, was ich zu essen verlangte!

Ich stutzte also nicht wenig.

Das zehnte Kapitel.

Gut macht Muth.

Was meine Angst noch vermehrte, war, daß ich einmahl gehört hatte, daß man den Delinquenten die wenigen Tage vorher, ehe man sie zum Richtplatz führte, noch zu essen und zu trinken gäb, was sie nur verlangten. Ich sah mich also für nichts weniger als für ein unglückliches Schlachtopfer der strafenden Gerechtigkeit an. Die Lippen fingen mir an zu beben, und ich hätte keine Sylbe heraus bringen können, und wenn es mein Leben gekostet hätte.

Der Gerichtsdiener merkte mirs an, was ich in meiner jetzigen Lage für ein Neuling war. Er sah mich einige Augenblicke über lächelnd an.

»Sie dürfen nur ſagen, was und für wie viel Sie eſſen wollen,« ſagte er dann, »Sie können für Ihr Geld alles haben!«

Für mein Geld? Das machte mir wieder ein wenig Muth, denn mir fiel bey dieſen Worten der wohlgeſpickte Beutel ein, den ich bey mir hatte. So wahr iſt das Sprüchwort: Gut macht Muth.

Das eilfte Kapitel.

Eine Einladung.

Noch kam dazu, daß mein Magen, der sich nicht leicht durch äußere Widerwärtigkeiten aus der Fassung bringen ließ, so ziemlich zu knurren und zu bellen anfing.

Ich zog also geschwind meinen Beutel, und nahm einen Dukaten heraus; denn nächst dem Hunger plagte mich auch noch eine menschliche Schwachheit: Ich meine die Eitelkeit.

»Da hier,« sagte ich, »seyn Sie so gut, und lassen Sie wechseln. Aber ich esse gern gut!«

»Nun, jener Herr dort speist für einen Gulden die Mahlzeit,« antwortete er, indem er auf den Mann im rothen

Kapot zeigte. »Sie können ihn ja fragen, wie er zufrieden iſt?«

Der Mann im rothen Kapot hatte ſich mir indeſſen genähert, und den leztern Theil unſers Geſprächs gehört.

»Recht gut, junger Freund!« ſagte er. »Sie werden ſehn, daß man für ſeinen Gulden recht gut ſpeiſt. Wiſſen Sie was? Stecken Sie nur Ihren Dukaten wieder ein. Für heute ſind Sie mein Gaſt. Morgen bin ich der Ihrige.« »Alſo Schulz,« fuhr er zum Gerichtsdiener fort, »auf meine Rechnung für zwey Gulden Eſſen, und drey Fläſchen aus dem Mutterfäßchen! Er weiß ja?«

Der Gerichtsdiener gab mir meinen Dukaten zurück, und ging zur Thür hinaus.

Das zwölfte Kapitel.

Ich finde einen Tröſter in meiner Noth.

Der Mann im rothen Kapot ſetzte ſich neben mich.

„Darf ich fragen, junger Freund,“ ſagte er in einem vertraulichem Tone, „was uns das Glück Ihrer Geſellſchaft hier verſchaft?“

Das Glück meiner Geſellſchaft! In meiner damahligen Lage, und an einem ſolchen Orte! Ich fand den Ausdruck ſehr ſonderbar gewählt!

Aber antworten mußte ich ihm, nur war die Frage, was ich antworten ſollte?

Alles wohl überlegt, hielt ich fürs beſte ihm die Wahrheit geradezu zu ſagen, ohne mich aber auf eine weitläuftige Erzählung der Nebenumſtände einzulaſſen.

Denn einen Rathgeber oder wenigſtens einen Tröſter brauchte ich in meiner dermahligen Lage ſehr nothwendig; und dieſer Mann hatte mir ſo etwas gutmüthiges und menſchenfreundliches in ſeinem Geſicht, ſo ein großer Narr er mir auch außerdem zu ſeyn ſchien, deß ich beydes, ſowohl Troſt als Rath von ihm hoffen zu dürfen glaubte.

Das dreyzehnte Kapitel.

Ich werde ausgelacht.

Ich ſchüttete alſo mein volles Herz vor ihm aus, und vertraute ihm in möglichſter Kürze, daß ich ein Mädchen entführt hätte, und um deswillen mit Steckbriefen verfolgt worden ſey.

»Ein Mädchen entführt!« wiederholte er mit einer Miene, in welcher zu meiner nicht geringen Beruhigung mehr Beyfall als Tadel lag. »Wenns weiter nichts iſt! — Aber hören Sie,« ſetzte er hinzu, »Sie haben ſie doch nicht etwa mit Gewalt —«

»Ey bewahre!« fiel ich ihm ein. »Gerade das Gegentheil. Es geſchah mit ihrer Bewilligung, ſogar auf ihr eignes Verlangen!«

»Wenn das ist, so wird Ihnen nicht viel geschehn. Dafür steh ich Ihnen. Seyn Sie gutes Muthes. Die ganze Sache ist nichts als ein Jugendstückchen. Und ist das Mädchen auch eingezogen worden?«

»Nein, die ist schon fort.«

»Wie das, fort?«

»Je nun, antwortete ich ganz kleinlaut, »sie ist mit einem andern davon gelaufen.«

Der Mann im rothen Kapot und der Mensch im Kollet, der sich indessen auf meine andre Seite gesetzt hatte, fingen beyde aus vollem Halse an zu lachen.

»O, den Spaß muß er uns bey Tische umständlich erzählen!« schrie der letztere.

Das vierzehnte Kapitel.

Ein ungebetener Gast.

Das Essen war indessen gekommen, und wir schritten zum Werke. Der Mensch im Kollet setzte sich ohne Umstände mit uns zu Tische und fing ungebeten mit zu essen an, obgleich nur für zwey Personen war bestellt worden.

Ich, der ich, wie meine Leser bereits wissen, immer bey gutem Appetite war, maß mir die Schüsseln mit den Augen, fand aber, daß das Essen so ziemlich reichlich aufgetragen und der Schüsseln mehrere waren, so daß ich hoffen durfte, durch diesen ungebetenen Gast nicht so gar sehr zu kurz zu kommen, zumahl, wenn ich meine Fertigkeit im Essen mit in Anschlag brachte.

Ich fiel alſo rüſtig über die Schüſſeln her. Der Mann im rothen Kapot aß eben nicht viel, einen deſto muthigern Nebenbuhler aber hatte ich am andern, ſo daß ich alle meine Kräfte anſtrengen mußte, es ihm gleich zu thun. Ich ließ mich aber nicht aus meinem Gleichgewicht bringen, und erfraß mir glücklich den lauten Beyfall unſers Wirths, der ſich mehr zur Flaſche als zu den Schüſſeln hielt, von jeder nur eine Wenigkeit nahm, und mich ſchon bey der dritten Speiſe verſicherte, er habe in ſeinem Leben nicht mit beſſerm Appetite eſſen geſehn.

Das funfzehnte Kapitel.

Ich bin offenherzig.

Nachdem alle Schüsseln leer waren, wobey wir aber auch den Flaschen fleißig zugesprochen hatten, drangen meine beyden Tischgenossen in mich, ihnen meine Geschichte zu erzählen. Ich ließ mich eben nicht lange bitten, und da, wie schon mancher große Schriftsteller vor mir angemerkt hat, im Weine eine gewisse geheime Zauberkraft steckt die Leute offenherzig zu machen, und ich bereits schon wenigstens um ein Glas mehr getrunken hatte, als mein Cerebellum vertragen konnte, so ließ ich auch nicht den kleinsten Umstand aus, und erzählte alles haarklein, was meine Leser durch die er-

ſten zwey Bände dieſer meiner Geſchichte bereits erfahren haben.

Ich wurde für meine Offenherzigkeit reichlich belohnt. Meine Geſellſchafter hörten nicht auf zu lachen, und ſo herzlich, daß ich meinem Verleger und mir nichts beſſers wünſchen kann, als daß meine Leſer beym Leſen dieſer Geſchichte nur halb ſo viel gelacht haben mögen, als meine Zuhörer, denn alsdann ſind wir beyde gewiß, daß ſie die übrigen Bände auch kaufen.

Das sechzehnte Kapitel.

Schließt sich mit einem Rausche.

Was mich vollends ganz tröstete, war die Versicherung von beyden, daß meine Lage ganz und gar nicht so schlecht sey, als ich gefürchtet hatte, und daß ich höchstens mit einem derben Verweise loßkommen würde.

Ein derber Verweis — was machte ich mir aus dem? Mein Stiefvater hatte mich wohl an gröbere Kost gewöhnt.

Der Mann im rothen Kapot, der im Trinken schon einen ziemlichen Vorsprung vor uns gewonnen hatte, wurde durch meine Erzählung so lustig, daß er noch mehr Wein holen ließ. Der Mensch im Kollet trank mir, wie er es nannte, ein Smolles über das andre zu, und ver-

ſicherte mich dabey, ich ſey ein recht ſchnurricher Cumpan. Das kitzelte meinen Stolz. Ich that mein möglichſtes, ihm Beſcheid zu thun, und mich in der vortheilhaften Idee feſtzuſetzen, die ich ihm von mir beygebracht hatte; und ſo geſchah es denn, daß ich gegen Abend um ſechs Uhr ſchon für lauter Rauſch nicht mehr recht hörte und ſah, gegen ſieben Uhr einſchlief, und mich des Morgens um acht in meinem vollen Anzuge auf einer harten Bank wiederfand, auf welcher ich die Nacht zugebracht hatte.

Das siebzehnte Kapitel.

Hundshaare.

Wenn mich auch mein Gedächtniß nicht an die Vorfälle des gestrigen Tages erinnert hätte, so that es mein Kopf, denn ich fühlte für jeden Schluck Wein, den ich getrunken hatte, einen Stich darinnen. Ich schlich und krächzte im Zimmer herum, und meine Augen waren so dick!

»Mir gehts eben nicht besser, Brüderchen!« sagte der im Kollet zu mir, »und dem dort auch! Nicht wahr Papa?«

»Ja, wir haben gestern ein wenig über die Schnur gehaut,« sagte der Mann im rothen Kapot.

»Weißt du was?« fing der erstere wieder an, »Laß uns Hundshaare auflegen!«

»Hundshaare?« fragte ich. »Was iſt das?«

»Den Ausdruck verſtehſt du nicht? Weißt du nicht, daß das den Hundsbiß kurirt, wenn man von dem Hunde, der einen gebiſſen hat, Haare auf die Wunde legt? Mit dem Weine muß mans auch ſo machen. Der Traiteur, der uns das Eſſen ſchikt, hat excellenten Malaga; du haſt Rothfüchſe: rücke mit einem heraus. Heute iſt ohnehin die Reihe zu traktiren an dir.«

Das achtzehnte Kapitel.

Die Handschaare werden angeworben.

Jetzt war ich im Klaren. Ich zog meinen Beutel und nahm einen Dukaten heraus.

»Brav, Brüderchen!« sagte er, indem er nach meinem Beutel griff und ihn in der Hand wog. »Du hast brave Möpse! Vor sieben Wochen war meine Börse auch noch so korpulent; sie wurde aber schon in den ersten vierzehn Tagen so dünne und mager, wie ein Landstreicher im Winter, wenns keine Gänse mehr giebt. Deiner wirds auch so gehn. Mache dir aber nichts draus! Das Geld muß zirkuliren, dafür ists rund.«

Er nahm bey diesen Worten den Dukaten, ging zur Thür hinaus, und kam

mit einem: »Wird gleich da seyn!» wieder herein.

Wirklich erschien in weniger als einer halben Stunde der Gerichtsdiener mit einer Flasche Malaga, einer Schüssel Sardellensallat und einigen Semmeln. Er legte mir das übrige Geld, das ohngefähr etwas über dritthalb Gulden betragen mochte, hin. Ich wollte es einstecken: mein Brüderchen aber stieß mir die Hand zurück und schob es dem Gerichtsdiener wieder zurück.

»Da,» sagte er, »das ist pro studio et labore!»

Der Gerichtsdiener steckte das Geld mit einem freundlichen Gesicht ein, und empfahl sich.

»Man muß diesen Cerberus freundlich zu erhalten suchen,» sagte mein Gefährte

fährte zu mir, »das macht gutes Blut.«
»Nun Papa?« fuhr er fort, indem er
ſich zu dem Manne im rothen Kapot
wandte, »wollen Sie nicht mit?«

Dieſer ließ ſich nicht lange bitten.
Wir applicirten alſo unſre Hundshaare,
und fanden, nachdem Schüſſel und Fla-
ſche leer waren, das Mittel wirklich
probat.

Das neunzehnte Kapitel.

Eine Betrachtung.

Ich glaube, der Menſch muß ein abſcheulicher Menſch, muß im [illegible]nd und Boden verdorben ſeyn, welcher an einem wohlbeſetzten Tiſche in Ruhe und Wohlbehagen ſchwelgen kann, indem er andre um ſich her darben ſieht. Davon bin ich ſo feſtiglich überzeugt, daß ich eben ſo feſt glaube, daß einem Fürſten, und ſey er auch ein halber Nero, gewiß kein Biſſen ſchmecken würde, ſelbſt nachdem er ſich hungrig gejagt hat, wenn er aus den vergoldeten Fenſtern ſeines Jagdſchloſſes in die angränzenden Bauernhütten hinein ſehen könnte: wenn ers ſehen könnte, wie Tauſende ſeiner Unterthanen an verſchimmelten Brodrinden nagen, damit

Seine Durchlaucht ſich an Hirſchen, Wildſchweinen, Rehen und Hasen laben können, die ſich auf ihren Feldern vom Schweiß ihres Angeſichts mäſten.

Ich war zwar kein Fürſt, und weder der Mann im zerlumpten Schlafrocke, noch die alte Frau, noch der Jude hatten zu dem Sardellenſallate, zu der Semmel oder zum Malaga, den ich genoß, das geringſte beygetragen; gleichwohl fielen mir die heißhungrigen Blicke, die ſie mir von Zeit zu Zeit zuwarfen, aufs Herz, und ich hätte weinen mögen, als ſie, indem ich beym Gerichtsdiener das Mittageſſen für mich und meine Gäſte beſtellte, ihm jedes ihr Sechsſennigſtück für Schwarzbrod und Käſe zollten.

Das zwanzigste Kapitel.

Etwas, das wie Satyre klingt, und keine ist, auch keine seyn soll.

Ich weiß nicht, soll ich meinem guten Herzen das Kompliment machen, daß der Einfall, der mir da auf einmahl durch den Kopf lief, von ihm herkam, oder lag der Grund davon im Malaga, dessen Genuß mein Gemüth in etwas erheitert hatte. —

Überhaupt glaube ich, man muß die guten Handlungen bloß um des Guten willen, das sie hervorbringen, bloß wegen ihrer wohlthätigen Folgen schätzen, und nicht um der Ursachen willen, durch welche sie veranlaßt werden: denn wenn man diesen nachspühren wollte, in welchem armseligen Lichte würden oft die

Götter dieſer Erde, die Wohlthäter des Menſchengeſchlechts ſtehn! Man würde dann nicht ſelten finden, daß eine arme nothleidende Familie bloß darum vom Hungertod gerettet wurde, daß ein ganzes Land armer Bauern bloß darum vom Druck einer ſchweren Auflage befreyt wurde, weil in der Blumenſammlung des geheimen Raths, der das Referat darüber hatte, in der vorigen Nacht die grüne Nelke vorzüglich ſchön aufgeblüht war, oder weil gerade zu der Zeit, als dieſer Geheimerath ſein Referat einreichte, Seine Durchlaucht eine beſonders wohlthätige Oefnung gehabt hatten, oder weil ſich der beliebteſte Soloſänger Seiner Durchlaucht auf der heutigen Jagd beſonders ausgezeichnet hatte, oder weil dem Koch die Lieblingsſchüſſel des Für-

sten heute vorzüglich gut gerathen war, oder auch gar vielleicht, weil eine Phryne heute besonders freundlich gelächelt hatte.

Das klingt, als obs Satyre seyn sollte, es ist aber auf mein Wort keine, und soll auch keine seyn. Es ist auf die Natur der Sache gegründet, und bestätigt sich tagtäglich durch Erfahrungen. Fürsten sind Menschen, Menschen hängen von Launen, und Launen von Umständen ab. Wer also unsern Großen darüber den Proceß machen wollte, daß sie eben so wie alle andre Menschen von Launen abhängen, der müßte ein Halbgott seyn, oder er ist ein Tollhäusler. Man lasse ihnen ihre Launen immerhin; wenn nur diejenigen, welche zunächst um sie sind und folglich den nächsten Ein-

fluß haben auf ſie zu wirken, Verſtand genug haben, dieſe Launen zu benutzen, und gutes Herz genug, ſie zu guten Endzwecken zu benutzen, ſo geht alles gut! Und ſo lange das iſt, oder wenigſtens größtentheils iſt, behüte uns Gott vor Republiken!

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Meine Meinung von Republiken.

Und ich glaube, das wird er auch wohl. Meiner Meinung nach iſts in unſern Zeiten nicht mehr möglich eine Republik zu bilden, ſo wie ich eben ſo ſicher meine, daß Frankreich niemahls eine wahre Republik werden wird, eben ſo wenig als es jetzt eine iſt, ob es gleich eine heißt. Davon bin ich ſo feſt überzeugt, daß ich auf der Stelle — was denn nun gleich? — ja! daß ich auf der Stelle das ganze Honorar, was mir mein Verleger für dieſe Geſchichte bezahlt, gegen einen Gulden zur Wette ſetzen will. Und das iſt für einen armen Autor verdammt viel. Setzen Sie geſchwind, Herr Anti-

ariſtokrat, ehe es mich wieder gereut! Ihre ganze Gleichheitschimäre, die Sie uns ſo gern für Bruder- und Menſchenliebe verkaufen möchten, iſt doch im Grunde nichts anders als Neid, weil Sie nicht auch in einem Wagen mit Sechſen und zwey Laufern voraus fahren können, wie Fürſt A* oder Herzog Z**. Ihre Deklamationen für Menſchenrechte ſind doch im Grunde nichts als aufſteigende Winde Ihres leeren Magens; und wenn dieſer oder jener Große hier auf den Einfall käm, Sie auf einem ſeiner Güter als Verwalter anzuſtellen, ſo genade Gott ſeinen Bauern!

Heu mihi

Si fueris tu leo, qualis eris!

Das zwey und zwanzigſte Kapitel.

Warum?

Warum ich aber es nicht für möglich halte, heut zu Tage eine Republik zu bilden?

Mein Grund iſt ganz einfach: Meiner Meinung nach giebt es nur zwey Grundlagen einer wahren Republik:

Eine gewiſſe Rohheit der Nation, und

Der daraus unmittelbar entſpringende Perſonalmuth.

Nun frage ich, wo giebt es heut zu Tage in Europa das Volk, bey dem man dieſe beyden Dinge anzutreffen hoffen dürfte?

Die erſtere iſt durch die wohlthätige Verbreitung der Aufklärung überall größ-

ten Theils verſchwunden. Der Geiſt der Nationen hat ſeine Rohheit verloren, er iſt abgeſchliffen worden.

Der zweyte iſt, ſeit wir ſtehende Armeen haben, ein ausſchließendes Vorrecht dieſer Armeen geworden, und dieſe Armeen verhalten ſich gegen die übrigen Mitglieder der Staaten wie Eins zu Dreyßig, wohl auch zu Funfzig.

Eben dieſe Aufklärung hat unter alle Menſchenklaſſen Begriffe verbreitet, welche das allgemeine Intereſſe faſt in ſo viele Theile zerſtückeln, als es Individuen giebt. Der Menſch iſt ohnehin von Natur mehr zum räſonniren als zum handeln geneigt, und dieſe Menge cirkulirender Begriffe geben ihm heut zu Tage unerſchöpflichen Stof zum räſonniren, und ich bin überzeugt, daß in dieſem

Augenblicke vielleicht in einer kleinen Dorfgemeinde zehnmahl mehr gesunde Begriffe cirkuliren, als vor vierhundert Jahren auf einer Reichsversammlung, versteht sich, wo die Bauern lesen können. Der rohe Haufe handelt und läßt andre darüber räsonniren, der kultivirte Mensch räsonnirt vorher, und handelt hinterdrein. Ich bin überzeugt, daß es heut zu Tage Tausende giebt, die einem Mucius Scävola nichts an Muth nachgeben; eben so fest bin ich aber auch überzeugt, daß von diesen Tausenden nicht einer seine Hand ins Feuer halten wird, bis sie abbrennt.

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Weiter im Text.

Die Zeiten sind vorbey, wo die Nähe eines siegreichen Feindes eine ganze Nation zur Vertheidigung ihres Eigenthums in die Waffen jagte. Der Nationalkonvent mochte erklären wie er wollte: »daß das Vaterland in Gefahr sey,« es gab deswegen doch nur etwa gegen hundert, die mit Gewalt in das Feld gejagt wurden, zwey oder drey, welche freywillig gingen, und noch dazu waren das Leute, welche entweder Schwärmer waren, oder nichts zu verlieren hatten. *)

*) »Aber Kamerad!« sagte im siebenjährigen Kriege ein Deutscher, der das Unglück gehabt hatte unter ein russisches Regiment zu gerathen, das dem heftigsten preußischen Kartätschenfeuer bey Zorndorf ausgesetzt

Noch ein ſehr weſentliches Erforderniß zur Gründung und Aufrechthaltung einer Republik iſt allgemeine Armuth, denn dieſe allein bringt Gleichheit, bringt allgemeines Intereſſe hervor. Noth bindet die Menſchen am feſteſten zuſammen. So wie die Luculle anfingen Frühſtücke zu geben, die beynahe ſo viel koſteten, als jetzt mancher deutſche Fürſt jährlicher

war, zu ſeinem Nachbar, einem eiſenfeſten Ruſſen: »Aber Kamerad, wenn das ſo »fortgeht, ſo iſt in einer Stunde unſer ganzes Regiment zuſammengeſchoſſen!«

»Was geht das uns an?« antwortete der Ruſſe. »Das mag der verantworten, »der uns hierhergeſtellt hat!«

Mit zwanzig tauſend Menſchen, welche genau ſo dächten wie dieſer Ruſſe, könnte allenfalls ein moderner Romulus heut zu Tage eine Republik gründen, wenn er den Platz dazu fand. Was meinen Sie, mein Beſter?

Einkünfte hat, ging es mit der römischen Republik auf die Neige. Und jetzt — von welchem unsrer Staaten kann man sagen, daß Armuth darin allgemein ist? Die Industrie hat überall einen gewissen Nationalwohlstand verbreitet, und selbst derjenige, welcher keine eigne Besitzung oder kein eignes Vermögen hat, spekulirt, wie er dazu gelangen will, bringt sein ganzes Leben mit diesen Spekulationen und Versuchen, sie auszuführen, zu, vergißt darüber politisches Interesse und alles, nimmt höchstens nur in Kaffee- und Wirthshäusern an Staatsgesprächen einigen Antheil, weil gerade Zeitungen auf dem Tische liegen, ohne daß sie seinen Kopf oder sein Herz sonderlich erwärmen. Ubi bene, ibi patria, wird sein Wahlspruch, und

darüber verliert ſich allgemeines Intereſſe, Vaterlandsliebe und alles.

Dieſe Gattung Menſchen, ſie mögen nun Bürger oder Bauern, ſie mögen Kaufleute oder Gelehrte, mögen Künſtler oder Handwerker ſeyn, kurz die erwerbende Klaſſe macht in jedem Staate den größten Theil der Volksmenge aus: Und diejenigen, die man eigentlich die Armen nennen kann — du lieber Gott, was würde ein Scheerenſchleifer, ein Holzhauer, ein Weib das Lumpen ſammelt oder für einige Groſchen Äpfel herumträgt, was würden die für armſelige Republikaner ſeyn!

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Mehr dergleichen.

Jener Wohlſtand hat den mächtigſten und gefährlichſten Feind republikaniſcher Geſinnungen, den Luxus erzeugt. Gewiſſe Familien haben ſich durch Reichthum zu Titeln und Ehrenſtellen empor geſchwungen, die in ihnen ſeit Jahrhunderten erblich geworden ſind. Das macht es in unſern Tagen unmöglich, einen monarchiſchen Staat in eine Republik umzuſchaffen. Einem Grafen oder Herzog zumuthen, aus Patriotismus ſeinen Fürſtenhut oder ſeine Grafenkrone abzulegen, ſich aus Patriotismus gewiſſer glänzender Vorrechte zu begeben, deren Beſitz ihm eine Reihe von Jahrhunder-

ten verſicherte, heißt ſehr viel verlangt! Ich weiß wohl, daß es in Frankreich welche gethan haben: Aber wer waren es, die es thaten? Ich will zugeben, daß einige wenige Revolutionsſchwärmer darunter waren; der größte Theil aber waren Leute, die für Schulden nicht mehr wußten wo aus und ein oder ſolche, die das Tempo der Auswanderung verſehn hatten, denen alſo das Meſſer an der Kehle ſtand. Die erſtern ſuchten im Trüben zu fiſchen, und fanden in der Revolution die lockendſten Hofnungen ihren zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen; die letztern machten aus der Noth eine Tugend, gaben ſich die Miene als brächten ſie der herrſchenden Meinung mit ihren Vorrechten ein glänzendes Opfer, feſt entſchloſſen, bey der nächſten günſti-

gen Gelegenheit diese Vorrechte wieder geltend zu machen, weil sie wohl wußten, daß der Gleichheitsschwindel ohnmöglich lange Bestand haben könnte.

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Aliud, ejusdem Argumenti.

Man mag ſagen was man will, die Menſchen, Groß und Klein, Alt und Jung hängen an Kleinigkeiten — wenn anders Fürſtenhüte, Grafenkronen, Ordensbänder, Ehrenſtellen und dergleichen, wie unſre Philoſophen behaupten, Kleinigkeiten ſind, woran ich aber, im Vorbeygehn geſagt, in aller Unterthänigkeit zweifle. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo ein Cincinnatus zu ſeinem Pflugſchaar wieder zurückkehrte, nachdem er eine halbe Welt beherrſcht hatte. Es mag ein ganz angenehmes behagliches Gefühl ſeyn, in einem vergoldeten Staatswagen von ſechs ſtolzen Engländern oder Holl-

ſteinern gezogen, unter Vorausſtretung einer zahlreichen Dienerſchaft in glänzenden Livreen am Hofe auffahren zu können; auch bin ich der unvorgreiflichen Meinung, daß ein Feldmarſchallsdiplom oder ein Ordensband und Stern dem Krieger, welcher ſeinem Fürſten und dem Staate Leben und Geſundheit opfert, weit willkommner ſind, als ein Blatt Papier, auf welchem ihm ein Nationalkonvent das Zeugniß giebt: »daß er ſich »um das Vaterland wohl verdient ge»macht habe.«

Rang, Titel und Ehrenzeichen ſind nicht nur für den, der ſie trägt, ſondern auch für alle, die um ſie herum ſind, oder die mit ihnen in einigen Verhältniſſen ſtehn, intereſſant, weil ſich die Lichtſtrahlen ihres Schimmers auf ihnen reflekti-

ren. Es klingt immer beſſer, wenn der Gelehrte ſagen kann: »Ich habe heute »beym Fürſt A**, beym Grafen B**, »beym Geheimenrath C**, beym Feld»marſchall D**, u. ſ. w. geſpeiſt, als wenns bloß heißt: »J'ai dine chés Monsieur tel et tel.» und wenn ſich ein Handwerksmann bey uns empfehlen und uns eine gute Idee von ſeiner Arbeit geben will, ſo nennt er uns mit triumphirender Miene dieſes oder jenes fürſtliche oder gräfliche Haus, für das er ſchon Jahre zu arbeiten die Gnade hat.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Das Letzte über diesen Gegenstand — wenns anders wahr ist?

Ich rechnete oben eine gewisse Rohheit der Nation unter die Hauptgrundlagen einer Republik, und ich sehe vorher, daß man mir das alte Griechenland als einen Einwurf gegen diese meine Behauptung aufstellen wird. Ich nehme sie deswegen aber doch nicht zurück. Ich gebe es zu, daß die Griechen einen hohen Grad von Kultur erreicht hatten, daß ihre Schriftsteller und Dichter Werke lieferten, deren Geist auch ihre Nachbarn und Nebenbuhler beseelte, und daß wir beyden Nationen Geistesprodukte verdanken, die noch jetzt für uns Muster, und sie gar einige noch unerreichte Muster

sind. Aber sand nicht ihre republikanische Verfassung gerade in diesem höhern Grade ihr Grab? So wahr ist es, daß eine gewisse Masse von Begriffen unter einem Volke dem Unternehmungsgeist, ich möchte sagen, jenen Starrsinn im Wirken und Bleiben tödtet.

Nun nehme man, was seit der für die Menschheit so wohlthätigen Erfindung der Buchdruckerkunst durch so viele Millionen Bücher, die jetzt in jedermanns Händen sind, was durch diese Bücher für eine noch ungleich größere Masse von Begriffen in Umlauf gekommen sind, und tagtäglich noch kommen.

Man hat mir gesagt — doch dazu lieber ein eignes Kapitel.

Das ſieben und zwanzigſte Kapitel.

Was man mir geſagt hat?

Man hat mir alſo geſagt — aber ich halte die ganze Sache für nichts mehr als für ein bloßes leeres Gerede, weil es gar zu unwahrſcheinlich klingt, wie meine Leſer gleich hören werden — Man hat mir alſo geſagt, daß es hin und wieder Staatsmänner geben ſoll, welche alle Aufklärung gefährlich finden, und ſogar den Grund der franzöſiſchen Revolution in dieſer Aufklärung ſuchen, und den Schriftſtellern die Schuld davon geben ſollen! Ferner hat man mir geſagt, daß man in manchen Staaten damit umgeht, die Cenſur immer mehr einzuſchränken, und dadurch dieſen Schrift-

ſtellern immer mehr den Daumen aufs Auge zu ſetzen. Die armen Schriftſteller die! Kommen da ins Regierungsſyſtem, wie Pilatus ins Credo!

Daß ein Broſchürenſchreiber in einem Staate, wo ſchon bereits alles drunter und drüber geht, durch aufrühreriſche Schriften das Feuer immer mehr anfachen, und die Gemüther immer mehr aufhetzen kann, daran zweifle ich keineswegs: aber gehört denn das zur Aufklärung, oder vielmehr, iſt's denn einem ſolchen Broſchürenſchreiber um Beförderung der Aufklärung zu thun? Was die Revolution in Frankreich vorbereitete und beförderte, waren wohl andre Urſachen als Schriftſteller. Wo ich nicht irre, hatte Payne ſein Buch über Menſchenrechte noch nicht geſchrieben, als die Ba-

stille in Paris gestürmt wurde, und es steht dahin, ob unter den Stürmenden ein Einziger war, der den Helvetius, den Rousseau oder Voltaire gelesen hatte.

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Was ich davon glaube?

Aber wie geſagt, ich glaube von dem allen nichts! Ich bin feſt überzeugt, daß es keine Regierung in Europa giebt, die nicht den durch lange Erfahrung beſtätigten Grundſatz angenommen hätte, daß die unerſchütterlichſte Grundfeſte eines Staats die Sittlichkeit ſeiner Mitglieder iſt, und daß dieſe Sittlichkeit nur durch Aufklärung, und folglich durch Schriftſteller befördert und verbreitet werden kann: So wie ich auch auf der andern Seite feſt überzeugt bin, daß es keine Regierung in Europa giebt, welche Urſache hätte, ſich vor geſcheuten und aufgeklärten Unterthanen zu fürchten.

Auch glaube ich feſtiglich, daß es bis jetzt noch weder einem Fürſten noch Miniſter eingefallen iſt, den Strom der Aufklärung, ſtatt ihn in einem zweckmäßigen Bett mit gehöriger Klugheit fortzuleiten, und ihn durch wohlangelegte Kanäle ſo zu vertheilen, damit er im ganzen Lande umher Triften und Wieſen wohlthätig wäſſere, — ich ſage, daß es bis jetzt gewiß noch keinem Fürſten eingefallen iſt, dieſen Strom auf einmahl hemmen zu wollen, welches, da er bereits ſo anſehnlich angeſchwollen iſt, leicht gefährliche Folgen haben könnte.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Beſchluß.

Daß eine zweckmäßig geleitete, von einer vernünftigen Regierung unterſtützte und begünſtigte Aufklärung die Menſchen zu guten Bürgern macht, und Ruhe und Wohlſtand in einem Lande verbreitet, iſt ein Satz, den wohl keine Erfahrung Lügen ſtrafen wird. Will man Beweiſe, ſo darf man nur die Vorfälle unſrer Zeiten in Erwägung ziehn. In welchen Staaten wurden denn bis jetzt Verſchwörungen gegen die Regierungen entdeckt? Etwa in aufgeklärten? Etwa in Sachſen und den an daſſelbe gränzenden Provinzen, oder in Dännemark? Nein, gerade in ſolchen, in welchen entweder das Licht der Aufklärung bis jetzt

nur noch sehr schwache Strahlen wirft, oder wo es noch so gut als gar nicht scheint: In Spanien, Irland, Neapel und Sardinien! In der Vendée, dem aller unkultivirtesten Theile Frankreichs, wo vielleicht gegen Einen der zur Noth schreiben und lesen kann, Hundert kommen, die es nicht können, waren die Gemüther am allererbittersten gegen einander, und sind es noch.

Und darauf sollten jene Staatsmänner keine Rücksicht nehmen? Sie sollten trotz allen diesen Thatsachen dennoch die Aufklärung beschränken wollen? Nein, das glaube ich nicht! Und noch einmahl, ich glaubs nicht!

Das dreyßigſte Kapitel.

Der Autor bittet nicht um Verzeihung.

Ich hätte noch ſo manches auf dem Herzen: aber ich glaube, in einem Buche, auf deſſen Titel die Worte ſtehn: »Ein »komiſcher Roman,« iſt das ſchon viel zu viel, was ich da geſagt habe.

Der Höflichkeit zufolge ſollte ich meine ſchönen Leſerinnen um Verzeihung bitten, daß ich einige Blätter mit dieſen Digreſſionen angefüllt habe. Aber ich kann mich nicht enthalten, zu denken, daß das einer Sottiſe ſo ähnlich ſäh, wie ein Tropfen Waſſer dem andern, denn es hieß im Grunde ſo viel, als: Sie um Verzeihung bitten, daß ich ihnen Verſtand genug zugetraut hätte, um ſich

auch einmahl mit etwas Ernſthaftem zu unterhalten; und das möchte ich doch nicht geſagt haben!

Ich bitte Sie alſo nicht um Verzeihung, ſondern fahre in meiner Geſchichte fort.

Das ein und dreyßigſte Kapitel.

Mein Einfall wird realiſirt.

Der Einfall alſo, deſſen ich oben erwähnte, und von dem ich nicht recht wußte, ob ich ihn in meinem Herzen, oder im dritten Glaſe Malaga, das ich eben hinunter ſchlürfte, gefunden hatte — nun ja, meine ſchöne Leſerin! Sie haben ihn errathen. Ich wollte meinen armen hungrigen Stubenkameraden doch auch einmahl einen guten Tag machen, und ihnen eine gute Mahlzeit Eſſen geben, weil ich heute doch einmahl im Traktiren war.

Ich theilte dieſen meinen Einfall dem Gerichtsdiener heimlich mit, und dieſer, der überhaupt durch das Geld, was er

vorhin von mir bekommen hatte, äußerſt höflich und gewillig geworden war, hatte im Ganzen nichts dagegen, nur meinte er, für einen Gulden die Perſon brauchten dieſe Leute gerade nicht zu eſſen. Ich war über dieſen Punkt gleicher Meinung, und bat ihn alſo nur, etwas nahr- und ſchmackhaftes für ſie zu bringen, und auch einen guten Trunk dazu. Er verſprach es und hielt Wort. Eine halbe Stunde drauf erſchien er mit drey großen Schüſſeln, von denen die Eine eine gute Suppe, die andre ein Stück Rindfleiſch mit Reiß, und die dritte ein anſehnliches Stück Kalbsbraten enthielt. Sein Sohn folgte ihm, und trug einen großen irdenen Krug mit Bier und etliche Flaſchen Landwein.

Das zwey und dreyßigſte Kapitel.

Ich traktire.

Ich ließ alles zuſammen auf einen groſſen Tiſch hinſtellen, und lud meine Gäſte ſelbſt ein. Da hätte man ſehen ſollen, welche Veränderung das auf einmahl auf ihren Geſichtern hervorbrachte!

Die Frau, die mir und meinen Geſellſchaftern geſtern und dieſen ganzen Morgen über Geſichter geſchnitten hatte zum fürchten, weil wir ſie durch unſer Singen in ihrer Andacht ſtörten, legte augenblicklich ihre Brille aufs Geſangbuch, und lächelte mich ſo freundlich und holdſelig an, daß ſie um ein gutes häßlicher ausſah als vorher.

Der Mann im Schlafrocke warf seine Feder weg, ließ seinen Pitt einstweilen für die Bezahlung der englischen Staatsschulden allein sorgen, und pflanzte sich an den Tisch, und der Jude schlich schmunzelnd mit einem: »Gottes Wunder, der junge Herr hat doch ein Herz »wie Butter!« hinter seinem Ofen hervor, und schielte nach dem Weine mit einer Miene als wollt' er sagen: »Thut »nichts, wenn er auch nicht gekoschert »ist!«

Meine Leute ließen sich also nicht lange nöthigen, und attakirten frisch, und das war in meinem Leben das erstemahl, daß mir das andre essen sehn beynahe noch mehr Vergnügen machte, als mir bisher das selbst essen gemacht hatte, und das heißt wirklich viel

gesagt. Aber ich hatte in der That ein Gefühl, das mir bisher noch ganz fremd gewesen war: Sehr natürlich! Es war ja die erste gute Handlung, die ich in meinem Leben ausübte!

Das drey und dreyßigste Kapitel.

Alles guter Dinge.

Was noch mehr zu dem Wohlbehagen, das ich jetzt fühlte, beytrug, waren die Komplimente, die mir der Mann im rothen Kapot über meinen Einfall machte. Er versicherte mich, er ärgere sich recht herzlich, daß er noch nicht auf diesen Einfall gekommen sey, er würde aber nicht ermangeln, künftigen Sonntag und alle Sonntage, die er noch verdammt sey hier zuzubringen — denn alle Tage ließe sich das nicht thun — meinem Beyspiele zu folgen.

Ich hatte also nicht nur das Vergnügen, eine gute Handlung ausgeübt, sondern auch das Verdienst, noch mehre-

re veranlaßt zu haben. Ich wußte mich damit nicht wenig, und ich kann sagen, daß ich jenem Mittagsmahl das ganze Bißchen Moralität, das sich etwa in die folgenden Handlungen meines Lebens eingeschlichen haben kann, verdanke.

Indessen war auch unser Mittagsessen gekommen. So gut hatte mir in meinem Leben noch keine Mahlzeit geschmeckt. Und alle meine Gäste waren so munter und lustig. Wer uns gesehn hätte, müßte uns für die glücklichsten Leute der Welt, aber für keine Gefangene gehalten haben.

Das vier und dreyßigste Kapitel.

Meine Gäste schlafen.

Ich machte diesen Tag die Erfahrung, daß man sich den Kopf weniger schwer trinkt, wenn man ein leichtes Herz hat. Wenigstens schenkte ich der Flasche nichts, und bekam gleichwohl keinen Rausch; ich meine keinen so starken als gestern, denn ein wenig fühlte ich wohl, daß ich getrunken hatte.

Der Mann im rothen Kapot wurde am ersten fertig, und das war auch kein Wunder, weil er nach seinem eignen Geständniß mit einem starken Reste von gestern angefangen hatte. Er taumelte nach seinem Bette, und schlief eine Minute nachher fest. Meine übrigen Gäste

hatten sich meine Gesundheit so angelegen seyn lassen, daß sie um mich herum lagen, wie die Jünger am Öhlberge. Bloß mein neuer Freund im Kollet hielt treulich mit mir bey der Flasche aus.

Ich hatte jetzt also die beste Gelegenheit ihn zu fragen, wer denn unsre Zimmergefährten eigentlich wären, und er befriedigte meine Neugierde, wie folget.

Das fünf und dreyßigste Kapitel.

Eine kleine Charakteristik.

»Der Mann im rothen Kapot,« sagte er, »ist N**, der Unternehmer und Direktor einer Schauspielergesellschaft, welche jetzt in N** spielt, und von seiner Frau dirigirt wird. Er sitzt hier wegen einiger tausend Thaler Schulden, die seine Frau recht gut für ihn bezahlen könnte, denn sie hat Geld, weil sie von jeher ihre Reitze zu hohen Preisen an Mann zu bringen wußte: Aber sie ist keine Närrin! Sie ist herzlich froh darüber, daß sie ihn so mit guter Manier los ist, denn der alte Esel ist noch verliebt in sie, und plagt sie wohl auch mit unter mit Eifersucht. Drum läßt sie ihn hier sitzen, und

und bezahlt lieber täglich einen Dukaten Diäten für ihn, den er denn auch gewissenhaft verzehrt. Indessen lebt er der sichern Hoffnung, daß sich seine theure Ehehälfte noch über ihn erbarmen und für ihn bezahlen wird, und richtet zum Zeitvertreib junge Schauspieler ab. Der Friseur, den du gestern dorten auf dem Tische agiren sahst, ist einer von seinen Eleven, und ist auf dem schönsten Wege, ein eben so großer Narr zu werden, wie sein Lehrer. Übrigens aber ist dieser Mann, seine Narrheit abgerechnet, die ehrlichste Seele von der Welt.«

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Fortsetzung.

»Der Mann dort im Schlafrocke,« fuhr mein Gesellschafter fort, »ist ein verunglückter Rechenmeister, der sich aber trotz aller seiner Arithmetik um ganzer zwey hundert Thaler verrechnet hat. Der Jude dort schwitzt wegen eines Wechsels von hundert und zwanzig Thalern, den er nicht bezahlen kann, und ich wegen lumpichter fünf und achtzig, die ich einem verdammten Philister schuldig bin. Überhaupt siehst du hier eine ganze Sammlung arithmetischer Schnitzer hier vor dir. Wir, alle haben ein Minus in unsern Rechnungen, die einzige alte Frau dort ausgenommen: die hat ein Plus!«

„Wie ſo, ein Plus?“

„Je nun, ſie hat ſich, wie ich höre, verrechnet, und hat ſtatt der landsüblichen Intereſſen, fünf vom hundert, ſechzig genommen.“

„Und iſt doch ſo fromm?“

„Das ſind eben die rechten! Sie arbeiten ſich mit aller Gewalt dem Teufel in die Klauen, und wollen ſich wieder herausbeten. Aber dießmahl wirds wohl nichts ſeyn. Ihr Advokat war geſtern bey ihr, und gab ihr ſchlechten Troſt. Es könnte wohl allenfalls ein paar Jährchen Zuchthaus abſetzen. Sie hats aber auch zu bunt gemacht.“

Das sieben und dreyßigste Kapitel.

Fortsetzung.

»Nun wirst du aber auch wissen wollen, wer meine Wenigkeit eigentlich ist? Und damit will ich ganz ergebenst aufwarten. Ich heiße Wegner, bin mit Ehren zu melden, Studiosus utriusque Juris auf der weltberühmten Universität N**, das heißt, ich halte mich seit einigen Jahren des Studirens wegen dort auf, bin ein liederliches Tuch, sonst aber ein grundehrlicher Kerl. N** ist ein verdammtes Nest, wo uns Musensöhnen die Zeit manchmahl erschrecklich lang wird, und da reiten wir denn, wenn so unsre Kollegia geschlossen sind, hier herüber, und verthun hier unsre Wechsel,

mit denen wir eigentlich in N** unsre Bären losbinden sollten. Wie du mich hier siehst, kam ich vor sechs Wochen mit dreyhundert baaren Thalern hier an; die waren aber schon in den ersten vierzehn Tagen beynahe verjubelt, so daß ich noch obendrein fünf und achtzig in meinem Gasthofe schuldig wurde, und der Flegel von Wirthe ließ mich feliciter hier einsperren. Aber ich habe mir das hinter das Ohr geschrieben. Es ist dem Philister nicht geschenkt. Der Kerl hat in den paar Jahren von mir und durch mich manches Tausend eingenommen. Es ist also billig, daß ich Revange nehme.»

Das

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Beschluß.

»Ich habe auch schon meinen Plan gemacht, wie? Wenn ich nur erst wieder flott bin! Und das werde ich bald. Ich habe an meine Mutter geschrieben, denn mit meinem Alten ist in solchen Fällen nichts anzufangen; der versteht keinen Spaß: Aber die Mutter rückt schon eher heraus!«

(singend)

»Selber muß Mamachen schicken,
»Wenn der Sohn studiren soll:
»Den Beutel mit Dukaten spicken,
»So geräth das Söhnchen wohl!
»Sie vivamus ich und du!
»Burschenfleisch hat keine Ruh,
»Und wer uns was zuwider spricht,
»Dem husten wir ins Angesicht,
»Und lachen noch dazu!«

»Mühlen können nichts erwerben,
»Wenn das Waſſer ſie nicht treibt:
»So muß auch der Burſch verderben,
»Wenn der Wechſel außen bleibt!
»Sie vivamus ich und du,
»Burſchenfleiſch hat keine Ruh,
»Und wer uns was zuwider ſpricht,
»Dem huſten wir ins Angeſicht,
»Und lachen noch dazu!«

»Aber du, die Flaſche iſt leer! Ich dächte du ließeſt noch eine holen. Es ſteht wieder zu verſchulden. Ich will mir heute einmahl recht bene thun.«

Das neun und dreyßigste Kapitel.

Ein guter Rath.

Gesagt, gethan. Das heißt so viel, als ich ließ die Flasche holen, und wir stachen sie brüderlich mit einander auf Du und Du aus.

„Höre,“ fing er auf einmahl an, „mir fällt eben ein Rath ein, den ich dir geben muß. Wahrscheinlich wirst du morgen oder übermorgen vernommen werden. Du hast nichts zu fürchten. Deine Entführungsgeschichte kannst du ganz natürlich erzählen, so wie du sie uns erzählt hast. Dabey wird dir die Aufrichtigkeit mehr nützen als schaden. Daß du aber aus deines Vaters Hause heimlich entwichen bist, das übergeh mit

Stillschweigen, denn das möchte keinen gar guten Effekt machen. Es schmeckt ein wenig nach dem Vagabunde, und man könnte falsch verstehen, und dich zur Korrektion unter die Soldaten stek, ken.«

Bey diesen letztern Worten lief es mir eiskalt über den Rücken.

»Aber was soll ich denn sagen, wenn man mich fragt?« erwiederte ich mit zitternder Stimme.

»Narr, fällt dir denn keine gescheute Lüge ein? Kannst du denn nicht von deinem Vater nach N** auf die Universität geschickt worden seyn? Dort hast du den Einfall bekommen, zum Theater zu gehn. So kämest du ganz natürlich auf deine närrische Geschichte mit dem rothen Rocke, und cetera textus habet!«

Ich merkte mir diesen wohlgemeinten Rath, fest entschlossen, ihn getreulich auszuführen.

Das vierzigste Kapitel.

Ein Mißverstand.

Wirklich wurde ich am andern Morgen um zehn Uhr zum Verhör abgerufen. Nicht ohne Zittern und Zagen folgte ich dem Gerichtsdiener, welcher mich eine Treppe tiefer führte, und mir, nachdem man geklingelt hatte, die Thür eines großen Zimmers öffnete, in dessen Mitte an einem mit grünem Tuche behängten Tische drey Herren in schwarzen Kleidern und einer in einem braunen Rocke saßen, welcher letztere einen großen Bogen Papier vor sich liegen hatte. Der, welcher in der Mitte saß und mir der Älteste zu seyn schien, setzte bey meinem Eintritte in das Zimmer seine Bril-

le auf, und betrachtete mich sehr aufmerksam.

»Nur näher!« fing er nach einer Pause an, als er sah, daß ich an der Thür stehn blieb.

Ich stellte mich also dicht an den Tisch, und der mittelste Herr fuhr fort mich sehr genau zu besehn; die übrigen sparten indessen ihre Blicke auch nicht.

»Wir haben einen dummen Streich gemacht,« fing der Mittelste nach einer abermahligen Pause wieder an.

»Desto besser!« dachte ich, »so bin ich doch nicht der Einzige hier im Zimmer, der dumme Streiche gemacht hat!«

»Erzählen wir doch, wie alles zugegangen ist, wie wir's eigentlich gemacht haben!« fuhr er fort.

Ich muß gestehn, daß mich diese Of-

fenherzigkeit, um die ich ſie nicht einmahl gebeten hatte, nicht wenig wunderte.

„Indeſſen,“ dachte ich, „wenn mir die Herren nur den dummen Streich, den ſie gemacht haben, erzählen wollen, ſo kann ichs ja wohl anhören!“

Ich ſtellte mich alſo ganz ruhig hin, und wartete bis ſie anfangen würden.

„Nun? wirds bald?“ ſchnarrchte mich der Mann in der Mitte wieder an, als er ſah, daß ich ſtumm da ſtand. „Wird Er bald erzählen?“

Jezt merkte ich erſt, daß ich gemeint ſey.

Das ein und vierzigste Kapitel.

Das Verhör.

»Also ich soll erzählen?« fragte ich ganz erschrocken.

»Nun? Wer denn sonst?« sagte jener.

»Vorher seinen Nahmen, Geburtsort und Charakter!« fing der Mann im braunen Rocke an, indem er die Feder ergriff, und sich in Positur zu schreiben setzte.

»Ich heiße Fritz — Fritz —« hier stockte ich.

»Nun? Fritz ist der Vornahme! Den Zunahmen will ich wissen!« —.

Da war Lachen zu verbeißen! Ich konnte mich nicht auf meinen eigentli-

chen Nahmen besinnen, oder vielmehr, ich wußte ihn nicht einmahl. Das war aber auch kein Wunder! Ich war gewohnt mich immer Fritz nennen zu hören, mein Vater war so lange todt, daß sein Nahme gar nicht mehr genannt wurde, und ich selbst war noch nie in den Fall gekommen, daß ich einen Nahmen gebraucht hätte, und hatte mich daher immer mit dem Nahmen Fritz beholfen, der denn auch zu meinen bisherigen Geschäften vollkommen hinlänglich gewesen war.

Zum Glück fiel mir der Nahme meines Stiefvaters ein; ich nahm mir also die unschuldige Freude mich dessen in meiner jetzigen kritischen Lage zu bedienen, und das half mir so übel und böse aus diesem verdrüßlichen Handel.

Nachdem ich diese Schwierigkeit glücklich überstanden hatte, fing ich meine Erzählung nach Wegners Rathe an. Ich weiß nicht, waren es die Vorfälle selbst die ich erzählte, oder war es die naive Art, wie ich sie erzählte, was meine Richter so zu lachen machte, genug, sie hörten gar nicht auf zu lachen. Das machte mich nun natürlicherweise um so viel beherzter, weil ichs für eine gute Vorbedeutung hielt, kurz, ich fuhr fort zu erzählen, und meine Richter fuhren fort zu lachen, daß ihnen die Thränen aus den Augen liefen.

Das zwey und vierzigſte Kapitel.

Wer iſt froher als ich!

Als ich fertig war, verſicherten die Herren einander, das ſey das luſtigſte Verhör, das ſie in ihrem Leben gehabt hätten.

»Aber iſt auch alles ſo wahr, wie Ers da erzählt hat, oder hat Ers nur ſo ausgeſonnen?« fing der alte Mann in der Mitte wieder an.

Ich beharrte auf meiner Ausſage. Zum Glück hatte ich den Brief bey mir, den meine Leſer bereits aus dem ſechs und ſechzigſten Kapitel des zweyten Theils kennen. Ich legte ihn alſo vor. Er entſchied zu meinem Beſten.

»Das Mädchen iſt eine Beſtie!« ſagte der eine.

»Es iſt offenbar, daß er eher der Verführte als der Verführer iſt!« ſagte der andere.

»Ich wär ſehr dafür, daß wir den armen Teufel auf der Stelle laufen ließen.« ſagte der dritte.

»Nein,« erwiederte der Erſte. »Das dürfen wir doch nicht ſo gerade zu, ehe wir Nachrichten aus ** haben. Er —« fuhr er fort — »Er geht vor der Hand wieder in Seinen Arreſt zurück, und wenn ſich alles ſo verhält, wie Er geſagt hat, ſo kann Er der Folgen wegen ganz ruhig ſeyn.«

Wer war froher als ich! Ich machte den Herren meinen beſten Scharrfuß, und tanzte mehr neben dem Gerichtsdiener die Treppe hinauf als ich ging.

Das drey und vierzigste Kapitel.

Wegner theilt mir einen Plan mit.

Meine Gesellschafter sahen mirs gleich bey meinem Eintritt ins Zimmer an, daß mein Verhör gut abgelaufen war, und meine Relation davon bestätigte es ihnen, daß sie sich nicht geirrt hatten.

»Nun sagte ichs nicht,« sagte Wegner, »daß deine Sachen gar nicht so gefährlich stünden? Ich wette, in acht Tagen nimmt der alte Schrollendorf seine Anklage gegen dich zurück. Er wird zu Tode froh seyn, sein allerliebstes Binchen wieder zu haben, und einen Schwiegersohn in einer schönen Uniform zu bekommen, ob ich gleich vollkommen überzeugt bin, daß dieser Herr Schwiegersohn ein

ausgemachter Gauner ist. Aber was fragt so ein alter Esel darnach? Wenn nur die Außenseite hübsch glänzend ist. Kurz, in acht, höchstens zehn Tagen bist du frey, und kannst gehn wohin du willst. Ich bekomme binnen dieser Zeit gewiß auch Briefe von meiner Mutter, und wir sind beyde aus der Beitze. Aber weißt du, daß ich einen Plan mit dir vorhabe? Etwas mußt du doch in der Welt unternehmen, mußt etwas mehr werden, als deinem Herrn Vater sein Herr Sohn. Ich nehme dich mit nach **; du mußt dorten studiren.»

»Aber,« sagte ich —

»Da hilft keine Einwendung! Das Übrige, wenn wir erst aus dem Kasten sind!»

»Und ich,» sagte der Schauspieldi-

rektor, »ich wär der Meinung, er ginge zum Theater.«

»Das kann er auch,« versetzte Wegner, »wenn er aber mir folgt, so geht er mit mir nach **.«

Ich hatte bereits im Theaterleben ein Haar gefunden, so daß ich keinen sonderlichen Hang fühlte, dem Rathe des Schauspielunternehmers zu folgen, so wohlgemeint er vielleicht auch war. Was Studiren sey, davon hatte ich zwar keinen Begriff, indessen glaubte ich ganz gutherzig, Wegner, müsse mich doch tauglich dazu finden, weil er mir sonst den Vorschlag nicht gemacht haben würde. Ich war daher schon so gut als entschlossen, seinem Rathe zu folgen.

Das vier und vierzigſte Kapitel.

Es kömmt Geld.

Fünf Tage nachher bekam Wegner einen Brief und Geld.

»Victoria!« ſchrie er, warf den Brief uneröfnet aufs Fenſter, erbrach das Packet und zählte.

»Zwey hundert Thaler!« ruſte er wieder aus, »und da — was iſt in dem Papier? Auf Ehre zehn blanke Louisd'or! So wären wir denn für dießmahl wieder flott! — Jetzt Alter,« fuhr er zum Gerichtsdiener fort, der den Brief und das Packet gebracht hatte, »jetzt rufe mir den S——tophiliſter her, daß ich ihm ſeine lumpichten fünf und achtzig Thaler bezahle!«

Der Gerichtsdiener ging.

»Und den Brief lieſeſt du gar nicht?« fragte ich.

»Wozu denn? Ich weiß ja vorher was darinnen ſteht. Tugendlehren, Ermahnungen und dergleichen! Eben ſo gern möchte ich den Katechismus leſen. Da hier, wenn ich damit aufwarten kann — lies du ihn.«

Ich erbrach ihn, und las die Unterſchrift »Elias Wegner.«

»Von meinem Vater?« ſagte er. »Ah, da iſts etwas anders. Da müſſen wir ihn leſen, denn da iſt er ganz gewiß luſtig!«

Das fünf und vierzigſte Kapitel.

Der Brief.

„Lüber Son!“

„Weißt du Deifelskanalche wol das igs entlig mit dir ſad krige? Denk ig du ſizſt in ** und ſdutirſt das dir der Koſ brummt, und derweile dreipſt du dig in ** herum, und ſerjuckſt das ſchöne Gelt das ig dir gſchickt hab! Unt daſon ſoll ig niſcht wiſſen, den die Muder hat mir deinen Prif gezeigt unt mir gſagt, das ſie dir heimlich one mein Wüßen 200 Daler ſchücken will. Eine ſaubere Würdſchaft das! Und die zehn Lugetor die in dem abarten Babirgen ſint, hat ſie mir aug geben, das ig ſie one mein Forwüßen for dich mit einſücheln ſollt.

Ja ja! wenn nur die lüben Nüdergen die lüben Sönchen nicht verdärben, wür Väder wirden ſchohn mit ihnen fertich! Ig bide dig um ales in der Weld Auguſtgen, denke das du mein einziger Son biſt, das du einmal mein kanzes ſchönes Formöchen kriechſt, ales wies ſtet und lügt, und mache das du wider nag ** zum ſdutiren kimmſt, den einmal fir ale, ig leits nig das du das ſchöne Gelt ſo um niſcht un wieder niſcht verduſt, und dabei ein Eſel pleibſt, ſo wie ig immer bin und pleibe Dein

gedreier Vader
Elias Wegner. »

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Statt der Kritik des vorigen.

»Nun? wie gefällt dir dieser Brief?« fragte Wegner, nachdem wir uns durch die schlechte Schrift und die orthographischen Schnitzer mühsam hindurch gearbeitet hatten. »Ist mein Vater nicht ein excellenter Briefsteller? Aber es ist auch nicht besser von ihm zu verlangen. Er hat Mutterwitz, ist eine gute ehrliche Haut von Menschen, die aber in der Welt nichts gelernt hat. Er ist eigentlich von Grund und Boden ein herrschaftlicher Jäger, brachte es denn bis zum Förster, wo ihm ein Schreiber alles machen muß, was eigentlich das Feinere von seinem Dienste ist, hat aber doch,

wie ich geſagt habe, Verſtand genug ge-
habt, durch den Holzhandel ſich ein ſehr
anſehnliches Vermögen zu erwerben, das
denn einmahl ſeinem Herrn Sohne recht
gut zu ſtatten kommen wird. Jetzt wirſt
du dich alſo nicht mehr darüber wun-
dern, daß er keinen beſſern Brief ſchreibt.

Das ſieben und vierzigſte Kapitel.

Der Gaſtwirth.

Jetzt trat der Gaſtwirth herein.

»Ich höre, das Geldſchiff iſt angekommen?« ſagte er ſehr freundlich.

»Haſt du dir die Naſe glücklich drehen laſſen, Alter?« erwiederte Wegner. »Nun das freut mich! Es war eigentlich nur ein Vorwand, um dich mit guter Art hierherzulocken.«

»Ich bin alſo geſoppt?« antwortete der Gaſtwirth, indem ſich ſein Geſicht auf einmahl in finſtre Falten zog.

»Ich wollte mit dir ſprechen,« fuhr Wegner fort.

»Wir haben nichts mit einander zu ſprechen!« brummte der Gaſtwirth.

»Und doch haben wir mit einander zu sprechen, verſetzte Wegner. »Sieh, Alter, es hilft dir nichts, wenn du mich noch länger hier eingeſperrt hältſt, denn mein Vater will ſich zu nichts verſtehen. Laß mich heraus, und ich gebe dir meine Studentenparole — «

»Ey ja doch!« erwiederte der Gaſtwirth, »die Studentenparole kenn' ich ſchon. Ich muß mein Geld haben, eher kommen Sie mir nicht von der Stelle!«

»Ja, und hier zu bleiben, habe ich keine Luſt!« ſagte Wegner, indem er ſich mit ſcheinbarer Verlegenheit hinter den Ohren kratzte.

»Luſt oder nicht Luſt! Das gilt mir gleich!« ſagte der Gaſtwirth trotzig.

»So muß ich alſo wohl aus der Noth eine Tugend machen!« fing Wegner wieder an, indem er ſein Geld hervorzog und aufzählte.

Das acht und vierzigſte Kapitel.

Der Vergleich.

Die Geſichtszüge des Gaſtwirths wurden auf einmahl freundlich.

»Dachte ichs doch gleich, daß Sie Ihren Spaß mit mir hätten!» rufte er aus. »Ja ja! Ich weiß ſchon wies die jungen Herrn machen!»

»Gelt Philiſter, jetzt kannſt du freundlich ſeyn?» ſagte Wegner. »Da nimm deine fünf und achtzig Thaler, und trolle dich! Siehſt du, da giebts noch mehr Mooß! Das hätt' ich auch noch bey dir verzehrt, wenn du höflicher geweſen wärſt!»

»Aber du mein Gott!» ſchrie der Gaſtwirth, »ich will doch nicht hoffen,

daß Sie ungehalten auf mich sind? Ists denn unser einem zu verdenken, wenn man sein Geld haben will? In einer Wirthschaft, wie die Meinige ist, braucht man immer baares Geld! Da kann man nicht lange zusehn! »

»Das wohl, aber es kömmt alles auf die Art an. Einen so alten Kunden, wie ich bin, hier einsperren lassen! Pfui Teufel, Philister! Ich wollte mich schämen! »

»Aber, allerliebster Herr Wegner! Verzeihen Sie mir's nur dießmahl! Sie haben nun schon so manchesmahl bey mir logirt, und wir sind immer gut mit einander ausgekommen! Sie werden mir doch um einer solchen Kleinigkeit willen nicht ausbleiben? Wissen Sie was? Erzeigen Sie mir die Ehre und essen Sie

diesen Abend einen Kapaun mit Austern bey mir. Und diesen Morgen habe ich ein frisches Faß Hochheimer ausgehoben. Ein herrliches Glas Wein! Da wollen wir eines auf neue Freundschaft mit einander zechen.»

Wegner ließ sich noch eine Weile bitten; endlich kams aber doch zum Vergleich. Er gab ihm die Hand drauf, daß er wieder bey ihm logiren wollte, und der Gastwirth begab sich mit seinen fünf und achtzig Thalern froh nach Hause.

Das neun und vierzigſte Kapitel.

Ich muß mich in Geduld faſſen.

»Nun?« ſagte Wegner, als er fort war, »wie gefällt dir der Kerl? Sieht er nicht aus wie die perſonificirte doppelte Kreide?«

»Ein abſcheulicher Kerl!«

»Und riecht wie lauter Weineinſchlag!«

»Aber mich wunderts nur, wie du, nach dem Streiche den er dir geſpielt hat, wieder bey ihm einkehren kannſt?«

»Narr, das taugt gerade in meinen Plan! Ich habe dir ja geſagt, daß ich mir einen Streich ausgeſonnen habe, den ich ihm ſpielen will? Wurſt wider Wurſt! Und wenn ich den ausführen will, muß

ich ſchlechterdings bey ihm im Hauſe ſeyn. Du ſollſt Augen- und Ohrenzeuge davon ſeyn, denn ich wills ſo lange verſparen, bis du los biſt.«

»Und worin ſoll dieſer Streich beſtehn?«

»In einem Prello, verſteht ſich, denn anders kann man einem ſolchen Kerl nicht beykommen. Wie ich das aber anſtellen will, das ſage ich noch nicht. Alſo gedulde dich, bis zur Ausführung. Ich verſpreche dir indeſſen, daß du deine Luſt und Freude daran haben ſollſt.«

Ich mußte mich alſo einſtweilen in Geduld faſſen.

Das funfzigste Kapitel.

Meine Erlösungsstunde schlägt.

Wegner war also zwar frey, aber er kam demohnerachtet in den neun Tagen, die ich noch in diesem Arreste zubrachte, fast nie von uns weg. Des Morgens, so wie die Stunde des Einlassens schlug, war er richtig da, aß und trank dann zu Mittage mit uns, wobey er sich dann dafür, daß der Schauspieldirektor und ich ihn vorher traktirt hatten, wie ein honetter Kerl abfand, und uns wieder traktirte. Einigemahl brachte er sogar die Nacht bey uns zu; eine Sache, die zwar der Regel nach nicht erlaubt war, über die aber die Gerichtsdiener, welche die beste Zeit bey uns hatten, weislich

ein Auge zudrückten, und eine Ausnahme von der Regel machten.

Während dieser Zeit machte der Schauspieldirektor noch einige Versuche mich zu seinem Theater anzuwerben. Er versicherte mich, daß er die herrlichsten Anlagen und Talente an mir bemerkt habe, daß ichs in kurzem weit in dieser Kunst bringen würde, und machte mir sehr verführerische Versprechungen: Aber ich blieb gegen alle seine Anträge taub. Meine persönliche Anhänglichkeit an diesen Wegner, und die Hoffnung einige Jahre mit ihm in ** zubringen zu können, trugen das Mehreste zu meiner Beharrlichkeit bey.

Endlich schlug die Stunde meiner Erlösung. Es waren günstige Nachrichten für mich eingetroffen, wie es Wegner vor-

vorausgesehn hatte, und ich wurde nach einer vorhergegangenen Vermahnung mich künftig nicht wieder in eine solche Geschichte einzulassen, welche zu befolgen ich denn auch herzlich gesonnen war, auf freyen Fuß gestellt.

Der Schauspieldirektor gab uns am Tage meiner Entlassung einen Valetschmaus, und ich muß gestehn, daß mir die Trennung von diesem übrigens äußerst gutmüthigen Manne ein wenig Überwindung kostete.

Das ein und funfzigste Kapitel.

Die Brinkleider.

Wegner führte mich im Triumph nach meinem Gasthofe zurück, wo ich alle meine Sachen, die ich hatte zurücklassen müssen, unversehrt wiederfand. Auch erfuhr ich, daß an jenem Sonntage Abends richtig ein Officier eingetroffen sey, der nach mir und Binchen gefragt habe. Da er aber den Vogel ausgeflogen fand, und hörte, daß ich in Verhaft genommen war, so hatte er sich unter Fluchen und Schelten gleich wieder aus dem Staube gemacht.

Ich muß gestehn, daß es mich recht innig freute, daß ich doch nicht der Einzige Geprellte war.

Wegner und ich hielten eine sehr vergnügte Abendmahlzeit mit einander auf meinem Zimmer.

Ich bat ihn diese Nacht bey mir zu bleiben.

»Ich thät es gern,« sagte er, »aber das wär gegen meinen Plan. — Ja, noch eins!« fuhr er fort, indem er seine ledernen Beinkleider aufknöpfte. »Hätt' ich doch bald das Beste vergessen!«

Er zog seine Beinkleider aus, und ich sah ihm voller Verwunderung zu.

»Du wirst mir schon den Gefallen thun müssen, meine Beinkleider für diese Nacht hierzubehalten.« sagte er, indem er sie auf einen Stuhl hinwarf, und seinen Überrock fest zuknöpfte.

»Aber warum denn das?« fragte ich äußerst verwundert.

»Das wird dir morgen alles klar werden,« antwortete er. »Du haſt vor der Hand nichts zu thun, als dich aufs Ohr zu legen, und zu trachten, daß du morgen früh punkt neun Uhr im blauen Hirich im zweyten Stock über den Gang hinter Numero ſieben biſt. Du wirſt mich noch nicht angezogen finden. Darüber mußt du dich böſe ſtellen, mußt von einem Wagen reden, der uns erwartet, und mich recht treiben, mich anzukleiden. Das Übrige wird ſich ſchon geben. Und damit gute Nacht!«

Und richtig ging er in den bloßen Unterhoſen fort.

Das zwey und funfzigste Kapitel.

Ich wünsche eine gute Nacht.

Er war schon eine gute Weile weg, und ich stand immer noch da, und starrte wechselsweise die Thüre und die zurückgelassenen Beinkleider an, denn ich wußte schlechterdings nicht, wie ich mir das zusammenreimen sollte? Nach vielem Hin- und Hersinnen machte ich endlich eine Entdeckung, die schon der große Sokrates vor mir gemacht hat, das heißt: Ich fand, daß ich nichts wußte, und da es schon ziemlich spät war, so that ich, was wahrscheinlich der große Sokrates in seinem Leben auch dann und wann gethan haben mag: Ich legte mich schlafen.

Wenn es meine Leſer auch ſo gut haben wollen, ſo wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen recht wohl zu ſchlafen: an meinem Buche und mir liegt es wenigſtens nicht, wenn Sie das nicht thun; und ich möchte es auch nicht einmahl auf meinem Gewiſſen haben, einem einzigen von Ihnen die Nacht zu verderben, denn ich weiß aus der Erfahrung, wie ſüß der Schlaf ſchmeckt.

Ich lege daher die Feder weg, wünſche nochmahls allerſeits eine gute Nacht, und alſo auf morgen:

Das drey und funfzigste Kapitel.

Verfolg.

Ich erfüllte meinen Auftrag pünktlich, und war des andern Tages mit dem Schlage neun Uhr auf Wegners Zimmer. Ich fand ihn der Abrede gemäß noch unangekleidet und schreibend. Der Hausknecht stand in einer Ecke und bürstete an seinen Stiefeln.

„Was? sagte ich, „Du bist noch nicht angekleidet, und der Wagen wartet schon seit dreyviertel Stunden!“

„Seit dreyviertel Stunden?“ wiederholte er mit verstellter Verwunderung. „Und wie viel Uhr ists denn?“

„Neun Uhr vorbey!“

„Wie? — Der verdammte Brief da

an meinen Vater hat gemacht, daß ich die Uhr überhört habe.» sagte er, indem er die Feder wegwarf und aufsprang. »Aber laß nur gehn, ich will in drey Minuten fertig seyn.»

Er eilte bey diesen Wortenzum Bette hin, und wühlte eine Weile unter seinen Sachen herum.

»Aber wo zum Teufel sind denn meine Beinkleider?« fing er an, indem er sich zum Hausknecht wandte.

»Ihre Beinkleider?» wiederholte dieser ganz phlegmatisch. »Sie müssen ja da seyn?»

»Sie müssen, sie sind aber nicht da!»

»Aber wo sollten sie denn seyn?»

»Ja, das weiß ich eben nicht! Such er sie, wenn ers besser kann als ich.«

Das vier und funfzigste Kapitel.

Es geht mir ein Licht auf.

Der Hausknecht fing jetzt an aus Leibeskräften mitzusuchen. Alles wurde ausgestört, das ganze Bette bis auf den Strohsack hundertmahl ausgeschüttelt und umgewandt, und nirgends kamen die Beinkleider zum Vorschein.

»Nun, das ist eine saubere Geschichte!« sagte Wegner. »Ich habe wie gewöhnlich meinen Geldbeutel drinn stecken lassen, in welchem ich über hundert Thaler hatte!« —

Jetzt ging mir ein Licht auf. —

Der Hausknecht wurde leichenblaß.

»Über hundert Thaler?« wiederholte er mit bebender Stimme.

»Nun? Wundert ſich das Philiſtergeſicht etwa, daß ein Burſche hundert Thaler im Beutel hat? — Geh, rufe mir den Herrn herauf!«

Der Hausknecht ſprang fort ſo ſchnell er konnte.

»Merkſt du was, Brüderchen?« ſagte Wegner mit ſchadenfrohem Lächeln zu mir.

»Ich fange an zu begreifen!« antwortete ich.

»Den Patron will ich zwiebeln, daß er an mich denkt!«

Das fünf und funfzigste Kapitel.

Vergebliche Mühe.

Der Wirth ließ nicht lange auf sich warten.

„Was um Gotteswillen ist denn das mit Ihren Beinkleidern?“ fragte er, indem er keuchend mit dem Hausknechte mehr ins Zimmer stolperte als trat.

„Weg sind sie!“ antwortete Wegner.

„Aber wo sollen sie denn hin seyn? — Sie müssen ja da seyn!“

„So suche sie, alter Knaster!“

Der Wirth suchte, der Hausknecht suchte, und alles umsonst! Es war nichts zu finden, das einem Paar ledernen Beinkleidern ähnlich sah. Dem Wirthe stand der Angstschweiß auf der Stirne.

»Das ist ja ein verdammter Streich!« sagte er, und schüttelte den Kopf.

»Der dem Kredit deines Gasthofes eben nicht sonderlich zum Vortheile gereicht!« erwiederte Wegner.

»Was kann denn mein Gasthof dafür, wenn Sie so unvorsichtig sind, und Ihr Zimmer offen lassen, wenn Sie hinausgehn?« versetzte der Wirth.

»Ich kanns beschwören, daß ich seit gestern Abend, da mir die Hausmagd das Licht anzündete, keinen Fuß vor die Thür gesetzt habe,« sagte Wegner ganz ernsthaft. »Bey mir gewesen ist niemand, als eben die Hausmagd, als sie mir diesen Morgen das Frühstück brachte, der Hausknecht, und dieser Herr hier. Gestohlen sind die Hosen, das ist gewiß, denn wo wären sie denn sonst? Die

Hausmagd hat mich, wie gewöhnlich, gestern Abend eingeschlossen, und den Schlüssel mit hinuntergenommen. Wahrscheinlich ist also der Diebstahl in der Nacht geschehn, da ich in tiefem Schlafe lag, und steckt unter deinen eignen Leuten!»

Der Wirth stand eine Weile da, und kratzte sich im Kopfe. Dann fing er von neuem an zu suchen.

»Suche du wie du willst, das ist alles vergebliche Mühe!» sagte Wegner.

Das sechs und funfzigste Kapitel.

Das Prello.

»Aber was thun wir denn nun?« fragte der Wirth, nachdem er alles noch einmahl aufs sorgfältigste durchgestört hatte.

»Was wir thun?« antwortete Wegner ganz gleichgültig. »Ich melde den Handel bey der Policey, und bitte um Hausuchung.«

»Um alles in der Welt nicht!« schrie der Wirth. »Da wär die Renommée meines Gasthofs auf immer verloren! Da würde da gegenüber der Falkenwirth triumphiren! Er ist mir ohnehin auffäßig, weil bey ihm weniger Einkehr ist, als bey mir!«

» Aber närrischer Teufel! willst du daß ich um der Renommée deines Gasthofes willen hundert Thaler mit trocknem Munde bey dir soll vertrunken haben? »

» Hundert Thaler waren im Beutel? »

» Hundert Thaler in Golde, und noch etwas Silbergeld, das ich so genau nicht weiß. Du hast ja die zwanzig Louisd'or noch gestern erst bey mir gesehn. »

» Wissen Sie was? Tragen wir den Schaden jeder zur Hälfte! »

» Wenn ich ein Narr wär! Wie käm ich denn dazu? Ich bestehe auf Hausuchung! »

» Alles in der Welt, lieber Herr Wegner, nur keine Hausuchung! »

» Nun, wenn du mir den Schaden

erſetzeſt, ſo kann mirs gleichviel ſeyn, wer der Dieb iſt!«

Der Wirth ſchlich traurig zur Thür hinaus.

Das ſieben und funfzigſte Kapitel.

Auch die Beinkleider?

Wegner und ich ſahen einander an, und hatten Mühe, das Lachen zu verbeißen, denn wir mußten an uns halten, weil der Hausknecht noch im Zimmer war.

Der Wirth kam bald wieder zurück, und zählte unter manchem bittern Seufzer die hundert Thaler auf den Tiſch.

»Nun?« ſagte Wegner, indem er ſie einſtrich, »und die Beinkleider?«

»Wie? Auch die Beinkleider?« verſetzte der Wirth erſchrocken.

»Nun, natürlich! Wie käm ich denn zu der Ehre, mir ein paar neue Beinkleider kaufen zu müſſen. Verliere ich

nicht immer noch die paar Thaler Silbergeld, die in meinem Beutel waren?»

»Hm! Auch noch die Beinkleider!» brummte der Wirth einigemahl, indem er den Kopf dazu schüttelte. Da er aber sah, daß es nicht anders war, so befahl er dem Hausknecht zum Beutler gegenüber zu gehn, und ihm zu sagen, daß er einige paar fertige Beinkleider herüberbringen sollte.

Das geschah, der Beutler kam, Wegner suchte sich die besten aus, der Wirth bezahlte sechs Thaler dafür, und so hatte der Handel ein Ende.

Das acht und funfzigſte Kapitel.

Wegner bekömmt Recht.

»Nun Brüderchen, was meinſt du?« ſagte Wegner, als wir auf der Straße waren. »Kann ich Philiſter prellen, oder nicht?«

»Eigentlich iſts doch nicht ſo ganz recht!« verſetzte ich.

»Du ſollſt es gleich recht finden, wenn du erſt hörſt, wozu ich das Geld anwenden will. Den armen Juden, den du im Arreſt geſehn haſt, hat eigentlich dieſer Bube von Wirth auch ſetzen laſſen. Er hat ihn erſt eine Weile beym Kornhandel als eine Art Faktor gebraucht, hat aber das Fett immer ſo abzuſchöpfen verſtanden, daß der arme Jude auf kei-

nen grünen Zweig kommen konnte, zumahl da er eine kranke Frau und vier unerzogne Kinder hat. Da er auf diese Weise immer am Hunger- und Kummerbrode nagen mußte, wurde er dem Wirthe durch kleine lumpichte Vorschüsse nach und nach eine Summe schuldig, die er ohne mich nimmermehr bezahlen könnte, und also ewig im Arreste schmachten müßte. Jetzt werde ich sogleich die hundert Thaler einsiegeln, und sie der armen Jüdin durch deinen Hausknecht zuschikken, damit sie ihren Mann auslösen kann.»

Jetzt bekam Wegner auf einmahl Recht bey mir, und ich fand die Idee äußerst lustig, daß sich der Gauner von Wirth auf diese Art mit seinem eignen Gelde bezahlte.

Das neun und funfzigste Kapitel.

Das letzte dieses Buches.

Wegner führte seinen Vorsatz richtig aus, und schickte der armen Jüdin das Geld richtig, nebst einem anonymen Billet. Der Hausknecht konnte uns bey seiner Zurückkunft die Freude nicht beschreiben, die er durch diese Bothschaft angerichtet hatte.

Wir hielten nach dieser vollbrachten guten Handlung eine äußerst vergnügte Mahlzeit, packten nach Tische jeder unsre sieben Sachen zusammen, und machten uns noch an demselben Abende auf den Weg nach * *, wohin eben der Postwagen abging.

Doch jetzt fang ich eine ganz neue Epoche meiner Geschichte an: es ist also billig, daß ich sie auch mit einem neuen Buche anfange. Also:

das sechste Buch.

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

Das erste Kapitel.

Böhmische Dörfer!

So wie wir in ** angekommen waren, war Wegners erste Frage an mich: Ob ich Latein könnte?

Ich hatte freylich einen Lehrer gehabt, der mit mir durch einige Jahre Langens Colloquia und den Speck gelesen hatte. Ich beantwortete also diese Frage ganz dreust mit Ja!

»Nun, das ist gut,« sagte er, »denn »ich muß dich gleich morgen zum Rektor »Magnificus führen, damit du inscribirt

»wirſt, und da mußt du den lateiniſchen »Immatriculationseid ableſen.«

Das waren mir alles böhmiſche Dörfer.

»Inſcribire? Immatriculationseid?« fragte ich ganz erſtaunt.

»Nun« antwortete Wegner lächelnd, »Du wirſt's ſchon wegkriegen was das »für Dinger ſind. Komm her, wir wol»len einmal eine Probe machen!« ſetzte er hinzu, indem er mir ſeine Inſcription in die Hand gab. »Lies einmal das!«

Das zweyte Kapitel.

Mit meiner Latinität ſteht es ſchlecht aus!

Ich fing an zu leſen, und Wegner tanzte für Lachen im Zimmer herum: das brachte mich auf den Einfall, daß das was ich las außerordentlich komiſch ſeyn müſſe, denn ich verſtand keine Silbe davon.

»Du biſt mir ein ſauberer Lateiner!» ſchrie er, als ich ausgeleſen hatte. »Worte »die lang ſind ſprichſt du kurz aus, und »kurze lang! Sage mir einmal, was »heißt Scammum?«

Ich ſah ihn mit weit offnem Munde an, und wußte nicht, ob ich antworten ſollte: »Ein Tiſch» oder »eine Bank» denn daß es eins von beiden hieß, davon hatte ich eine dunkle Idee.

So ſchlecht war es alſo mit meiner Latinität beſtellt, ohnerachtet ich durch einige Jahre Unterricht im Lateiniſchen gehabt hatte. Aber das war auch kein Wunder! Mein Lehrer hatte mir alles Wort für Wort vor- und ich ihm alles Wort für Wort nachgeſagt, ohne das geringſte dabey zu denken. Der Inhalt desjenigen was wir miteinander laſen, intereſſirte mich ganz und gar nicht; ich hatte nicht die mindeſten Begriffe, zu was mir das Lateiniſche irgend einmal nützen könnte, und dadurch wurde es mir ſo ekelhaft und verhaßt, daß ich, wenn mir mein Lehrer im Vorbeygehn einmal eine Stelle des Cicero, des Livius, des Seneka, des Suetons oder irgend eines Claſſikers zu überſetzen vorlegte, recht von Herzen über die alten Herren böſe wurde,

daß ſie aus lauter Eigenſinn nicht deutſch geſchrieben hatten: denn ich bildete mir ſteif und feſt ein, ſie hätten bloß deswegen lateiniſche Bücher geſchrieben, um uns arme Buben zu martern.

Das dritte Kapitel.

Der Degen.

Wegner nahm ſich meiner brüderlich an. Er las mir den Eid ſo oft vor, und ließ mich ihn ſo oft leſen, daß ichs endlich am Abend ſo weit gebracht hatte, ihn ohngefähr ſo fertig leſen zu können, wie mancher Kapuziner ſein Brevier leſen mag.

Am andern Morgen zogen wir beyde unſre beſten Kleider an, und Wegner ſteckte einen Degen an. Er kam mir ſo feyerlich vor, daß ich ihn ordentlich mit einer Art von Ehrfurcht anſtaunte, denn er war der erſte junge Menſch, den ich mit einem Degen ſah. Indeſſen muß ich auch geſtehn, daß dieſe Ehrfurcht mit einer guten Portion Neid gemiſcht war.

Wie froh war ich aber, als mir Wegner ankündigte, daß ich mir im Vorbeygehen auch einen kaufen müßte, weil es auf der Universität so Sitte sey, daß ein Student bey feyerlichen Gelegenheiten mit dem Degen vor den Professoren erschien.

Ich konnte das Glück, einen Degen an der Seite zu haben, nicht erwarten. Ich sprang auf der Straße mehr als ich ging, so daß mir Wegner kaum nachkommen konnte, und in wenigen Minuten, aber leider immer noch zu spät für meine Wünsche, langten wir glücklich bey einem Trödler an, bey welchem wir einen erhandelten: und man kann denken, was das für ein prächtiger Degen war, da er einen blanken baaren Thaler kostete! Mir galt das aber alles eins: Wars doch ein Degen!

Kein sechzigjähriger Ehemann kann am Hochzeittage auf seine junge siebzehnjährige Frau, kein Fähnrich auf das erste Portepée, kein Canditatus Theologiä auf die erste Stutzperücke stolzer seyn, als ich auf diesen Degen! Ich verwandte kein Auge davon, schielte immer nach dem linken Rockschoß, ob er mir auch nachkäm, und hielt ihn mehrerer Sicherheit wegen beym Gefäße, damit er mir ja nicht entwischen möchte.

Das vierte Kapitel.

Ich fühle mich zum erstenmahle.

Wir kamen beym Rektor an. Wegner, der ihn schon kannte, stellte mich ihm als einen Landsmann vor, ob das gleich nicht andem war, und ich erkaufte mir für baare fünf Thaler das Diplom als Civis Academiae ** emis.

Es ist ein sonderbares Gefühl, das erste Gefühl des Menschen, doch Etwas in der Welt zu seyn. Freylich ist ein Student, bloß als Student betrachtet, an sich so gar viel nicht, wenigstens nicht viel mehr als der rohe Block welcher sich zuhauen läßt, um einmal am großen Gebäude der Wissenschaften einen höhern oder geringern Platz einnehmen zu kön-

nen: und zumahl ein Student wie ich damahls war, der noch so ganz und gar nichts im Kopfe hatte. Aber ich fühlte doch wenigstens, daß ich Etwas war, aus dem einmal Etwas werden konnte, und für mich, der ich bisher als bloßes Nonens in der Welt gelebt hatte, für mich dem es noch nie eingefallen war, Etwas zu seyn, war das immer ein sehr stolzer Gedanke.

Das fünfte Kapitel.

Eine Digreſſion.

Jener Übermuth den man beſonders in den erſtern akademiſchen Jahren an den Studenten bemerkt, und über den ſchon ſo manche ehrwürdige Stutz- und Knotenperücke für lauter Schütteln des hocherleuchteten Hauptes das ſie zu bedecken die Ehre hat, um allen Puder gekommen iſt, hat mir immer mehr eine Tugend als ein Laſter zu ſeyn geſchienen. Man würde ſeinen wohlthätigen Einfluß in die Wiſſenſchaften recht merklich ſpühren, wenn ſichs jene hocherleuchteten Häupter weniger angelegen ſeyn ließen, ihn zu dämpfen, wenn ſie lieber dafür ſorgten, ihn zu unterhalten, und durch kluge Behandlung nach und nach in jenen edlen

Stolz umzuſchaffen, ohne welchen es nicht möglich iſt ein wahrer Gelehrter zu werden. Aber man verfährt hierin zu mechaniſch. Und denn iſt einmal die Einrichtung ſo, daß unſere Staaten mehrere Hände brauchen als Köpfe, und folglich werden auch die Hände beſſer bezahlt als die Köpfe. Da das iſt, darf man ſich wohl darüber wundern, wenn unter unſern Studirenden ſo wenige auf den wahren Gelehrten losſtudiren? Eine gute Pfarre, eine Stelle in einem Dikaſterio, ein fettes Phyſikat, kurz irgend ein Amt das ſeinen Mann nährt, iſt der Punkt den ſie immer im Auge haben. Und die Herren haben ſo unrecht nicht, denn da von allen Suchten die unter den Menſchen graſſiren, die Protektionsſucht gewiß die allgemeinſte iſt, ſo finden ſie,

wenn sie nur recht krumme Rücken machen können, gewiß Mittel und Wege ihren Zweck zu erreichen, und kommen glücklich dahin, daß sie ihren Gehalt oder ihre Einkünfte nach Tausenden zählen können, indeß der arme Gelehrte, der sich für Studiren die Zeit nicht nahm Protektionen zu suchen, der seinen Geist unaufhörlich nährte, der sich aus allen Fächern der Wissenschaften nützliche Kenntnisse zu verschaffen suchte und für den es nur Kopfwissenschaft, aber keine Brodwissenschaft gab, wenn der Mann

Ingenium cui est, cui mens diuinior, atque os
Magna sonaturum,

in seinem einsamen Dachstübchen seinem mit Nahrungssorgen kämpfenden Kopfe einige Bogen abtrotzt, die ihm ein gewinnsüchtiger Verleger vielleicht kärglich genug bezahlt.

Das sechste Kapitel.

Nach wem ich mich bilde?

Ich fühlte jenen Übermuth, oder wie ich ihn lieber nennen möchte, jenen Studentengeist im höchsten Grade. Und das war auch wohl kein Wunder. Ich war ein vollkommen freyes Wesen; so frey, als nur ein Mensch unter dem Monde seyn kann: da war keine Seele, die mir etwas zu befehlen, oder mich um irgend eine meiner Handlungen zur Rede zu stellen das Recht hatte: versteht sich, in sofern diese meine Handlungen keinen nachtheiligen Einfluß in die öffentliche Ruhe und Ordnung hatten; doch zu dergleichen Handlungen fühlte ich keinen sonderlichen Hang. Wenn meine dum-

men Streiche einige nachtheilige Folgen hatten, so erstreckten sich diese Folgen bloß auf mein kleines Individuum selbst.

Wegner war der Einzige Mensch, der einigen Einfluß auf mich hatte; im Grunde aber war er mehr das Muster das ich mir selbst gewählt hatte, als mein Mentor. Er war zwar eigentlich das, was man gewöhnlich eine wüste Fliege zu nennen pflegt. Wir sahen oft in vier Wochen kein Buch an, kamen oft in acht Tagen in kein Bette, schwärmten auf den Dörfern herum, tranken und jubelten ganze Nächte, und in dieser Rücksicht werden meine Leser finden, daß ich mir an ihm eben nicht das beste Muster gewählt hatte. Sie können vielleicht Recht haben. Auf der andern Seite aber hatte er wieder so viel Gutes, das

jenem Schlechteren vollkommen die Wage hielt, wo nicht es unendlich überwog. Er hatte ein außerordentlich strenges Ehrgefühl, das auch in seinen unbesonnensten Streichen sichtbar hervorschlug, war ein erklärter Feind von allem was Ungerechtigkeit oder Bedrückung hieß; war ein Sklave seines Worts, wenn ers einmal gegeben hatte, oft selbst zu seinem größten Schaden, hatte eine Gegenwart des Geistes die ihn auch in den gefährlichsten Fällen in den Stand setzte, einen Entschluß zu fassen, und besaß denn auch den Muth, seinen Entschluß auszuführen.

Dadurch hatte er sich denn auf der Universität so in Respekt gesetzt, daß er sich nur zeigen durfte wo es irgend Händel oder Unfug gab, und es war gewiß alles in kurzem beygelegt; entweder in

Güte oder mit Gewalt: und wirklich bedienten sich dann und wann sogar die Professoren seines Einflusses, wenn es, wie das auf Akademien dann und wann der Fall ist, unter den jungen Leuten zu Gährungen kam.

Ich will hier einen Vorfall anführen, den ich zwar eigentlich anticipire, denn er fällt in das Ende des zweyten Jahrs meiner akademischen Laufbahn; da er aber sehr geschickt ist zu zeigen in welchem Geiste wir zu handeln pflegten, so glaube ich meine Leser werden nichts dagegen haben.

Das siebente Kapitel.

Der Vorfall.

Wegner, ich, und noch zwey andre Studenten, die unsere immerwährende Gesellschaft ausmachten und mit uns so ziemlich von gleichem Schlage waren, hatten einmal unsrer löblichen Gewohnheit nach einige Tage auf den Dörfern herumgeschwärmt, und kamen eines Abends spät — es war gerade an einem Sonntage — auf ein Dorf, wo wir des vorzüglich guten Bieres wegen oft einzukehren pflegten, und diesesmal die Nacht zuzubringen dachten.

Wir gingen in ein kleines Zimmer, das an den großen Tanzsaal stieß, in welchem wir einige funfzig Studenten

trafen, worunter wenigstens drey Viertheile stark benebelt waren. Sie schrien und sangen so gut als es ihre schweren Zungen zuließen. Da wir keinen einzigen darunter genauer kannten, außer daß wir sie hier und da in Collegien gesehen hatten, so nahmen wir weiter keine Notiz von ihnen.

Wir hatten kaum eine halbe Stunde gesessen, so hörten wir im Dorfe eine Menge Männerstimmen, deren Klang uns ziemlich tumultuarisch vorkam. Wir eilten an die Fenster, und sahen beym schwachen Schimmer des Mondes etliche zwanzig Bauern, welche mit Heu- und Mistgabeln, Dreschflegeln und andern ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, und den Eingang zum Wirthshause besetzt hatten.

. Wir hörten dabey die Worte ver-
wirrt unter einander: »Sie müssen her-
»aus, die Hallunken! — Schlagt den
»Thorweg ein! — Heraus mit den Stu-
»denten!«

Das achte Kapitel.

Die Relation.

„Zugleich bemerkten wir, daß es unter den Studenten im Saale ziemlich unruhig zu werden begann. Schrecken und Bestürzung waren auf allen Gesichtern deutlich zu lesen, und machten auf einmal alle nüchtern. Sie vergaßen trinken und singen, steckten die Köpfe zusammen, und schienen Rath zu halten.

»Was Teufel ist das?« fing Wegner an, »vermuthlich haben die Buben Exzesse begangen!« —

Indem trat der Wirth ein, und kündigte ihnen an, die ganze Gemeine sey unten vor dem Wirthshause, und bestünde auf die Auslieferung der Studen-

ten; er habe zwar den Thorweg sperren lassen, er fürchte aber, sie möchten ihn einschlagen, wenn er nicht im Guten öffnete.

Die Bestürzung unter den Studenten wurde gröſſer. Wir ruften den Wirth in unser Zimmer, und erkundigten uns, was denn eigentlich vorgefallen sey? Seine Relation enthielt ohngefähr Folgendes:

Es war auf einem benachbarten Dorfe ein Scheibenschieſſen gewesen, bey welchem sich denn fast alle Bauern aus diesem Dorfe eingefunden hatten. Diese Musensöhne hatten sich ihre Abwesenheit zu nutze gemacht, Weiber und Mädchen insultirt, und im Rausche Excesse begangen, die sich nicht gut wieder erzählen lassen. Da ihrer so viele waren, so hat-

ten die wenigen mehrentheils sehr alten Bauern die zurückgeblieben waren, dem Unfuge nicht steuern können. Jetzt aber, da die übrigen zurückgekommen waren, hatten sie ihnen die schönen Streiche erzählt, und sie verlangten jetzt Rache.

Das neunte Kapitel.

Kriegsrath.

»Was ist da zu thun?« fragte Wegner.

»Was geht es uns an?« sagte ich. »Sind wir doch nicht dabey gewesen! »Der Wirth kann es uns ja bezeugen, »daß wir später gekommen sind.«

»Ey, davon werden die Kerls keine »Notiz nehmen. Genug, daß wir auch »Studenten sind. Bey dergleichen Ex»peditionen heißt es: mit gefangen mit »gehangen. Anhaben können sie uns »freylich nichts, wenn die Sache zur Un»tersuchung kömmt, aber übel genug, »wenn man so herumgezogen wird. Mich »wie einen Buben fangen und abliefern »lassen, das thu ich einmal für alle nicht!«

»Wir

»Wir auch nicht!« ſchrien wir übrigen drey.

»Alſo laßt uns zum Werke ſchreiten. »Mein Plan iſt gemacht. Ihr ſchließt »Euch an mich!«

Wir gingen in den Saal, wo die Studenten ſich für Angſt wie eine Heerde Schafe auf einen Haufen zuſammen gedrängt hatten! denn ihre Angſt vermehrte ſich in eben dem Grade, in welchem das Getöſe der Bauern von außen zunahm.

Das zehnte Kapitel.

Schlachtordnung.

Wegner ſtellte ſich mit verſchränkten Armen vor ſie hin:

„Sagt mir einmal,“ fing er in ſeiner tiefen Baßſtimme an, indem er ſie mit verächtlichen Blicken maß, „ſeyd Ihr „Studenten oder Hallunken?“

Entweder kam ihnen dieſe Frage ſo unerwartet, daß keiner von ihnen in der Geſchwindigkeit etwas darauf zu antworten wußte, oder glaubten Sie, Stillſchweigen ſey auch eine Antwort, genug es muckſte kein Einziger.

„Ihr wärt es werth, daß wir Euch „in der Bredouille ſtecken ließen,“ fuhr er fort, „aber weil ihr denn einmal Stu-

»denten heißt, so wollen wir Euch dies»mal durchhelfen. Schließt Euch an uns »an!»

Die Herren ließen sich das nicht zweymal sagen. Wegner stellte uns in Schlachtordnung. Er formirte eine Art von Phalanx. Er selbst stellte sich mit seinem tüchtigen spanischen Rohre bewaffnet an die Spitze. Dicht hinter ihm waren wir, seine drey Spießgesellen, auch mit spanischen Röhren, und dann kamen die Übrigen.

»Jetzt Marsch!« sagte Wegner. »Schlagt »nur so viel möglich auf den Fleck wo »ich hinschlage!»

Das eilfte Kapitel.

Die Unternehmung geht glücklich von Statten.

So marschirte also der Trupp kegelför-mig und dicht an einander gedrängt die Stiege hinunter. Wir ließen den Thor-weg öffnen. Die Bauern drangen auf uns ein, und schienen sich vorgenommen zu haben uns nicht übel zu empfangen. Einer darunter führte einen grimmigen Streich nach Wegner mit einer Heuga-bel, aber dieser, weit geschickter und schnel-ler als sein Gegner, versetzte ihm mit dem spanischen Rohre einen Schlag, daß er auf die Seite taumelte und seinen Hintermann mit sich fortriß. Auf diese Art hatten wir eine Bresche, durch die wir drey glücklich durchkamen. So wie

wir hinauswaren, stoben wir aus einander, damit die Übrigen Platz bekamen. Und so geschah es denn, daß, einige Schläge die im Vorbeygehn fielen abgerechnet, alle glücklich entkamen.

Die Bauern hatten auf diese Art Krieg zu führen nicht gerechnet. Sie waren daher so überrascht, daß die mehresten von ihnen noch mit aufgehobenen Mistgabeln und Dreschflegeln und mit weit offnen Mäulern dastanden, und noch mehrere Studenten erwarteten, als unser ganzer Trupp schon lange im weiten Felde war; und der Wirth erzählte uns nach der Hand, daß sie es gar nicht hätten glauben wollen, daß alle Studenten fort wären, und daß sie das ganze Wirthshaus vom Boden bis zum Keller durchsucht hätten.

Was uns aber wohl bey dieſer Expedition, außer der Geſchwindigkeit mit welcher ſie ausgeführt wurde, noch vorzüglich zu ſtatten kam, war, daß die meiſten Bauern von ihrem Scheibenſchießen einen kleinen Rauſch mit nach Hauſe gebracht hatten, der ſie zwar wohl unternehmend, aber eben ſo unbehülflich machte.

Das zwölfte Kapitel.

Finanzsachen.

Der Anfang meiner akademischen Laufbahn war äußerst lustig. Ich hatte noch einen ziemlichen Vorrath von dem Gelde, das mir Binchen zurückgelassen hatte, und Wegners Beutel war auch in guten Umständen. Wir schwärmten also wacker umher. Das ging aus einem Wein- und Kaffehause ins andre, von einer Dorfschenke in die andre: und weil wir an jedem dieser Örter eben so lockere Zeisige fanden wie wir waren, so bekam ich Bekannte, Freunde und Brüder ohne Zahl. Kurz, ich fand, daß das Studiren gar keine üble Sache sey, und wußte es Weg-

nern recht vom Herzen Dank, daß er mich auf den Einfall gebracht hatte.

Es nimmt in dieſer Welt alles ein Ende, und nichts geſchwinder als das Geld.

»Teufel, Brüderchen!» fing Wegner eines Morgens an — es mochte ohngefähr in der ſiebenten Woche ſeyn — »Ich glaube es wird Zeit daß wir ein»halten! Wie viel haſt du noch Geld?»

Dieſe Frage fiel mir aufs Herz, denn es war mir bis jetzt nicht einmal eingefallen, daß unſer Geld alle werden könnte. Ich ging hin zu dem Tiſchkaſten in welchem ich bisher meine Baarſchaft aufgehoben hatte, und woraus ich, wenn das was ich in der Taſche hatte ausgegeben war, nur immer nahm was mir gerade in die Hand kam und ohne zu zählen.

Jetzt zählte ich, und fand in allem noch vier Thaler und einige Groschen! Welch ein Donnerschlag für mich!

„Vier Thaler und etliche Groschen!“ sagte ich ganz kleinlaut.

„Brav, brav!“ antwortete Wegner verdrießlich. „So viel hab' ich nicht „einmal mehr! — Brüderchen, jetzt wirds „Krummliegen angehn!“

„Das Krummliegen? Was ist das?“

„O, das wirst du bald weg haben! „So etwas lernt sich ex usu. Jetzt ists „erst November; vor dem neuen Jahre „darf ich meinem Alten nicht kommen. „Du hast also Zeit genug zu lernen was „Krummliegen heißt. Gieb nur Achtung „wie ichs mache!“

Das dreyzehnte Kapitel.

Ich fange an zu ſtudiren und krumm zu liegen.

An dieſem Tage nahm mich Wegner zum erſtenmale mit ſich in ein Collegium. Es war ein philoſophiſches. Ich verſtand zwar von allem was ich da hörte ſo viel als gar nichts; aber es war etwas neues für mich, und der Profeſſor hatte einen außerordentlich guten Vortrag: es war alſo außerordentlich unterhaltend für mich: ſo unterhaltend, daß ich mich ordentlich ärgerte, als die Stunde vorüber war.

Von da gingen wir noch in einige andre, und zwar juriſtiſche. Dieſe unterhielten mich nicht ſo. Die Materien waren ſo trocken, und der Vortrag der Pro-

ſſeren ſo ſchleppend! Doch machte ich aus der Noth eine Tugend, und ſaß da, als ob ich noch ſo aufmerkſam zuhörte, um mich nicht vor den andern lächerlich zu machen.

Statt daß wir ſonſt in einer der größern Aubergen für einen Gulden die Perſon zu Mittage geſpeiſt, und für einen Thaler Wein dazu getrunken hatten, gingen wir dieſen Mittag in ein Speiſehaus, wo man für drey Groſchen ſpeiſte, und tranken Waſſer dazu. Nach Tiſche beſuchten wir wieder einige Collegia, von denen mich eines beſonders, und zwar über die Epiſteln ad familiares des Cicero ungemein unterhielt. Der Profeſſor erklärte dieſe Epiſteln hiſtoriſch, und ſetzte dann die Schönheiten der Sprache dieſes großen Schriftſtellers in ihr gehöriges Licht.

Hier war es, zum erstenmale in meinem Leben, daß ich anfing zu ahnden, Cicero habe seine Schriften doch wohl nicht bloß geschrieben, um arme Schulknaben mit dem Lateinischen zu martern.

Das vierzehnte Kapitel.

Wir repetiren.

Es war von allem dem, was ich diesen Tag über gehört hatte, ein wunderliches buntschäkiges Gewirr in meinem Kopfe, als ich des Abends nach Hause kam. Das erste was Wegner that, war, daß er Licht hohlen ließ, denn wir hatten uns bisher gar nicht damit abgegeben welches zu brennen, weil wir immer erst sehr spät nach Hause gekommen und im Finstern schlafen gegangen waren.

»Komm her, Brüderchen,« sagte Wegner, »jezt wollen wir unsre heutigen Col»legia repetiren.«

Wir ſetzten uns zuſammen an einen Tiſch, Wegner nahm einige Bücher her, und zu meinem nicht geringen Erſtaunen wiederholte er mir beynahe Wort für Wort alles, was die Profeſſoren heute geſagt hatten. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber.

»Wenn man ein wenig geſunden »Menſchenverſtand und Gedächtniß hat, »kann man alles,« antwortete er mir lächelnd. »Ich bin keiner von den ſoge»nannten fleißigen Studenten, von den »Bücherwürmern, die um keinen Preis »der Welt ein Einziges Collegium ver»ſäumten, und alles nachſchreiben. In »den Köpfen dieſer Menſchen ſiehts dann »gewöhnlich deſto leerer aus, je voller »ihre Manuſcripte ſind, weil ſie mehten»theils nur maſchinenmäßig nachſchrei-

»ben. Ich ſehe manchmal in ganzen
»Monathen kein Buch an: dafür mache
»ich aber auch, wenn ich einmal drüber
»komme, in einer Woche mehr, als jene
»in einem Vierteljahre.«

Das funfzehnte Kapitel.

Käse und Brod, und Wasser, und — eine Moral.

Wegner gab mir hierauf eben den Brief des Cicero, über den wir heute ein Collegium gehört hatten, ins Deutsche zu übersetzen, und fing indessen etwas vor sich an zu studiren. Ich machte mich eifrig darüber her, denn Exempel sind wie man weiß ansteckend, und Wegners Fleiß spornte mich an. Wirklich brachte ich mit Hülfe eines Lexicons, das ich sehr fleißig dabey zu Rathe zog, eine ganz leidliche Übersetzung zusammen, mit welcher Wegner recht sehr zufrieden war.

Alsdann hielten wir unsre Abendmahlzeit, welche nicht wie bisher in kalter Küche, Austern, oder warmen Braten

und

und Wein, ſondern in einem Stück Käſe und Brod, und Waſſer beſtand. Aber ich kann meine Leſer verſichern, daß mir dieſe kärgliche Mahlzeit beſſer ſchmeckte, als die beſten Leckereyen, denn mein Herz war leicht, und mein Gewiſſen rein. Es war das erſtemal in meinem Leben, daß ich an einem Abende ſagen konnte: »ich »habe meinen heutigen Tag gut und »nützlich verwendet!»

Vermuthlich war das auch die Urſache, warum ich dieſe Nacht ungleich beſſer und ruhiger ſchlief, als alle vorhergehenden.

Das sechszehnte Kapitel.

Wir vermeubeln.

Diese fleißige Lebensart setzten wir ununterbrochen fort, und ich brachte es wirklich unter Wegners Leitung in einigen Wochen so weit, daß ich einen leichten Autor beynahe ohne Lexicon verstand, ja, ich fing sogar an, ganz leidlich und ohne große Donatschnitzer aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen.

So kärglich wir indessen auch lebten, so nahmen doch unsre Finanzen zusehends ab. Junge Leute wollen essen, und wir waren beide bey vorzüglich gutem Apetite. Nach drey Wochen hatte keiner von uns einen Kreuzer mehr. Unsern Freunden, die wir allenfalls um Hülfe anzusprechen

wagen durften, ging es gerade so wie uns. Da war guter Rath theuer!

Wir nahmen also unsre Zuflucht zu dem, unter den Studenten in dergleichen Fällen sehr gewöhnlichen Hülfsmittel, zum Vermeubeln, daß heißt, wir verkauften ein Kleidungsstück nach dem andern. Aber es setzte bey alle dem doch nur sehr schmale Bissen: denn außerdem, daß unsre Garderobe an sich keinen sonderlichen Werth hatte, weiß man ja wohl, was man aus getragenen Kleidern löst, zumal wenn diejenigen, die sie einem abkaufen, wissen daß man in Noth ist.

Das ſiebzehnte Kapitel.

Eine Finanzoperation.

Was uns am mehreſten drückte, war die im Monath December von Tage zu Tage immer mehr zunehmende Kälte. Unſer kleiner Geldvorrath reichte kaum zu, unſere Magen mit ſchwarzem Brodte und Käſe zu füllen. An das Holzkaufen durften wir gar nicht denken. Gleichwohl war's im ungeheizten Zimmer ſchlechterdings nicht auszuhalten.

»Mir fällt etwas ein,« ſagte Wegner eines Abends, indem er ſich in die Hände blies. »Das iſt nicht auszuſtehen! Noth »bricht Eiſen!«

Er nahm einen alten Degen unter ſeinem Capot, ich mußte ein altes Hemd

nehmen und es oben zusammen binden, daß eine Art von Sack daraus wurde und ihm folgen.

„Aber was willst du denn machen?“ fragte ich ihn, als wir auf der Straße waren.

„Das wirst du schon sehn!“ antwortete er. „Die Noth macht erfinderisch!“

Wir kamen an ein Haus, über dessen Thür ein paar kleine Stücke Holz fest gebunden waren, zum Zeichen, daß man hier Holz in Scheiten verkaufte. Wegner schnitt mit seinem Degen den Bindfaden durch: das Holz fiel herunter, und ich mußte es in meinen Sack stekken. Dasselbe Manöver wiederholten wir diesen Abend an mehreren der-

gleichen Häuſern, ſo daß wir binnen weniger als anderthalb Stunden einen Holzvorrath für einige Tage zuſammen brachten.

Das achtzehnte Kapitel.

Ein Abentheuer.

Wenn die Noth am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten, ſagt das Sprüchwort. So ging es auch mir.

Ich ſtand eines Abends — es war gerade der Vorabend vor Weyhnachten — an der Thür eines Hauſes am Markte. Es war der letzte Tag des ſogenannten Chriſtmarktes. Traurig hatte ich mich hingelehnt, und ſtarrte die ſchönbeleuchteten reich ausſtaffirten Buden an, um welche ſich alles herumdrängte und kaufte. Alle Geſichter waren ſo froh. Auf allen ſah ich entweder die fröhliche Erwartung eines reichlichen Weyhnachtsgeſchenks,

oder das behagliche Gefühl, jemanden etwas ſchenken zu können.

Ich Armer ſtand unter ſo vielen hundert glücklichen Menſchen mit leerem Magen — denn ich hatte dieſen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen — und leerer Taſche da. Man denke ſich alſo was das unaufhörliche Klingen der Münzen und der Geruch der Weyhnachtskuchen und Torten die mir vor der Naſe vorbeygetragen wurden, mir für unangenehme Gefühle machen mußten!

Auf einmal hörte ich hinter mir bedeutend huſten. Ich ſah mich um. Das Huſten wurde wiederholt, und ſchien von der Treppe herzukommen: die Stimme klang wie eine Weiberſtimme. Es war aber ſo finſter, daß ich ſchlechterdings nichts erkennen konnte.

Es wurde zum drittenmale gehuſtet. Auf einmal fiel mir ein, daß das wohl ein Abentheuer ſeyn könnte, und die Neugierde trieb mich, das Ding doch näher zu unterſuchen.

Das neunzehnte Kapitel.

Das Paket.

Ich tappte alſo nach dem Orte hin wo der Schall herkam.

»Nun? Sind Sie da?« ziſchelte die Weiberſtimme ganz leiſe.

»Ja, da bin ich!» antwortete ich eben ſo leiſe.

»Die Madam kann Sie dieſen Abend »nicht ſprechen,« ſagte jene wieder. »Der »Herr wird gleich nach Hauſe kommen. »Sie ſchickt Ihnen indeſſen das, und »läßt Ihnen ſagen, Sie ſollen morgen »nach Tiſche punkt zwey Uhr kömmen: »aber ja nicht ſpäter! Da nehmen Sie »geſchwind! Ich muß wieder hinauf! »Die Kinder ſind allein!»

Bey dieſen Worten gab ſie mir ein ziemlich großes Packet auf den Arm, und hüpfte die Treppe wieder hinauf.

Ich ſtand da mit meinem Packete, und wußte nicht, ob ich träumte oder wachte? Indeſſen hatte ich einen ſoliden Beweis in den Händen, daß es kein Traum war.

»Das muß ein Irrthum ſeyn!» ſagte ich bey mir ſelbſt. »Wahrſcheinlich iſt »das einem ganz andern beſtimmt. Aber »in meiner Lage wär ich wohl ein groſ»ſer Narr, wenn ich dieſen Irrthum »nicht benützte!»

Das zwanzigste Kapitel.

Ein unverhofftes Glück.

Die Furcht, daß etwa der Rechte kommen und mir meine Beute wieder abjagen möchte, jagte mich zum Hause hinaus, und die Neugierde, worin diese Beute bestehn könnte, jagte mich eben so geschwind nach Hause.

Ich schlug in aller Eile Licht, zündete das letzte kleine Endchen Unschlittkerze das uns noch diesen Morgen zur Pommade gedient hatte an, um mein Packet zu perlustriren.

Man stelle sich wenn man kann meine Freude vor, als ich ein ganz neues Kleid, Rock, Weste und Beinkleider von feinem Tuche, zwey feine Hemden, zwey paar

seidne Strümpfe, eine Garnitur silberne Schnallen, ein versiegeltes Papier mit sechs Luisd'or und einen großen Kuchen darin fand!

Ich wußte mich gar nicht in mein Glück zu finden! Aus dem ärmsten armen Teufel des Univer'ums so auf einmal zu einer Art von Crösus zu werden, das war doch wohl eine Metamorphose die der Mühe sich darüber zu freuen wohl allenfalls werth war!

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Der Louisd'or.

Noch ſtand ich da, von meinem Glück ganz betäubt, und wühlte in meinen Schätzen herum: ich befühlte bald das Kleid, bald die Schnallen, bald die Louisd'or, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich wachte, als Wegner nach Hauſe kam. Das Stückchen Licht war abgebrannt, ſo daß er mich im Finſtern fand, eine Sache die ihn eben weiter nicht überraſchte, weil ſich das oft fügte, wenn unſer Geld nicht hinreichte, Kerzen zu kaufen.

„Geſchwind ſchaffe Licht, Brüderchen!“ ruſte ich ihm entgegen.

»Licht?« erwiederte er, »hat ſich was »Licht! Wenn ich erſt einen Kreuzer »hätte, mir eine Semmel zu kaufen!«

»Hier haſt du einen Louisd'or!« ſagte ich.

»Einen Louisd'or?« wiederholte er. »Ich glaube, du willſt mich foppen?«

»Nein nein, ich foppe dich nicht! Da »nimm nur, nimm!« Ich drückte ihm den Louisd'or in die Hand.

»Was Teufel! wie kömmſt du denn »zu Gelde?« fragte er.

»Schaffe nur Licht! Ich will dir »hernach alles haarklein erzählen!«

»Hm!« brummte er indem er hinaus ging um ein altes Weib zu rufen das uns aufwartete. »Das hätt' ich nicht ge»glaubt, daß ich heute noch einen Louis»d'or in meine Hand bekommen würde!«

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Wegner kömmt ins Klare.

Das Licht kam endlich, und ich konnte es kaum erwarten, bis das alte Weib das Silbergeld, das sie von dem Louis-d'or zurückbrachte, aufgezählt hatte — eine Sache, die ziemlich lange herging, denn das Rechnen war eben ihre starke Seite nicht — und wieder hinaus war.

Jetzt kramte ich meine Schätze aus. Wegner war ganz Auge. Ich mußte ihm der Länge nach erzählen, wie ich dazu gekommen war.

»Nun das muß man sagen, Brüder»chen,« rufte er aus, »du hast mehr »Glück als Verstand! — Aber höre — »beschreib mir doch einmal das Haus.«

Ich that es.

»Aha!«

»Aha!« sagte Wegner, »jetzt bin ich
»schon im Klaren! Deine unbekannte
»Wohlthäterin ist gewiß niemand anders,
»als die Frau des Kaufmann X**!«

»Kennst du sie?«

»Von Ansehn, und par Renomée.
»Sie wird jetzt ohngefähr neunzehn und
»ihr Mann sechs und sechzig Jahre alt
»seyn. Es soll schon, ehe er sie geheira-
»thet hat, nicht viel an ihr gewesen
»seyn, denn ich habe mir sagen lassen,
»daß ihre Eltern sehr froh waren, als
»sie sie an Mann brachten. Jetzt ist
»der alte Kerl eifersüchtig wie ein Türke,
»und was das hübscheste ist, er hält ihr
»selbst nicht Farbe, denn er hat immer
»noch nebenbey etwas auf der Streu.«

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Wenn aus dem Spaße Ernst würde!

»Aber sey dem wie ihm wolle,« fuhr Wegner fort, »haben wir doch Geld. »Wir wollen uns heute Abend bene »thun, denn ich sage dir, mein Magen »ist zusammengeschrumpft wie ein alter »Courierstiefel!«

Mir gings just so. Aber ich hatte über die Freude Hunger und alles vergessen. Jetzt da mich Wegner daran erinnerte, wurde auch mein Magen wieder rebellisch, und wir ließen alles stehn und liegen, und eilten nach einem Gasthause, um diese unsre ungestümen Gläubiger zu befriedigen.

Ich habe von jeher die Erfahrung gemacht, daß ſich unter allen Schulden die Magenſchulden am beſten bezahlen, denn Gläubiger und Schuldner befinden ſich beyde gleich gut dabey.

»Höre Brüderchen,« ſagte Wegner indem wir die zweyte Flaſche leerten, und ſo traulich beyſammen ſaßen, »ich »gäb etwas darum, wenn aus dem »Spaße Ernſt würde!«

»Aus welchem Spaße denn?«

»Je nun, aus dem von heute Abend! »Es iſt nun ſo ein Einfall von mir, »aber ſo wie ich Madame X** kenne, »ſo iſt er nicht unausführbar. Sie iſt »die Frau nicht, die ein ſo ſchönes Prä»ſent umſonſt und um nichts wird wol»len gemacht haben.«

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Das läßt ſich hören.

»Aber der, für den es eigentlich beſtimmt »war?« antwortete ich.

»Hm! Wenns der iſt, den ich im »Sinne habe, der ſoll dir denk ich nicht »ſehr im Lichte ſtehn. Es ſoll mir nicht »viel fehlen, ich kenne ihn. Von dem »haſt du nichts zu fürchten. Es käme »nur darauf an, daß ſie dich ſäh, und »ich wette, ſie beißt an. Weißt du was? »Ich weiß in welche Kirche ſie zu gehn »pflegt. Morgen iſt großer Feyertag. »Du ziehſt dein neues Kleid an, läßt »dich recht ſchön friſiren, und ich führe »dich in die Kirche an ihren Stuhl.«

»Aber das hieß ſie ja brüskiren!«

»Pah! Sie wirds ſo nicht nehmen,
»und kanns ſo nicht nehmen. Daß du
»das Kleid anziehſt, das du von unbe-
»kannter Hand haſt geſchenkt bekommen,
»iſt ja ſehr natürlich. Daß du gerade
»in dieſe Kirche und gerade an dieſem
»Stuhl kömmſt, iſt Sache des blinden
»Ohngefährs. Überdem erzeigſt du auch
»noch obendrein ihrer Neugierde einen
»Dienſt, denn daß derjenige ihr Präſent
»nicht erhalten hat, für den es beſtimmt
»war, wird ſie vermuthlich zu ihrem gro-
»ßen Leidweſen ſchon erfahren haben,
»und nun wird ſie doch wenigſtens wiſ-
»ſen wollen, in weſſen Hände es der Zu-
»fall denn geſpielt hat?«

»Das läßt ſich hören!« antwortete ich.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Eine vernünftige Ursache.

»Besonders wär mirs aus einer Ursache »lieb,« fuhr Wegner fort, »wenn zwi»schen dir und Madame X** ein kleiner »Liebeshandel zu Stande käme.«

»Vor allen Dingen sage mir, ist sie »hübsch?«

»Hm, wie mans nimmt! Sie gehört »gerade nicht unter die außerordentlich »schönen Weiber, aber sie ist doch mehr »hübsch als häßlich, besonders ist ihre »Gestalt gar nicht übel. — Je nun, du »kannst dir sie ja morgen besehn. Das »Ansehn hat man ja umsonst.«

»Also jetzt deine Ursache.«

»Du wirst gleich hören, daß es eine

»sehr vernünftige Ursache ist. Ich hatte
»vor ohngefähr acht Monathen einen
»Liebeshandel mit der Tochter eines hie-
»sigen Seifensieders. Das Mädchen war
»hübsch, ich hatte ernsthafte Absichten auf
»sie, und es hätte können aus uns ein
»Paar werden. Auf einmal kriegte sie
»der alte X** aufs Korn. Er ließ ihr
»Anträge machen. Junge Mädchen sind
»eitel. Er konnte brav spendiren, das
»konnte ich nicht. Kurz, er hob mich
»mit sammt meinen ehrlichen Absichten
»aus dem Sattel. Wenn ich über die
»Liebe und Eifersucht nicht den Kopf
»verlohren hätte, so hätte ich können
»bey dem Handel im Trüben fischen,
»denn das Mädchen war in mich ge-
»schossen; aber ich nahm die Sache zu
»ernsthaft, und blieb von Stunde an

»aus dem Hauſe: vermuthlich hat ſich »aber ein anderer gefunden, der an mei»ner Stelle im Trüben fiſcht, denn ich »begegnete dem Mädchen erſt geſtern, »und ihr Geſicht und ihre Taille kamen »mir ein wenig verdächtig vor: auch »weiß ich von guter Hand, daß der alte »X** dumm genug iſt, ſich einzubilden, »daß er ihr die Taille verdorben hat, »und unter der Hand für Geld und gute »Worte einen Vater zu ihrem Kinde »ſucht. Sieh, das wär nun gar nicht »übel, wenn du mich an dem alten Krük»kenflößer bey ſeiner Frau rächteſt.«

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Rache ist süß.

Schadenfreude ist nun einmal dem Menschen angebohren, wie man denn das im Kapitel von der Erbsünde das Weitere nachlesen kann. Daher pflegt man auch zu sagen, Rache ist süß: um wie viel süßer aber war nun nicht erst die Rache, zu welcher ich hier aufgefordert wurde?

Ich wurde ganz begeistert von dem Gedanken, meinem Freunde einen Lieblingsdienst erzeigen zu können, und war fest entschlossen, das Abentheuer zu bestehn, so bald es sich nur thun ließ. Der bloße Gedanke davon machte uns schon außerordentliche Freude, und diese Freude erheischte dann natürlicherweise

die dritte Flaſche, die wir unter hunderterley Projekten fröhlich ausleerten; auf welche Expedition wir dann nach Hauſe gingen; und uns ſchlafen legten.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Die Toilette.

Bis hierher hatte ich mir in aller Demuth meines Herzens mein Haar selbst frisirt: diesen Morgen aber ließ ich mir einen Friseur hohlen, und mich für einen baaren halben Gulden von ihm zum Adonis machen, denn ich wußte wohl, daß ich, wenn die Sache nach Wunsch ging, diesen halben Gulden auf gute Zinsen auslegte.

Ich zog darauf das schöne neue Kleid, das ich so per fas et nefas bekommen hatte, und das mir sonderbar genug wie auf den Leib gegossen paßte — eine Sache, die ich im Vorbeygehn gesagt, für ein sehr gutes Omen hielt — an.

Doch, da habe ich nun ſchon das Kleid an, und bin mit meinem Piedeſtal noch nicht fertig! und das verdient doch allerdings einiger Erwähnung.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Das Piedestal.

Mit meinen Füßen also wär mirs beynahe gegangen, wie den Pfauen, denn mit meinem Schuhvorrath wars herzlich schlecht bestellt. Und die schönen weißseidnen Strümpfe und die blitzenden silbernen Schnallen wollte ich doch nicht umsonst haben! Wegner konnte mir auch nicht aus der Noth helfen, denn der hatte gar keine Schuh, weil er immer Stiefeln zu tragen pflegte. Feyertag wars auch; es war also kein Schusterladen offen. Da war wirklich Lachen zu verbeißen!

Indem wir so da einander gegenüber saßen, und überlegten was da zu thun

ſey, wurde ziemlich unſanft an unſre Thüre geklopft.

»Herein!« ſchrie Wegner, und ich ſaß ganz erſchrocken da, denn ich weiß nicht, wie mir in dieſem Augenblicke der alberne Gedanke durch den Kopf lief, daß das vielleicht jemand ſeyn könnte, der mein Präſent wieder reklamirte, und was hätte ich arme Krähe, die ſich eben mit fremden Federn ſchmücken wollte, dann für eine traurige Figur gemacht?

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Der willkommene Gläubiger.

Es war Wegners Schuſter, der noch für die letzten Stiefeln das Geld zu fordern hatte, und dieſes Geld verlangte, weil, wie er ſagte »ein Handwerksmann zu »den Feyertagen Geld brauchte.«

Zu jeder andern Zeit wär uns dieſer Beſuch äußerſt fatal geweſen: jetzt aber war dieſer Schuſter der erſte und einzige willkommene Gläubiger, der jemals in eine Studentenſtube eingetreten iſt, und wird wohl auch bis ans Ende der Welt der Einzige bleiben.

Wenigſtens wenn er auch Wegnern nicht willkommen war, ſo war ers doch

mir, denn ich sah daß er zwey Paar neue Schuh in der Hand hatte, und auf das eine davon machte ich sogleich mit den Augen Jagd.

Wegner öffnete eben den Mund, um ihm die tröstliche Nachricht zu verkündigen, daß er kein Geld habe, und ihn folglich nicht bezahlen könne, aber ich fiel ihm ins Wort:

»Ich will Ihnen das Geld für die »Stiefeln bezahlen,« sagte ich, »wenn »Sie mir ein Paar von diesen Schuhen »ablassen.«

Der Schuster machte einige Einwendungen, und versicherte, daß er eine Kundschaft darüber verlieren könnte, weil die Herren für die sie bestimmt wären darauf warteten. Da er aber einen schönen Louisd'or in meiner Hand blinken sah,

sah, so ließ er sich endlich bewegen, und überließ mir das eine Paar davon, das mir am besten paßte.

Wer war froher als ich!

Das dreißigſte Kapitel.

Die Inspectio ocularis.

Als ich endlich mit meinem Anzuge fertig war, machte mir das Stückchen Spiegelglas das auf unſerm Fenſterbrett ruhte, das Compliment, daß ich Urſache hätte mit meiner kleinen Figur gar nicht unzufrieden zu ſeyn. Freylich war dieſes Stückchen ſo klein, daß es mir nur einen kleinen Theil davon zeigen konnte, aber es war doch wenigſtens der gute Wille zu ſchätzen, und ich nahm alſo vor der Hand mit dieſem kleinen Theile vorlieb.

Jetzt traten wir unſern Marſch nach der Kirche an, um die Inspectionem ocularem oder Beſichtigung vorzunehmen. Wegner ſpähte die Madame X** ſchon von weitem aus.

»Die dort im blauen Atlaspelze iſts!« raunte er mir zu. »Jetzt mache du nur »deinen Paſſus! Ich will von weitem »beobachten.«

Es wurde noch geſungen. Madame X** hatte ihre Augen feſt auf das Geſangbuch gerichtet, ſo daß ich volle Zeit hatte, ſie ungeſtört mit meinen Blicken zu durchlaufen.

Ich fand, daß ich eben nicht Urſache haben würde, Wegnern meinen Freundſchaftsdienſt für eine gar zu große Aufopferung anzurechnen, im Fall ich mich dazu brauchen ließ, ihn an Herrn X** zu rächen. Sie war ein hübſches, rundes, blühendes Weib, das ſchon einer kleinen Aufopferung werth war.

Das ein und dreißigste Kapitel.

Ich mache Effekt.

Ich stellte mich so, daß ich ihr ins Gesicht fallen mußte, sobald sie nur die Augen aufschlug.

Sie that es endlich, und der erste Blick den sie auf mich warf, jagte ihr eine Röthe ab, daß sie mich beynahe dauerte. Sie glühte über und über.

Ich hütete mich wohl sie geradezu anzusehen; ich that als bemerkte ich sie gar nicht, um ihr Zeit zu lassen sich von ihrer ersten Bestürzung zu erhohlen. Demohngeachtet aber ließ ich sie nicht aus den Augen, und schielte immer verstohlen nach ihr hin, um so viel als möglich von ihren Bewegungen zu beobachten.

Der erſte Anfall der Überraſchung war endlich vorbey, und ſie wagte den zweyten Blick auf mich, aber immer noch mit ſichtbarer Unruhe. Ich ſtellte mich, als bemerkte ich auch dieſen nicht, und ſah ganz unbefangen nach dem Chor hinauf, wo ich gerade einen Bekannten von mir erblickte, den ich grüßte.

Nach und nach fingen ihre Blicke an auf mir ruhen zu bleiben; ſie ſchien mich mit einigem Wohlgefallen zu betrachten, und es kam mir ſogar vor, als läs ich in ihren Blicken etwas, das ohngefähr ſo viel ſagen wollte, als: »dieſes Kleid war »dir zwar eigentlich nicht zugedacht, aber »ich finde demohngeachtet, daß es dir »deswegen um nichts ſchlechter ſteht.«

Das zwey und dreißigſte Kapitel.

Ich eröffne die Laufgräben.

Ich war mit dem Effekte den meine kleine Perſon vor der Hand gemacht hatte gar nicht übel zufrieden, hielt es aber noch nicht für rathſam zu erkennen zu geben, als ob ich etwas davon merkte. Ich ſpielte den Unbefangenen immer fort, warf meine Augen in der ganzen Kirche umher, nur nicht auf Madame X**.

Erſt nach guten drei Viertelſtunden, als ich ſie ſo ſicher gemacht hatte, daß ihre Augen faſt immer auf mir ruhten, warf ich wie von ohngefähr einen Blick auf ſie, und fing gerade einen ihrer Blicke auf.

Sie wurde wieder feuerroth, ſchlug die Augen ſogleich nieder, ich bemerkte

aber demohngeachtet, daß ſie immer noch nach mir herüberſchielte.

Jetzt hielt ichs für die rechte Zeit die Laufgräben zu eröffnen. Ich durchlief ſie mit Blicken des ſichtbarſten Wohlgefallens. Dieſe Blicke entgingen ihr nicht. Verſtohlen warf ſie mir von Zeit zu Zeit einige zu, die ich denn, wie ſich's verſteht, beſtens erwiederte, und ſo trieben wir's bis die Kirche aus war.

Das drei und dreyßigſte Kapitel.

Die Zofe.

Jetzt kam ihr Dienſtmädchen, nahm ihr das Geſangbuch ab, und brachte ihr einen Regenſchirm, weil es angefangen hatte zu ſchneyen und zu regnen.

Indem ſie ſich herumdrehte, fiel ich ihr ins Geſicht. Sie durchlief mich einigemal vom Kopf bis zu den Füßen, und ſah mir dann ſtarr in die Augen, als ob ſie ſagen wollte: »und du biſt auch noch »ſo impertinent, und ſtellſt dich meiner »Frau vor die Naſe?«

Ich ließ mich dadurch nicht aus der Faſſung bringen, ſondern ſpielte den Unbefangenen immer fort. Nur verſäumte ich nicht Madame X**, welche eben An-

ſtalt machte aufzuſtehn, noch einige bedeutende Blicke zuzuwerfen.

Jetzt näherte ich mich dem Mädchen:

»Sagen Sie mir doch, mein ſchönes »Kind,« flüſterte ich ihr ins Ohr, »wer »iſt denn das ſchöne Weib, der Sie den »Regenſchirm gebracht haben?«

»Wenn Sie jemand fragt,« antwortete ſie in dem dieſer Gattung Menſchen eigenen naſeweiſen Tone, »wenn Sie jemand fragt, ſo ſagen Sie nur, Sie »wiſſen es nicht!«

Ich wollte ihr eben antworten, aber Madame X'' war aufgeſtanden und machte ſich auf den Weg. Sie mußte dicht bey mir vorbey als ſie aus dem Stuhle herausging, und warf mir einen durchdringenden Blick zu, den ich beſtens erwiederte. Ihre Zofe folgte ihr, und

ich und Wegner gingen ihr von weitem nach, eine Sache, die meiner Schönen nicht entging, denn sie ermangelte nicht, sich von Zeit zu Zeit nach mir umzusehn.

Wir begleiteten sie so bis an ihr Haus, an dessen Thür sie sich denn mit noch einem ausdrucksvollen Blick von mir beurlaubte, ehe sie hineinging.

Das vier und dreyßigſte Kapitel.

Jetzt iſt's ſo gut als richtig.

»Du haſt Deine Sache excellent ge»macht, Brüderchen!» ſagte Wegner voller Freuden zu mir.

»Meinſt du daß es gehn wird?» fragte ich.

»Obs gehn wird? Ich behaupte, es »geht ſchon! Ich habe alles von wei»tem beobachtet, und es müßte alles fehl»ſchlagen, oder wir ſetzen unſern Plan »durch. ‚Du ſchienſt Madame X'' zu »behagen, und ohne dir eine Schmeiche»leyen zu machen, ſie müßte ja keine Au»gen im Kopfe haben, wenn du ihr nicht »lieber wärſt, als ihr Adonis, der dürr»beinige Fiſcher!»

»Fiſcher iſt ihr Cicisbeo? Der Fi»ſcher, der mit uns beym Profeſſor ** »hört?»

»Derſelbe! Das iſt doch wohl ein »Nebenbuhler den du gerade nicht zu »ſcheuen haſt? He?»

Jetzt wuchs mein Muth um ein groſſes.

»Ah, wenns der iſt,» ſagte ich, den »hebe ich aus dem Sattel!»

Wir waren mittlerweile die eine Stra»ße hinaufgegangen, ohne Beſtimmung wohin? denn es war uns nur eigentlich darum zu thun herumzulaufen, um uns recht viel Apetit zu hohlen, weil wir uns vorgenommen hatten, uns dieſen Mittag durch eine gute Mahlzeit für die ſo viele wochenlange Faſten ſchadlos zu halten.

Wegner ſah ſich von ohngefähr um;

»Die Zofe folgt uns nach!» raunte er mir zu. »Sie wird wissen wollen, »wo du wohnst. Das ist ein gutes Zei»chen. Laß uns nach Hause gehn.»

Wir thaten das. Die Zofe ging uns immer von weitem nach. Der Zufall fügte es, daß gerade das alte Weib welches uns aufwartete, an der Hausthür stand. Wegner gab ihr absichtlich einen Auftrag, uns, ich weiß selbst nicht mehr was? zu hohlen.

Wir gingen in das Haus hinein, lauschten hinten auf der Treppe, und hörten, daß sich die Zofe bey dem alten Weibe nach meinem Nahmen erkundigte.

»Jetzt ists so gut als richtig!» zischelte mir Wegner zu.

»Jetzt ists so gut als richtig!» wiederholte ich, und die Zofe trippelte fort, um ihren Rapport abzustatten.

Das fünf und dreißigſte Kapitel.

Der Behelf.

Ich lag am andern Morgen noch im Bette — Wegner war ausgegangen — als ganz ſanft an meiner Thür geklopft wurde.

Ich rief »herein!» und es war die Boſe von geſtern, welche hereintrat.

»Ich bitte um Vergebung!» fing ſie an, »aber ich bin in einer kleinen Ver»legenheit, aus welcher Sie mir helfen »müſſen.»

»Recht ſehr gern,» antwortete ich, »haben Sie nur die Güte mir zu ſagen, »wie?»

»Meine Herrſchaft gab mir vorgeſtern »Abend ein Packet, worinnen ein Weyh-

»nachtsgeſchenk war, das ich dem Infor»mator von unſern Kindern zuſtellen »ſollte. In der Eile kam ich im Fin»ſtern an einen Unrechten. Jetzt hat »die Madam erfahren, daß der Infor»mator nichts bekommen hat, und for»dert die Sachen von mir. Ich weiß »wahrhaftig meinem Leibe keinen Rath!»

Ich merkte ſogleich, daß die Geſchichte mit dem Informator nichts als ein bloßer Behelf war. —

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Die schönen Hände.

»Aber mein schönes Kind,« fragte ich lächelnd, »möchten Sie nicht die Güte »haben mir zu sagen, was ich thun »kann, um Ihnen aus Ihrer Verlegen»heit zu helfen?«

»Das werden Sie gleich hören,« erwiederte sie. »Ich habe starke Ursache »zu vermuthen, daß Sie derjenige sind, »dem ich aus Versehn das erwähnte Pa»ket zugestellt habe, und da wollte ich »Sie bitten, mir die Sachen wieder her»auszugeben.«

»Wissen Sie aber auch, daß man auf »eine bloße Vermuthung —«

»O, es ist wohl mehr, als bloße Ver»muthung! Dort hängt ja das Kleid

»über

»über dem Stuhle, und da liegen die
»ſilbernen Schnallen auf dem Tiſche, die
»ich ſelbſt habe kaufen müſſen!«

»Wenn das iſt, ſo wär ich denn frey-
»lich überführt. Aber wiſſen Sie wohl,
»daß ich ganz und gar nicht geſonnen
»bin, die Sachen wieder herauszugeben?«

»Nicht?« wiederholte ſie lächelnd.
»Sie wären mir ein ſauberer Herr. Und
»warum denn nicht?«

»Weil man das nicht ſo leicht wieder
»zurückgiebt was man von ſchönen Hän-
»den bekommen hat!«

»Von ſchönen Händen? Um Verge-
»bung, meinen Sie meine Hände, oder
»meiner Madam ihre?«

Das sieben und dreißigste Kapitel.

Der Vergleich.

»Wenn ich Ihre Hände sehen könnte,« antwortete ich, »so wollte ich Ihnen sa»gen, welche ich meine: aber Sie haben »sie da in dem neidischen Musse stecken.«

»In dem neidischen Musse! Der »Tausend, wie das hübsch klingt! Nun »da, sehen Sie eine von meinen Hän»den an!«

Sie streckte mir bey diesen Worten eine von ihren Händen entgegen, die in der That gar nicht häßlich war. Ich griff geschwind darnach, und zog sie sanft zu mir aufs Bette. Ich sage sanft, denn sie war so nachgebend, daß ich gar nicht stark zu ziehen brauchte, vermuth-

lich, um mir von der Gefälligkeit ihrer Gebieterin eine vortheilhafte Idee beyzubringen, im Fall ich ein Anhänger des Satzes wär: »Wie der Herr, so der Die»ner.«

Wenn man jung ist, so ist man neugierig. Ich kam auf den Einfall es weiter zu versuchen, wie weit die Gefälligkeit meiner Nymphe ging, und ich hatte einige Minuten nachher den übe[redacted]d. sten Grund zu hoffen, daß, dem obigen Satze zu Folge, Madame X'' gewiß nicht unerbittlich seyn würde.

»Und wie wirds denn nun mit den »Sachen werden?« fing sie einige Zeit nachher wieder an, indem sie ihre Haube, die — vermuthlich durch den Wind — ein wenig verschoben war, wieder zurechte rückte

»Ja, das weiß ich nicht!«

»Ich ſehe ſchon, mit Ihnen iſt nichts »anzufangen!« verſetzte ſie muthwillig. »Wiſſen Sie was? Machen Sie es mit »meiner Madam ſelbſt aus. Sie er»wartet Sie dieſen Nachmittag um drey »Uhr. Wo wir wohnen, wiſſen Sie ja? »Ich will ſchon im Vorhausfenſter Ach»tung geben, daß Sie in keine unrechte »Thür kommen.«

Und damit trippelte ſie zur Thür hinaus.

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Madame X** giebt es hoch.

Ich hielt die Stunde pünktlich. Sophie, so hieß die Zofe, führte mich bey ihrer Gebieterin ein.

Ich fand Madame X** in einem reizenden Negligée auf einem Ruhebette mit einem Buche in der Hand liegend. Sie stellte sich über meine Erscheinung ganz verwundert, als ob sie ganz und gar nichts davon wüßte.

»Wer ist der Herr, Sophie?« fragte sie.

»Madam,« versetzte diese, »es ist »der, dem ich vorgestern aus Versehn »das bewußte Packet gegeben habe. Da »er Umstände machte, die Sachen wieder »herauszugeben, so hielt ich fürs beste.

»ihn herzubeſtesen, damit Sie ſelbſt mit
»ihm ſprechen können.«

»Aber habe ich Ihr denn das gehei-
»ßen?« erwiederte Madame X**. »Der
»ganze Plunder iſt ja nicht einmal der
»Mühe werth, daß man Worte darüber
»verliert!« ſetzte ſie hinzu im Tone einer
»Frau welche genug hat. »Es iſt mir
»indeſſen lieb,« fuhr ſie gegen mich fort,
»daß es der Zufall ſo gefügt hat, daß
»ich Ihnen unbekannterweiſe eine kleine
»Gefälligkeit erzeigen konnte. Setzen
»Sie ſich ein wenig zu mir. Wir wollen
»ein wenig plaudern. Ich bin das Le-
»ſen ohnehin überdrüßig!«

Sophie ſetzte mir einen Stuhl, gab mir einen bedeutenden Wink, und ging zur Thür hinaus.

Das neun und dreyßigſte Kapitel.

Das Tête à Tête.

Ich wollte doch meiner Dame zeigen, daß ich in der feinen Lebensart kein Neuling war: ich rückte alſo meinen Stuhl ſo dicht als möglich zu ihr hin, ergriff eine von ihren Händen, drückte einen feurigen Kuß darauf, und ſagte ihr eine Dankſagung vor, ſo gut ich ſie nur zuſammenbringen konnte.

Sie ſchien Behagen an meiner Elo-quenz zu finden. Das machte mir Muth. Ich verwandelte nach und nach die de-müthige Stellung eines Beneficiaten in die zärtlichere eines Anbeters, ſagte ihr eine Menge Schönheiten vor, war ſo be-redt und geſchwätzig als der Spiegel der

eitelſten Kokette, und ſie warf mir eben ſo zufrieden Blicke zu, als nur immer jene in ihren Spiegel werfen kann.

Ich lobte ihre Augen, ihre Naſe, ihr Haar, ihren Mund, ihre Zähne, ihr — weiß der Himmel was alles! Jede meiner Lobeserhebungen war von einem ſanften Händedruck begleitet, und jeder wurde von ihr erwiedert!

Welch ein Glück für mich! Ich ſchwamm in einem Meere von Wonne, denn Madame X** kam mir wirklich mit jedem Augenblicke reizender vor. Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten, ihr Odem wurde immer beklommener und kürzer, und wenn auch keine Glocke gerade die Schäferſtunde ſchlug, ſo that es ihr Puls.

Das vierzigſte Kapitel.

Ein Strich durch die Rechnung.

Es fiel mir eben ein, daß ich doch von rechtswegen meiner Schönen zeigen ſollte, wie ſehr ich Mann nach der Uhr ſey, weil ſie mir in dergleichen Fällen die Pünktlichkeit ſehr zu lieben ſchien, als wir auf einmal durch ein Geſchrey unterbrochen wurden, das Sophie im Vorhauſe erhob.

„Aber mußt du denn ſo ſchreien?“ ſagte eine Männerſtimme.

„Wenn Sie einen aber auch ſo erſchrecken!“ ſchrie Sophie ganz laut. „Müſſen Sie denn ſo geſchlichen kommen? Aber Sie wollen gewiß die Madam wieder überſchleichen wie letzthin?“

»Himmel, mein Mann!« sagte Madame X** zu mir.

Das war nun freylich ein garstiger Strich durch meine Rechnung!

»Er darf Sie schlechterdings hier nicht »finden!« fuhr sie fort.

»Aber wo verberge ich mich?«

»Geschwind da hinein in den Tapetenschrank!«

Ich war mit Einem Sprunge in den Schrank, und die Thür ging auf.

Das ein und vierzigste Kapitel.

Weiberlist über alle List.

»Ja Männchen!« fing Madame X** welche sich so gut als möglich wieder gefaßt hatte, an, »was willst denn Du so »zeitig wieder zu Hause?«

»Ich gehe gleich wieder, Kindchen,« antwortete er. »Ich soll mit dem Doktor N** nach** fahren, und da muß »ich meinen Mantel haben, denn der »Capot ist mir zu kühl.«

»Liegt der Mantel nicht drüben im »grünen Zimmer, Sophie?«

»Nein,« sagte Herr X**. »Er hängt »da im Tapetenschranke; ich habe ihn »vorgestern selbst hineingehängt.«

Das war sehr tröstlich für mich zu hören! zumahl da Herr X** gerade auf den Schrank zukam.

»Warte, Männchen,« sagte Madame X** indem sie aufstand. »Ich besinne »mich; ich habe allerhand darauf gehängt, »Du möchtest ihn nicht finden — Herr »Jesus mein Bein! Mein Bein!« schrie sie auf einmal, indem sie sich der Länge lang auf den Boden hinwarf.

Herr X** und Sophie sprangen zu ihr hin.

»Was hast Du denn?« fragte Herr X**.

»Das Bein gebrochen! Ganz gewiß! »Das ist ein Schmerz! O weh, o weh!«

»Aber wie hast Du denn das ge»macht?«

»Ich muß im Aufstehen mit dem Ab»

»ſatz in dem Rocke hängen geblieben
»ſeyn!«

»Wärſt Du nur ſitzen geblieben! Ich
»hätte den verwünſchten Mantel ſchon
»ohne Dich gefunden!«

Herr X** und Sophie trugen oder vielmehr ſchleppten Madame X** aufs Ruhebette zurück. Sie wimmerte ſo natürlich, daß ich im erſten Augenblicke ſelbſt glaubte, ſie hätte ſich Schaden gethan: es war aber glücklicherweiſe ein kleines Loch in der Tapete, durch welches ich alles beobachten konnte, und durch dieſes Loch ſah ich alſo, daß Madame X**, die ihren Kopf auf ihres theuren Ehegemahls Schulter liegen hatte, indem er ſie zum Ruhebette zurücktrug, alle Mühe von der Welt hatte, das Lachen zu verbeißen.

„ Ich bewunderte die Gegenwart des Geistes dieser Frau, und die Art, wie sie die Rolle durchführte, die sie einmal hatte angefangen zu spielen.

Das zwey und vierzigste Kapitel.

Ich mache meinen Plan.

Herr X**, der, wie alle Ehemänner seiner Art, das heißt, wie alle die ihre Weiber betrügen, und bey alledem mehr aus Neid als aus Liebe eifersüchtig sind, und sie dann und wann zu überschleichen suchen, äußerst gefällig war, wenn er nichts fand was seiner Eifersucht neue Nahrung gab, untersuchte den Fuß seiner Frau sehr sorgfältig.

Sie hörte nicht auf über Schmerzen zu klagen, behauptete, er sey beym Knöchel gebrochen, und schrie nach einem Wundarzte. Er versicherte ihr dagegen, der Fuß sey nicht gebrochen, sie müsse sich ihn nur höchstens verstaucht haben.

Ich ſah dem allen aus meinem Schlupfwinkel zu, faßte den Vorſatz, der Dame meines Herzens auch meinerſeits einen entſcheidenden Beweis meines Erfindungsgeiſtes zu geben, und machte meinen Plan.

Ich maß mir das Terrain. Der Schrank in welchem ich ſtak, war nicht weit von der Thür. Herr X** kniete vor dem Ruhebette, auf welchem ſeine Frau lag, und zwar in einer ſolchen Richtung, daß er ſowohl dem Tapetenſchranke als auch der Thür den Rücken zukehrte.

Das drei und vierzigste Kapitel.

Ich fange an meinen Plan auszuführen.

Ich öffnete ganz leise die Thür meines Schranks, schlüpfte heraus, winkte Sophien die mich gewahr wurde, sich nichts merken zu lassen, und öffnete die Zimmerthür so, als ob ich eben hereinträt.

Herr X** wurde über das Geräusch aufmerksam, und sah sich um:

»Nun?« schnarchte er mich an, indem er aufstand, und sich die Knie abstaubte, »was ist das für eine Art, so ohne anzuklopfen bey fremden Leuten einzutreten?«

»Ich bitte um Verzeihung!« sagte ich. »Ich habe angeklopft, aber es hat mich niemand gehört!«

»O ja!« erwiederte er, »ich weiß »ſchon, wie es dergleichen Geſindel macht! »Sie probiren ihr Heil, und wenn ſie »in einem Zimmer niemanden finden, ſo »heißen ſie hübſch mitgehn, was ihnen »in den Wurf kömmt! Ich kenne das »ſchon!«

Das vier und vierzigſte Kapitel.

Herr X** zieht gelindere Saiten auf.

»Darauf habe ich nichts zu antwor-
»ten,« erwiederte ich ganz trotzig. »Ich
»habe etwas mit Ihnen unter vier Au-
»gen zu reden.«

»Mit mir, unter vier Augen? Was
»könnte denn das ſeyn? Vermuthlich
»eine Betteley?«

Er maß mich bey dieſen Worten mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen. Das verdroß mich nicht wenig.

»Es wird ſich ausweiſen, obs eine
»Betteley iſt,« ſagte ich. »Haben Sie
»nur die Güte mit mir in ein andres
»Zimmer zu gehn.«

Herr X** beſaß unter andern Tugenden auch die, daß er ein großer Poltron war.

»In ein andres Zimmer?« ſchrie er indem er einige Schritte zurücktrat. »Und »wozu denn das? Ich bin ein alter »Mann!« fuhr er zu ſeiner Frau fort. »Der Menſch könnte mir leicht eins verſetzen!«

Ich hatte ihr indeſſen einen bedeutenden Wink gegeben.

»Nein Männchen! Nein!« ſchrie ſie, indem ſie ſich den Fuß rieb. »Bleib Du »hier! Er ſoll Dirs hier ſagen, was er »Dir zu ſagen hat!«

»Ja, ſagen Sie es hier!« ſagte er.

»In Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin »möchte das, was ich Ihnen zu ſagen habe, »wohl nicht den beſten Effekt machen.«

»Und warum nicht? Meine Frau
»kann alle meine Geheimnisse wissen!«

»Sie wollen es? Gut! Mir kanns
»einerley seyn: Der Seifensieder N**
»hat mir Auftrag und Vollmacht gege-
»ben, einer gewissen Sache wegen, die
»Ihnen vermuthlich bekannt seyn wird,
»mit Ihnen zu sprechen. Es betrifft
»seine Tochter.«

»Der Seifensieder N**?« wiederholte er ängstlich. »Belieben Sie doch mit
»mir hinüber in mein Zimmer zu spazie-
»ren.«

Bey diesen Worten öffnete er mit mit einem großen Schaarfuß die Thür.

Das fünf und vierzigſte Kapitel.

Das Mißverſtändniß.

Ich blieb ſtehen wo ich ſtand.

»Nein,« ſagte ich, »jetzt gehe ich kei»nen Schritt von der Stelle! Sie ha»ben mich vorhin brüskirt; jetzt brüskire »ich Sie wieder! Ihre Frau Gemahlin »kann ja ohnehin alle Ihre Geheimniſſe »wiſſen, wie Sie mir verſicherten. Ich »ſage Ihnen alſo, daß das Mädchen »heute ihren Eltern geſtanden hat —«

»Allerliebſter Freund!« ſchrie er und »legte mir die Hand auf den Mund, »kommen Sie nur hinüber in mein Zim»mer!«

»Nun!« da komm ich hinter ſchöne »Geſchichten!« ſagte Madame X**, in»dem ſie das Schnupftuch vor die Augen

hielt und recht herzlich lachte. »Das »Mädchen ihren Eltern alles geſtanden! »und was hat ſie geſtanden? heraus da»mit! Ich will alles wiſſen!«

»Es iſt nichts, Kindchen!« ſchrie er, indem er ihr die Hand küßte; »auf Ehre »nichts! Ein Mißverſtändniß, ſonſt »nichts! Die Sache wird ſich gleich »ausweiſen. — Sagen Sie mir,« fuhr er fort, indem er mir verſtohlen eine Goldbörſe zeigte, und mir bedeutend dabey winkte, »nicht wahr, Sie wollten »eigentlich nicht zum Kaufmann X**, »denn der bin ich!«

»O, da bitt' ich ſehr um Verzeihung!« erwiederte ich. »Nein, mein Auftrag iſt »an einen ganz andern gerichtet.«

»Nun ſiehſt Du, Kindchen?« ſagte er zu ſeiner Frau, »Ich ſagte es ja gleich,

»daß es ein Irrthum wär! hat nichts »zu bedeuten,» fuhr er gegen mich fort. »Irren iſt menſchlich.»

Ich empfahl mich, und er begleitete mich zur Thür hinaus.

»Hier, nehmen Sie das,» ſagte er, indem er mir im Vorhauſe die Geldbörſe in die Hand ſteckte. »Das war ein »Glück, daß Sie vorhin meinen Wink »verſtanden. Wenn meine Frau hinter »dieſen Streich käm, ſo hätte ich den »Guckuk ſeine Plage. Sagen Sie nur »dem Seifenſieder, ich werde heute noch »hinauskommen, und alles ſo viel mög»lich ausgleichen. Der dumme Streich »iſt einmal geſchehn; er ſoll nur keine »Stadtgeſchichte daraus machen!»

Wer war froher als ich! Ich trollte mich ſo geſchwind ich konnte die Treppe hinunter.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Schilderung der Familie des Seifensieders.

Ich traf Wegnern auf der Straße. Er patrouillirte um das Haus herum, ungeduldig zu erfahren, wie meine erste Visite abgelaufen wär?

Ich erzählte ihm den ganzen Vorgang, und er wollte sich darüber zu Tode lachen.

»Excellent hast du deine Sachen gemacht, Brüderchen!» ruste er aus. »Aber jetzt mußt du den Spaß weiter »treiben. Du mußt hin zum Seifensieder.»

»Und was soll ich bey ihm?»

»Du hast sonst nichts zu thun, als

»ihm das auszurichten, was dir X** an
»ihn aufgetragen hat. Das wird einen
»Spaß geben. Damit du das Terrain
»kennst, will ich dir eine kleine Schilde-
»rung von diesem Hause machen. Der
»alte Seifert ist ein Esel, der sich um
»nichts bekümmert, nicht viel zum besten
»hat, und demohngeachtet gern gut ißt
»und trinkt. Wenn ihm seine Frau nur
»gute Bissen vorsetzt, so ist er zufrieden,
»läßt fünfe grade seyn, und frägt viel
»darnach, wo sie das Geld dazu her-
»nimmt. Die Frau schwelgt und putzt
»sich gern, daher kommts denn, daß sie
»die Reize ihrer Tochter so gut als mög-
»lich zu Gelde macht, da sie aus ihren
»eigenen nur wenig mehr lösen kann.
»Ich wette drauf, der alte Narr weiß
»kein Wort von der Verbindung, in

»welcher ſein liebes Töchterchen mit X**
»ſteht, und von den Umſtänden in denen
»ſie iſt. Deſto drolliger, wenn ers auf
»dieſe komiſche Art erfährt!«

Das sieben und vierzigste Kapitel.

Der Autor spricht.

Ich war noch jung, und folglich unbesonnen. Ich übernahm also den Auftrag ohne erst darüber nachzugrübeln, ob ich recht oder unrecht thät?

Eigentlich hätte ichs lieber sollen bleiben lassen, denn was ging mich diese Geschichte an? Was brauchte ich mich in fremder Leute Familienhändel zu mengen? Das Sprüchwort sagt: wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon. Und meine Handlung war um desto sträflicher, weil etwas mehr als bloßer jugendlicher Muthwille, weil boshafte Schadenfreude zum Grunde lag.

Das ist also ein Zug, der mir ganz und gar keine Ehre macht, und den ich keinesweges zur Nachahmung empfehle. Überhaupt aber fällt es mir auch im geringsten nicht ein, meine ganze Geschichte als ein Muster zur Nachahmung aufzustellen. Meine Absicht ist nicht zu zeigen, wie es in der Welt zugehn sollte, sondern, wie es in der Welt wirklich zugeht.

Horazens schöner Vers:

Ficta voluptatis causa sint proxima veris,

den man auf deutsch ohngefähr so übersetzen könnte:

— Und schreibst du fürs Vergnügen,
So muß dein Stoff der Wahrheit nahe liegen.

ist mein Wahlspruch.

Das acht und vierzigste Kapitel.

Ein Wort über Moralität und Geistesprodukt.

Über diesen Punkt ist man überhaupt größtentheils sehr irriger Meinung.

Man hält einen Roman oder ein Theaterstück nur denn für vollkommen moralisch, wenn der Held oder die Heldin desselben immer so handeln, daß man jede ihrer Handlungen als vollkommene Muster zur Nachahmung anempfehlen kann. Allein ich bin dieser Meinung nicht. Ich halte jene Werke, in welchen der Leser oder Zuschauer, dem es um Belehrung zu thun ist, so oft als möglich Winke bekömmt, wie er nicht zu handeln, was er zu vermeiden hat, wenn er sein und seiner Nebenmenschen Glück beför-

dern will, für ungleich nützlicher und moraliſcher. Solche Werke erwärmen Kopf und Herz, weil ſie die Phantaſie immer in Thätigkeit erhalten, ſtatt daß jene ewigen Tugendpredigten Kopf und Herz kalt laſſen, weil ſie ermüden.

Wenn der epiſche wie der dramatiſche Dichter ſeinen Zweck nicht verfehlen will, ſo muß er Menſchenkenntniß und geſunde Begriffe zu verbreiten ſuchen. Dieſe ſind die Grundlagen aller wahren Glückſeligkeit hienieden. Er muß alſo ſeine Menſchen aus der wirklichen Welt wählen, muß ſie mit allen ihren Fehlern und Gebrechen aufſtellen, muß dieſe Menſchen nicht wie erſt vom Himmel gefallen, wie Halbgötter reden und handeln laſſen.

Ungeheuer von Tugenden, wie ich ſie nennen möchte, Grandiſons und Pame-

las ſchrecken den furchtſamen Wandrer vom Wege der Tugend mehr zurück, als ſie ihn zur Fortſetzung ſeiner Reiſe ermuntern: und wenn der Leſer oder Zuſchauer ſich bey jeder Handlung des Helden, deſſen Geſchichte er lieſt oder darſtellen ſieht, immer und ewig das Geſtändniß machen muß: »So wär ich nicht fähig zu handeln! Zu dieſem Grade von »Vollkommenheit und Tugend werde ichs »wohl ſchwerlich bringen!» ſo macht ihm das am Ende unangenehme, wohl gar peinliche Empfindungen.

Stellt man ihm hingegen Menſchen auf, die um nichts beſſer, um nichts vollkommener ſind als er, an denen er eben die Gebrechen und Schwachheiten entdeckt, denen er ſelbſt unterworfen iſt, ſo gereicht ihm das zum Troſt; er iſt unter ih-

ihnen zu Hause: und versteht denn der Dichter jene Gebrechen und Schwachheiten gehörig in Thätigkeit zu setzen, und untereinander contrastiren zu lassen, so kann er versichert seyn, daß er seinen Zweck nicht verfehlt; daß er seinen Leser oder Zuschauer in das Interesse seiner Helden zieht, und sie in den Stand setzt, sich aus dieser oder jener ihrer Handlungen und deren Folgen unvermerkt eine und die andre kleine Lehre zu ziehen, die denn zu ihrer Zeit ganz gewiß ihren Nutzen bringt.

Wenn nicht, wie ein lateinisches Sprüchwort sagt, jedes Gleichniß hinkte, so würde ich sagen: lauter Tugendspiegel schildern, heißt so viel als einen Menschen niedern Standes in eine Gesellschaft von lauter vornehmen Herren bringen,

Er wird die Ehre, die man ihm erzeigt' zwar recht ſehr zu ſchätzen wiſſen, aber die Zeit wird ihm recht herzlich lang werden, weil ſeine Geſellſchafter gar zu ſehr außer ſeiner Sphäre liegen, weil er keine Berührungspunkte mit ihnen hat. Die prächtigen Kleider und Juwelen die ſie an ſich tragen werden ihm unangenehme Empfindungen machen. Er wird ſich ſchämen, daß er nicht auch ſo prächtig gekleidet iſt, daß er nicht auch ſeine Finger voller Ringe hat, und ſich recht herzlich unter ſeines Gleichen zurückſehnen, unter denen er weniger abſticht.

Das neun und vierzigſte Kapitel.

Die Geſchichte geht weiter.

Wegner führte mich bis einige Schritte vom Hauſe des Seifenſieders, denn er fand nicht für rathſam mit hineinzugehen, weil man ihn kannte.

Ich klopfte meiner Inſtruktion zu Folge an der Thür des untern Zimmers an. Auf ein dumpfes »herein!» das mir von innen entgegen ſchallte, öffnete ich die Thür, und fand niemanden im Zimmer als einen wohlgemäſteten ältlichen Mann, der mit der Brille auf der Naſe hinter einem groſſen Tiſche ſaß, in einer Poſtille las — weils gerade Feyertag war — und eine groſſe Flaſche Wein vor ſich ſtehen hatte.

»Sind Sie der Seifensieder Seifert?« fragte ich.

»Zu dienen, der bin ich,« antwortete er indem er seine Brille abnahm. »Was »steht zu Diensten?«

»Herr X** schickt mich her. Er läßt »Ihnen sagen, er wird heute herauskom»men, und alles so viel als möglich aus»gleichen. Der dumme Streich sey ein»mal geschehn, und Sie möchten nur um »alles in der Welt keine Stadtgeschichte »daraus machen.«

Das funfzigſte Kapitel.

Ich richte meinen Auftrag aus.

Der Mann ſah mich an als ob ich chaldäiſch geſprochen hätte.

»Was für ein dummer Streich denn?« fing er endlich an. »Was will er denn »ausgleichen? Aus was ſoll ich denn »keine Stadtgeſchichte machen?«

»Ach, ſtellen Sie ſich doch nicht als »ob Sie nichts davon wüßten!«

»Nein, ich weiß aufs Wort nichts!«

Er machte bey dieſen Worten ein ſolches Schafsgeſicht, daß ihm der größte Skeptiker dieſe Verſicherung hätte glauben müſſen.

Ich hatte alle Mühe von der Welt das Lachen zu verbeißen.

»Wegen mich brauchen Sie nicht den »Geheimnißvollen zu ſpielen!« ſagte ich.

»Wenn ich nun aber nichts weiß?« verſetzte er halb ungeduldig, denn trotz dem Speck ſeines Schmerbauches fing ſeine Galle nach und nach an in Bewegung zu gerathen.

»Wie? Sie ſollten von der Schwan»gerſchaft Ihrer Tochter nichts wiſſen?«

Das ein und funfzigste Kapitel.

Cerfert wird böse.

Jetzt wurde es dem dicken Herrn doch zu toll.

»Was, Herr? Meine Tochter ſchwan»ger?» ſchrie er, indem er die Poſtille in die Höhe hob und wieder auf den Tiſch hinwarf, daß Flaſche und Glas zu tanzen anfingen. »wer ſagt das?»

»Herr X** ſagts!» verſetzte ich ganz ernſthaft.

»Ich kenne dieſen Herr X** ja nicht »einmal! Wer iſt er denn?»

»Der Kaufmann am Markte.»

»Und der läßt mirs ſagen?»

»Er läßt Ihnen ſagen, Sie ſollen nur »keine Stadtgeſchichte daraus machen: »Er will alles ausgleichen.»

»Er wills ausgleichen? Alſo iſt ſie »wohl von ihm —»

»Wahrſcheinlich,» fiel ich ihm ins »Wort. »Wie käm er ſonſt dazu den »Handel ausgleichen zu wollen?»

Das zwey und funfzigſte Kapitel.

Mutter und Tochter.

»Hagel und alle Wetter! ſchrie er, Su»ſanne! Charlotte! Meine Tochter, mein »einziges Kind, der Troſt und die Freude »meiner alten Tage, verführt! — Char»lotte! Suſanne! — He! wo ſteckt ihr »denn?«

Jetzt traten eine ſehr reinlich, beynahe elegant gekleidete ältliche Frau und ein noch eleganter gekleidetes jüngeres Frauenzimmer durch eine Seitenthür herein.

Die erſtere war, wie meine Leſer gleich errathen werden, die Frau vom Hauſe. Die Spuren ehemaliger Schönheit waren auf ihrem Geſicht nicht zu verkennen; man ſah es ihr aber auch eben ſo

deutlich an, daß sie ihre Reize zu ihrer Zeit weidlich genutzt und mit ihrem Pfunde gewuchert hatte. Charlotte, ihre Tochter, war ein Mädchen auf deren Gesicht man es lesen konnte, daß sie fest entschlossen sey, in die Fußtapfen ihrer Mutter zu treten, wie es jeder wohlgezogenen Tochter geziemt und gebührt.

»Nun Alter?« sagte die Frau, »was »hast du denn zu schreyen? Da sind »wir ja! Was giebts denn?«

Jetzt wurde sie mich gewahr. Ich hatte mein neues Kleid an, und sah also aus wie etwas rechtes.

»Aber was das für eine Lebensart »ist!« fuhr sie fort. »Heißest den fremden Herrn da nicht einmal niedersetzen. »Seyst Sie recht freundlich willkommen!

»Charlotte, gieb doch dem Herrn einen »Stuhl!«

Ich dankte ihr dafür, und versicherte ihr, daß ich ohnehin bald wieder fort müßte.

Das drei und funfzigste Kapitel.

Eine Ehestandsscene.

Das war auch wirklich mein Ernst, denn nach gerade fing ich an zu wünschen, daß ich mich mit dem ganzen Handel gar nicht befaßt hätte, und ich war auch schon im Begriffe mich zu empfehlen, als der Herr vom Hause, der indessen ein wenig verschnaubt, und sich mit einem stärkenden Trunke gelabt hatte, von mir verlangte, ich sollte meinen Auftrag in Gegenwart seiner Frau und Tochter wiederholen.

Ich konnte dagegen nichts einwenden, und erfüllte also sein Verlangen.

Die Tochter war wie vom Schlag getroffen; die Mutter aber ließ sich durch

eine ſolche Kleinigkeit nicht aus dem Gleichgewichte bringen.

„Gleichmachen will ers!“ ſagte ſie, „und das ſoll er auch! Das iſt ſeine „verdammte Schuldigkeit!“

Der Herr vom Hauſe beſann ſich indeſſen, daß er — der Herr vom Hauſe war, das heißt, er fing ſeiner Frau eine Strafpredigt zu halten an, worin er ihr eben nicht in den glimpflichſten Ausdrükken vorhielt, wie ſchlecht ſie als Mutter auf die Aufführung ihrer Tochter Achtung gegeben hätte. Seine Frau verdroß das, ſie fing an zu ſchimpfen; er ſchimpfte wieder, und ehe er ſich's verſah, hatte er die große Weinflaſche hinter den Ohren, und zwar ſo unſanft, daß Wein und Scherben im Zimmer umher flogen.

Das vier und funfzigste Kapitel.

Ich bringe einen Vergleich zu Stande.

Der dicke Seifensieder stand da und wischte sich so gut er konnte den Wein und das häufig herunterrinnende Blut ab, Charlotte zitterte wie ein Espenlaub, die Mutter schmälte und schimpfte noch immer fort, und ich machte mir herzliche Vorwürfe, daß ich diese Scene veranlaßt hatte, als Herr X** hereintrat, und der Sache eine andre Wendung gab.

Jetzt machten Vater und Mutter im Augenblicke gemeinschaftliche Sache, und drangen auf ihn ein. Er verantwortete sich so gut er konnte, und alle drei schrien aus Leibeskräften untereinander, daß keines ein Wort vom andern verstand.

Endlich wurde ich zur Mittelsperson gewählt, die den Handel schlichten sollte. Ich erschöpfte meine ganze Beredsamkeit, um einen Vergleich zu Stande zu bringen, und das gelang mir endlich.

Die Partheien wurden dahin einig, daß Charlotte auf das Land geschafft werden sollte, um ihr Kindbett zu halten. Herr X** machte sich anheischig die Kosten davon zu bestreiten, für das Kind bis zu dem Alter in welchem es sich selbst sein Brod verdienen könnte, Kost und Unterricht, und Charlotten für den Kranz drei tausend Thaler zu bezahlen.

Als der Vergleich zu Stande war empfahl ich mich augenblicklich, und war herzlich froh daß ich so gut aus dem Handel kam, denn wenn sich Herr X** und der Seifensieder hätten einfallen

lassen, zu untersuchen, mit welchem Rechte ich mich denn eigentlich in diese Sache gemischt hatte, so hätte es leicht sehr schief für mich ablaufen können. Glücklicherweise fiel das aber keinem von beiden ein, denn Herr X** glaubte ganz treuherzig, ich sey des Seifensieders Abgeordneter, so wie dieser eben so fest meinte, ich sey des Herrn X** seiner.

Das fünf und funfzigste Kapitel.

Eine Einladung.

Ich eilte so sehr ich konnte, um der Madame X** meinen Rapport abzustatten, denn ich hatte alle Ursache zu glauben, dieser Vorfall würde mich in sehr guten Credit bey ihr setzen. Auf einmal hörte ich ein wiederholtes Bst! Bst! hinter mir.

Ich sah mich um: es war niemand anders als Herr X**.

»Sie laufen ja erschrecklich,« sagte er keuchend.

»Ich habe Geschäfte, die sich nicht »aufschieben lassen,« antwortete ich ganz verlegen.

»Das thut mir leid,« erwiederte er, »ich hätte Ihnen sonst angebothen, mit »mir nach ** zu fahren. Sie tanzen »doch? Wir haben eine geschlossene Ge»sellschaft. Sie sollten mein Gast seyn. »Erst ist Souper, dann Ball. Sie wür»den sich gar nicht übel unterhalten, »das versichere ich Ihnen.«

»Ich danke recht sehr, aber ich kann »in der That von Ihrer gütigen Einla»dung keinen Gebrauch machen. Ich »habe dringende Geschäfte!«

»Schade! Recht Schade! Sie wür»den sich gewiß nicht schlecht unterhal»ten! Wir haben eine ausgesuchte Ge»sellschaft!«

Wir waren eben vor ein Haus ge»kommen, vor welchem ein Wagen ange»spannt stand.

»Nun?« fuhr er fort. »Da ſteht »der Wagen. Noch iſts Zeit ſich zu ent»ſchließen. Steigen Sie ein.«

»Aber,« ſagte ich, »Sie haben eine »ſo hübſche junge Frau. Warum neh»men Sie ſie nicht mit, da Sie ſelbſt »ſagen, daß die Geſellſchaft zu der Sie »fahren ſo unterhaltend iſt?«

»Eben deswegen!« verſetzte er. »Eben »weil meine Frau hübſch und jung iſt, »nehme ich ſie nicht mit! Der leidige »Satan hat manchmal ſein Spiel. Es »ſind die Menge junge Leute da, und »ein Mann in meinen Jahren thut nicht »gut, wenn er ſeine Frau in ſolche Ge»ſellſchaften führt!«

»Aber ſind Sie ſicher, daß indeſſen »zu Hauſe nichts vorfällt, was etwa —«

„O, ich wünschte für alles so sicher
„zu seyn! Sophie ist auf meiner Seite.
„Auf die kann ich mich verlassen!“

„Wenn du es nur wüßtest, wie!“
dachte ich, und empfahl mich von ihm.

Das sechs und funfzigste Kapitel.

Ich verliebe mich ernstlich.

Jetzt war Madame X** in meinen Augen vollkommen gerechtfertigt. Ich konnte es ihr im geringsten nicht verdenken, daß sie einem solchen Mann nicht Farbe hielt, der nicht allein alt und häßlich, sondern auch so eifersüchtig war, daß er ihr jedes erlaubte Vergnügen versagte.

So wie ich überzeugt war, daß Herr X** wirklich fortgefahren war, eilte ich zu seiner Frau, um ihr von meiner Negotiation Bericht abzustatten. Die Gegenwart des Geistes, mit welcher ich mich und Sie vorhin aus der kritischen Lage gezogen hatte, mochte meinen Credit bey ihr festgesetzt haben, das merkte ich deut-

lich an der freundlichen Art mit welcher sie mich aufnahm. Das was ich ihr jetzt erzählte, that das übrige. Kurz, wir waren und wurden gleich am ersten Abend unsrer Bekanntschaft so vertraut mit einander, als ob wir uns von Kindesbeinen an kennten.

Madame A'** war ein auffallender Beweis, wie sehr ein Mädchen von guten natürlichen Anlagen durch schlechte Erziehung kann verwahrlost werden. Es fehlte ihr nicht am gesunden Verstande, aber es fehlte ihr an den Mitteln, diesen Verstand gehörig anzuwenden; denn sie hatte von allem dem, was man gesunde Begriffe nennt, durchaus nichts. Aber gerade das gab ihr eine gewisse Unbefangenheit, eine gewisse Naivetät, die ihr, besonders da sie noch in der vollen Blü-

the ihrer Reize war, unbeſchreiblich gut ſtand, und die mich ganz unwiderſtehlich zu ihr hinzog. Kurz, ich brachte über die Hälfte der Nacht mit ihr zu, und verließ ſie gegen Morgen verliebter als jemahls.

Das sieben und funfzigste Kapitel.

Die Eifersucht plagt mich.

Was mein Glück noch vergrößerte, war, daß ich meinen Nebenbuhler — ich meine jenen Fischer, dessen Weyhnachtsgeschenk ich durch Zufall weggeschnappt hatte — vor der Hand völlig ausgestochen hatte. Er kam ohngefähr zwischen acht und neun Uhr, aber Madame X** hatte Sophien den Auftrag gegeben sie zu verleugnen, und so war er glücklich fortgeschickt worden, und Madame X** gab mir die feyerlichste Versicherung, daß sie von nun an allen Umgang mit ihm aufheben wolle, »denn ich« setzte sie mit ihrer treuherzigen Art hinzu, »sey ein »ganz andrer Mensch als dieser Fischer.«

Nun hatte ich zwar Eitelkeit genug, dieſes für etwas mehr als für ein bloßes Compliment zu nehmen. Indeſſen, wer ſtand mir dafür, daß mich meine Schöne nicht eben ſo geſchwind wieder aufopferte als ich ihre Eroberung gemacht hatte?

Die Eiferſucht plagte mich alſo nicht wenig, und ich fühlte, daß es ſehr nothwendig ſey, auf Mittel zu ſinnen, wie ich mir dieſen meinen Nebenbuhler vom Halſe ſchaffen könnte.

Das acht und funfzigste Kapitel.

Ich gehe mit Wegnern zu Rathe.

Ich theilte dieſen meinen Vorſatz Wegnern mit, der noch munter war, und mich voller Ungeduld erwartete:

»Wenn du ſonſt keinen Skrupel haſt,« ſagte er, nachdem er mir über meine glückliche Expedition ſeinen freundſchaftlichen Antheil bezeugt hatte, »deswegen »brauchſt du dir keine grauen Haare »wachſen zu laſſen. Dieſer Fiſcher iſt »ein ausgemachter Haſenfuß, der für »keinen Heller Herz hat. Geh ihm bey »der erſten beſten Gelegenheit wo du »ihn triffſt aufs Leder. Dringe darauf, »daß er dir ſeine bisherige Schöne ab»tritt, und alle Anſprüche auf ſie feyer»lich aufgiebt, und unterſtütze dieſes dein

»Begehren mit der freundschaftlichen Ver-
»ſicherung, daß du ihm Arme und Beine
»entzweyſchlagen willſt, wenn du findeſt,
»daß er ſich noch ferner unterſteht, dir
»ins Gehege zu gehn. Du wirſt ſehen,
»wie er klein zugiebt.«

»Aber,« erwiederte ich, »dadurch
»würde ich ihn natürlicherweiſe erbittern.
»Solche Burſche ſind zu allem fähig.
»Wie, wenn er heimtückiſch genug wär,
»Herrn X'' in aller Stille einen Floh
»ins Ohr zu ſetzen?«

»Ey, den Guckuk! du haſt Recht!«
ſagte Wegner. »Da würde der letzte
»Betrug ärger als der erſte! Vielleicht
»findet ſich ein Ausweg, die Sache auf
»eine glimpflichere Art zu vermitteln.
»Laß uns darüber ſchlafen. Guter Rath
»kömmt über Nacht.«

Das neun und funfzigste Kapitel.

Eine Einladung.

Der Zufall hatte mich des andern Tages in die Gasse geführt, in welcher der Seifensieder quäſtionis wohnte. Es war gerade Mittagszeit, und ich war eben im Begriffe zu Tiſche zu gehn.

Auf einmal hörte ich ein dreyfaches Bſt! Bſt! Bſt! hinter mir. Ich ſah mich um, und erblickte dieſen meinen Seifenſieder, welcher ſich mit dem halben Leibe zu ſeinem Fenſter hinauslegte, und mir aus Leibeskräften winkte.

Ich hatte alſo nichts anders zu thun, als umzukehren, um zu hören, was er von mir wollte?

Er bat mich, auf dieſen Mittag bey ihm mit Hausmannskoſt vorlieb zu nehmen. Ich war nicht gewohnt, mir dergleichen Anträge zweymal machen zu laſſen, und nahm ihn auf der Stelle beym Worte.

Ich fand eben keine Urſache, dieſe meine Bereitwilligkeit zu bereuen, denn die Frau Seifenſiederin war eine ſehr geſchickte Köchin, der Wein war köſtlich, mein Wirth äußerſt freundlich und zuvorkommend, im vorzüglichern Grade waren das aber ſeine Frau und Tochter. Dieſe machten mir um die Wette Avancen. Beſonders ſparte die letztere weder Blicke noch Mienen, aber leider nicht mit dem glücklichſten Erfolge, denn ſie bekam in jeder neuen Schüſſel eine begünſtigte Nebenbuhlerin, und mein Herz

hatte auch dieſesmal, wie mir das immer an einem wohlbeſetzten Tiſche zu geſchehen pflegte, ſeine Vires dem Magen übertragen.

Das ſechzigſte Kapitel.

Ein Tête à Tête bey der Flaſche.

Ich ſah in aller der zuvorkommenden Dienſtfertigkeit, mit welcher mich dieſe Leute fütterten, nichts anders, als Erkenntlichkeit für meine geſtrige glückliche Negotiation, und ließ mirs um ſo mehr angelegen ſeyn ihrem guten Willen zu entſprechen, je feſter ich bey mir überzeugt war, daß man einem für die Verſchaffung einer Summe von drey tauſend Thalern wohl allenfalls eine Mahlzeit Eſſen geben kann.

Nachdem wir mit dem Eſſen fertig waren, ſtanden die Weiber auf, vermuthlich um ihren häuslichen Geſchäften nachzugehn, und ließen mich mit dem alten

Herrn bey der eben erſt friſch angefüllten Flaſche allein.

Er eröffnete unſer Tête à Tête damit, daß er ſich nach meiner Herkunft und meinen Vermögensumſtänden erkundigte. Ich fand eben keinen ſonderlichen Beruf, gegen dieſen Mann zu prahlen, weil ich keinen Vortheil davon ſah. Ich ſagte ihm alſo die Wahrheit gerade heraus.

»Hören Sie,« ſagte er vertraulich, »mir iſt da dieſe Nacht ein Gedanke »durch den Kopf gelaufen, den ich Ihnen doch mittheilen muß. Ich hätte »Ihnen einen Vorſchlag zu thun. Finden Sie ihn annehmbar, wohl gut: »wo nicht, ſo dürfen Sie es nur gerade »herausſagen, denn dann haben wir nur »geſpaßt.«

Ich war ganz Ohr.

Das ein und sechzigste Kapitel.

Ein unversehener Antrag.

»Wie gefällt Ihnen meine Tochter?« fragte er, nachdem er einen herzstärkenden Trunk gethan hatte.

Diese Frage fiel mir auf. War es väterliche Eitelkeit, die sie veranlaßte, oder führte er sonst etwas dabey im Schilde? Die Beantwortung derselben schien mir also einige Überlegung zu erfordern, und ich nahm auf einige Augenblicke meine Zuflucht zu meinem Glase, um mein Genie zu stärken.

Alles wohl bey Lichte besehn, wagte ich nicht sonderlich viel, wenn ich meines Herzens Meinung folgte. Ich sagte ihm also gerade heraus: »ich fände daß sie

»ein sehr hübsches Mädchen sey,« welches denn auch buchstäblich wahr war.

»Nun, das ist mir lieb, daß Sie das »finden,« versetzte er, »denn das könnte »uns vielleicht einander näher bringen. »Ich muß Ihnen also noch dazu sagen, »daß sie auch ein sehr gutes Mädchen »ist. Ich als Vater sollte das zwar ei»gentlich nicht, aber was wahr ist, bleibt »wahr. Jetzt hat sie freylich einen dum»men Streich gemacht, aber du mein »Gott! Jugend hat nicht Tugend, und »die Verführung ist heut zu Tage groß »in der Welt. Dieser dumme Streich »muß nun gut gemacht werden, aber so »wie Herr X** will gehts nicht. Wenn »ich sie auch aufs Land schaffe und alles »aufs geheimste betrieben wird, so fällt »das in der Nachbarschaft auf. Sie

»wird vermißt, man ſpürt nach, die Sa-
»che kömmt heraus, und auf einem
»Bürgermädchen klebt dann ein ſolcher
»Schimpf auf ewig. Wenn die Sache
»durch eine Heurath vermittelt werden
»könnte, ſo wär das beſſer, denn da
»wären die Läſtermäuler auf einmal ge-
»ſtopft, denn wenn auch eine junge Frau
»ym einige Monathe zu früh nieder-
»kömmt, ſo geht das niemanden an als
»ihren Mann. Wenn der's zufrieden
»iſt, ſo muß es andern Leuten auch recht
»ſeyn. Nun wollte ich Sie nur fragen,
»wär das keine Sache für Sie?«

Das zwey und ſechzigſte Kapitel.

Vernünftige Gründe.

Ich muß geſtehn, daß mich dieſer Antrag nicht wenig überraſchte. Ich war um eine Antwort verlegen.

»Überlegen Sie ſich alles recht wohl, »ehe Sie ſich zu etwas entſchließen,« fuhr er fort. »Mein Mädchen iſt jung »und hübſch. Freylich iſt ein kleiner »Bock vorgegangen, aber hier wiſſen Sie »hübſch vor der Hochzeit wie Sie mit »ihr dran ſind, ſtatt daß Sie bey einer »andern Gefahr laufen, ſo etwas erſt »nach der Hochzeit zu erfahren, denn »man hat Beyſpiele, daß in ſolchen Fäl»len oft auch die Klügſten ſind ange»führt worden. Mein Mädchen bekömmt

»durch Ihre Vermittelung drey tauſend
»Thaler, und die ſoll ſie denn auch be-
»halten, denn ich mag von dem Sün-
»dengelde keinen rothen Heller haben.
»In unſere Zeiten iſt das zum Anfang
»einer Hauswirthſchaft ein ganz hüb-
»ſches Capitälchen. Sie haben wie ich
»höre Jura ſtudirt. Nun giebts bey
»uns auf dem Lande manches hübſche
»einträgliche Ämtchen, das man gleich
»haben kann, wenn man Geld in den
»Händen hat, um den erforderlichen Vor-
»ſtand zu erlegen. Sie hätten alſo den
»Vortheil, daß Sie die Caution nicht
»erſt auf Credit nehmen müßten. Kurz,
»ich denke mein Antrag iſt nicht ſo gar
»ſehr verwerflich. Was meinen Sie?«

Das drei und ſechzigſte Kapitel.

Ich empfehle mich.

Einige Tage vorher, da ich noch im Elende war, wär ich vielleicht tolldreuſt genug geweſen, den Handel ohne Bedenken einzugehn. Jetzt hatte ich aber einen vollen Magen, hatte Geld in der Taſche, hatte Ausſichten mehreres zu bekommen, und was mehr war als das alles — Madame X** ſaß in meinem Kopfe und Herzen ſchon zu feſt.

Ich ſagte alſo meinem Mann gerade heraus, daß ſein Antrag für mich ganz und gar nichts ſey. Ich ſey zum heurathen fürs erſte noch viel zu jung, und zweytens könne ich auch auf eine Anſtellung, ſie ſey nun von welcher Art ſie

wolle, noch keinen Anſpruch machen, weil ich noch nicht länger als ein Vierteljahr auf der Univerſität ſey.

»Nur ein Vierteljahr erſt?« antwortete er ganz phlegmatiſch »Ah, da iſts »freylich etwas anders! Ich glaubte »Sie ſtudirten ſchon länger! Nun nun! »wie geſagt: ſo haben wir nur geſpaßt! »Ja ja! Da iſts freylich nichts! Aber »wir bleiben deswegen doch gute Freun»de!« ſetzte er hinzu, indem er das Glas nahm und mit mir anſtieß.

Ich bewunderte den Mann, der einen Plan, der mir ein Lieblingsplan zu ſeyn ſchien, ſo leicht aufgeben konnte, und ich würde ihn noch mehr bewundert haben, wenn mir nicht eingefallen wär, daß ſeine Philoſophie mehr in ſeinem dicken Bauche als in ſeinen Kopfe ſäße.

Ich hielt nicht für rathſam, die Zurückkunft der Damen abzuwarten. Ich trank mein Glas aus, ſchützte ein nothwendiges Geſchäft vor, nahm meinen Hut und empfahl mich, wogegen auch mein Seifenſieder nicht das geringſte einzuwenden hatte.

Das vier und ſechzigſte Kapitel.

Fiſcher tritt auf.

Ich war herzlich froh als ich weg war, ohne daß mir weder die Frau Seifenſiederin noch ihre reizende Tochter in den Wurf gekommen waren, denn wie die Sachen dermahlen ſtanden, hätte ich beiden gegenüber eine recht herzlich alberne Figur gemacht.

Dieſen Tag war bey Madame X** nichts für mich zu thun; denn es war Familientafel bey ihr. Ich machte alſo mit Wegnern eine Parthie über Land, und erzählte ihm unterweges mein neues Abentheuer, über welches wir denn manche Betrachtungen anſtellten.

Der Zufall fügte es, daß wir meinen Nebenbuhler Fiſcher — der aber, im Vorbeygehn zu ſagen, noch kein Wort davon wußte daß ich ſein Nebenbuhler war — in demſelben Wirthshauſe antrafen. Weil wir ihn kannten, ſo ſetzten wir uns zu ihm. Er war ſehr mißmüthig.

»Was ſteckt dir denn heute im Kopfe?« fragte ihn Wegner.

»Was einem immer im Kopfe ſteckt, »wenn man ein wenig zu Verſtande »kömmt!« antwortete er. »Die Zukunft!«

Das fünf und sechzigste Kapitel.

Ein glückliches Ohngefähr.

»Was Teufel! Brüderchen! Ich glaube »du philosophirst beym Bierkruge!«

»So kann man doch meine Philoso»phie wenigstens keine trockne Philoso»phie nennen! — Ich sage dir aber im »ganzen Ernste, ich bin mein Leben recht »satt!«

»Wie so denn?«

»Du weißt, daß ich mich nun schon »ins neunte Jahr hier auf der Universi»tät herumtreibe, und ich habe, mit Re»spekt zu sagen, in diesen neun Jahren »gerade so wenig gelernt, als ob ich erst »seit neun Tagen hier wär. Ich bin »schon über dreyßig, und weiß mit mir »nichts anzufangen. Ewiger Student

»kann ich doch einmal nicht bleiben.
»Das ist mir nun schon so viele hundert-
»mal durch den Kopf gelaufen, und heute
»mehr als jemals, da sich eine recht gute
»Versorgung für mich darbiethet, von
»der ich leider keinen Gebrauch machen
»kann! Meine Mutter schreibt mir,
»daß jetzt die Acciseinnehmerstelle in mei-
»nem Orte leer wird. Der Accisinspek-
»tor ist mein Pathe, und hat sich gegen
»meine Mutter erbothen, mir dazu be-
»hülflich zu seyn. Das Ämtchen ist nicht
»übel. Es wirft über vier hundert Tha-
»ler ab, und wär für mich gar besonders
»annehmlich, weil ich dazu nichts gelernt
»zu haben brauche, als Acciszettel schrei-
»ben und ein wenig rechnen. Kurz, ei-
»ne solche Gelegenheit kömmt mir nicht
»leicht wieder vor!«

»Nun? Und warum machſt du dir »ſie nicht zu Nutze?«

»Hat ſich was! Wenn die verdammte »Caution nicht wär! Wo ſoll ich denn »zwey tauſend fünf hundert Thaler her»nehmen?«

»Das iſt ja ein recht glückliches Ohn»gefähr!« ſagte ich zu Wegnern.

»Ja wirklich,« antwortete dieſer, der mich ſogleich verſtand, »ein recht glück»liches Ohngefähr!«

Das sechs und sechzigste Kapitel.

Fischer ist kein Kostverächter.

»Wie so?« fragte Fischer, und sah uns beyde verwundert an.

»Wenn du gescheut bist, Brüderchen, »so ist deine Caution gefunden, ohne »daß du jemanden ein gutes Wort dar»um zu geben brauchst!«

Ich erzählte Fischern den Antrag der mir heute war gemacht worden. Er horchte mir mit allen seinen Ohren zu.

»Ist daß das hübsche Mädchen, da »in der ** Gasse?«

»Die nämliche!«

»Die nehme ich invisis!« schrie er.

»Aber das Kind auch mit!« sagte Wegner lächelnd.

»Poſſen! Und wenn ſie Zwillinge
»bringt! Was mache ich mir daraus!
»Ich thue, als heurathete ich eine Witt-
»we! In meinem Orte wiſſen ſie ja viel
»von wem das Kind iſt! Ich bin kein
»Koſtverächter! Und was meine Alte
»für eine Freude haben wird, wenn ſie
»ſo geſchwind zur Großmutter wird!«

Das sieben und sechzigste Kapitel.

Ich werde meinen Nebenbuhler mit der besten Manier von der Welt los.

»Aber jetzt, Kinder, laßt uns im ganzen »Ernste zu Rathe gehn, wie die Sache »gescheut anzustellen ist,« fuhr Fischer fort.

»Das wollen wir bald beysammen »haben,« sagte ich. »Nach der Eröff»nung die mir der alte Seyfert heute »gemacht hat, habe ich schon ein Recht »ein Wörtchen zu reden. Ich gehe mor»gen früh hin, und schlage dich ihn zum »Schwiegersohn vor. So wie die Sa»chen jetzt stehn, hat er nicht viel zu »wählen, denn es ist periculum in mora. »Kurz, laß mich nur machen. Ich müßte

»mich

»mich ſehr irren, oder die Sache geht »nach Wunſche.«

Wenns Fiſchers Ungeduld nachgegangen wär, ſo hätte ich dieſe Unterhandlung noch dieſen Abend eröffnen müſſen. Das konnte aber nicht ſeyn, denn Wegner, der das Seyfertſche Haus ſehr gut kannte, verſicherte uns, daß den Herrn vom Hauſe der Rauſch regelmäßig um acht Uhr ins Bette triebe.

Wir begnügten uns alſo vor der Hand damit, daß wir auf einen glücklichen Ausgang unſers Projekts tranken. Eine Sache, an welcher mir mehr lag, als ſich Fiſcher wohl träumen ließ.

Ich ging gleich am andern Morgen zu meinem dicken Seifenſieder, und eröffnete ihm den Handel. Er war keinesweges abgeneigt. Frau und Tochter

wurden dazu gerufen. Die letztere ließ mich zwar durch ihre Blicke nicht undeutlich merken, daß es ihr lieber seyn würde, wenn ich nicht in der Qualität eines Brautwerbers, sondern in der eines Bräutigams erschien. Indessen, da es ihr vorzüglich darum zu thun war, sobald als möglich mit Ehren unter die Haube zu kommen, so warf sie den Vorschlag eben nicht weit weg. Kurz, wir wurden einig, daß ich Fischern diesen Nachmittag ins Haus einführen sollte; welches ich denn auch that.

Ehen werden im Himmel geschlossen: so ging es denn auch hier. Um drey Uhr machte ich Fischern mit seiner künftigen Ehehälfte bekannt, und um vier Uhr waren sie schon Braut und Bräutigam. Der Accisinspektor hielt seinem

lieben hoffnungsvollen Pathen Wort, und machte ihn acht Tage darauf zum Accis-einnehmer, und dieser seine ehr- und tugendsame Braut kurz darauf zur Frau Acciseinnehmerin, und ich war meinen Nebenbuhler mit der schönsten Manier von der Welt los!

Ende des dritten Theils.

Fritz

ein komischer Roman

von

J. F. Jünger.

Hae nugae seria docent —

Hor. *Art. Poet.*

Vierter Theil.

Berlin und Leipzig,
bey Carl August Nicolai.
1797.

Siebentes Buch.

Das erſte Kapitel.

Madame X'' wird künftig Charlotte heißen.

Ich war alſo jetzt meinen Nebenbuhler los, und ſah mich im ungeſtörten Beſitze meiner Schönen, die ich von nun an bey ihrem Taufnahmen Charlotte nennen will, denn dieſer Nahme klingt, wie mir meine ſchönen Leſerinnen hoffentlich einräumen werden, viel beſſer in einem Romane, als das ſteife kalte Madame X''. Es klingt viel vertraulicher und herzlicher, wenn ein Liebhaber ſeine Schöne bey ihrem Vornahmen nennt, und da Madame X'' nun einmal meine Schöne

iſt, ſo ſeh ich nicht ein, warum ich, als ihr Liebhaber, mir nicht bey ihr auch dieſe Freyheit herausnehmen ſoll, zumahl da ſie mich ſelbſt gleich am erſten Abende unſrer Zuſammenkünfte einmal für alle aufboth, ſie künftig nicht anders als Charlotte zu nennen.

Das zweyte Kapitel.

Etwas näheres von Charlotten.

Charlotte war alſo, wie ich ſchon einmal geſagt habe, beym Anfange meiner Bekanntſchaft mit ihr, ein bloßes rohes Naturkind, ohne alle Erziehung. Sie konnte kaum leſen und ſchreiben.

Wer ihr Vater eigentlich geweſen war, davon wußte ſie mir nichts beſtimmtes zu ſagen. Alles was ſie ſich noch von ihren Kinderjahren erinnern konnte, war, daß ihre Mutter bey einem hannöveriſchen Dragonerobriſten Haushälterin oder etwas ähnliches geweſen war. Im Hauſe dieſes Obriſten war es immer herrlich und in Freuden zugegangen. Ihre Mutter hatte mit ihrer eig-

nen Figur zu viel zu thun gehabt, als daß sie sich um ihre Tochter viel hätte bekümmern können. So war denn Charlotte bis in ihr zwölftes Jahr ganz roh aufgewachsen. Um diese Zeit starb der Herr Obriſte, und Charlottens Mutter hatte so schlecht haushalten, daß nach seinem Tode zum großen Leidwesen seiner Gläubiger weniger als nichts da war.

e rettete aus dem Schiffbruche was zu retten war, denn in solchen Fällen haben wie man weiß die Haushälterinnen und Freundinnen immer das Jus albinägii, oder das Strandrecht, welches sie denn auch selten auszuüben versäumen.

Das dritte Kapitel.

Fortsetzung.

Charlottens Mutter lebte also jetzt auf ihre eigene Faust fort, und zwar ziemlich glänzend. Ob sie aus dem Schiffbruche ihres vorigen Gönners genug gerettet hatte, um ihre jetzige Lebensart bestreiten zu können, oder wovon sie es sonst that, davon schwiegen meine Quellen. So viel wußte sich Charlotte noch zu erinnern, daß ihre Mutter um diese Zeit noch sehr hübsch war, und für die schönste Frau in der Stadt galt, weil ihr voriger Protektor der Herr Obriste im Punkte des weiblichen Geschlechts für einen Kenner und für einen Mann vom feinsten Geschmack gegolten hatte.

, Auch erzählte ſie mir, daß ſehr viel junge und alte Herren bey ihr aus- und eingegangen wären, und daß es immer außerordentlich luſtig und unterhaltend bey ihr herging. Was aber Charlotten bey dieſen Luſtbarkeiten am meiſten verdroß, war, daß ſie faſt gar nicht dabey in Conſideration kam. Sie wurde in der Kleidung äußerſt einfach, faſt gar armſelig gehalten, und hieß immer nur das kleine Mädchen. Ob ſie gleich ſchon beynahe dreyzehn Jahre alt war, gab ſie ihre Mutter doch erſt für zehn Jahre aus; ein Betrug, bey welchem ihr Charlottens kleine Figur vortrefflich zu ſtatten kam.

Keiner von den alten und jungen Herren nahm ſich alſo die Mühe, ſich mit dem Kinde abzugeben. Charlotte ſchrieb

sich das hinter die Ohren, und gelobte ihrer Mutter in ihrem Herzen, sich für diese Zurücksetzung reichlich einmal zu entschädigen, wenn dereinst die Zeit kommen würde, wo es die alten und jungen Herren nicht mehr der Mühe werth fänden, sich mit der alten Frau abzugeben.

Das vierte Kapitel.

Fortſetzung.

So vergingen faſt noch zwey Jahre: Charlotte wurde in dieſen ganzen zwey Jahren um keine Stunde älter als zehn Jahre, und ihre Mutter hatte das allen ihren Freunden ſo oft verſichert, daß es keinem von ihnen allen einfiel im geringſten daran zu zweifeln, einen gewiſſen Arg ausgenommen, welcher vorwitzig genug war, Charlottens eigentliches Alter etwas näher zu unterſuchen, und auch wirklich ohne Taufſchein und Kirchenbuch dahinter gekommen war, daß Charlotte das funfzehnte Jahr beynahe vollendet hatte.

Dieſer Arg war eigentlich ein Menſch, welcher mit dem Studiren nicht recht hatte fortkommen können, und jetzt eine Art von Winkeladvokaten machte. Man hatte ihm zwar ſchon mehr als einmal die Praxis unterſagt, aber man hatte vergeſſen auch ſeinen Clienten zu unterſagen, ſich an ihn zu wenden: er ſetzte ſie alſo demohnerachtet fort. Hierzu kam noch, daß er von Figur ſehr hübſch war, und das kam ſeiner Praxis bey einigen ältlichen Proceßſchweſtern trefflich zu ſtatten.

Charlottens Mutter ließ ihn alſo um dieſer ſeiner ſchönen Figur willen auch vor ihren Augen Gnade finden, und weil ihr gerade damals die ſonderbare Grille in den Kopf gekommen war, noch in ihrem fünf und vierzigſten Jahre ihren

Nahmen zu verändern — eine Grille die ich deswegen sonderbar nenne, weil sie Weibern in ihren Jahren so äußerst selten in den Kopf kömmt, — so nahm sie sich vor, etwas mehr aus diesem Herrn Arg zu machen, als einen bloßen Hausfreund.

Das fünfte Kapitel.

Fortsetzung.

Sie war zwar schlau genug zu merken, daß seine Besuche nicht eigentlich ihr, sondern vielmehr ihrer Tochter gälten, denn Herr Arg war ein Kenner, der sich durch die Außenseite nicht irre machen ließ, und der trotz dem ärmlichen und äußerst vernachläßigten Anzuge, doch entdeckt hatte, daß Charlotte um volle dreißig Jahre jünger sei als ihre Mutter. Diese ließ sich aber ihrer Seits dadurch auch nicht in ihrem Plane irre machen. Weiber ihrer Art sind unternehmend. Sie haben schon zu viele Männer unter den Händen gehabt, um sie gehörig berechnen zu können.

Was ſie eigentlich für geheime Mittel anwandte, um ihren Plan durchzuſetzen, weiß ich nicht; genug, ſie ſetzte ihn durch, und binnen weniger als ſechs Wochen, wurde aus Charlottens Liebhaber ein Stiefvater.

Charlotte fing ihn von Stunde an ſo ſehr zu haſſen, als ſie vorher verliebt in ihm geweſen war; denn ſie nahm ihm dieſen Streich recht ſehr übel; er aber fand wenige Tage nachher, ich weiß nicht welche Urſachen, ſich ihn noch übler zu nehmen, und ließ dieſe ſeine Unzufriedenheit an der armen Charlotte aus: Er prügelte ſie, ſo oft er ſie anſah. Madame Arg ſtand ihm in dieſem Geſchäfte treulich bei, denn ihr lag nicht wenig daran, den Haß zwiſchen Stiefvater und Stieftochter zu unterhalten. Auch

hatte die gute Frau ſelbſt ihre liebe Noth mit ihrem theuerſten Herrn Ehegemahl. Wollte ſie nur ein halb freundliches Geſicht von ihm haben, ſo mußte ſie dafür ſorgen, daß ſein Tiſch immer mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Weinen beſetzt war, »denn,« ſagte er, »ich »will doch wiſſen, warum ich eigentlich »geheurathet habe?«

Das ſechſte Kapitel.

Die Sache bekömmt für Charlotten eine günſtigere Wendung.

Es fehlte alſo nicht viel, daß nicht Madame Arg ſelbſt Prügel bekommen hätte. Zum Glück wurde die Zahl ihrer Beſucher durch zwei Engländer vermehrt, die brav Geld hatten, und aufgehn ließen. Durch dieſe war alſo der guten Frau vor der Hand aus der Noth geholfen.

Wie denn aber oft auf Sonnenſchein Regen folgt, ſo giengs auch hier. Madame Arg verfiel nach und nach in eine Krankheit, die ihr alle ihre Reize dahin raffte, und ſie auf einmahl in den Schooß der Tugend zurückführte, denn ihr Haus war auf einmahl von Anbethern wie rein gekehrt.

Ein Unglück kömmt selten allein, sagt das Sprüchwort. Herr Arg wollte eben anfangen, sich über die verfallenen Reitze seiner Gattin recht von Herzen zu ärgern, als er plötzlich durch einen kleinen Inquisitionsproceß daran verhindert wurde. Ein wunderlicher Grillenkopf von einem Gegner ließ sich beygehn, die Aechtheit eines Documents zu bezweifeln das eine Parthey, welcher Herr Arg in Geheim bedient war, zum Vorschein gebracht hatte. Die Richter ließen sich von dieser Zweifelsucht anstecken, Herr Arg kam stark in den Verdacht, dieses Document eigenhändig fabricirt zu haben. Die Sache wurde untersucht, der Verdacht gegründet gefunden, und Herr Arg mußte sich gefallen lassen, auf sechs Jahre in das Zuchthaus zu spatzieren.

Charlotte war alſo auf dieſe Art ihren Stiefvater, der ihr bisher mehr Prügel gegeben hatte, als zu eſſen, auf einmahl los. Wer war froher als ſie!

Madame Arg hingegen war ganz und gar nicht froh darüber: Und wie hätte eine Frau von ſo ſtrengem Ehrgefühl, wie Madame Arg war, über einen ſo verdrüßlichen Zufall froh ſeyn können? Sie machte über Hals über Kopf die ganzen Haabſeeligkeiten, die ſie hatte, zu Gelde, verließ den Ort ihres bisherigen Aufenthaltes, und reiſte nach * *.

Das ſiebente Kapitel.

Charlotte bekömmt ſchöne Kleider.

Daß Madame Arg Charlotten mit ſich nahm, das verſteht ſich. denn dieſe ſpielte in dem Plane, den ſich ihre Mutter für ihr künftiges Leben entworfen hatte, eine Hauptrolle,

Madame Arg war eine Frau von Kopf, und calculirte alſo wie eine Frau von Kopfe:

»Meine Reitze,« dachte ſie, »kann ich »jetzt nicht mehr zu Gelde machen. Sie »ſind leider ſo verfallen, daß ich ſie um» »ſonſt nicht mehr an Mann bringen »kann, aber ich habe eine Tochter, aus »der ich hoffentlich etwas ziehen werde. »Dieſe ſoll mir aus der Noth helfen,

»Es iſt ja die Pflicht der Kinder, ihre Al»tern in ihren alten Tagen zu unter»ſtützen.«

Charlotte brachte dieſes Räſonnement mehr Vortheil, als ſie in ihrer bisherigen trübſeligen Lage hoffen durfte. Ihre Mutter wurde zuſehends freundlicher gegen ſie. Gleich bei ihrer Ankunft ließ ſie ihr zwey von ihren beſten Kleidern zurechte machen. So wohl wars dem guten Mädchen noch in ihrem ganzen Leben nicht geworden. Sie zog eines um das ander an, und kam den ganzen Tag nicht vom Spiegel.

Das achte Kapitel.

Verfolg.

Aber es war der Madame Arg Abſicht gar nicht, daß Charlotte ihre Zeit vor dem Spiegel verderben ſollte. So bald es Zeit war, nahm ſie ſie mit ſich auf eine Promenade, die am häufigſten beſucht wurde.

Alles was neu iſt, fällt auf, beſonders in Mittelſtädten. Charlotte, ob ſie gleich eben keine blendende Schönheit war fiel alſo auch auf. Alle Welt wollte wiſſen, wer ſie ſey?

Man wandte ſich alſo an den Lohnbedienten, den ſich Madame Arg nachtreten ließ. Dieſer wußte nicht anders, als daß ſeine neue Herrſchaft eine Hof-

rathswittwe mit ihrer Enkelin aus dem Reiche ſey, denn dafür hatte ſie ſich bey ihrer Ankunft ausgegeben.

Noch denſelben Abend ſprach die ganze Stadt von der ſchönen Reicherin.

Madame Arg, oder vielmehr die neue Hofräthin, miethete ſich Tags darauf eine anſtändige Wohnung, und erſchien mit ihrer Enkelin wieder auf der Promenade. Verſchiedene junge Herren verſuchten mit Charlotten Bekanntſchaft zu machen: Aber die Frau Hofräthin war ihr immer auf dem Nacken, und es kam ſelten zu etwas mehr, als zu einem Ja und Nein. Einige bothen ihr Luſtparthien an, um ihr, wie ſie ſagten, die ſchöne Gegenden um ** zu zeigen: Aber das taugte nicht in den Plan der Frau Hofräthin, denn ſie hatte auf etwas ſolide-

res als auf Luſtparthieen calculirt. Die Frau Hofräthin lehnte alſo alles ab, und meinte ganz beſcheiden: »Eine ehrbare »Wittwe und ein ſittſames wohlerzoge»nes Mädchen, dürfen ſich in dergleichen »Parthieen nicht einlaſſen. Ich würde »mich ſogar hier auf dieſer volkreichen »Promenade nicht mit meiner Enkelin »ſehen laſſen, wenn ich einen andern »Spaziergang wüßte, und mir die Be»wegung nicht unumgänglich nothwendig wäre,« ſetzte ſie ſehr modeſt hinzu.

Das neunte Kapitel.

Fortsetzung.

Hatte man den Tag vorher von der ſchönen Reicherin geſprochen, ſo ſprach man heute von der ſittſamen Reicherin.

Und in der That, die Frau Hofräthin ſpielte die ehrbare Matrone bis zur Unverſchämtheit. Wenn man ſie ſo mit ihrer Enkelin einher treten ſah, ſo war es unmöglich, nicht auf den Gedanken zu gerathen, dieſes Mädchen müſſe unter der Aufſicht einer ſolchen Großmutter ein wahrer Tugendſpiegel ſeyn, und das machte die Sache noch viel pikanter.

Madame Arg verläugnete ſich ſo ſehr, daß ſie ſich jetzt ſo gar um volle zwanzig Jahre älter machte. Sie verſicherte

allen Leuten, sie sey schon hoch in die siebzig. Dadurch gewann sie doppelt. Erstlich an Achtung, denn je älter eine Frau ist, je mehr Ansprüche hat sie auf Ehrfurcht zu machen, und dann gewann auch ihre Person unendlich dabey, denn nach dem Verfall ihrer Reitze, wäre sie als ein Weib von einigen vierzig Jahren, beynahe häßlich gewesen; als eine Matrone aber, die an die siebzig gränzte, konnte sie beynahe noch für schön gelten.

Das zehnte Kapitel.

Fortſetzung.

Freylich lief Charlotte nicht ſelten Gefahr, alles zu verderben, was Madame Arg gut gemacht hatte. Sie war ſo ganz roh und ungezogen, daß ſie das ganz und gar nicht kannte, was man Verſtellung nennt, Ihre Augen ſchoſſen unter der jungen Männerwelt ziemlich materielle Blicke umher, und ſie ſagte manchmal Dinge, die an Ungezogenheiten gränzten, denn in der Schule, in welcher ſie bis dahin geweſen war, hatte ſie nichts beſſers gehört und gelernt, und dieſe Dinge ſtachen denn gegen das äuſſerſt ſittſame Betragen ihrer verehrungswürdigen Großmutter nicht wenig ab.

Aber Charlotte war jung und hübsch, und das kam ihr hier treflich zu statten, gerade dadurch gewann sie bey beyden Geschlechtern. Die Weiber sahen mit einer Art von Mitleiden auf sie herab, nannten sie ein etwas ungezogenes Gänschen, und fanden sie nicht der Mühe werth, sie anzufeinden; denn keine sah eine gefährliche Nebenbuhlerin in ihr weil sich jede an Geist und Talenten über das blutjunge ungeschickte Ding, wie sie sie nannten, unendlich erhaben fühlte. Die Männer hingegen fanden gerade diese Rohheit unendlich anziehend, und ließen alle ihre Ungezogenheiten für liebenswürdige Naivetät gelten.

Das eilfte Kapitel.

Fortſetzung.

Die Eingezogenheit und Ehrbarkeit der Frau Hofräthin machte alſo unter einigen ehrbaren Matronen in ihrer Nachbarſchaft Senſation, die ſie in ihre Cotterien zogen. Dieſe Cotterien waren nichts anders, als Familiencirkel, die mehrentheils aus verheuratheten ältlichen Leuten beyderley Geſchlechts beſtanden, und in denen Charlotte recht herzliche Langeweile hatte.

Bisweilen kam wohl hier und da ein junger Herr Vetter zum Vorſchein, auf den denn Charlotte unter der Hand ein wenig Jagd machte: Aber man weiß ja wohl, wie ungeſchikt die Herrn Vettern mehren-

mehrentheils ſind, und wie kindiſch ſie ſich benehmen, beſonders wenn ihnen die lieben Tanten und Onkels gar zu nahe auf dem Nacken ſind. Die arme Charlotte war alſo dadurch wenig oder nichts gebeſſert.

Die Frau Hofräthin ermangelte in dieſen Cirkeln nie, Sentenzen zu ſpeien, und wenn Sentenzen irgendwo an ihrer Stelle ſind, ſo iſts in ſolchen Cirkeln. Sie ſprach viel von den Verführungen, denn ein junges Mädchen in dieſer argen Welt ausgeſetzt iſt, brachte Charlottens Unerfahrenheit und außerordentliche Jugend, und ihr hohes Alter in Anſchlag, und verſicherte ihren neuen Freundinnen, daß ſie in dieſer Welt keinen angelegentlichern Wunſch habe, als ihre liebe Enkelin noch vor ihrem Ende glücklich ver-

ſorgt zu ſehn; eine Verſicherung, die ihr dieſe Freundinnen um deſto bereitwilliger glaubten, da die mehreſten von ihnen mit ihr im gleichen Falle waren. Dabey ließ ſie nicht undeutlich merken, daß Charlotte einmahl von ihr ein ziemlich anſehnliches Vermögen zu hoffen hätte, und daß ihr alſo um ſo viel mehr am Herzen läge, dieſes Vermögen nach ihrem Tode in keinen unrechten Händen zu wiſſen.

Das zwölfte Kapitel.

Es wirkt.

Das wirkte. Charlotte hieß nunmehr das ſchöne reiche Mädchen aus dem Reiche. Da gab es eine Menge Competenten um ſie. Hier gab es einen Advokaten, der auf Speculation Doktor geworden, und die Promotionskoſten noch ſchuldig war, und den Gedanken gar nicht übel fand, vermittelſt Charlottens Vermögen, dieſem ſeinen Speculationsdoktor zu geſtikten Kleidern und einer Equipage zu verhelfen; dort einen Kaufmann, der ſich verrechnet hatte, und mit ihrem Gelde ſeinem ſinkenden Credite aufzuhelfen ſuchte; da einen Erb- Lehn- und Gerichtsherrn auf N* und N**,

dem aber von ſeinen Gütern nicht viel mehr gehörte, als der bloße Titel, und der ſich, um durch Charlottens Vermögen das volle Eigenthum darüber wieder zu erlangen, großmüthig entſchloß, in einen ſauern Apfel zu beißen, und dieſen bürgerlichen Zweig auf ſeinen Hochadelichen Stammbaum zu pfropfen.

Aber die Frau Hofräthin fand bey keiner dieſer Parthieen ihre Rechnung. Da gab es Körbe über Körbe! Jeder dieſer Körbe machte nach ſeiner Art Lärmen in der Stadt, und der Ruf des ſchönen reichen Mädchens aus dem Reiche drang zu allen, auch zu den taubſten Ohren.

Das dreyzehnte Kapitel.

Wenn die Noth am höchſten iſt, iſt die Hülfe am nächſten.

In ſo fern hatte nun zwar unſre Frau Hofräthin ihren Zweck erreicht: Sie hatte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich und Charlotten gezogen, war aber dadurch leider um nicht viel gebeſſert. Von der allgemeinen Aufmerkſamkeit wird man nicht ſatt, und ſie war nahe daran, nichts mehr zu eſſen zu haben, denn ihre wenige Baarſchaft war bis auf einige Gulden geſchmolzen. Zu verkaufen hatte ſie nichts mehr, und ſie war ſchon entſchloſſen, Charlottens Reitze auf die eine oder andre Art zu baarem Gelde zu machen, als das Schickſal, welches eine ſol-

che Tugend wahrſcheinlich nicht wollte zu Grunde gehen laſſen, ihren Angelegenheiten auf einmal eine andre Wendung gab.

Wie geſagt: Wenn die Noth am höchſten iſt, ſo iſt die Hülfe am nächſten, wie wir gleich hören werden.

Das vierzehnte Kapitel.

Herr X** iſt der Nothhelfer, wie meine Leſer wahrſcheinlich ſchon werden errathen haben.

Das Schickſal alſo fügte es, daß Herr X** eines Abends mit in eine Geſellſchaft eingeladen war, wo die Frau Hofräthin mit ihrer Tochter auch war.

Herr X** war damahls gerade ein junger Wittwer: das heißt, ſeine tugendbelobte Gattin hatte ohngefähr vor ſieben Monathen das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt, und dann heißt ein Mann immer ein junger Wittwer wenn er auch Methuſalems Alter hätte, ohngefähr ſo, wie eine acht und vierzigjährige Jungfer im erſten Monathe ihrer Ehe eine junge Frau wird.

Herr X** hatte von ſeiner ſeligen Frau drey Kinder. Einige ehrwürdige Matronen von eben dieſer Cotterie hatten ihm ſchon oft zugeredet, wieder zu heurathen, weil, wie ſie ſagten, er noch in ſeinen beſten Jahren ſey, und ſeine Kinder eine Mutter brauchten. Die letztere Urſache hatte ihm nicht halb ſo ſehr eingeleuchtet, als die erſte: Auch fiel es dem guten Manne gar nicht ein, daß der Rath dieſer guten Dame wohl ein wenig eigennützig ſeyn könnte, denn Herr X** galt für den reichſten Mann in der Stadt, und jede dieſer Rathgeberinnen hatte eine Tochter, oder eine Nichte, oder eine Enkelin, die ſie recht ſehr für fähig hielten, die Mutter ſeiner Kinder zu werden.

Das funfzehnte Kapitel.

Herr X** beißt an.

Voll alſo von der Idee, die ihm dieſe guten Damen in den Kopf geſetzt hatten, »daß er noch in den beſten Jahren ſey, »wieder zu heurathen,« war Herr X** ſchon lange unter den Töchtern des Landes herumgegangen, um zu ſehen, welche unter ihnen er allenfalls ſo glücklich machen könnte, ſie zur Gefährtin ſeiner Laufbahn in dieſen ſeinen beſten Jahren zu machen, und hatte keine gefunden!

Auf einmahl kam er dieſen Abend in dieſe Cotterie, und ſah Charlotten. Der Ruf war vor ihr hergegangen. Er hatte von ihr als von einem ſehr liebenswürdigen und ſehr reichen Mädchen ge-

hört. Das letzte gab der Waagschale den Ausschlag: denn so ein großer Liebhaber er auch von hübschen Mädchen war, so war er doch von reichen Mädchen noch ein viel größerer, denn gleich und gleich gesellt sich gern. Daher hatte er sich als ein reicher Mann steif und fest vorgenommen, keine andre als ein reiches Mädchen zu heurathen, im Fall er ja wieder heurathen sollte.

Er verliebte sich also gleich auf den ersten Anblick sterblich in Charlotten. Er sprach mit ihr, und ihre naiven, fast albernen Antworten brachten ihm die vortheilhafte Meinung von ihr bey, daß sie ein noch ganz unverdorbenes Mädchen sey, und folglich eine vollkommene Hausfrau, und eine sehr gute Mutter für seine Kinder werden würde. Kurz, Herr

X** wurde dieſen Abend ſo außerordentlich verliebt, daß er beym Nachhauſegehn den Entſchluß faßte, trotz allem was ſich ihm entgegen ſtellen könnte, der Gatte eines Mädchens zu werden, deren Großvater er recht füglich hätte ſeyn können.

Ein Beweis, daß Herr X** ein Mann von vielem Unternehmungsgeiſt war.

Das sechzehnte Kapitel.

Man muß das Eisen schmieden, so lange es glüht.

Diesem Sprüchworte zufolge, ging Herr X** gleich am andern Morgen in aller Frühe zu einer Doktorswittwe, die er für seine beste Freundin hielt, weil sie eine weitläuftige Verwandtin von seiner verstorbenen Frau war, vorzüglich aber, weil sie ihm vor allen andern angelegen hatte, sich wieder zu verheurathen.

Die Frau Doktorin wunderte sich nicht wenig über diesen frühen Besuch, denn er überraschte sie noch im Bette. Herr X** wollte keine Zeit verlieren; er setzte sich also ohne Umstände zu ihr, schüttete sein Herz vor ihr aus, vertraute

ihr seine Absichten auf Charlotten, und bat sie, die Freywerberin bey diesem Handel zu seyn. Er hatte geglaubt, diese seine beste Freundin würde eine Gelegenheit, ihm zu zeigen, wie sehr sie seine beste Freundin sey, mit beyden Händen ergreifen. Aber wie erstaunte er, als er das ganz anders fand. Der gute Mann vergaß, daß die Frau Doktorin selbst zwey heurathbare Töchter hatte.

Sie erklärte ihm also gerade heraus, daß sie sich mit dieser Geschichte ganz und gar nicht zu befassen gemeint sey, daß sie es von einem Manne von seinen Jahren äußerst unbesonnen fände, sich der ersten besten dahergelaufenen Dirne, von welcher doch eigentlich kein Mensch recht wüßte, wer ihre Hühner und Gänse wären, in die Arme zu wer-

ſen. Alles was man von dieſer Hofräthin und ihrer Tochter wüßte, wiſſe man doch nur von ihr ſelbſt. Es ſey doch immer noch ſehr zweifelhaft, ob auch alles ſo ächt wäre. Überdem, meinte ſie, gäbe es auch brave und rechtſchaffne Mädchen genug hier in der Stadt, die er mit ſeinem Vermögen und ſeiner Hand glücklich machen könnte, und ſo weiter.

Das ſiebzehnte Kapitel.

Herr X** geht an die rechte Schmiede.

Es ſoll mit der Liebe — wenn man anders das, was Herr X** gegen Charlotten fühlte, im eigentlichen Verſtande Liebe nennen kann, woran ich, im Vorbeygehn geſagt, recht ſehr zweifle — es ſoll mit der Liebe ſeyn wie mit den Blattern: Je ſpäter ſie einen befallen, deſto gefährlicher ſind ſie. Charlottens Reize hatten alſo dem Herzen des Herrn X** eine Wunde beygebracht, die die Gegenvorſtellungen der Frau Doktorin nur noch mehr entzündeten. Die dahergelaufene Dirne, die der Frau Doktorin entfuhr, war ihm zwar ein wenig aufs Herz gefallen, aber im Augenblicke tra-

ten die beyden Töchter ſeiner beſten Freundin ins Zimmer, und nun wurde es ihm auf einmahl klar, warum ſie ihm von Charlotten abzurathen ſuchte. Ein verdächtiger Rath, und wenn er auch an ſich wirklich gut iſt — ich hätte lieber ſollen ſagen, ein guter Rath aus verdächtigem Munde iſt oft gefährlicher als ein ſchlechter. Herr X** ſtand ſchnell auf, verließ ſeine beſte Freundin bitter und böſe, und ging gerade zur Frau Hofräthin, um ſeine Worte bey ihr ſelbſt anzubringen.

Das achtzehnte Kapitel.

Madame Arp kennt ihren Mann.

Unſrer Frau Hofräthin war geſtern Abend der günſtige Eindruck, den Charlotte auf den Herrn X** gemacht hatte, nicht entgangen, denn ſie war eine Frau, die die Augen überall hatte. Sie wußte, daß Herr X** ſehr reich war, und wünſchte ihn daher durch ihren Lockvogel in ihr Garn zu bekommen: daß er aber ſo ſchnell hineingehn würde, das hatte ſie ſelbſt nicht vermuthet.

So überraſcht ſie aber auch über dieſen ſeinen unerwarteten Antrag war, ſo hatte ſie ſich doch zu ſehr in der Gewalt um ſich etwas davon merken zu laſſen. Sie kannte ihre Leute. Sie wußte, daß

man Leuten von gewiſſen Jahren, welche Geld haben, und mit dieſem ihrem Gelde alles durchſetzen zu können glauben, nur kleine Hinderniſſe und Einwendungen in den Weg ſtellen muß, um ſie noch hitziger zu machen.

Ihr Plan war alſo im Augenblicke gemacht. Sie hörte ſeinen Antrag von Anfang bis zu Ende mit der äußerſten Gefälligkeit an, dankte ihm dann für das ſchmeichelhafte und gütige Zutrauen das er ihr und ihrer Enkelin ſchenkte, bat ihn aber, er möchte ihr einige Bedenkzeit erlauben.

»Charlottens Glück liegt mir zu ſehr »am Herzen,« ſetzte ſie hinzu, »als daß »ich ihrer Neigung nur den geringſten »Zwang anthun ſollte. Auch iſt ſie, dem »Himmel ſey Dank, in den Umſtänden,

»daß ſie gerade nicht nach Gelde heura-
»then darf. Der Abſtand von Jahren
»— verzeihen Sie mir, lieber Herr X**
»daß ich Ihnen das ſage, aber es gilt
»das Glück meines lieben Mädchens,
»und bey einem ſo ernſthaften Handel
»muß man aufrichtig ſeyn — der Ab-
»ſtand von Jahren zwiſchen Ihnen und
»Charlotten iſt ſehr groß. Es iſt daher
»kaum zu glauben, daß ein ſo junges
»Mädchen jemahls das gegen Sie füh-
»len kann, was man wahre Liebe nennt.
»Indeſſen ſehen Sie wie weit Sie bey
»ihr kommen. Setzen Sie Ihre Bewer-
»bungen bey ihr fort. Ich meiner Seits
»habe nichts dagegen. Können Sie es
»dahin bringen, daß Sie ihr gefallen,
»in Gottes Nahmen!«

Herr X** berufte ſich, was ſein Alter

beträfe, auf ſeine Geſundheit, und führte einige Beyſpiele von bejahrten Männern an, die junge Weiber geheurathet hatten, und mit denen dieſe jungen Weiber ſehr glücklich lebten. Die Frau Hofräthin verſicherte ihm nochmahls, daß ſie gegen ſeine Bewerbungen ganz und gar nichts habe. Charlotte wurde gerufen. Herr X** küßte ihr einigemahl die Hand, und wiederhohlte ihr, er habe ſie recht von Herzen lieb; Charlotte ſah aus, als ob ſie das ſehr natürlich fände, und Herr X** verließ ſie verliebter als jemahls, weil er an ſeine Geſchäfte mußte, und verſprach Mutter und Tochter den Nachmittag zu einer Spatzierfarth abzuholen.

Das neunzehnte Kapitel.

Eine gelehrte Frau weiß ſich gleich zu helfen.

So wie Herr X** weg war, nahm Madame Ary Charlotten in die Lehre, und entwarf ihr einen Operationsplan, wie ſie es machen müßte, um das Herz des Herrn X** noch feſter zu beſtricken. Dieſe fand zwar den Plan ſehr langweilig, denn wenn es nach ihr gegangen wär, hätte ſie Herrn X** auf der Stelle ihre Hand gegeben, weil ſie es kaum erwarten konnte, eine reiche Frau zu werden, und ſchöne Kleider zu haben, verſprach aber doch, den Plan zu befolgen.

Sie ſtanden eben mit einander am Fenſter. In dieſem Augenblicke bemerkte Madame Ary am Fenſter eines Gaſtho-

ſes gegen über einen Officier, der vormahls viel bey ihr aus und eingegangen war. Dem Officier ſchienen ſie auch aufzufallen, denn er ſah ſie und Charlotten mit unverwandten Augen an. Die Kriſis konnte nicht fataler ſeyn. Wenn der Officier aus der Schule ſchwatzte, ſo war die Frau Hofräthin entlarvt, und ihre Speculation auf Herrn X** ging in die Pilze.

Jede andre an der Stelle der ſo genannten Frau Hofräthin wär durch dieſen Vorfall aus aller Faſſung gekommen, aber eine geſcheute Frau weiß ſich gleich zu helfen.

Das zwanzigſte Kapitel.

Ein Räthſel nebſt der Auflöſung.

Sie ſchrieb dem Officier auf der Stelle ein Billet, worin ſie ihn bat, auf ein paar Worte zu ihr zu kommen. Er erſchien: ſie vertraute ihm den ganzen Handel, und bat ihn, ſie und ihre Tochter nicht unglücklich zu machen.

Der Officier fand dieſen Handel äuſſerſt luſtig, und die Gelegenheit ſehr erwünſcht. Ihm hatte Charlotte ſchon vorher in die Naſe geſtochen, und er war ſchon entſchloſſen geweſen, auf ſie Jagd zu machen, als ſie ihm auf einmahl unter den Händen weg kam.

»Ich werde mich wohl hüten, euch den Spaß zu verderben!« ſagte er la-

chend. »Der alte Spießbürger muß ge»
»prellt werden. Wenn ich etwas dazu
»helfen kann, ſo ſtehe ich zu Dienſten.
»Wißt ihr was? Ich will Charlottens
»Liebhaber ſpielen. Gebt mich für einen
»Hauptmann aus, der ihr ſchon ſeit ei»
»niger Zeit die Cour gemacht hat, und
»ſie heurathen will. Ich will dem alten
»Kerl ſchon heiß vor der Stirne machen.
»Ich wollte mich eigentlich nur bis heu»
»te Abend hier aufhalten, aber Euch zu
»gefallen, bleibe ich ſchon noch einige
»Tage. — Aber hört, umſonſt iſt der
»Tod! Wenn ich öffentlich Charlottens
»Liebhaber ſpielen ſoll, ſo muß ſie mir
»erlauben, daß ich's unter vier Augen
»bin. Auf die Art wird der alte Popho»
»nuz doppelt geprellt! Verſtehſt du mich,
»kleine Hexe?«

Dabey kniff er Charlotten in die Backen. Charlotte sah aus, als ob sie das Räthsel halb und halb errieth; ihre Mutter, als ob sie es schon errathen hätte, und das war in ihrer Lage auch wohl das Beste, was sie thun konnte, denn die Gelegenheit war zu dringend, um die Zeit erst mit langen Erklärungen zu tödten, denn wenn sie der Offizier entlarvte, so war alles verlohren.

»Ich will diesen Mittag bey Euch »essen,« fuhr der Offizier fort. »Jetzt »geh, Alte, und mache Anstalt auf drey »Personen. Da ist ein Dukaten. Marsch!«

Madame Ay verstand den Wink, und verließ mit ihrem Dukaten fröhlich das Zimmer, denn sie war wirklich schon so weit gebracht, daß sie kaum mehr wußte, wo sie etwas sollte zu essen hernehmen.

Als der Officier mit Charlotten allein war, brachte er ſein voriges Räthſel nochmahls zum Vorſcheine. Junge Mädchen ſind neugierig. Charlotte wollte doch wiſſen, in wie weit ſie es vorhin errathen hatte, und ſie fand gar bald, daß ſie, was dergleichen Dinge betrift, künftig nicht das geringſte Mißtrauen in ihren Verſtand ſetzen dürfe.

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Herr X** ſchwizt groſſe Tropfen.

Sie hatten eben ihre Mahlzeit in der größten Freude ihres Herzens geendigt, als Herr X** eintrat, um ſie abgeredtermaßen zu der Spatzierfahrt abzuholen. Er ſtutzte nicht wenig, als er den Offizier fand.

Die Frau Hofräthin ſtellte ihm denſelben als den Herrn Hauptmann N**, einen alten Freund ihres Hauſes, vor. Der Herr Hauptmann freute ſich herzlich, Herrn X** kennen zu lernen, und die Frau Hofräthin ergriff die erſte beſte Gelegenheit, wo ſie Herrn X** bey Seite ziehen konnte, um ihm zu vertrauen, der Herr Hauptmann ſey von jeher ein gro-

ßer Verehrer von Charlotten geweſen, habe ſich aber noch nie zu erklären gewagt, weil er ſich bis jetzt aus Mangel des Vermögens nicht im Stande geſehen habe, eine Frau auf anſtändigem Fuß zu ernähren, jetzt habe er aber von einem Onkel eine ganz hübſche Erbſchaft gethan, und ſey alſo gekommen, ihr ſein Herz und ſeine Hand anzubiethen.

Der arme Herr X**! Was er für große Tropfen ſchwitzte!

Das zwey und zwanzigſte Kapitel.

Herr X** muß noch eine Weile ſchwitzen.

Der Officier betrug ſich zwar äußerſt beſcheiden und zurückhaltend, machte aber Charlotten ſehr ämſig die Cour. Dieſe betrug ſich, wenn ich ſo ſagen darf, gar nicht; das heißt, ſie war viel zu unerfahren und ungeſchickt, im eigentlichen Verſtande eine Rolle zu ſpielen. Ihr gefiel zwar der Officier viel beſſer, als Herr X**, weil er jünger war; dagegen gefielen ihr aber wieder die Dukaten des Herrn X** beſſer als der Officier.

Um es alſo mit keinem von beyden zu verderben, klopfte ſie Herrn X** fleißig auf die welken Hängebacken, wenn er ihr zu nahe kam, und ſchielte den Of-

ficier dabey an. Herr X** war denn allemahl bis in den dritten Himmel entzückt, fiel aber sogleich wieder in die unterste Hölle hinab, wenn sein Blick etwa Charlottens Hand in der Hand seines Nebenbuhlers ertappte.

Er hätte die Frau Hofräthin so gern noch auf einen Augenblick allein gesprochen, um von ihr zu erfahren, wie denn eigentlich dieser Officier in Charlottens Herzen stünde: diese aber hatte ihre guten Ursachen, den armen Herrn X** noch eine Weile in der Ungewißheit schwitzen zu lassen, und wich ihm also sorgfältig aus.

Das drey und zwanzigſte Kapitel.

Die Luſtparthie.

Er mußte ſich alſo vor der Hand in Geduld faſſen. Die verabredete Luſtparthie hatte Statt; der Herr Hauptmann war, wie es ſich von ſelbſt verſteht, von der Parthie, und dem Herrn X** ein großer Dorn im Auge. Charlotte betrug ſich zwar nichts weniger als unartig oder ſpröde gegen ihn, denn ſo leichtſinnig und unbeſonnen ſie auch war, und um ſo vieles beſſer ihr auch der Officier gefiel, ſo wußte ſie doch mehr als zu gut, daß ſie von dieſer Seite nichts zu hoffen hatte, daß ihre Mutter ſehr arm, und Herr X** ſehr reich war, und ſah alſo dieſen letzten für ihren künftigen Verſorger und

Ernährer an, feſt entſchloſſen, ſich dieſe gute Gelegenheit, mit Ehren unter die Haube zu kommen, nicht entgehen zu laſſen. Da ſie es indeſſen ſo gut haben konnte, ſo ließ ſie ihrem warmen Blute den Zügel, und ſchmiegte ſich recht feſt an den Officier an, ſo daß ihre Wange faſt immer die ſeinige berührte, verſäumte aber nicht dabey Herrn X** denn und wenn die Hand zu reichen, der denn auch zu Tode froh war, wenn er nur die Fingerſpitzen ſeiner Schönen berühren konnte. Kurz, Herr X** bezahlte die Zeche, und mußte, mit dem Evangelio zu reden, gleich den Hündlein mit den Broſamen verlieb nehmen, die von des Herrn Hauptmanns Tiſche fielen.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Herr X** schlägt den rechten Weg ein.

Unter mancherley Leiden und Freuden, unter Wermuth und Honig war dem armen Manne dieser Tag vergangen. Beym Abschiednehmen ließ die Frau Hofräthin, so wie im Vorbeygehn, etwas davon fallen, daß morgen Charlottens Nahmenstag sey; ein Umstand, an den der gute Herr X** aus lauter Liebe und Zärtlichkeit noch gar nicht gedacht hatte! Er machte ihr also eine sehr zierliche Gratulation zu diesem ihren glorreichen Nahmensfeste, und sie erwiederte diese Gratulation mit einem Händedruck, der ihm die ganze Nacht auf Hand und Herz brannte.

»Naht ſich ihr Nahmensfeſt«, ſagt Menſo *), »ſo harret ſein, und ehret
»Die Schöne durch ein Angebinde.
»Geſchmack empfehl' es ihr, nicht Pracht und innrer Werth. —
»Ein Kleinod in ihr Haar, ein zierliches Gewinde
»Von Roſen oder Amaranth,
»Ein Hut, mit Flohr geſchmückt, ein ſchön gemahltes Band,
»Das, ihrer Hüfte Stolz, im Winde flatternd ſpielet
»Macht, wenn nicht reich, doch froh, und ſaget was ihr fühlet.«

Ich weiß nicht, hatte Herr X** dieſe Strophe geleſen, oder war es ſein eigener Witz, der ihn auf den Einfall brachte, genug, er entſchloß ſich, Charlotten zu ihrem Nahmenstage ein Angebinde zu ſchicken.

*) S. deſſen Kunſt zu lieben. S. 110.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Das Angebinde.

Dem zufolge erschien also des andern Tages kurz vor Tische ein großer Deckelkorb, nebst einer Empfehlung des Herrn X** und einem Briefe.

Der Deckelkorb war interessanter als der Brief, daher wurde dieser zuerst geöfnet.

Er enthielt ein Stück Seidenzeug zu einem Kleide, und eine Garnitur Spitzen, freylich beydes nicht vom neuesten Geschmack, denn er hatte beydes noch von seiner verstorbenen Frau liegen, und da seine verstorbene Frau eine außerordentlich gute Wirthin gewesen war, so läßt sich leicht vermuthen, daß auch sie es

ſchon lange hatte liegen gehabt. Indeſſen mochte Herr X'' als ein kluger Mann wohl beherzigt haben, daß jene Lehre: »daß mehr der Geſchmack, als Pracht und innrer Werth ein ſolches Geſchenk empfehlen müſſe,« nur den Jünglingen gegeben, und er nichts weniger als ein Jüngling mehr ſey. Daher hatte er ſehr ſcharfſinnig geſchloſſen, daß er ſeinem Geſchenke das an innerm Werthe erſetzen müſſe, was ihm am Geſchmack abging, und wohl weißlich eine große Torte hinzugefügt, die mit zwanzig Louisd'or beſpickt war.

Daß die Frau Hofräthin dieſe Torte um der Louisd'or willen um nichts ſchlechter fand, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen, und der Herr Hauptmann, welcher, wie ſichs von ſelbſt verſteht, ſchon

vom frühen Morgen an da war, wünsch-
te Charlotten zu ihrem künftigen Ehe-
herrn von Herzen Glück: »denn,« sagte
er sehr witzig. »du mußt ein kugelrundes
»Weib werden, wenn die Mahlzeiten,
»die er Dir in Eurem Ehestande aufti-
»schen wird, diesem Frühstücke nur eini-
»germaßen entsprechen.«

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel.

Der Brief.

Jetzt öffnete man den Brief. Er lautete folgendermaßen:

Inſonders hochzuverehrende Mamſell,

In Ermangelung Dero wertheſten, beziehen wir uns auf unſer letzteres vom geſtrigen Dato, und dienen hiermit, wie wir unter Anwünſchung göttlichen Seegens, einige Kleinigkeiten für Euer Edlen eingethan, und ſolche unter heutigem Dato franko an Dieſelben abgeſandt haben, welche wohl zu empfangen, und uns dafür in der Strazza Ihres Herzens zu creditiren bitten. Es ſollte uns ſehr angenehm ſeyn, wenn Euer Edlen geſonnen

wären, mit unſerm Hauſe fernerhin Geſchäfte zu machen, und mit uns in nähere und eheliche Verbindung zu treten, als wobey Euer Edlen gewiß Ihren Conto zu finden, nicht ermangeln würden, die wir ohne mehreres mit aller Achtung verharren,

Euer Edlen

Dienſtwillige Diener
Joh. Georg X** und
Compagnie.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Die Frau Hofräthin erwählt das beßre Theil.

Wie sich der gute X** mochte gefreut haben, als er mit diesem Briefe fertig war! Und wie die Frau Hofräthin und der Herr Hauptmann darüber lachten! Charlotte lachte zwar auch mit, sie wußte aber nicht recht warum? Denn ohne ihre Mutter hätte sie den ganzen Wisch gewiß nicht geöfnet, und wär sie ja von der Neugierde getrieben, so hätte sie erst nichts Lächerliches darin gefunden, sondern hätte ganz natürlich geglaubt, er müsse so abgefaßt seyn. Überdem ließen ihr auch die Torte, das Stück Seidenzeug und die Spitzen keine Zeit, sich mit dem Briefe abzugeben. Der Zeug

war ſo ſchön bunt, die Spitzen waren ſo fein, und die Torte war ſo ſchmackhaft, daß ſie nicht wußte, welchem ſie den Vorzug zuerkennen ſollte.

Ihre Mutter wußte es: Sie nahm die Louisd'or zu ſich, und der Officier meinte, ſie habe das beſſere Theil erwählt.

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Herr X** iſt in einem Himmel von Wonne.

Die Frau Hofräthin, welche noch erſt vor vier und zwanzig Stunden tüchtig auf dem Sande geſeſſen hatte, war alſo jetzt wieder flott. Wer war froher als ſie! Sie ordnete geſchwind für heute ein gutes Abendeſſen an, und ließ Herrn X** dazu einladen.

Wer war froher als Herr X**! Er erſchien in ſeinem Glanze, denn er hatte ſein Bräutigamskleid angezogen, eine Auszeichnung, die in der Regel keinem andern Tage im Jahre, die drey hohen Feſttage ausgenommen, wiederfuhr. Aber der Nahmenstag ſeiner Schöne war doch wohl allenfalls der Mühe werth, eine

Ausnahme von der Regel zu machen? In jeder Locke ſeiner wohlgekräuſelten und gepuderten Perücke lauſchte ein ſchalkhafter Liebesgott, und ſeine Hände hatten heute für Charlotten einen unwiderſtehlichen Reitz, denn an jeder funkelte ein großer Brilliantring. Charlotte, welche das Funkelnde ſehr gern hatte, drückte ſie ihm alſo heute noch einmahl ſo oft. Überdem hatte ihr auch ihre Mutter, welche eine Frau war, die nicht leicht eine Wohlthat unvergolten ließ, aufgeboten, recht zuvorkommend und freundlich gegen ihn zu ſeyn: ein Auftrag, deſſen ſich auch Charlotte recht aufrichtig entledigte, denn ſie war im Grunde ein gutes Mädchen, und wußte folglich Herrn X** ſein Geſchenk recht ungeheuchelt Dank, um ſo mehr, da es

eigentlich das erſte Geſchenk von einiger Bedeutung war, das ſie in ihrem Leben bekommen hatte.

Herr X** ſchwebte alſo in einem Himmel von Wonne.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Herr X** wird noch glücklicher.

Denn und wenn wurde er freylich wieder auf die Unterwelt zurückgeſchleudert, wenn er den Herrn Hauptmann erblickte, aber dieſer machte ihm heute im Ganzen nicht halb ſo viel Galle als geſtern. Er hatte es bey Charletten dahin gebracht, wohin er es hatte bringen wollen, war ſie alſo ſo gut als überdrüßig, dachte Summ cuique, überließ ſeinen Platz Herrn X**, und hielt ſich deſto fleißiger zu Speiſe und Trank.

Der Frau Hofräthin war das eigentlich nicht ſo recht nach dem Sinne, denn ſie hätte es gern geſehn, wenn der Herr Hauptmann ihrem hoffnungsvollen

Schwiegersohn noch ein wenig mehr eingeheizt hätte. Da sie indessen sah, daß das Feuer in ihm ohnehin schon lichterloh brannte, so ließ sie sichs auch gefallen.

Herr X** attakirte also so frisch, als es nur seine durch so mancherley Mühseligkeiten und Strapazen erschöpften Truppen aushalten konnten, und Charlotte behandelte ihn wie einen Feind, vor dem man eben nicht sonderlich auf seiner Huth zu seyn braucht: das heißt, sie ließ ihn machen was er wollte; ließ ihn ihre Hand küssen, so oft und so viel er wollte, weil sie wußte, daß sie sie doch morgen früh wieder waschen würde.

Wie glücklich war also Herr X**! und wie glücklich wurde er erst, als sich

beym Abſchiednehmen der Herr Hauptmann auf einige Monathe bey ihm beurlaubte, weil er, wie er ſagte, morgen in aller Frühe abreiſen müßte!

Das dreyßigſte Kapitel.

Kömmſt du mir aus den Augen, ſo kömmſt du mir aus dem Sinn.

Herr X** ging nicht, er ſchwebte nach Hauſe. Die Schöne ſeines Herzens war ſo freundlich, ſo gefällig gegen ihn geweſen; ſein Nebenbuhler, ſein gefürchteter Nebenbuhler geht morgen früh fort: Freylich nur, wie er ſagte, auf einige Monathe; aber wie weit kann man es nicht in einigen Monathen bey einem Mädchen bringen, wenn einem kein andrer im Wege ſteht. Wenn nur erſt der Hauptmann fort war, dann hatte er gewonnen Spiel, denn das Sprüchwort ſagt: Kömmſt du mir aus den Augen, ſo kömmſt du mir aus dem Sinn.

Mit

Mit diesen fröhlichen Aussichten legte sich Herr X** also nieder, und er hätte gewiß für Freude und Liebe kein Auge schließen können, wenn nicht der genossene Wein noch stärker gewesen wäre, als seine Freude und seine Liebe.

Das ein und dreyßigſte Kapitel.

Es befällt Herrn X** eine Eiferſuchtsgrille.

Herr X** war ein Mann der ſich zu gut auf die feine Lebensart verſtand, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, die Etikette erfordere es, daß er dieſen Vormittag hinging, um ſich für die geſtern genoſſene Ehre zu bedanken, und ſich pflichtſchuldigſtermaßen zu erkundigen, wie die Damen geruht hätten?

Indem er ſich anzog, lief ihm eine kleine Eiferſuchtsgrille durch den Kopf; vielleicht wars aber auch nur bloße Neugierde: Er wollte nähmlich wiſſen, ob denn der Herr Hauptmann wirklich fort gereiſt ſey, oder ob er ſich etwa anders beſonnen habe? Er ſchickte alſo hin in den

Gasthof, wo der Hauptmann gewohnt hatte, um sich erkundigen zu lassen, und erhielt glücklich die erfreuliche Nachricht, er sey richtig diesen Morgen um sieben Uhr abgereist.

Das zwey und dreyßigſte Kapitel.

Herr X** reibt ſich die Hände.

Herr X** machte ſich alſo ſtehenden Fußes auf den Weg mit dem feſten Vorſatz, von dem vom Feinde verlaſſenen Poſten Beſitz zu nehmen.

Charlotte empfing ihn zwar ganz freundlich, aber ganz kurz, denn ſie hatte eine Conferenz mit dem Schneider. Herr X** hatte alſo Gelegenheit mit der Frau Hofräthin allein zu ſprechen, und ſich bey ihr zu erkundigen, wie denn eigentlich die Sachen zwiſchen Charlotten und dem Hauptmann ſtünden?

Die Frau Hofräthin war auf dieſe Frage gefaßt, und hatte ſich, wie ſie in

dergleichen Fällen immer zu thun pflegte, ſchon ihren Plan gemacht.

»Nicht halb ſo gut mehr, als ſie bey »ſeiner Ankunft ſtanden!« antwortete ſie, »und« — ſetzte ſie mit einem bedeuten»den Lächeln hinzu, »daran ſind Sie »ſchuld!«

»Ich? Wie ſo denn?«

»Ja ja! Stellen Sie ſich nur recht »unſchuldig! Schicken Charlotten da ge»ſtern früh ein Präſent zu ihrem Nah»menstage! Muß denn das einen Lieb»haber nicht verdrüßen? Er gerieth für »Eiferſucht darüber außer ſich. Er woll»te haben, Charlotte ſollte es Ihnen zu»rückſchicken. Sie weigerte ſich, er be»ſtand auf ſeinem Kopfe, und ſo kam »es zu einem förmlichen Zanke zwiſchen »ihnen; und können Sie glauben, daß

»der Trotzkopf so abgereist ist, ohne sich »mit ihr auszusöhnen?«

Herr X** rieb sich für Freuden die Haut fast von den Händen.

Das drey und dreyßigſte Kapitel.

Dem Gelehrten iſt gut predigen.

»Ne das iſt ja allerliebſt!« rufte Herr X'' frohlockend aus. »Jetzt will ich die »Gelegenheit nützen! Die Frau Hofräthin »erlauben es doch?«

»Ich habe nichts dagegen!«

»Ey daran iſt mir nicht genug! Sie »ſollen etwas dafür haben, ſollen Mam»ſell Charlotten ein wenig zureden.«

»Um Vergebung, das thue ich nicht, »wie ich Ihnen ſchon geſagt habe. Ich »rathe nicht zu, nicht ab. Das Mäd»chen muß freye Wahl haben. Damit »Sie aber Charlottens jetzige Stimmung »kennen lernen, ſo muß ich Ihnen ſagen, »daß ſie dieſen Morgen den Hauptmann

»mit ziemlicher Gleichgültigkeit fortfah-
»ren ſah. »Geht dir denn ſeine Abreiſe
»»gar nicht zu Herzen, Charlotte?« frag-
»te ich ſie. »Die Wahrheit zu ſagen,
»»liebe Großmamma,« war ihre Ant-
»wort, »geſtern früh hätte ich vielleicht
»»darüber geweint, aber heute fällt mir
»»das nicht ein Er war gar zu trotzig
»»und ſtürmiſch. Wenn er als Liebha-
»»ber ſchon ſo iſt, wie wird er erſt als
»»Mann ſeyn? Ueberdem habe ich mir
»»dieſe Nacht überlegt, daß ein Mäd-
»»chen nicht gut thut, wenn es einen
»»Officier heurathet. Nehmen Sie an,
»»es wird Krieg, und er muß ins Feld:
»»Wenn dann eine ſolche Frau ihren
»»Mann lieb hat, ſo muß ſie ja für
»»Angſt kein Auge zuthun können, weil
»»ſie mit jedem Augenblicke gewärtig

»»ſeyn muß, daß er zum Kröpel oder
»»todtgeſchoſſen iſt.« So viel zu Ihrer
»Notiz, Herr X**! Ich ſage nichts wei-
»ter: dem Gelehrten iſt gut predigen.«

Das vier und dreyßigſte Kapitel.

Herr X** macht einen guten Handel.

Herr X** küßte ſeiner hoffnungsvollen Großſchwiegermutter voller Entzücken für dieſe Nachricht die Hand, verſprach ihr, den Wink zu benutzen, und hielt Wort.

Er verjüngte ſich wie ein Phönix, gab ſich ſo viele Mühe, ſich angenehm und liebenswürdig zu machen, daß er Charlotten, wenn ſie nur ein wenig Geſchmack und gebildeten Verſtand gehabt hätte, gewiß recht herzlich fatal geworden ſeyn würde, und kam ihr nicht von der Seite. Charlotte gefiel ſich in dem neuen Kleide, das ihr der Schneider über Hals über Kopf hatte machen müſſen,

viel zu ſehr, um nicht zu wünſchen noch mehrere dergleichen Kleider zu haben. Sie ließ ſich alſo ſeine Aufwartungen gefallen, betrug ſich ſehr freundlich gegen ihn, und kaufte ihm die ganze Garderobe ſeiner verſtorbenen Frau für einige Dutzend Küſſe ab; denn es verging kein Tag, an welchem ihr nicht Herr X** ein Stück davon brachte, und ſeinen Kuß dafür abholte.

Auf dieſe Art war alſo Charlottens Zeit zwiſchen ihrem Liebhaber und ihrem Schneider getheilt; der letzte kam dabey viel beſſer weg als der erſte: denn dieſer mußte für ſein Antheil bezahlen, und der Schneider wurde bezahlt, und ermangelte nicht, recht viel anzuſchreiben, weil er ſah, daß ein ſo verliebter Lieb-

haber, wie Herr X** war, nicht Zeit hatte, viel zu handeln, wenn er ihm im Beyſeyn ſeiner Schönen ſeine Rechnungen bezahlte.

Das fünf und dreyßigſte Kapitel.

Der glückliche Herr X**.

Nachdem Herr X** nun eine geraume Zeit ſo geſeufzet, geſchenkt, geſchmachtet und bezahlt hatte, wollte er doch auch wiſſen, wofür er das alles gethan hätte? Das heißt, er drang in Charlotten, ſeine Zärtlichkeit zu krönen, und Charlotte, welche ſich recht dazu gebohren fühlte, einen Mann wie er war, zu krönen, willigte endlich, unter dem heilbringenden Segen ihrer verehrungswürdigen Großmutter in ſeine Wünſche ein.

Der Tag zur Hochzeit wurde angeſetzt, und Herr X** brachte Charlotten den Tag vorher eine bündige Eheverſchreibung, Kraft welcher er ihr, im Fall

er mit Tode abgehn ſollte, mit Ausſchluß ſeiner jetzigen und künftigen Kinder, ein Landgut, das er eben gekauft hatte, und das ohngefähr ſechzigtauſend Thaler werth war, erb- und eigenthümlich, bey ſeinen Lebzeiten aber ein Jahrgeld von funfzehnhundert Thalern zuſicherte. Am folgenden Tage war ein glücklicher Ehemann mehr in der Stadt.

Der glückliche Herr X**!

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Eine Finanzspeculation.

Man wird die oberwähnte Verschreibung äußerst, vielleicht wohl übertrieben großmüthig finden. Gab es doch sogar Leute unter seinen Verwandten, die Feuer und Flammen darüber spieen, und geradezu behaupteten, Herr X** müsse für lauter Liebe von Sinnen gekommen seyn! Ey ja doch! Herr X** war recht sehr bey Sinnen als er sie aufsetzen ließ und unterzeichnete. Sie war nichts mehr und nichts weniger als eine Finanzspeculation. Wie? Das wollen wir gleich hören.

Die sogenannte Frau Hofräthin, die, wie wir bereits gesehn haben, bey diesem

Handel planmäßig zu Werke ging, hatte ſich alles bis auf die kleinſte Kleinigkeit berechnet, um, wie ſie Charlotten ſagte, den alten verliebten Gimpel recht zu prellen. Dem zufolge hatte ſie denn und wenn auf ihrem Tiſche wie von ohngefähr, ganze Pakete alter Verwalterrechnungen, die ſie unter den Papieren ihres im Zuchthauſe ſeeligen Herrn Gemahls gefunden hatte, umher liegen, wenn Herr X** zu ihr kam. Sie trug wohl Sorge, daß er ſie nicht in die Hände bekam, um ſie näher zu unterſuchen, ſondern ließ ihm davon nur ſehen, was ihr gut dünkte, und das waren denn nur die Zahlen einiger Summen. Dieſe Summen waren mit unter nicht klein. Sie gab ihm zu verſtehen, das wären Berechnungen der Einkünfte ihres

Güter

Güter im Reiche. Denn und wenn sprach sie von ansehnlichen Kapitalien, die ihr nächstens eingehn würden, und bath sich seinen Rath über deren Disposition aus.

Das sieben und dreyßigste Kapitel.

Verfolg des Vorigen.

Hieraus glaubte nun Herr X** vollkommen berechtigt zu seyn, zu glauben, die Frau Hofräthin sey eine sehr reiche Frau, und mancher Klügerer an seiner Stelle hätte wohl das nähmliche geglaubt.

Hiernächst hatte die Frau Hofräthin Charlotten angestiftet, daß sie denn und wenn das Gespräch auf diesen oder jenen Herrn Vetter oder Frau Muhme bringen mußte. Hiervon nahm denn die Frau Hofräthin immer Anlaß sich zu beklagen, daß es doch ein rechtes Kreuz sey, wenn man so eine Heerde armer Verwandten hätte, die den Augenblick kaum erwarten könnten, wo man die Au-

gen zudrückte. »Aber,« schloß sie denn jede dieser Klagen, »mein Lottchen ist »mir doch unter allen meinen Verwand»ten die liebste. Die bekömmt einmahl »alles wie es steht und liegt! Führe dich »nur gut auf, Mädchen, daß ich wie bis»her, Freude an dir erlebe!«

Herr X** ging ihr glücklich in die Falle.

»Die Frau Hofräthin ist sehr reich,« dachte er, »und hat noch kein Testament »gemacht. Ich will ihr mit gutem Exem»pel vorgehn, vielleicht folgt sie mir nach; »und wenn ich mich recht freygebig ge»gen Charlotten bezeige, so wird sie sich »um desto freygebiger wieder gegen mich »aufführen, denn eine Hand wäscht die »andere.«

Das war die Ursache von der Groß-

muth des Herrn X**, die im Grunde nicht übel berechnet war, wenn ers mit einer minder ſchlauen Perſon, als die Frau Hofräthin war, zu thun gehabt hätte. Aber die Frau Hofräthin hatte es ſo gewollt, daß er ſo rechnen ſollte.

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Die Frau Hofräthin stirbt ab intestato.

Die Frau Hofräthin hatte also für ihre eigene und für Charlottens Zukunft gesorgt: freylich nicht auf die ehrlichste Art, aber es steht ja geschrieben: »Machet euch Freunde mit dem ungerechten »Mammon.«

Nur Schade, daß sie die Früchte dieser ihrer Vorsorge nicht genießen konnte! Sie hatte sich am Hochzeittage an einer kalten Pastete eine Indigestion gegessen. Sie wurde bettlägerig. Es wurde eine Gedärmentzündung daraus. Der Arzt, den man rufen ließ, weissagte üble Folgen, und die Krankheit hatte zu viel Respekt für den gelehrten Mann, um ihn

Lügen zu ſtrafen. Der Brand kam dazu, und ſie war am dritten Tage todt.

Während ihrer Krankheit ging Herr X** voller Verlegenheit, und wie vor den Kopf geſchlagen herum, und ſann auf ein ſchickliches Mittel, ſie zu bereden, ein Teſtament zu machen. Endlich fiel ihm ein, ſich hinter den Geiſtlichen zu ſtecken. Dieſer ließ ſich willig dazu finden, ihr den Antrag zu machen, fand ſie aber ſchon ſo ſehr im Delirio, daß er nicht einmahl mit ihr von den Gütern jener Welt, geſchweige denn erſt von den irrdiſchen Gütern reden konnte.

Kurz, die gute Frau ſtarb zum großen Leidweſen des Herrn X** ab inteſtato.

Das neun und dreyßigste Kapitel.

Herr X** riecht Lunte.

Dieser schnelle und unerwartete Todesfall ging Herrn X** nicht wenig im Kopfe herum. Er hütete sich aber wohl, Charlotten etwas von seiner Unruhe merken zu lassen, denn da er erst drey Tage mit ihr verheurathet war, so wär es wohl ein wenig zu früh gewesen, mit ihr von ökonomischen Angelegenheiten zu sprechen.

Charlotte beweinte ihre Mutter. Nicht eben, daß sie über ihren Verlust untröstlich gewesen wär, oder weil sie sie ganz besonders liebte, sondern sie beweinte sie bloß, weil sie sie vermißte, und vermißte sie, wie man eine Person vermißt, an die man von Jugend auf gewöhnt ist.

Herr X** wollte doch über den Punkt seiner Erbschaft ins Klare kommen. Er hatte an dem Orte, von welchem sich die Frau Hofräthin ausgegeben hatte, einen Correspondenten. An diesen schrieb er, und bat ihn um einige Auskunft über ihre Verlassenschaft.

Meine Leser werden freylich wohl meynen, Herr X** hätte klüger gethan, wenn er sich noch bey ihren Lebzeiten bey diesem Manne nach ihr und ihrem Vermögen erkundigt hätte. Sie können Recht haben. Nur muß ich zu seiner Entschuldigung anführen, daß sich die rechtschaffene seelige Frau so zu betragen, und jedermann durch das ehrwürdige Ansehn das sie sich gab, so Staub in die Augen zu streuen wußte, daß es gar niemanden einfiel, ihretwegen nur den ge-

ringſten Zweifel zu hegen. Auch war Herr X** viel zu verliebt in Charlotten, an ſo etwas zu denken.

Der Correſpondent gab zur Antwort, es wiſſe in ſeiner Stadt und in ſeiner ganzen Gegend kein Menſch ein Wort von einer Hofräthin dieſes Nahmens, noch von ihren vermeinten Gütern und Kapitalien.

Jezt roch Herr X** Lunte.

Das vierzigſte Kapitel.

Herr X** kömmt ins Klare.

Die Frau Hofräthin war ſchon begraben; auch waren ſeit er ſeinen Brief geſchrieben und Antwort darauf erhalten hatte, faſt drey Wochen verſtrichen: Herr X** konnte alſo in dieſer Angelegenheit jezt ſchon eher ein Wort an Charlotten mit Anſtand wagen.

Er thät es alſo.

Charlotte war naiv genug, ihm die ganze Comödie die ſie und ihre Mutter geſpielt hatten, vom Anfange bis zum Ende zu erzählen. Und was wagte ſie auch am Ende dabey? War ſie doch nun unter die Haube, und verſtoßen konnte er ſie doch nicht deswegen, weil ihre

Mutter keine Hofrathswittwe gewesen war!

Herr X'' war also jezt im Klaren, aber ich kann nicht eben sagen, daß er über das Licht das ihm aufgegangen war, sehr froh gewesen wär! Im Gegentheil, er schimpfte und fluchte, daß man hätte schwören sollen, die Augen schmerzten ihn davon.

Das ein und vierzigſte Kapitel.

Herr X** ſtellt den Bock zum Gärtner.

Die geſcheuteſte Parthei, die er ergrif, war, ſein Leiden in Geduld zu ertragen, und kein Lärmen davon zu machen, weil er wohlweislich ahndete, ſeine Verwandten, die ohnehin mit dieſer ſeiner Heurath ganz und gar nicht zufrieden geweſen waren, möchten ihn noch oben drein brav auslachen.

Deſto mehr aber ließ er ſeinen Verdruß an ſeiner jungen Frau aus, die er ohnehin ſchon überdrüßig zu werden angefangen hatte, denn Herr X** war, ſo alt er auch ſchon war, ein Schmetterling, der von jeder Blume naſchen wollte, und auch von jeder nur naſchte, weil

er nicht recht genießen konnte. Daher fand er nur im Wechsel Vergnügen.

Er sperrte Charlotten also ein, und gab ihr Sophien, in die er ein unumschränktes Vertrauen hatte, zur Duenna. Der gute Mann ließ sich nicht träumen, daß er dadurch den Bock zum Gärtner stellte, denn Sophie war zum Glück für Charlotten selbst eine zu große Freundin vom Leben, um nicht andre auch leben zu lassen.

Das zwey und vierzigſte Kapitel.

Der Advokat.

Herr X** trieb ſeinen Unwillen gegen Charlotten ſo weit, daß er ihr ſogar ihre jährlichen funfzehnhundert Thaler Nadelgeld, über die ſie doch eine bündige Verſchreibung von ihm in den Händen hatte, zu Waſſer machen wollte.

Zum Glück kam aber einmahl ein Advokat ins Haus, den Charlotte auf die Seite zu ziehen Mittel fand, und ihm in aller Stille dieſe Verſchreibung zeigte. Der Advokat war einer von denen, der Herrn X**, ſo reich er war, nicht zu ſcheuen brauchte. Er ſtellte ihm alſo über die Ungerechtigkeit, die er an ſeiner Frau beging, zur Rede, und machte ihm den

Spruch des Pontius Pilatus begreiflich: »Was geschrieben ist, das ist geschrieben,« auch versicherte er ihm, daß er bereit sey, auf die Seite seiner Frau zu treten, und ihre Rechte zu verfechten, wenn er sie ihr schmälern wollte. Herr X** fürchtete die heilige Justiz wie die Hölle, und ließ sich von diesem Augenblicke an nicht mehr einfallen, ihr die funfzehnhundert Thaler streitig zu machen.

Das drey und vierzigste Kapitel.

Die Sache wird laut.

So geheim indessen Herr X** auch seine Verhältnisse mit seiner Frau zu halten glaubte, so wurde es doch gar bald laut in der Stadt, daß er eine sehr unzufriedene Ehe mit ihr führte, und da kein Mensch die wahre Ursache davon wußte, so ersann sich jeder eine, die denn die tausendzüngige Fama nicht ermangelte zu verbreiten, und mit den gehässigsten Farben auszumahlen.

Bey dergleichen Gelegenheiten kömmt immer die mehreste Schuld auf die Frau, und das geht sehr natürlich zu: Die Männer lassen aus einem gewissen Esprit de Corps nichts auf den Mann kommen,

und

und die Weiber — man weiß ja wohl, daß Medisance und Schadenfreude die Hauptgewürze ihrer Unterhaltungen sind, und daß sie sich innerlich freuen, wenn sie den guten Nahmen einer ihrer Mitschwestern in die Arbeit bekommen. Vermuthungen werden denn zu Behauptungen, der kleinste entfernteste Verdacht wird zur unumstößlichen Gewißheit, und jeder Kaffeetisch ist ein Tribunal, gegen welches keine Appellation statt findet. Ist denn ja eine oder die andre darunter, die sich die Miene der Menschenliebe giebt, und es unternimmt, den guten Nahmen der armen Verläumdeten zu vertheidigen oder wieder herzustellen, so that sie das ohngefähr so, wie heut zu Tage die Wucherer unsre derangirten Cavaliers arrangiren. —

Ich bin weit davon entfernt, das von allen zu behaupten. Im Gegentheil, ich kenne ſelbſt viele tauſend Weiber, über deren Zunge in ihrem ganzen Leben nichts kam, was nur im entfernteſten Grade einer Verläumdung gleich ſah. Man wird mir aber doch zugeſtehn, daß das bey den mehreſten der Fall iſt. —

Das vier und vierzigste Kapitel.

Man verfährt sehr glimpflich mit Charlottens Rufe.

So gings denn also auch hier. Die arme Charlotte mußte alle Schuld allein haben. Ich habe schon weiter oben gesagt, daß Herr X** eine Parthie war, auf die alle Mütter, Großmütter und Tanten der Stadt für ihre Töchter, Großtöchter und Nichten speculirten; zu der gewöhnlichen Verläumdungssucht kam al, so noch das dazu, daß die Tribunale, die Charlottens guten Nahmen abhandelten, partheyisch waren. Man denke also wie sie damit herum sprangen! Weiß der Himmel, was sie ihr alles aufbürdeten! Was der arme Herr X** nach seiner

Verheurathung mit ihr alles ſollte entdeckt haben, hinter was für Streiche er ſollte gekommen ſeyn. Man ging ſo weit, daß man geradezu behauptete, Charlotte habe ihre Großmutter für Gram und Ärgerniß unter die Erde gebracht.

Das fünf und vierzigste Kapitel.

Folge davon.

Herr X'' vernachläßigte seine junge Frau ganz und gar, und führte sie nirgends hin. Zur Vestalin war sie nicht erzogen, und hatte auch überhaupt kein Genie dazu. Daß sie in schlechtem Rufe stand, das hatten ihr einige dienstfertige Leute zu Ohren gebracht. Wenn man seinen guten Nahmen verlohren hat, ists auch nicht mehr der Mühe werth ihn zu verdienen. Man nehme noch dazu, daß sie eine Vertraute und Rathgeberin auf ihrer Seite hat, wie Sophie war, und man wird denn leicht begreifen, wie die arme unerfahrne Charlotte auf den

Punkt kommen konnte, auf welchem ſie ſtand als ich ihre Bekanntſchaft machte.

Dieſe Bekanntſchaft hatte indeſſen für mich ſehr wohlthätige Folgen, und ich hatte Urſache, es dem Schickſale recht von Herzen Dank zu wiſſen, daß es mich an jenem Weihnachtsabende an ihre Hausthür geführt hatte.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Ich fühle einen doppelten Beruf in mir.

Ich habe es schon weiter oben gesagt, daß Charlottens Erziehung ganz und gar vernachläßigt worden war, daß ihr Verstand ganz und gar nicht gebildet war, daß sie auch von den gemeinsten Dingen keinen gesunden Begriff hatte.

Ich war zwar selbst noch ein roher unwissender Bursche, aber gegen sie war ich ein wahrer Salomo. Sie wunderte sich, sie staunte über alles was ich sagte. Das hatte denn zweyerley Wirkungen auf mich: Erstens zog ihre treuherzige Naivetät und Unbefangenheit mein Herz unwiderstehlich an sich, und zweytens wurde mein kleiner Stolz rege. Ich fing

auf einmahl an einen doppelten Beruf in mir zu fühlen: Den, ihre Ausbildung zu übernehmen, und den, sie für die Kränkungen, die sie von ihrem Manne auszustehn hatte, durch meine Liebe zu entschädigen.

Wie ich mich auf beydes so viel wußte

Das sieben und vierzigste Kapitel.

Ich gehe ans Werk.

Das Letztere wurde mir eben nicht schwer. Ein junger rascher Bursche, der noch dazu nicht übel gebildet und ihr obendrein recht von Herzen gut war, konnte sie leicht über die Vernachläßigungen und Unarten eines alten, häßlichen, griesgrämigen Eheherrn trösten. Aber das erstere war schon schwerer.

Um ihren Verstand zu bilden, mußte ich nothwendig viel mehr wissen als ich wußte. Doch mein Stolz war einmahl rege gemacht, ich ließ mich also von keiner Schwierigkeit abschrecken, mein Un-

ternehmen auszuführen. Dem zufolge verſäumte ich von nun an kein Collegium, merkte mir, ſo viel ich mir merken konnte, und erzählte ihr am Abend alles wieder was ich gehört hatte. Es mochte nun für ſie taugen oder nicht, mochte juriſtiſch, philoſophiſch oder hiſtoriſch ſeyn, genug ich kramte alles aus. Sie hörte mir denn zu wie einem Orakel, denn alles war ihr neu und fremd, folglich alles intereſſant. Sie ſtaunte über meine Gelehrſamkeit; ich ſtaunte ſelbſt darüber, und predigte, räſonnirte, demonſtrirte und erklärte ſo, daß ich mich am Ende oft ſelbſt nicht verſtand.

Das machte aber keinen Unterſchied, denn ich hatte bey alledem ein dankbares Publikum. Charlotte hörte mir mit weit offenem Munde zu, und Sophie,

wenn ſie nur, das nicht ſelten geſchah, dabey ſaß, bedurfte manches was ich ſagte, mit einem gähnenden: »Das iſt »wahr! — Ey ey! Das wäre!«

Das acht, und vierzigſte Kapitel.

Duende decimus.

Man wird mir eingeſtehn, daß das eben nicht die unangenehmſte Art war, meine Collegia zu repetiren. Ich lernete, indem ich lehrte, das war alſo ein Vortheil.

Herr X** brachte regelmäßig vier Abende der Woche außer dem Hauſe in einer Trinkgeſellſchaft, und ich dieſe vier Abende in ſeinem Hauſe bey ſeiner Frau zu. So waren alſo vier Abende der Woche, an welchen ich in keiner Burſchengeſellſchaft war, und in den Fall kam, dumme Streiche zu machen: und das war der zweyte Vortheil. Oft fielen aber vor die übrigen drey Abende

wöchentlich auch noch ein Paar für mich und Charlotten ab, denn Herr X** war überall lieber als in seinem Hause, und nahm daher an allen Gesellschaften und Lustbarkeiten Theil.

Das neun und vierzigſte Kapitel.

Wir leſen.

Um unſre abendlichen Unterhaltungen noch anziehender und angenehmer zu machen, borgte ich von meinen Bekannten allerhand Bücher, mehrentheils Romane, und laß ſie Charlotten vor. Es waren gute und ſchlechte durcheinander, denn die Auswahl war eben meine ſtarke Seite nicht. Indeſſen iſt kein Buch ſo ſchlecht, daß nicht doch etwas Gutes darinnen ſtünde. Dadurch kamen unter uns richtige Begriffe in Umlauf.

Charlotte fand hieran ſo vieles Behagen, daß ſie anfing vor ſich zu leſen. Ich konnte ihr nicht Bücher genug ſchaffen, denn ſie ſaß den ganzen Tag von früh bis Abends drüber.

Mit unter kamen nun da Dinge zum Vorſchein, die ſie nicht recht verſtanden hatte, und die ich ihr erklären mußte. Ich ließ mich dazu nicht faul finden. Daß meine Erklärungen immer die richtigſten waren, das möchte ich nun gerade nicht behaupten, denn nicht ſelten verſtand ich dieſe Dinge ſelbſt nicht. Ich erklärte aber dem ohnerachtet friſch weg, denn noch war ich mit meinem Verſtande und mit meinen Kenntniſſen lange nicht ſo weit, um es über das Herz bringen zu können, nur ein Einziges mahl »das verſteh ich nicht« zu ſagen.

Das funfzigſte Kapitel.

Ich werde reich.

Auf dieſe Art hatten wir über anderthalb Jahre in Ruhe und Zufriedenheit zugebracht. Charlotte war ein ganz andres Weib geworden, denn gegen das was ſie geweſen war als ich ſie kennen lernte, war ſie jezt eine wahre Sappho. Ich konnte nicht umhin, mir innerlich das Kompliment zu machen, daß ich zu dieſer glüklichen Veränderung das mehreſte beygetragen hätte. Ich gewann ſie alſo von Tage zu Tage lieber, vielleicht weil ich über das Werk den Künſtler nicht vergaß.

Charlotte hing an mir wie eine Klette, denn das arme Geſchöpf fühlte es wohl,

wohl, daß ich der einzige Menſch war, der es aufrichtig mit ihr meinte und menſchlich mit ihr umging. Ihr eifrigſtes Beſtreben ging dahin, mir täglich Beweiſe ihrer Liebe und Dankbarkeit zu geben. Die funfzehnhundert Thaler, die ihr Herr X** jährlich Kraft ſeiner Verſchreibung bezahlen mußte, bekam ich alſo faſt ganz, denn da ſie Kleider und Wäſche hatte mehr als ſie brauchte, und überdem in keine Geſellſchaft kam, ſo brauchte ſie wenig oder nichts davon.

Ich fand keine Urſache, warum ich ihre Geſchenke nicht annehmen ſollte. Die Freude funkelte ihr aus den Augen, ſo oft ſie mir etwas ſchenkte, und ich würde ſie äußerſt gekränkt haben, wenn ich mich ein einziges mahl geweigert hätte, die Beweiſe ihrer Liebe anzunehmen.

Uberdem brauchte ichs auch. Ich nahm alſo alles was ſie mir gab, ſtaffirte mich davon heraus wie ein kleiner Prinz, hatte bey alle dem immer eine Reſervekaſſe von mehreren hundert Thalern, und war alſo nach meiner Art ordentlich reich.

Das ein und funfzigſte Kapitel.

Sophie wird rathſelhaft.

Um dieſe Zeit fing Sophie an mich mit ihrer ganz beſondern Affection zu beehren. Sie haſchte jeden meiner Blicke auf, drückte mir die Hand wo ſie nur dazu kommen konnte, machte ſich immer um mich etwas zu ſchaffen, und kam faſt alle Morgen im reizendſten ſtudirteſten Anzuge auf mein Zimmer, um ſich im Nahmen ihrer Frau zu erkundigen, wie ich geſchlafen hätte?

•

Mehrentheils wußte ſie es ſo einzurichten, daß ſie kam, wenn ich noch im Bette lag, und denn war ſie ſo holdſe-

lig, ſo gefällig, ſo reizend und verführeriſch, daß ich wohl merkte, worauf es abgeſehn ſey. Nur konnte ich die Urſache davon nicht begreifen, denn daß ſie ſich erſt jezt in mich verliebt haben ſollte, das war mir doch nicht recht wahrſcheinlich. Ich traute aber dem Landſrieden nicht recht; war zwar ſehr höflich und freundlich gegen ſie, etwas das ich wohl thun mußte, da ſie die Vertraute meiner Geliebten war, und uns und unſer Geheimniß in ihren Händen hatte, ließ mich aber ſonſt in nichts ein, ſo nahe ſie mirs auch legte.

Wenn ich aber auch gar kein Mißtrauen in Sophien gehabt hätte, ſo war ich wirklich in Charlotten viel zu ſehr verliebt und meinte es mit ihr viel zu ehrlich, als daß ichs hätte über mich er-

halten können eine Untreue an ihr zu begehn, wenn auch Sophie, die wirklich ein sehr hübsches Mädchen war, noch tausendmahl hübscher gewesen wäre.

Das zwey und funfzigſte Kapitel.

Sophie entſchließt ſich, ihr Räthſel zu erklären.

Ich theilte meine Bedenklichkeiten Charlotten mit. Sie war darüber mit mir einig, daß Sophie irgend etwas im Schilde führen müſſe, zumahl da ſie mir verſicherte, es ſey ihr auch kein Einzigesmahl eingefallen, Sophien des Morgens zu mir zu ſchicken. Was ſie aber im Schilde führe? das konnten wir beyde nicht errathen, und mußten uns alſo entſchließen, die Auflöſung dieſes Räthſels der alles enthüllenden Zeit zu überlaſſen.

Sophie, ſtatt der Sache müde, oder darüber verdrüßlich zu werden, daß ich ſo ſchwer begriff, gab ſich vielmehr alle erſinnliche Mühe, ſich noch deutlicher zu

machen. Aber je instruktiver sie wurde, desto stupider wurde ich.

Ich verriegelte endlich meine Thür sorgfältig, ließ sie mehrentheils nicht ein, und trug meiner Aufwärterin auf, ihr zu sagen, ich sey ausgegangen, und wenn sie mich ja einmahl überraschte, so hielt ich mich so weit von ihr entfernt als ich nur konnte.

Sophie sah nun wohl was für einen ungelehrigen Schüler sie an mir hatte, und entschloß sich, mir ihr Räthsel zu erklären, weil sie verzweifelte, daß ichs ohne das je errathen würde.

Das drei und funfzigſte Kapitel.

Ein Dialog.

Als ich eines Abends von Charlotten wegging, ſagte ſie mir, indem ſie mir die Vorhausthür öfnete, ich müßte und ſollte morgen früh für ſie zu Hauſe ſeyn, weil ſie mir etwas wichtiges zu ſagen hätte.

Dieſe Nacht dünkte mir eine Ewigkeit, denn die Neugierde plagte mich außerordentlich, zu erfahren, was mir denn Sophie wichtiges könne zu ſagen haben?

Endlich kam der Morgen, und mit ihm Sophie, reizender als jemahls angethan.

Sie war dieſen Morgen ernſthafter als gewöhnlich.

„Wie lange denken Sie denn noch „hier zu ſtudiren?“ fragte ſie.

Dieſe Frage fiel mir auf: Ich fragte ſie alſo meiner Seits, warum ſie das wiſſen wollte?

„Nun, ich frage nicht ohne Urſache „Herr X'' ſchikt die Madam mit ſeiner „Schweſter aufs Gut — “

„Wie? Er ſchikt ſie aufs Gut? Und „mit ſeiner Schweſter? Mit dem alten „Drachen?“

„Ja, eben deswegen dauert ſie mich! „Sie wiſſen was dieſe Schweſter für ein „böſes Weib iſt!“

„Aber Madame X'' hat mir ja da„von noch nichts geſagt?“

»Weil ſie ſelbſt noch nichts davon
»weiß. Ich hüte mich auch wohl, ihr
»etwas davon zu ſagen. Etwas ſchlim-
»mes erfährt man immer noch Zeit
»genug.«

Das vier und funfzigſte Kapitel.

Fortſetzung des Dialogs.

»Nun ſehen Sie,« fuhr Sophie fort, »da alſo die Madam nun bald von »hier weggeht, und Sie doch nur von »ihr leben, ſo werden Sie finden, daß »meine Frage, wie lange Sie noch hier »zu ſtudiren gedenken? nicht ſo ganz um»ſonſt war.«

Bey den Worten »und Sie doch nur »von ihr leben« ſtieg mir eine hohe Schamröthe ins Geſicht. Ich fühlte in dieſem Augenblicke das ganze Unwürdige, das ganze Demüthigende und Erniedrigende eines Liebhabers der ſich bezahlen läßt.

Sophie merkte was in mir vorging, ließ

ſich aber dadurch nicht ſtöhren. Sie ſchien vielmehr ihre Freude an meiner Verwirrung zu haben.

»Die Zuſchüſſe von der Madam müſ»ſen alsdenn aufhören, denn wenn ſie »Ihnen auch dann und wann etwas »ſchicken wollte, ſo litte das des Herrn »Schweſter nicht, denn die bewacht ſicher »jeden ihrer Tritte und Schritte, wie »der Drache einen Schatz. Es wär da»her doch wohl der Klugheit gemäß, »daß Sie in Zeiten darauf dächten, wo»von Sie alsdenn leben 'wollen.«

Sophie hätte können noch eine Stunde ſo fortreden, ohne daß ich ſie unterbrochen hätte, denn noch konnte ich für Schaam und Ärgerniß die Sprache nicht wieder finden.

Das fünf und funfzigſte Kapitel.

Sophie räth etwas weiter.

»Ich wollte Ihnen wohl ein Mittel ſa»gen,« fuhr ſie fort, »wie Sie mit gu»ter Art hinaus kommen, und Ihr Ver»ſtändniß mit der Madam fortſetzen »könnten, ohne daß es auffiele.«

Ich ſah Sophien kommen, und das gab mir die Sprache wieder.

»Und was iſt das für ein Mittel?« fragte ich.

»Der alte Aktuarius iſt geſtorben, »und es koſtet mir ein Wort beym »Herrn, ſo bekommen Sie die Stelle. »Sie iſt ſo übel nicht. Sie trägt hun»dert zwanzig Thaler ohne die Sporteln, »und denn haben Sie noch Deputate, »und alles frey.«

»Aber gute Sophie, ich habe noch »nicht ausſtudirt!«

»Ach das thut ihm nichts. Das wür»de Herr X** ſchon zu vermitteln wiſ»ſen. Wenn Sie ſonſt wollen, ſo ſag' »ichs dem Herrn noch dieſen Vormittag.«

'Umſonſt both mir Sophie dieſe Stelle und ihre Protection ganz ſicher nicht an. Dahinter mußte etwas ſtecken, ſey es nun was es wollte. Ich entſchloß mich der Sache auf den Grund zu kommen, und ſtellte mich alſo, als ging' ich ihr in die Falle.

Das ſechs und funfzigſte Kapitel.

Ich mache Sophien treuherzig.

»Je nun, liebe Sophie,« ſagte ich, »der »Antrag wär ſo übel nicht. Es läßt »ſich darüber denken.«

»Das meine ich auch!« verſetzte ſie und ſchwieg.

»Aber liebe Sophie,« fing ich nach einer Weile wieder an, »wie kommen »Sie denn auf den Einfall, gerade mit »dieſe Stelle verſchoſſen zu wollen?«

»Weil ichs gut mit Ihnen meine!« verſetzte ſie, indem ſie mir die Hand reichte. »Das jetzige Leben kann doch »nicht ewig dauern, und eine ſolide »Verſorgung iſt doch auch nicht zu ver»werfen.«

»Da haben Sie Recht,« antwortete ich, indem ich ihr die Hand drückte, um ſie noch treuherziger zu machen. »Und »iſt ſonſt nichts dabey zu beobachten? »Keine Bedingung?«

»Je nun — eine wohl!« ſtockte ſie.

»Und die iſt?«

»Da iſt ein gewiſſes Mädchen, die »Herr X** gern mit Ehren unter die »Haube bringen wollte: dieſe müßten »Sie ſich entſchließen zu heurathen.«

»Aha, ich verſtehe! Mit dieſem Mäd»chen iſt gewiß ſo ein kleines Verſehn »vorgegangen, das auf dieſe Art gut ge»macht werden ſoll?« —

Ich drückte ihr die Hand noch ſtär»ker. —

»Die Wahrheit zu ſagen, ja!« ant»wortete ſie, indem ſie die Augen nieder»ſchlug.

ſchlug. »Herr X** giebt ihr zweytau»ſend Thaler Ausſtattung, und Ihnen »jährlich achtzig Thaler Zulage, damit »Sie volle zweyhundert Thaler Beſol»dung haben.«

Mein ganzer kleiner Stolz war über dieſen Antrag empört. Ich that mir über Gewalt an, um vollends ganz hin»ter den Handel zu kommen.

»Hm! Immer beſſer!« ſagte ich. »Und vermuthlich iſt das Mädchen »hübſch?

»Sie ſieht nicht übel aus! erwiederte »ſie ganz beſcheiden.

»Geſtehn Sie mirs nur, liebe So»phie,« fuhr ich fort, indem ich ihre Hand zwiſchen die meinigen legte, und ihr ſcharf dabey ins Geſicht ſah, »das »Mädchen — da Sie mir einmahl ſo

»viel gesagt haben, so können Sie mir »das auch sagen — das Mädchen sind »Sie selbst!«

»Ja, ich bins!« versetzte sie ganz kleinlaut.

Das ſieben und funfzigſte Kapitel.

Sophie empfiehlt ſich.

Ich war in der That in der größten Verlegenheit von der Welt, was ich ihr antworten, und wie ich mich aus dieſem bedenklichen Handel ziehen ſollte, als ich plötzlich durch Wegners Eintritt ins Zimmer daraus erlöſt wurde.

Sophie ſtand geſchwind auf und machte ſich fort.

Wer war froher als ich!

Ich erzählte Wegnern den ehrenvollen Antrag den ich eben bekommen hatte.

»Da haben wir ja das ſchönſte Pe»roli auf die Geſchichte mit der Seifen»ſiederstochter!« ſagte er lachend.

»Aber zum Teufel! Ich bin kein Fi»

»ſcher, und will keiner ſeyn!« verſetzte ich ganz erbittert.

»Weißt du wohl Brüderchen,« fing er nach einem kleinen Stillſchweigen wieder an, »daß deine Lage ein wenig kri»tiſch iſt? Du und deine Amaſia, ihr »ſeyd beyde in den Händen dieſes Mäd»chens. Vor den Kopf ſtoßen darfſt du »ſie alſo nicht!«

Das acht und funfzigſte Kapitel.

Mein Stolz iſt in vollem Allarm. Wegner bringt ihn zum Schweigen.

„Das iſt eben das Verdrüßlichſte bey „der Sache! Sonſt hätte ich die Crea„tur ohne weiteres zur Thür hinaus ge„worfen!“

„Sie zur Thür hinaus geworfen! Das „würde ſich auf einen ſo ſchönen Antrag „geſchickt haben! hätt' ich doch nicht ge„glaubt, daß du ſo ungalant ſeyn „könnteſt!“

„Hat ſich was Galanterie! Mir ei„nen ſolchen Antrag! Mir! Ich ſoll ei„nes andern Kinde meinen Nahmen ge„ben! Aber ich weiß ſchon, warum ſie „ſich unterſtand, mir dieſen Antrag zu

»machen! Sie weiß, daß ich von ihrer »Frau lebe! daß ich mich von ihr bezahlen lasse! Aber mich soll dieser und jener holen, wenn ich wieder einen Heller von ihr annehme! Noch heute »packe ich das ganze baare Geld das ich »von ihr habe zusammen, und geb' es »ihr in Sophiens Beyseyn zurück!

»Papetlapap! Sey kein Narr! Sieh, »wenn Madame X** eine alte häßliche »Runkunkel wär, so wärs etwas anders; »denn könnte man sagen, du ließest dich »von ihr bezahlen: So aber ist sie »ein junges hübsches Weib, die mit dir »außer der andern auch in Herzensverbindung steht, was sie dir giebt, das »giebt sie dir aus Liebe. Sie bezahlt »dich also nicht; sie beschenkt dich nur. »Begreifst du den Unterschied? Behalte

»du alſo in des Himmels Nahmen was
»du von ihr haſt, und laß dir noch mehr
»dazu ſchenken. Es ſind jezt ſchlechte
»Zeiten. Schneide dir die Pfeife weil
»du im Rohre ſizeſt. Wer weiß wie
»lange es noch dauert! Man muß es
»heut zu Tage nehmen wo es iſt, und
»hinthun wo es fehlt!«

Das neun und funfzigſte Kapitel.

Ein guter Rath.

Wegners Gründe leuchteten mir ein, und meine Hitze kühlte ſich ab.

»Aber was räthſt du mir, daß ich »Sophien für eine Antwort gebe?« fragte ich.

»Suche ſie eine Weile in der Unge»wißheit hinzuhalten. Mache ihr weiß, »du ſeyſt ſchon mit einer andern verſpro»chen. Ein alter reicher Vetter will dir »ſeine Tochter geben, wenn du von der »Univerſität zurück kömmſt.«

»Aber ſehe ich denn aus, als ob ich »einen reichen Vetter hätte? Sophie weiß »ja, daß ich ſonſt nichts habe, als was »ich von Charlotten bekomme!«

»Pah! Sieht man denn einem ſeine »Vettern an? Sie weiß viel von deiner »Freundſchaft! Überdem rücken die alten »reichen Vettern nicht gern bey Lebzei»ten heraus. — Oder weißt du einen »andern Vorwand?«

»Nein, ich weiß keinen!«

»Nun alſo! So nimm indeſſen den. »Jezt mußt du vor allen Dingen Zeit »zu gewinnen ſuchen. Kömmt Zeit, kömmt »Rath. Weißt du was? Ich will dir »einen Brief fabriciren, in welchem Dir »dieſer Vetter ſchreibt, daß er mit An»fang künftiger Woche hieher kommen »wird, um zu ſehn, wie deine Studien »laufen. Zeige Sophien den Brief, und »ſage ihr, ſie ſoll ſich nur ſo lange gedulden »bis du dieſen Vetter wieder los biſt.«

Das ſechzigſte Kapitel.

Sophie hat gelogen.

Ich entſchloß mich, Wegners Rathe zu folgen, und wirklich war das vor der Hand das Geſcheuteſte was ich thun konnte.

Ich fand noch denſelben Vormittag den Sohn der Schweſter des Herrn X** in einem Collegio. Das brachte mich auf den Einfall, zu erforſchen, ob denn das auch wahr ſey, was mir Sophie geſagt hatte.

»Deine Mutter geht ja aufs Land?« fragte ich ihn.

»Meine Mutter aufs Land?« wiederholte er ganz verwundert, »davon »weiß ich kein Wort.

»Nun ja, mit Madame X'' auf ihr
»Gut, wo ſie den Winter mit ihr zubrin-
»gen wird.«

»Meine Mutter den Winter auf dem
»Lande zubringen? Mit einer ſolchen
»Propoſition käm man ihr recht! Ich
»glaube, ſie ſtürbe in der erſten Woche,
»wenn ſie nicht alle Abende ihre Qua-
»drilleparthie hätte! Wer hat dir denn
»den Bären angebunden?«

»Ich habe es ſo gehört!«

»Nein, du kannſt mirs ſicher glau-
»ben, daß das nicht wahr iſt. Überdem
»kann ich dir ſagen, daß ſie mit An-
»fang künftiger Woche mit der Hofrä-
»thin W'' ins Carlsbad geht, um die
»Cur zu brauchen.«

Jezt wußte ich was ich hatte wiſſen wollen: Sophie hatte alſo gelogen, um mich deſto eher zu bereden, ihren Antrag anzunehmen.

Das ein und ſechzigſte Kapitel.

Ich belüge Sophien wieder.

Ich hätte dieſen Abend Charlotten ſo gern etwas von den Vorfällen des heutigen Tages geſagt, aber Sophie war pfiffig genug, mich auch keinen Augenblick mit ihr allein zu laſſen. Sie ging uns nicht von der Seite. Ich mußte alſo meine geheimen Nachrichten wieder mit nach Hauſe nehmen.

Sophie war am folgenden Morgen ſchon ſehr früh bey mir, um die entſcheidende Antwort abzuholen. Ich erzählte ihr alſo die Lüge die Wegner ausgeſonnen hatte, verſicherte ihr aber dabey, daß mir die Sache äußerſt unangenehm ſey, weil ich viel lieber dieſe Actuariusſtelle

annähme, indem ich für das Landleben inclinirte, und überhaupt in meinen Umständen diese mir angebothene Versorgung für eine wahre Gnade des Himmels ansähe. Ich machte ihr dabey eine Menge Liebkosungen, und bat sie, sich nur bis zur nahen Ankunft meines Vetters zu gedulden, weil ich doch erst hören müsse, was dieser eigentlich mit mir vorhabe.

Das zwey und ſechzigſte Kapitel.

Sophie iſt mißtrauiſch und wird endlich ungeduldig.

Sophie ſah aus, als wollte ihr die Geſchichte mit dem Herrn Vetter nicht recht einleuchten, ob ſie ſich gleich das nicht deutlich merken ließ.

Sie erkundigte ſich geſprächsweiſe, wer denn dieſer Herr Vetter eigentlich ſey, und wo er lebte? Ich hätte das vorherſehn und darauf vorbereitet ſeyn ſollen. Unglücklicherweiſe war ichs aber nicht. Ich nannte ihr alſo in der Geſchwindigkeit das erſte beſte kleine Städtchen das mir einfiel, machte meinen Vetter zu einem reichen Müller, und taufte ihn Werner. Sophie that, als nähm

ſie das alles für baare Münze an, und empfahl ſich.

Der Zufall fügte es, daß gerade in dieſer Woche in der Familie des Herrn X** einige Feſtivitäten vorfielen, bey welchen er nicht gut vermeiden konnte, ſeine Frau mitzunehmen. Es heurathete eine von ſeinen Nichten. Dieſe Feſtivitäten dauerten, wie das gemeiniglich in Familien, die nach der alten Weiſe leben, zu gehn pflegt, ganzer ſechs Tage hinter einander, denn ein Schmaus folgte auf den andern. Ich bekam alſo Charlotten dieſe ganze Zeit über nicht zu ſehn, und als es endlich Ruhe gab, und ich wieder mit ihr zuſammen kam, war ich eben um nichts gebeſſert, denn Sophie brauchte ihren gewöhnlichen Kunſtgriff, und ging uns keinen Augenblick vom Halſe.

Indeſſen

Indeſſen erkundigte ſie ſich fleißig bey mir, ob denn der bewußte Herr Vetter nicht bald kommen würde? Und das that ſie auf eine ziemlich ſcoptiſche Art. Ich verſicherte ihr dagegen, daß ich ihn alle Stunden erwartete, und ſie ließ mich deutlich merken, daß ihr nach gerade die Geduld anfing auszugehn.

Das drei und sechzigste Kapitel.

Sophie ist klüger als ich.

Das wird meinen Lesern hoffentlich nicht sehr auffallen, denn es ist wohl nicht das erstemahl, daß ein Mädchen klüger ist als ein Mann, und wenn sich dieser Mann auch noch so viel auf seine Klugheit einbildet.

Von weitem her ist gut lügen. Das hätte ich bey der Nase, die ich Sophien drehte, beherzigen sollen.

Unglücklicherweise lag das Städtchen, das ich ihr genannt hatte, und wo mein Vetter wohnen sollte, nur einige Meilen von **. Es kamen also wenigstens alle Markttage Leute aus diesem Städtchen nach **. Nichts war leichter, als sich

bey dieſen Leuten nach dem Müller Werner zu erkundigen. Das war mir nicht eingefallen.

Wie vernagelt doch die klugen Leute manchmahl ſind!

Aber Sophien fiel es ein! Sie erkundigte ſich alſo bey einigen von dieſen Leuten nach dem Müller Werner, und unglücklicherweiſe gab es im ganzen Städtchen keinen Müller dieſes Nahmens!

Das vier und ſechzigſte Kapitel.

Es kömmt zu einer Erklärung.

Noch an demſelben Morgen an welchem ſie dieſe Entdeckung gemacht hatte, kam ſie in mein Zimmer gerauſcht. Ich ſah es ihr gleich beym Eintritt an, daß etwas müſſe vorgegangen ſeyn.

»Ich komme nur, um Ihnen zu ſa»gen, daß Sie es nicht mit einer alber»nen Gans zu thun haben, der Sie weiß »machen können was Sie wollen!« ſagte ſie.

»Wie meinen Sie denn das?« fragte ich, und ſtand da, wie ein ertappter Dieb.

»Fragen Sie nur noch! Die ganze »Sache mit Ihrem Vetter iſt eine Lüge!

»Ich habe mich genau erkundigt! Eine, »unverſchämte Lüge iſts!«

»So wie, daß Madame X** mit ih»rer Schwägerin aufs Land geht!« ant»wortete ich, und glaubte ſie mit dieſer Antwort recht ſehr niedergedonnert zu haben.

»Was noch nicht iſt, kann noch wer»den!« verſetzte ſie, indem ſie das Näs»chen in die Höhe warf. »Es iſt noch »nicht aller Tage Abend! — Aber jezt,« fuhr ſie fort, »jezt dringe ich auf eine »entſcheidende Erklärung. Auf den Herrn »Vetter wird nicht weiter gewartet! Ich »laſſe mich nicht länger für einen Nar»ren halten!«

Jezt war ich ſchön in der Dinte! Sie zu heurathen, dazu hätte ich mich um keinen Preis in der Welt entſchließen

können; einen Vorwand, ſie noch länger mit leeren Hofnungen hinzuhalten wußte ich nicht. Da war alſo nichts anders zu thun, als reinen Wein einzuſchenken, und ihr die Wahrheit geradezu zu ſagen.

Dem zufolge gab ich ihr ganz höflich zu verſtehn, daß ſie und Herr X** ſich nach einem andern Vater zu ihrem Kinde umſehn möchten, und daß ich von dieſer mir zugedachten Ehre keinen Gebrauch machen könnte.

Sie antwortete kein Wort, und verließ mein Zimmer bitter und böſe.

Das fünf und ſechzigſte Kapitel.

Was wird das für Folgen haben?

Als ſie fort war, überlegte ich, was das alles für Folgen haben könnte, und haben müßte? Und wie dieſen Folgen vorzubeugen? Da war guter Rath theuer!

Für mich war dabey eben keine große Gefahr zu beſorgen, denn wenn Sophie ja aus Rache aus der Schule ſchwatzte, was konnte Herr X'' mit mir anfangen? Alles was für mich daraus entſtehn konnte, war, daß mein Umgang mit ſeiner Frau ein Ende haben mußte. So unangenehm mir das nun auch war, ſo ungern ich auf meine Verbindung mit ihr Verzicht that, was war das im Vergleich mit dem was der armen Charlotte

bevorſtand! Für dieſe war mir alſo am mehreſten bange bey der Sache.

Ich konnte den Abend kaum erwarten, um zu ihr zu kommen und mit ihr zu überlegen, was in dieſer kritiſchen Lage zu thun ſey?

Für heute fand es Sophie vermuthlich nicht weiter der Mühe werth uns von einander entfernt zu halten. Sie ließ uns den ganzen Abend allein beyſammen.

Das sechs und sechzigste Kapitel.

Ich gehe mit Charlotten zu Rathe.

Die gute Charlotte wußte von allem was vorgefallen war noch kein Wort. Und wo hätte sie es herwissen sollen? Sophie hatte sich wohl gehütet, ihr etwas davon zu sagen.

Daß indessen etwas vorgegangen seyn müsse das nicht recht nach Sophiens Kopfe wär, hatte sie ihr wohl angemerkt, denn das Mädchen hatte den ganzen Tag über mit den Thüren geschlagen daß die Fenster klirrten, hatte alles um sich her geworfen, und ihr, so oft sie sie um etwas fragte oder ihr einen Auftrag gab, lauter kurze und schnippische Antworten gegeben.

Charlotte erſchrak alſo nicht wenig, als ich ihr meinen Rapport abſtattete; und in der That hatte ſie das auch wohl Urſache, da ſie ſo ganz in Sophiens Händen war.

Wir überlegten, und ſannen hin und her, und nichts fiel uns ein, was uns hätte beruhigen können. Überall ſahen wir Unglück, überall traurige Folgen.

Nachdem wir lange überlegt, und alles reiflich erwogen hatten, fiel endlich unſre beyderſeitige Meinung dahin aus, daß es am beſten ſey, wenn wir um gutes Wetter bäthen.

Zu zögern hatten wir nichts. Wir beſchloſſen alſo, das ſo gleich ins Werk zu richten.

Das ſieben und ſechzigſte Kapitel.

Sophie iſt ſceptiſch.

Ich rufte Sophien alſo ins Zimmer. Sie ließ uns eine lange Weile warten, ehe ſie uns die Ehre anthat zu erſcheinen. Erſt auf den dritten oder vierten Ruf — und jeder Ruf war mehr eine Einladung als ein Befehl — ließ ſie ſich herab, uns ihr holdes Antlitz ſehen zu laſſen.

Ich machte die Anrede an ſie:

»Liebe Sophie,« ſagte ich, »nach dem »was heute zwiſchen uns vorgefallen iſt, »müſſen Sie nothwendig Urſache zu ha»ben glauben, auf mich recht ſehr böſe zu

»seyn. Wenn Sie aber die Sache bey »kälterm Blute überlegen, so werden Sie »finden, daß die Schuld mehr am Schick»sale als an mir liegt. Kein Mensch »kann für seine Neigungen. Ich bin »Ihnen ganz und gar nicht gram, Sie »sind ein recht hübsches Mädchen, aber »lieben kann ich Sie nicht. Auf der an»dern Seite habe ich Sie aber wieder zu »lieb, als daß ich Sie der Gefahr aus»gesetzt hätte, einen Mann zu heurathen, »der Sie nicht lieben kann!«

»Wozu denn die Umschweife? Ich »verlange ja keine Entschuldigung. Der »Handel ist vorbey, und ich bitte, kein »Wort mehr darüber zu verlieren. So »weit ists, dem Himmel sey es gedankt, »noch nicht mit mir gekommen, daß ich mich »einem Manne nachwerfen müßte.«

»Nun das meine ich auch, und ich »freue mich, daß wir über dieſen Punkt »einerley Meinung ſind! Wenn Sie aber »ja noch auf mich böſe ſeyn ſollten, ſo »bitte ich Sie, laſſen Sie ihren Zorn an »mir allein aus, und laſſen Sie es die »arme Charlotte nicht entgelten! »Denken Sie, was es für Folgen »haben könnte, wenn Sie etwa dem »Herrn — «

»Wofür halten Sie mich?« ſchrie ſie, und ſtemmte beyde Arme in die Seite. »Glauben Sie, daß ich eine ſchlechte Per»ſon bin, und die Denunciantin machen »werde? Treiben Sie Ihren Unfug mit »einander fort ſo lange Sie wollen, ich »will nicht ſcheel dazu ſehn! Ich gebe »Ihnen mein Wort, daß der Herr aus

»meinem Munde keine Silbe davon »erfährt.«

Damit ging ſie hinaus, und ſchlug die Thür zu, daß der Spiegel beynahe von der Mauer gefallen wär.

Das acht und sechzigste Kapitel.

Eine Windstille.

Sophiens Benehmen war nun freylich nicht sehr geschickt, uns der zu fürchtenden Folgen wegen zu beruhigen. Indessen, was war zu thun? Wir mußten uns in unser Schicksal ergeben.

Ich stellte indessen meine Besuche bey Charlotten nicht ein, denn das arme Weib brauchte jezt mehr als jemahls Trost.

Sie that alles mögliche, um Sophien auf ihre Seite zu bringen. Sie schenkte ihr nach und nach fast die Hälfte ihrer Garderobe, um ihr ein freundliches Gesicht abzulocken. Im Anfange war alles umsonst! Das Mädchen war und blieb verstockt. So vergingen mehrere Tage, die wir in Furcht und Zittern verlebten.

Nach und nach ließ ſie doch etwas von ihrem Mißmuthe nach. Sie gab wenigſtens Antworten, wenn wir ſie um etwas fragten. Wer war froher als wir! Leichtſinnig und unerfahren, wie wir waren, hielten wir das für ein Zeichen, daß ihr Groll vorbey ſey! Thoren die wir waren! Es war nichts als eine Windſtille! Sie wollte uns nur ſicher machen.

Das neun und ſechzigſte Kapitel.

Das Wetter bricht los.

Angſt und Furcht hatten mich und Charlotten ganz platoniſch gemacht. Ich las eines Abends Werthers Leiden mit ihr. Wir hatten das Buch beyde noch nicht gekannt; um deſto mehr riß es uns hin.

Daß Charlotte ſich ganz in der Lotte und mich ganz im Werther fand, das verſteht ſich von ſelbſt. Sie nannte mich, vom Augenblicke an nicht anders als Werther, und ich durfte ſie nicht anders als Lotte nennen.

»Aber was iſt dieſer Albert da für »ein Engel gegen meinen Mann!« rufte ſie aus. »Um wie viel unglücklicher bin »ich alſo gegen Lotten! — Doch nein!

»Ich bin nicht unglücklicher! Ich habe »ja Dich!«

Wir ſanken einander bey dieſen Worten in die Arme.

»Werther!« rief ſie dann wieder aus. »Ich überlebte es nicht, wenn ich »Dir mit meinen eigenen Händen die »Piſtolen ſchickte, mit denen Du Dich »um meinetwillen erſchöſſeſt!«

Ich dachte jezt an nichts weniger als ans Erſchießen. Ich war mit ganz andern Dingen beſchäftigt. Es dauerte kaum einige Minuten, ſo hörten wir beyde die Harmonie der Sphären nicht mehr. Plato wurde ad absurdum gebracht, und als wir unſerer Sinnen wieder mächtig wurden, ſtand Herr X** mit zweyen ſeiner vertrauteſten Freunde und Sophien hinter uns.

Das ſiebzigſte Kapitel.

Herr X** kommt außer Faſſung.

Man denke wie wir auseinander prellten!

Sophie ſchlug ein lautes Gelächter auf, und klatſchte in die Hände.

Ihr habt alſo mit eignen Augen geſehn, und ſeyd meine Zeugen! ſagte Herr X** zu ſeinen Begleitern. »Laßt mir »den Burſchen nicht entwiſchen!«

Die Herren wollten nach mir greifen. Ich hatte mich übel und böſe wieder geſammelt.

»Wer ſich unterſteht mir zu nahe zu »kommen, iſt des Todes!« ſchrie ich, und nahm die große ſtählerne Lichtputze in die Hand, weil ich in der Geſchwindigkeit keine andere Waffen fand.

Jezt fanden die Herren nicht mehr für rathſam, ſich mit mir abzugeben.

»Sie haben mich mit Ihrer Frau »überraſcht,« fuhr ich zu Herrn X** fort. »Wollen Sie Gebrauch davon machen, »ſo thun Sie es. Vergeſſen Sie dagegen »aber nicht, was zwiſchen Ihnen und »dieſer Creatur hier vorgegangen iſt. Ich »hab es aus Sophiens eignem Munde. »Im Vertrauen, ich kann von der Ehre, »Aktuarius auf Ihrem Gute zu werden, »ſo lockend auch die achtzig Thaler jähr»liche Zulage, und die zweytauſend Tha»ler Ausſteuer ſind, die Sie ihr mitge»ben wollen, keinen Gebrauch machen.«

Das taugte ganz und gar nicht in den Plan des Herrn X**. Er wußte nicht, daß ich ſo tief in ſein Geheimniß initiirt war, denn Sophie hatte ihm

nichts davon gesagt, daß sie mir den Antrag gemacht hatte. Er stand da wie ein armer Sünder. Er wollte etwas sagen, aber das Wort erstarrte ihm auf den Lippen. Seine beyden Freunde sahen einander an und schüttelten die Köpfe.

Das ein und siebzigste Kapitel.

Oder das letzte dieses Buches.

Ich fand keinen Beruf, länger hier zu bleiben, nahm also meinen Hut, und ging, und kein Mensch machte Miene, mich aufzuhalten.

Indessen war mir doch nicht gar zu wohl zu Muthe bey der Sache. Ich legte mich nieder, konnte aber kein Auge zuthun. Ich verlebte einige Tage so in der Ungewißheit; es wurde aber nichts von einem Scheidungsprocesse ruchtbar. Wahrscheinlich mochten die beyden Freunde dem Herrn X** zugeredet haben, kein Lärmen zu machen, da er selbst Werg am Rocken hatte.

Die beyden Freunde hatten nun wohl

dem Herrn X** verſprochen, die Sache geheim zu halten, aber man weiß ja wohl, wie dergleichen Verſprechen erfüllt werden. Sie hatten doch geſchwatzt. Vielleicht aber hatte es auch Sophie gethan. Genug, man fing an zu murmeln, und innerhalb mehr als einer Woche war die Sache eine Stadtgeſchichte, die man, wie ſichs verſteht, mit einer Menge Zuſätze und Umſtände erzählte.

Herr X** war ſchon alt und kränklich. Um der Sache ein Ende zu machen, nahm er das zum Vorwande, ſeine Handlung ſeinem jüngern Compagnion zu übergeben, und zog mit ſeiner Frau auf ſein Gut.

Achtes Buch.

Achtes Buch.

Das erste Kapitel.

Ich schäme mich.

Die Trennung von Charlotten ging mir außerordentlich nahe, besonders aber kränkte mich die Art, wie ich von ihr war getrennt worden. Ich nahm den innigsten herzlichsten Antheil an ihrem Schicksale, ich war wirklich noch verliebt in sie, und konnte ziemlich mathematisch gewiß wissen, was für ein unglückliches

Leben ſie jezt ihrem alten grillenhaften unerträglichen Grisgram von Eheherrn gegen über würde führen müſſen.

Zudem kam noch, daß iezt in ** auf mich, als den Haupthelden dieſer fatalen Gtſchichte, aller Augen gerichtet waren. Wo ich nur hinkam, ſteckte man die Köpfe zuſammen, und ſah mich dabey mit bedeutenden Blicken an.

Wär ich mit dem guten Ton der großen Welt etwas mehr vertraut geweſen, ſo hätte ich den aimable vainqueur geſpielt, und hätte mir etwas darauf eingebildet, Uneinigkeit zwiſchen zwey Eheleuten geſtiftet, und den guten Nahmen eines jungen Weibes zu Grunde gerichtet zu haben. So aber war ich

albern und unerfahren genug, mich deswegen recht herzlich zu ſchämen.

Da ſieht man, was es iſt, wenn man keine ſeine Erziehung genoſſen hat.

Das zweyte Kapitel.

Es giebt für alles Troſt.

Ich hielt alſo für das rathſamſte, mich ſo wenig als möglich öffentlich ſehen zu laſſen, blieb auf meinem Zimmer, und nahm für Mißmuth meine Zuflucht zum Studiren.

Damit wollte es aber auch nicht recht gehn, denn es ſtudirt ſich ſehr ſchlecht, wenn Kopf und Herz nicht ruhig ſind. Ich warf hundertmahl die Bücher in den Winkel, ſprang auf, und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

»Du biſt wohl ein rechter Narr, Brüderchen,« ſagte Wegner eines Tages zu mir, »daß du dir dieſe Geſchichte ſo ſehr »zu Herzen nimmſt! Geſchehene Dinge

»ſind nicht zu ändern! Wenn man ſich
»die Haare über ſo etwas ausrauſte, ſo
»kömmt man dadurch um keinen Schritt
»weiter. Es iſt nichts ſchlechtes in der
»Welt das nicht auch ſeine gute Seite
»hätte, und es giebt für alles Troſt!«

»Die gute Seite an dieſer Geſchichte
»möchte ich doch auch ſehn!« verſetz-
te ich.

Das dritte Kapitel.

Der Troſt findet ſich wirklich.

»Ich will dir ſie zeigen. Sieh deinen »Kleider- und Wäſchvorrath und deinen »geſpickten Beutel an, und du wirſt mir »eingeſtehn, daß dieſe Seite gar nicht »ſchlecht iſt!«

Jezt fielen mir auf einmal die Schuppen von den Augen. Ich eilte nach meinem Schränke, hohlte meine Baarſchaft heraus und zählte ſie. Ich fand, daß ich über ſechshundert Thaler reich war.

Ich hatte, wie ich ſchon oben geſagt habe, meine mehreſten Abende mit Charlotten zugebracht, und alſo wenig Gelegenheit gehabt, viel Geld auszugeben,

ob ich mir gleich übrigens nichts hatte abgehen laſſen. Noch am letzten Abend unſrer Zuſammenkunft hatte mir Charlotte im Anfall des Werthersfiebers zweyhundert Thaler geſchenkt, die ihr Herr Gemahl, vermuthlich um ſie ſicher zu machen, ihr noch an demſelben Tage ausgezahlt hatte. Auf dieſe Art war alſo meine Baarſchaft zu einem für mich ſo anſehnlichen, Capitale angewachſen.

Welch ein Herz- und Seelenerhebender Anblick für mich! Ich ſah jetzt alles aus einem ganz andern Geſichtspunkte an.

Accipe diuitias, et vatum maximus esto,

ſagt Martial.

Ich hatte Geld! Für mich stand die ganze Welt offen; ich brauchte so nicht in * * zu bleiben, das mir jetzt zum verhaßtesten Aufenthalte geworden war.

Das vierte Kapitel.

Ich entschließe mich ** zu verlassen.

Ich entschloß mich also auf der Stelle, ** zu verlassen, und eine kleine Reise zu machen. Wohin? das galt mir gleich.

Was mich in diesem Entschlusse noch mehr bestärkte, war, daß Wegner, der einzige Mensch, der mich allenfalls noch hätte in ** halten können, um diese Zeit seine akademische Laufbahn geendigt hatte, und im Begriffe war, nach Hause zu reisen, um in der Gegend seiner Heimath als Advokat zu practiziren.

Ich nahm mir vor, ihn bis dahin zu begleiten, und dann auf meine eigne Faust und auf gut Glück weiter zu reisen.

Ehe wir uns aber trennten, stand uns noch ein Abentheuer bevor, bey welchem ich als sein Freund die Hand im Spiele haben mußte, und das wir auch, wie meine Leser bald hören werden, glücklich ausführten.

Die Sache war folgende:

Das fünfte Kapitel.

Wegner hat einen Liebeshandel.

Den hatte er, und zwar mit einem recht braven lieben Mädchen, das Cecilie hieß. Diese Cecilie wohnte bey einer alten Tante. Wegner meinte es ehrlich mit dem Mädchen; er hatte sich gegen die Tante ausgelassen, daß seine Ältern sehr vermögliche Leute wären. Die Tante hatte also nichts gegen seine Bewerbungen, und es war so gut als entschieden, daß Wegner, so wie er Advokat wär, Cecilien heirathen sollte.

Cecilie war arm; und lebte bloß von der Gnade ihrer Tante. Auf einmal starb diese Tante, und Cecilie erbte ein ziemliches Vermögen von ihr.

Das brachte nun eine gewaltige Veränderung hervor: nicht etwa in Ceciliens Gesinnung gegen Wegner, denn diese bliebe immer noch dieselbe. Im Gegentheil, sie freute sich recht darüber, daß sie jetzt im Stande sey, ihm auch ihrer Seits etwas zuzubringen; sondern die Veränderung von der ich rede betraf ihre Lage.

Das sechste Kapitel.

Der Onkel.

Cecilie hatte einen Onkel. Dieser war ein alter Mann, von dem sie weiter nichts wußte, als daß er in der Welt sey. Er hatte sich in seinem Leben nicht um sie bekümmert, so lange sie arm war, aus Furcht, daß er etwa zu ihrer Erziehung und Unterhaltung etwas beytragen müsse, denn er war entsetzlich geitzig.

Jetzt war Cecilie auf einmahl reich, und folglich ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit geworden.

Wegner hatte mich, um mich einigermaßen zu zerstreuen, denn Charlotte und ihr Schicksal lagen mir noch immer gewaltig im Kopfe, eines Tages zu einem

Spatziergang über Land beredet. Wir waren sehr früh fortgegangen, und kamen des Abends sehr spät zurück.

Bey unserer Nachhausekunft sagte uns die Aufwärterin, Cecilie habe Nachmittag dreymahl hergeschickt, Wegnern bitten zu lassen, er möchte sogleich zu ihr kommen.

Das fiel uns beyden auf. Was konnte das für eine Ursache haben? Indessen war es für diesen Abend zu spät, noch erst hinzugehn. Wegner mußte sich also in Geduld fassen, und die Aufklärung dieses Räthsels auf morgen verschieben.

Das siebente Kapitel.

Der Vogel ist ausgeflogen

Wegner machte sich am andern Morgen so zeitig auf den Weg, als es sich nur thun ließ, und kam sehr bald, und sehr trostlos wieder zurück.

Cecilie war fort. Es war auf einmahl ein alter Herr gekommen, hatte ihr gesagt, er sey ihr Onkel, und hatte sie genöthigt, über Hals und Kopf mit ihm fortzureisen.

Ceciliens alte Magd, die der Herr Onkel, wie sich das von selbst versteht, auf der Stelle abgelohnt hatte, gab Wegnern einen Zettel, auf welchem folgende Worte mit Bleystift geschrieben standen:

»Ich habe dreymahl zu Ihnen ge»schickt, aber vergebens. Mein Onkel »zwingt mich, sogleich mit ihm nach »zu reisen, wo er, wie er sagt, sein »Gut hat. Was er mit mir vorhat, »weiß ich nicht. Ich habe mich ge»sträubt so sehr ich konnte, aber was »vermag ein armes wehrloses Mäd»chen gegen die Befehle eines Onkels. »Leben Sie wohl. Ob wir einan»der je wiedersehn werden, weiß ich »nicht!

Ihre

trostlose

Cecilie.

Die alte Magd hatte ihm noch dabey gesagt, Cecilie habe entsetzlich geweint, als sie sich mit ihrem Onkel in

den Wagen geſetzt hatte, und dieſer Onkel ſey der abſcheulichſte, widerwärtigſte Mann, den ſie in ihrem Leben geſehen hätte.

Das achte Kapitel.

Wir reisten nach.

Wegner war außer sich. Hatte er mich vorher über den Verlust meiner Geliebten trösten müssen, so hatte ich jetzt meinerseits meine ganze Beredsamkeit nöthig, ihn aufzurichten.

Die recht sehr verliebten Leute sind immer sehr sinnreich, sich selbst zu quälen. Das war auch hier der Fall. Wegner ging in seiner Verzweiflung so weit, daß er gar behauptete, dieser Onkel sey kein rechter Onkel, sey ein Gauner, der sich nur für einen Onkel ausgegeben habe, um Cecilien in seine Gewalt zu bekommen; und das wollte er sich um so weniger ausreden lassen, da er sich nicht

erinnern konnte, daß ihm Cecilie jemahls etwas davon gesagt habe, daß sie noch einen Onkel hätte.

Ich that mein möglichstes, ihm das auszureden; aber das hielt schwer. Jetzt fiel mir ein, das beste Mittel, um der Sache auf den Grund zu kommen, sey, sogleich nachzureisen. Ich theilte Wegnern diesen meinen Einfall mit. Die Hoffnung lebte wieder in ihm auf, und er wurde etwas ruhiger.

Wir pakten sogleich unsere Habseligkeiten zusammen, so geschwind wir konnten, ließen uns einen Wagen und vier tüchtige Pferde miethen, und machten uns auf den Weg.

Das neunte Kapitel.

Neue Hinderniſſe.

Unſer Fuhrmann mußte fahren was nur die Pferde laufen konnten, weil wir hofften, den Herrn Onkel noch unterwegs einzuholen. Es war aber alles umſonſt. Er hatte einen zu großen Vorſprung vor uns, und hatte überdem, wie wir in der Folge erfuhren, auch Poſt.

Als wir nun ſo auf gut Glück in die Welt hineinfuhren, fiel mir ein, daß wir eine wahre Don Quichottereiſe máchten.

Cecilie hatte Wegnern bloß geſchrieben, ſie reiſe mit ihrem Onkel nach * *, und hatte entweder den Namen dieſes Onkels in der Angſt zu erinnern ver-

gessen, oder hatte ihn vielleicht selbst nicht gewußt. Nun war * * eine ganze Provinz von mehr als dreißig Meilen im Umfange. Den Namen des Mannes, den wir suchten, wußten wir nicht. Wie ihn also finden?

Ich hütete mich aber wohl, Wegnern diese meine Betrachtung mitzutheilen, aus Furcht, ihn dadurch noch kleinmüthiger zu machen, als er ohnehin schon war.

Sie war aber zu natürlich, diese Betrachtung, als daß sie sich einem nicht hätte von selbst aufdringen sollen. Wegner fiel von selbst und ohne mein Zuthun darauf.

Jetzt ging das Wehklagen und Verzweifeln von neuem an, und ich hatte alle Mühe von der Welt, ihn zu hal-

ten, daß er mir nicht aus dem Wagen herausſprang, und wie ein zweyter Orlando Furioſo in Feldern und Haynen umherirrte.

Das

Das zehnte Kapitel.

Trostgründe.

„Laß den Muth nicht ſinken, Brüder„chen,“ ſagte ich, „die Zeit wird alles „lehren. Nur Geduld! Weißt du nicht „den ſchönen Spruch des Horaz: levius „ſit patientia, quidquid corrigere est „nefas?“

„Ey! Horaz hatte gut reden! Dem „hatte kein Onkel ſein Mädchen ent„führt.“

„Nun ſey froh, daß es ein Onkel „iſt, der dir deine Cecilie entführt hat. „Um deſto weniger gefährlich iſt er dir. — „Ja, wenns ein Vetter wär', ſo etwa „mit ihr in gleichen Jahren, da ſtünd' es „ſchon bedenklicher!“

Wegner nahm das beynahe übel.

»So?« rief er aus. »Hast du eine »so schlechte Meinung von Cecilien?«

»Daß man Euch Verliebten doch auch »gar nichts recht machen kann! Ich meine »ja nur so. Hast du mir nicht selbst noch »erst vor einigen Tagen gesagt: nichts »in der Welt ist so schlecht, daß es nicht »auch seine gute Seite hätte? Laß mich »also immer so viel gute Seiten an dei»nem Schicksale hervorsuchen, als ich »deren finden kann.«

Das eilfte Kapitel.

Wir langen in ** an. Wofür wir uns ausgeben.

Wir überlegten noch eine Weile hin und her, was da zu thun sey? Und nach vielfältigen Berathschlagungen, Erörterungen und Deliberationen, ging es uns gerade so, wie es schon vor uns so mancher hochansehnlichen Congregation von ehrwürdigen Alongeperücken und spanischen Krügen gegangen seyn soll, das heißt: wir waren um nichts klüger.

Wir faßten also den vernünftigsten Entschluß, den wir nur in unsrer Lage fassen konnten. Wir beschlossen, den Ausgang unsrer Entdeckungsreise dem Glück und dem Zufalle zu überlassen.

Wir machten in der ansehnlichsten Stadt der Provinz ** Halte, quartierten uns im besten Gasthofe ein, und schickten unsere Wagen zurück.

Wenn wir zu unserm Zwecke gelangen wollten; durften wir uns von der eigentlichen Absicht unserer Reise nichts merken lassen. ** war ein Land voller Bergwerke. Wir gaben uns also für ein Paar Mineralogen aus, welche gekommen wären, die hiesigen Bergwerke zu bereisen. Dergleichen Reisen macht man gewöhnlich zu Fuße. Das paßte am besten zu unserer Absicht. Die Stadt, in welcher wir eingekehrt waren, lag so ziemlich mitten in der Provinz. Wir wählten sie also zum Standpunkte, aus welchem wir unsere Reisen zu machen gedachten.

Dieſes alles war ſo natürlich, daß es keinem Menſchen einfiel, nur im geringſten an der Wahrheit unſerer Angabe zu zweifeln.

Der Einfall war von mir, und ich wußte mich, im Vorbeygehn geſagt, gar nicht wenig viel damit.

Das zwölfte Kapitel.

Wir fangen unsere Excursionen an.

Wegner hatte seinen Ältern seine Absichten auf Cecilien bereits entdeckt, und sie waren es recht sehr zufrieden, sie zur Schwiegertochter zu haben. Das erste also was er that, war, daß er ihnen meldete, auf welche Art sie verschwunden, und daß er eben im Begriff sey, sie aufzusuchen, bath sich zu dieser Expedition Geld von ihnen aus, und schickte ihnen zu dem Ende seine jetzige Adresse.

Nachdem er seinen Brief geendigt hatte, erquickten wir uns mit einer guten Mahlzeit, bey welcher meine Kinnladen meist die Honneurs machten, denn Wegner war viel zu verliebt, als daß er viel

hätte essen können. Mit vieler Mühe und vielem Zureden schwatzte ich ihm endlich einige Gläser Wein: »auf gut »Glück unserer Unternehmung« auf, und brachte es dadurch doch wenigstens so weit, daß er die Nacht ziemlich gut schlief.

Am andern Morgen nahmen wir unser Frühstück sehr zeitig, steckten etwas Wäsche in die Taschen, und fingen unsre Excursionen an.

Das dreyzehnte Kapitel.

Mit welchem Erfolg?

Wir gingen wie ein paar ächte irrende Ritter die Kreuz und die Queer. Wo wir ein Dorf sahen, nahmen wir unsern Weg darauf zu, sprachen im Wirthshause ein, und erkundigten uns fleißig nach der Herrschaft.

Aber leider erfuhren wir nichts, woraus wir nur den geringsten Trost hätten nehmen können. Eines gehörte einem Grafen oder Baron, der in der Hauptstadt lebte, und eine Stelle bey Hofe bekleidete, das andre einem Landjunker, der mit seiner Familie hier auf seiner Hufe saß, und nebst ihr mit seinen Pferden, Kühen, Schaafen und Gänsen um

die Wette lebte, das dritte einem General, das vierte einem jungen Cavalier, der in Sequestration war, das fünfte einem andern, der eben auf Reisen und im Begriffe war, sich ehestens in Sequestration zu bringen. Kurz, wir entdeckten nirgends etwas, das in unsern Kram taugte.

Kurz, nachdem wir eine ganze Woche so von einem Orte zum andern gewandert waren, und nichts erfahren hatten, langten wir endlich unverrichteter Sache wieder in unserm Standquartier an.

Das vierzehnte Kapitel.

Ein Zweifel.

Der arme Wegner! Wie ich an ihm zu trösten hatte! Der Brief mit Geld war freylich angelangt, und zu jeder andern Zeit wär' das ein Herz- und Seelenerhebender Anblick für ihn gewesen. Jetzt mußte ich ihm einigemahl daran erinnern, das Paket zu erbrechen, ehe ers that.

Wir hatten nur noch einen kleinen Theil der Provinz zu durchstreichen übrig. Ich nahm meine ganze Beredsamkeit zusammen, um meinem Freunde begreiflich zu machen, daß wir Cecilien nothwendig in diesem Theile finden müßten. Aus der Welt konnte sie doch nicht seyn? Unsichtbar residirt ihr Onkel auch nicht.

Daß sie mit ihm nach * * gereist war, hatte sie ausdrücklich und mit sehr leserlichen Buchstaben geschrieben. Also wars so klar, daß wir durch fleißiges Nachspüren unsern Zweck erreichen mußten.

»Aber,« fiel mir Wegner auf einmahl ins Wort, »wie, wenn ihr dieser »On"el das nur so weiß gemacht hätte? »Wenn er sie ganz wo anders hin, als »nach * * geführt hätte? Wie denn?«

Nichts ist ansteckender als die Zweifelsucht, das merkte ich in diesem Augenblick. Wegners Einwurf kam mir auf der Stelle so einleuchtend vor, daß ich beynahe schon überzeugt war, die ganze Sache könnte eine Finte vom Hrn. Onkel seyn. Ich hütete mich aber wohl, Wegnern etwas davon merken zu lassen, um ihn nicht noch kleinmüthiger zu ma-

chen. Ich bestritt im Gegentheil seinen Einfall.

»Aber, lieber Bruder,« sagte ich, »weßwegen sollte er denn das gethan »haben?«

»Wer kann denn wissen, ob ihm Ce»cilie nicht von ihrer Verbindung mit »mir etwas gesagt hat? Vielleicht fürch»tete er, ich möchte ihr nachreisen, und »machte ihr also weiß, er führe sie nach »* *, um mich zu deroutiren.«

Das funfzehnte Kapitel.

Wegner schwärmt. Nebenbey eine Bitte an meine Leserinnen.

Jetzt war ich geschlagen, und sah mich wirklich genöthigt, meine Zuflucht zu Gemeinplätzen zu nehmen, um doch etwas zu antworten.

»Kömmt Zeit, kömmt Rath,« sagte ich, »wir müssen das Beste hoffen. Es »wird noch alles gut gehn. Wer beharrt »kömmt ans Ziel. Heute ruhen wir hier »aus, morgen in aller Frühe machen wir »uns wieder auf den Weg, und ich stehe »dir dafür, diesmahl kehren wir nicht wie»der unverrichteter Sache zurück. Ich »habe eine Ahndung, daß unsre Expedi»tion glücklich abläufe.«

Von dieſer Ahndung war nun eigentlich kein Wort wahr; gleichwohl machte ſie eine Wirkung auf Wegnern, die der vernünftigſte Troſtgrund kaum würde gemacht haben. Er hatte auf der Stelle auch Ahndungen. Dieſe Ahndungen wiegten ihn in ſüße Träume ein, durch welche ſie zu Wirklichkeiten wurden. Er ſah ſich ſchon im Geiſt an Ceciliens Seite, brachte ſie im Geiſt zu ſeinen Altern.

Ich war recht herzlich froh, ihn in dieſer Stimmung zu ſehn, konnte mich aber nicht enthalten, in meinem Herzen die Bemerkung zu machen: daß ein hoher Grad von Liebe im Grunde nichts anders iſt, als eine Krankheit des Gehirns, und daß man alſo die Verliebten, wenn man gut mit ihnen auskommen will, gerade ſo behandeln muß, wie Kranke, oder,

welches beynahe auf eins hinaus läuft, wie Kinder.

Meine ſchöne Leſerinnen aber bitte ich, dieſe Bemerkung ganz zu überſchlagen, oder wenigſtens zu thun als ob ſie ſie gar nicht geleſen hätten, und keinen Gebrauch davon zu machen, denn ich möchte ihren Liebhabern nicht gern noch böſeres Spiel machen; die armen Teufel ſind ohnehin ſchon kindiſch — ich wollte ſchreiben, geplagt genug, bitte alſo das Wort kindiſch gefälligſt auszuſtreichen.

Das sechzehnte Kapitel.

Der Comödienzettel.

Wenns nach Wegnern gegangen wäre, so hätten wir uns auf der Stelle wieder auf die Füße gemacht, um unsere Nachforschungen weiter fortzusetzen. Aber ich hätte ganz und gar keine Lust, denn ich war recht herzlich müde. Ich suchte ihm also begreiflich zu machen, daß wir beyde Ruhe und Erholung nöthig hätten, wie denn das auch wahr war. Er willigte endlich ein, die Sache bis morgen zu verschieben.

Bey Tische brachte man uns einen geschriebenen Comödienzettel folgenden Inhalts:

Heide würd mit gnödiger Erlaubnüs

die

* * * ischr Sauspüler Gschelschaft

die Ehre haben aufzufiren

Othello, oder der verlüpte Mohr von Venedig,

ein Drauerspül in fünf Aufzüchen.

NB. Madame Schroll eine durchreisende Sauspülerin würd die Gnod haben sich einem gnödigen und hochgeöhrten Bublicum in der Pard der Desdemona zu empfellen.

NB. NB. NB. Auch würd unsre lustige Perschon alles möchlige beytragen, in der Pard des Jago ein geneugtes Bublicum gar lächerlich zu unterhalten. Bütten um zahlreichen Zusprug.

Das siebzehnte Kapitel.

Der Leser erneuert eine alte Bekanntschaft.

Dieser Zettel war zu anziehend und einladend, als daß mich nicht hätte die Lust anwandeln sollen, diesen Othello anzusehn. Wegner brauchte Zerstreuung. Dieser Zufall war mir also um seinetwillen doppelt lieb. Zu thun wußte er nichts bessers, ich hatte also keine sonderliche Mühe, ihn zu bereden, mich zu begleiten.

Wir hatten anfänglich die Ehre für unsre vier Groschen, die wir jeder erlegt hatten, eine geraume Zeit über im sogenannten Parterre noble allein zu glänzen. Ich fing schon an zu fürchten, wir

würden für diesen Abend die Noblesse allein bleiben, aber als der Vorhang aufging, trat auf einmal ein ganzes Corps Officiers ein, die sich, wie ich aus ihrem Gespräch merkte, einstweilen in der Garderobe mit den Actricen unterhalten hatten.

»Weißt du wohl, Herr Bruder, daß »die Schroll gar kein übles Weib ist?« sagte der Eine.

»Das glaub' ich!« versetzte der Andre. »Und wie mirs scheint, versteht »sie comment. An der hat der Prin»cipal keine üble Acquisition ge»macht.«

Indem erschien Desdemona. Ihr Gang, ihre Figur, ihre Stimme, alles war mir so bekannt. Ich betrachtete ihr Gesicht aufmerksamer, und wen er-

kannte ich in ihr? Niemanden anders, als das schöne Binchen, ehemahls das hochwohlgebohrne Fräulein von Schrol-lendorf!

Das achtzehnte Kapitel.

Ungewißheit und Ueberzeugung.

Ich wußte anfänglich nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte. Es war erſt etwas über zwey Jahr, ſeit ich ſie als die einzige Erbin eines ungeheuren Vermögens, als die künftige Beſitzerin von einer Herrſchaft, die aus einer Stadt und acht Dörfern beſtand, gekannt hatte. Welch ein Abſtand von ihrer ehemaligen Lage zu ihrer jetzigen! Was konnte ſie in ſo kurzer Zeit ſo weit herabgebracht haben? Ich betrachtete und beguckte ſie hundertmahl, ehe ichs wagte, Wegnern meine Entdeckung mitzutheilen. Aber es war kein Zweifel weiter. Es war Binchen, und blieb Binchen.

Auch Wegner fand die Sache unwahrscheinlich.

»Du verkennst sie!« sagte er. »Es »kann ihr eine ähnlich sehn. Wie käme »denn die hieher?«

»Wenn du willst, ich wette! Weißt »du was? Gehn wir, wenn der Akt aus »ist, aufs Theater. Du sollst sehen, ob »ich mich irre.«

Wir thaten es. Ich hatte mich nicht geirrt. Ich glaubte sie würde über meinen Anblick stutzen, würde in Verwirrung gerathen; aber wer nicht in Verwirrung gerieth, war Binchen. Sie versicherte mir im Gegentheil, es sey ihr recht lieb mich zu sehen.

Das neunzehnte Kapitel.

Es gefiel mir von ihr, daß sie die Sache so cavalierement nahm. Die Neugier, ihre Geschichte zu wissen, und zu erfahren, wie sich ihre gewaltige Methamorphose eigentlich zugetragen hätte, drückte mir beynahe das Herz ab. Ich hätte so gern mit ihr recht viel geplaudert, aber hier war der Ort nicht dazu, und wenn sie ja nichts auf dem Theater zu thun hatte, so standen immer einige junge Officiers in den Coulissen auf der Lauer, so daß sie immer aus einer Hand in die andre ging.

Ich hatte also kaum Zeit, sie zu fragen, ob sie diesen Abend mit mir und meinem Reisegefährten in unserm Gasthofe speisen wollte? Sie nahm meine

Einladung ohne Bedenken an, und bath mich nur, nach geendigtem Stück zu ihr herauf in die Garderobe zu kommen, um sie abzuhohlen.

Wegner war fast eben so neugierig als ich, und wir konnten den Augenblick kaum erwarten, in welchem sie Othello würde erdrosselt haben, um von ihr zu hören, wie sie denn dazu gekommen sey, sich von ihm erdrosseln lassen zu müssen?

Das zwanzigste Kapitel.

Könnte Dramaturgisch heißen.

Endlich erschien dieser gewünschte Augenblick. Desdemona war glücklich erdrosselt, Othello hatte sich zur großen Freude aller Augenzeugen den Dolch ins Herz gestossen, nachdem er sich überführt hatte, daß er ein Narr gewesen war, und wie ich aus dem fürchterlichen Klatschen des ansehnlichen Auditoriums schloß, so war dieses Auditorium fast eben so froh darüber, daß die Execution so glücklich vorüber war.

Desdemona nahm das aber anders. Sie hielt dieses Klatschen für Beyfall; auch schrieen einige Stimmen: »Desdemona! Desdemona!« Hatten nun diese Stim-

men die geheime Kraft Todte zu erwecken, oder mochte es mit ihrer Erdrosselung nicht so ganz richtig zugegangen seyn. Genug, eben diese Desdemona, die wir wenige Minuten vorher unter den gräßlichsten Verzuckungen hatten den Geist aufgeben gesehn, stand auf einmahl frisch und gesund vor uns, dankte uns mit Thränen in den Augen für den Beyfall, womit wir ihr Spiel beehrt hätten — ein Umstand, den die mehresten von uns in diesem Augenblicke erst erfuhren, denn sie hatte nach dem Eingeständniß des größten Theils des Publikums ihre Rolle äußerst elend gespielt — und versicherte uns, daß sie künftig alle ihre Kräfte aufbiethen würde, diesen unsern Beyfall zu verdienen.

„Und wie wird ſie das anſtellen?“ fragte mich Wegner.

„Vielleicht wird ſie bald im Ernſte „ſterben,“ antwortete ich.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Anthropologische Betrachtungen.

Wegner und ich nahmen also unsre wieder von den Todten erstandene Desdemona, und führten sie in unsern Gasthof.

Als wir in unserm Zimmer angelangt, und einander etwas näher gegen über waren, hatte ich die schönste Gelegenheit, an Binchen Betrachtungen anzustellen, was Noth und Elend an dem gabelförmigen Dinge, was man Mensch nennt, für unendliche Veränderungen, sowohl in seinem äußerlichen als innerlichen, hervorbringen. Jetzt entdeckte ich in ihrem Gesicht Defecte, die mir vorhin beym täuschenden Lichte der Theaterlampen entgangen waren.

Sie hatte, um ihre Todesſcene deſto natürlicher zu ſpielen, alle Schminke von ihrem Geſichte weggewiſcht. Wie war ſie ſo hohläugig! Wie waren ihre Wangen ſo eingefallen! Von ihrem Buſen war kaum mehr die Spur zu finden. Ihre Lippen bedeckten kaum mehr die Zähne, und ihre Haut war welk und unrein.

Auch ihr Betragen war jetzt ganz anders. Sie, die ſonſt ſo preciös geweſen war, die ſonſt ihre Reize ſo geltend zu machen wußte, nahm jetzt den Verfall dieſer Reize ganz natürlich. Ihr Benehmen ſchien zu ſeyn: »Ich kann mich doch »nicht anders machen, als ich bin! Was »mach' ich mir daraus! Wenn Ihr mich »nicht anſehn wollt, ſo ſeht weg!«

Über Schüſſeln, die ſie ſonſt kaum

würde für ihren Schoßhund gut genug gefunden haben — denn die Kost in unserm Wirthshause war eben nicht die beste — fiel sie jetzt mit Heißhunger her; sie aß nicht, sie verschlang. Den Wein, den sie sonst, um ihren Teint zu schonen, sorgfältig vermieden hatte, stürzte sie jetzt aus großen Gläsern hinein.

Ich vergaß für Erstaunen essen und trinken, sah nur sie an, und suchte in der Figur, die da vor mir saß, Spuren des ehemahligen Binchens aufzufinden; aber umsonst! Alles war so verzehrt, daß die Grundzüge gar nicht mehr zu erkennen waren.

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Ein Principalkniff.

Ich war viel zu sehr in mein Erstaunen, und Wegner viel zu sehr in seine verliebten Träumereyen und in Plane versunken, wie er seine Cecilie wieder bekommen sollte, als daß einer von uns ein Wort geredet hätte. Vinchen war zu hungrig. Der Anfang unsrer Mahlzeit war also äußerst einsylbig. Gleichwohl fühlte ich, daß es der Wohlstand von mir erheischte, unsre Schöne zu unterhalten, da ich es war, der sie eingeladen hatte.

»Bey welcher Gesellschaft waren Sie »bisher?« fragte ich endlich.

»Immer bey dieser,« antwortete sie

mit vollgeſtopftem Munde. »Ich bin »ſchon über ein halbes Jahr dabey.«

»Und ſtanden als durchreiſende »Schauſpielerin auf dem heutigen Zet»tel?«

»Das iſt ſo ein Kunſtgriff unſers »Principals. Wenn wir an einen neuen »Ort kommen, ſpielt anfänglich die Prin»cipalin meine Rollen. Die iſt aber ſchon »alt, hat keine Vorderzähne mehr, und »ſlottert auch ein wenig. Uber fünf, »ſechsmahl gehts alſo nicht mit ihr. »Wenn wir alſo merken, daß die Leute »anfangen auszubleiben, ſo trete ich als »durchreiſende Schauſpielerin auf. »Dabey gewinnen wir doppelt. Erſtens »zieht die Neuheit Leute, und zweytens »können wir fünf bis ſechs unſrer beſten »Stücke, deren wir ohnehin nicht viel

»im

»im Ganze haben, doppelt geben, etwas,
»das wir sonst müßten bleiben lassen, da
»wir mehrentheils nur in kleinen Örtern
»spielen. Alle Vortheile gelten.

Ich bewundere diesen Impresserkniff, und will ihn hiermit unsern Theaterdirektionen zur beliebigen Nachahmung ganz gehorsamst empfohlen haben; denn da unsere Direktoren fast insgesammt bis hieher so großmüthig und uneigennützig sind, dem Besten der Kunst, und des guten Geschmacks jeden Privatvortheil aufzuopfern, so wär's doch, dächt' ich, einmahl Zeit, daß sie nach gerade auch ein wenig auf den Vortheil ihrer Kassen zu denken anfingen.

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Wie es zuging, daß Binchen das wurde was sie jetzt ist?

Als Binchen noch einige Gläser Wein ausgeleert hatte, wurde sie sehr beredt. Jetzt glaubte ichs schon wagen zu können, sie um Befriedigung meiner Neugierde zu bitten. Sie ließ sich nicht lange nöthigen. Hier folgt, was sie mir erzählte. Freylich nicht mit ihren eigenen Worten, denn es ist manches dabey, was sie nicht geradezu so sagte, wie es hier steht, was ich aber aus den Thatsachen, die sie erzählte, zusammenreimte. Die Erzählung ist aber deswegen nicht minder treu.

Meine Leserinnen werden sich noch

jenes Barons Hellbeck, Hauptmanns in königlich Sardinischen Diensten, erinnern, der mir Binchen entführte.

Der Herr Hauptmann, oder weil das besser klingt, der Herr Baron brachte seine schöne Helene also richtig und wohlbehalten in den Schoß ihrer Familie zurück. Herr von Schrollendorf und seine theuerste Eheportion waren zwar auf das ungerathene Kind recht sehr böse. Aber so ungerathen dieses Kind auch war, so war es doch ihr einziges, und folglich ihr liebstes, und Frau von Schrollendorf machte die Bemerkung, daß die Uniform des Herrn Hauptmanns sich in ihrem Schlosse gar nicht übel ausnähme.

Herr von Schrollendorf seiner Seits war fest entschlossen, der Groß- und Stammvater einer kleinen Freyherrnfa-

milie zu werden. Obs nun durch dieſen Freyherrn oder durch einen andern geſchah, das galt im Grunde gleich viel. Überdem litten es auch die Umſtände nicht viel zu wählen.

Binchen wurde alſo ſchon am dritten Tage Baronin Hellbeck.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Der Herr Baron Schwiegersohn reformirt.

Der Herr Baron fing vom ersten Anblicke an, in welchem er sich in dieser hochansehnlichen Familie festgesetzt hatte, gewaltige Reformen an.

Der Zufall fügte es, daß gerade am Hochzeitstage ein fremder Pferdehändler mit einigen dreißig Stück Pferden, die er alle aus England gehohlt zu haben versicherte, durch das Dorf reiste. Der Herr Baron Schwiegersohn besah diese Pferde, suchte sich sechzehn der schönsten darunter aus, und bath seinen Herrn Schwiegervater, das Geld dafür einstweilen auszulegen, welches er ihm sogleich wieder erstatten würde, sobald

er seine Familienangelegenheiten in Sardinien in Ordnung gebracht, und seine Gelder herausgezogen haben würde, denn es versteht sich von selbst, daß seine Besitzungen in Sardinien sehr beträchtlich waren.

Jezt waren die Pferde da, und zwar schöne Pferde; und schöne Pferde brauchen auch schöne Ställe. Die welche da waren, — je nun, für die sechs oder acht Ackerpferde, die Herr von Schrollendorf hatte, waren sie wohl gut genug, aber für sechzehn Engländer!

Es wurden also neue Ställe gebaut, und zwar just solche, wie die auf dem benachbarten Gute eines Fürsten, die so prächtig waren, daß man beym ersten Eintritt in dieselben nicht recht wußte, ob Seine Fürstliche Gnaden, oder seine

Pferde darin zu speisen pflegten, denn Seine Fürstliche Gnaden waren ein ungemeiner Pferdeliebhaber, und ein Herr, der seinem Nächsten gern auch etwas Gutes gönnte.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Die Reitschule.

Wenn man Pferde hat, will man auch eine Reitschule haben, das gehört bey großen Herrschaften zum großen Tone.

Dazu war nun nichts schicklicher als die großen Wirthschaftsgebäude links am Schlosse. Frau von Schrollendorf machte zwar freylich die sehr kluge Bemerkung, daß sie alsdenn in gewaltiger Verlegenheit seyn würde, ihre Kühe, Schaafe, Schweine, ihre Gemüß- und Vorrathsbehälter, ihr Federvieh, ihr Hofgesinde und dergleichen unentbehrliche Dinge unterzubringen, wenn die Wirthschaftsgebäude in eine Reitschule umgeschaffen würden. Aber der Herr Baron Schwie-

gerſohn bewies ihr mit unwiderlegbaren Gründen, daß ihm eine Reitſchule noch viel unentbehrlicher ſey, als alle jene Nebenſachen, die man allenfalls in der Meyerey am Ende des Dorfes unterbringen könnte.

Der Frau von Schrollendorf wollte das nun zwar nicht ſogleich einleuchten, aber die gute Frau hatte wie jede andre Adamstochter ihre ſchwachen Seiten. Sie freute ſich immer recht in der Seele, wenn ſie ſo gegen Abend die ſechzehn ſchönen Engländer, die nun freylich ganz andre Thiere waren als die plumpen Ackerpferde ihres Mannes, von den acht in rothen Collets mit blauen Kragen und Silberborden ſtolzierenden Reitknechten, die der Herr Baron Schwiegerſohn zu dieſem Behuf in ſeine Dienſte genom-

men hatte, paarweise ausgeritten wurden. Nun meinte sie, diese schönen Thiere würden noch weit schöner werden, wenn sie erst in der Schule gewesen wären, denn sie wußte es noch von ihren Kinderjahren her aus eigner Erfahrung, was man in der Schule alles lernen kann. Überdem war der Herr Baron Schwiegersohn ein vortreflicher Reiter; sie hatte also das gute Vertrauen zu ihm, daß er aus seinen Pferden gewiß etwas eben so gutes ziehen würde, als aus ihrer Tochter. Aus allen diesen sehr vernünftigen Gründen gab sie demnach endlich ihre Einwilligung zur Erbauung einer Reitschule, deren Bau denn auch sogleich begonnen und aufs prächtigste ausgeführt wurde.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Das Schulhaus.

Dieser Bau machte in der Gemeinde eine kleine Sensation. Das Schulhaus im Dorfe war das baufälligste Nest das man sehen kann; so baufällig, daß viele Ältern im Dorfe Bedenken trugen, ihre Kinder hinzuschicken, weil sie fürchteten, es möchte während den Lehrstunden einmahl einstürzen. Es war von allen Seiten gestützt, und der Wind pfiff von allen Orten und Enden hinein. Ein Fond, um ein neues zu bauen, war nicht da. Man war den Herrn von Schrollendorf verschiedentlich angegangen, es aufzubauen, wie denn das eigentlich die Schuldigkeit der Herrschaft war, aber

umsonst! Er hatte dazu keine Ohren gehabt.

Jezt baute er eine so prächtige Reitschule! Das ging den Bauern im Kopfe herum. Sie meinten, es wäre doch wohl schicklicher gewesen, das Schulhaus recht hübsch aufzubauen, damit ihre Jugend doch mit Lust und Freude etwas lernen, und sich zu Menschen bilden könnte.

Die wunderlichen Leute die! Wenn nun Herr von Schrollendorf und sein Herr Schwiegersohn gebildete Pferde lieber hatten, als gebildete Unterthanen? Was ging denn das sie an? Überdem taugt das viele Lernen nichts bey Unterthanen, in deren Herrschaft Kopfe es so aussieht, wie in Herrn von Schrollendorfs und seines Schwiegersohns Köpfen. Die Unterthanen können denn leicht klü-

ger werden, als die Herrschaft, und allerhand Kreuz- und Queersprünge machen. Die Pferde hingegen mochten noch so fleißig in die Schule gehn, von ihren Kreuz- und Queersprüngen hatte man nichts übels zu besorgen, denn man konnte sich deshalb auf die gesunden starken Fäuste der Stallknechte verlassen.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Die englischen Wagen.

Mit dem Schulhause bliebs also beym alten, nicht aber mit den Wagenremisen des Herrn von Schrollendorfs.

Acht von den schönen Engländern waren Wagenpferde, und die Wagenkollektion des Herrn von Schrollendorfs war sehr schlecht bestellt. Sie bestand aus einer alten Kalesche, in welcher er noch als olim Fleischhauer gefahren war und deren Äußerliches noch nach dem Metier schmeckte, und einem alten Staatswagen, der ohngefähr zu den Zeiten der Königin Christine von Schweden gebaut seyn mochte. Er hatte ihn beym Ankauf der Herrschaft als Inven-

tarienstück gefunden, ihn aber noch nicht gebraucht, weil man sich fürchtete, die alte baufällige Maschine möchte zusammenfallen, wenn man sie anrührte. Mit der Kalesche aber fuhr er noch wohl ejzuweilen nach der nächsten Stadt.

Aber die schönen raschen Engländer in diese Fleischhauerkalesche spannen? Das würde sich geschickt haben!

Herr von Schrollendorf sah das ein, Frau von Schrollendorf sah das ein, und Binchen sah das mehr ein als die andern alle. Der Herr Baron Schwiegersohn ließ also Postpferde kommen, fuhr mit Binchen nach der Hauptstadt und kaufte vier der schönsten englischen Wagen verschiedener Gattung die er nur finden konnte.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Man beschließt eine Spazierfahrt.

Man wollte doch diese schönen Wagen nicht umsonst und um nichts gekauft haben, man wollte sie doch auch dem Volke zeigen, und wär's auch nur deswegen, um die Unterthanen, welche schon über den Ankauf der sechszehn Engländer, den Bau der Reitschule und der prächtigen Ställe, und überhaupt über den Aufwand den man jetzt auf dem Schlosse machte, — denn die Zahl der Livreebedienten war schon mit Einschluß der Stallleute auf achtzehn Personen angewachsen, man schließe hiervon aufs übrige — die Köpfe gewaltig zusammensteckten, zu überführen, wie nützlich ihre Herrschaft

den

den Schweiß ihres Angesichts zu verwenden wisse. Der Herr Baron Schwiegersohn war ein großer Politicus, und meinte, die Bauern würden aus Dankbarkeit ihre Steuern und Gaben viel lieber geben, wenn man sie solche schöne Sachen sehen ließe.

Eine Gelegenheit ist bald gefunden, wenn man sie sucht; so gings auch hier. Der künftige Sonntag war Binchens Geburtstag; es wurde also beschlossen, an diesem für die Schrollendorfische Familie so feyerlichen und höchst wichtigen Tage eine Spatzierfahrt durch die Dörfer der Herrschaft zu machen.

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Der alte Staatswagen.

Die vier neuen Wagen waren zwar sehr schön, sie waren im neuesten Geschmack, und folglich ganz simpel. Aber Frau von Schrollendorf war unglücklicherweise keine große Liebhaberin vom neuesten Geschmack und von Simplicität.

Der alte große Staatswagen gefiel ihr ungleich besser. Das Gestell war roth, und mit schönen goldenen Muscheln und Schnürkeln verziert. Der Kasten war ganz vergoldet, und auf beyden Schlägen prangten Adam und Eva unter dem Apfelbaume, eine sehr sinnreiche

Idee, vermuthlich um den der im Wagen saß, mitten im Gefühl seiner Herrlichkeit und Größe zu erinnern, daß er doch nur ein armer sündhafter Erdenkloß sey.

Weils denn nun einmahl gefahren seyn mußte, so äußerte sie also den Wunsch, sie möchte doch lieber in dem schönen vergoldeten Staatswagen als in einem einfach lakirten Wagen fahren.

Diesmahl war Herr von Schrollendorf der Meinung seiner Frau.

»Meine Alte hat Recht,« sagte er. »Ich fahre mit ihr im großen Staatswagen. Was sollen wir zwey alten Leute in so einer neuen Schachtel? Ich »bin fürs Solide.«

Im Grunde wars ihm nicht sowohl um die Solidität als um den Glanz

des Wagens zu thun, und er meinte, wer viel Geld in der Tasche hätte, könne auch wohl welches am Wagen haben.

Das dreyßigste Kapitel.

Der Zug.

Der alte Staatswagen wurde also gewaschen und gebürstet, daß er sich selbst darüber zu verwundern schien, denn eine solche Ehre war ihm gewiß in einem guten Viertel Jahrhundert nicht widerfahren, und als der Sonntag kam, wurden sechs alte Mähergäule, mit angemessenem Geschirr verziert, daran gespannt, denn Frau von Ehrenlendorf wollte den feurigen raschen Engländern den edlen Rest ihrer Lebenstage nicht auf gut Glück anvertrauen.

Vor dem Staatswagen her fuhr in einem Phaeton der Stallmeiſter — der Stallmeiſter? werden meine Leſer fragen. Nun ja! Der Stallmeiſter! Wo eine Reitſchule iſt, da muß doch wohl ein Stallmeiſter ſeyn!

Hinter ihm kamen der Herr Baron Schwiegerſohn und Binchen mit einem eleganten Poſtzuge, dann in einem Schwimmer der Juſtitiarius mit ſeiner Frau, welche man zur Verherrlichung des Feſtes eingeladen hatte, und den Beſchluß machte ein niedlicher Baſtard, den man zur Reſerve leer nachführte. Den vierten neu angeſchafften Wagen, welcher ein großer Reiſewagen war, hatte man wohlweis-

lich zu Hause gelassen, weil man es diesmahl nur auf eine Spatzierfahrt, und auf keine Reise angesehn hatte.

Das ein und dreyßigste Kapitel.

Ein Unfall.

Der Mensch mag auch thun was er will, er kann seinem Schicksale doch nicht entgehn. Das erfuhr die arme Frau von Schrollendorf. Es hatte ihr geahndet, daß diese Spatzierfahrt nicht gar glücklich für sie ablaufen würde, sie hatte deswegen die raschen Engländer verbethen, und glaubte mit ihren alten treuen Ackergäulen, mit denen sie so oft Freude und Leid getheilt hatte, so ganz vor jedem Unfall sicher zu seyn, und war es doch nicht.

Diese Pferde waren es aber nicht die die Schuld davon hatten, sondern es war der Wagen; doch nein, der Wagen war

es auch nicht, sondern der linke Tragrie-
men. Ich will die Sache erzählen, wie
sie sich eigentlich zutrug.

Herr von Schrollendorf war, wie wir
schon weiter oben gehört haben, von sehr
korpulenter Leibeskonstitution. Wenn man
die ansehnliche Circumferenz seines wohl-
gemästeten Schmerbauches ansah, hätte
man glauben sollen, er hätte alle die
Rinder, Kälber, Schweine und Schöpse,
die während seiner Fleischhauercarriere
unter seinem Messer ihr theures ruhm-
volles Leben geendigt hatten, ganz allein
verzehrt. Nun war besonders das Leder-
werk am bemeldeten Staatswagen durch
die Länge der Zeit völlig vermorscht.
Der Tragriemen linker Hand, wo Herr
von Schrollendorf sass, war also nicht
im Stande, die theure Last zu tragen,

und so wie der Zug zum Dorfe hinaus war, sprang er. Der Kasten schlug auf die linke Seite; durch den Schwung wurde die Last doppelt schwer, so daß der rechte Tragriemen aufsprang, und sich der Kasten das oberste zu unterst, überschlug.

Das zwey und dreyßigste Kapitel.

Die arme Frau von Schrollendorf.

Na, die kam eigentlich am schlimmsten dabey weg! Sie war so mager und trok-ken, als ihr Eheherr dik und fett war. Der erste Sprung des Tragriemens gab ihr also einen solchen Ruk, daß sie, denn der Wagen war sehr weit und geräumig, über ihren Mann wegflog, und eine ge-waltige Contusion am Kopfe bekam. Der zweyte Sprung gab aber im Augenblicke ihrer Lage eine andre Richtung, bey wel-cher sie eben um nichts gebessert war, denn Herr von Schrollendorf kam da-durch mit der ganzen Schwere seines theuern Leichnams auf sie zu liegen.

Die hatte wohl ein armes geplagtes

Hausweib die Bürde des heiligen Ehestandes nachdrücklicher gefühlt, als Frau von Schrollendorf in diesem Augenblicke. Doch nein, sie fühlte sie eigentlich nicht, denn sie war ohne Bewußtseyn, als man sie unter ihm hervor zog.

Alle Bedienten, denn es waren auf jedem Wagen zwey, sprangen zu. Frau von Schrollendorf zog man endlich mit vieler Mühe oben zum Fenster heraus; aber wie den gnädigen Herrn herausbringen? Da war Lachen zu verbeissen! Denn bey näherer Untersuchung fand es sich, daß gerade der Schlag, welcher jezt oben lag, aus Mangel eines guten Schlosses fest vernagelt war; ein Umstand, den man vorher nicht in besondere Consideration gezogen hatte, weil die Thür der andern Seite gangbar war. Herr von

Schrollendorf war viel zu dick, um oben zum Fenster heraus kriechen zu können. Es mußten also Brecheisen aus dem Dorfe geholt werden, um ihn heraus zu arbeiten; und da die Bedienten und Stallknechte eben nicht säuberlich dabey verfuhren, so ging der schöne goldne Staatswagen, der im Grunde seiner Auflösung schon längst mit vieler Resignation entgegengesehen hatte, darüber zu Trümmern.

Das drey und dreyßigste Kapitel.

Der Stallmeister irrt sich.

Als Frau von Schrellendorf ein wenig wieder zu sich gekommen war, klagte sie über heftigen Schmerz in der linken Seite. Der Stallmeister, der ein erfahrner Pferdearzt zu seyn behauptete, und sich auf seine medicinischen Kenntnisse nicht wenig einbildete, untersuchte sie sehr kunstverständig, und meinte, es sey nichts an ihr verletzt, und die Sache würde sich durch Umschläge schon heben lassen. Man setzte sie also in den Reservewagen, und fuhr langsam mit ihr nach Hause. Die Übrigen folgten ihr. Denn daß diese Spazierfarth jezt auf einmahl ein Ende hatte, das versteht sich von selbst.

Herr von Schrollendorf hatte sich, Dank sey es dem Spiele in den er über und über eingewikelt war, gar nichts gethan, und lachte seine Frau recht aus, als sie über ihre linke Seite recht bitterlich klagte. Indessen wurde ihr Schmerz, trotz aller Umschläge die ihr der Stallmeister verordnete, immer stärker und bedenklicher. Man holte noch spät gegen Abend aus dem nächsten Städtchen einen Wundarzt, und dieser fand, daß sie zwey Rippen gebrochen hatte.

Der Stallmeister hatte sich also doch geirrt.

Das vier und dreyßigste Kapitel.

Die willkommene Schwäche.

Anfänglich waren die Umstände der guten Frau von Schrollendorf äußerst bedenklich, und der Wundarzt gab wenig Hoffnung zu ihrem Aufkommen. Binchen, welche ihre Mutter recht von Herzen liebte, wie es denn die Pflicht jeder guten wohlerzogenen Tochter ist, trat schon der Trauerkleider wegen mit ihrem Schneider in Traktaten, und freute sich herzlich, daß ihr die schwarze Farbe so außerordentlich gut stand.

Nach und nach besserte es sich aber doch mit unserer Patientin. Ihre natürlich gute Leibesconstitution kam ihr zu statten, und sie wurde bald völlig wieder her-

hergestellt. Nur blieb ihr von der Cur eine gewisse Schwäche zurück, die denn bey ihrem bereits ziemlich hohen Alter wohl sehr natürlich war.

Niemanden war diese Schwäche der alten Frau willkommner, als dem Herrn Baron Schwiegersohn. Mit seinen schönen Pferden und Equipagen immer nur vor einer Heerde alberner Bauern zu glänzen, die noch dazu verstockt genug waren, diesen Glanz nicht einmahl recht schätzen zu wollen, war er nach und nach recht herzlich überdrüßig geworden. Er hatte also schon längst im Stillen nach einer Gelegenheit geseufzt, seine Pracht der großen Welt zu zeigen, und steckte sich jezt hinter den Wundarzt, daß er der Frau von Schrokkendorf eine Badekur verordnen mußte.

Das fünf und dreyßigſte Kapitel.

Die Reiſe ins Bad.

Gegen die Ausſprüche eines Arztes iſt nicht zu appelliren. Herr von Schrollendorf mußte ſich alſo fügen. Er that noch mehr. Der Herr Baron Schwiegerſohn, welcher in ſeinem Leben viel in Bädern herumgeſtrichen war, hatte ihm Wunderdinge davon erzählt, ſo daß er begierig war, noch in ſeinen alten Tagen ſo ein Ding zu ſehen, und ſich mit zu reiſen entſchloß.

Es wurden alſo mit aller Macht Anſtalten zu dieſer Reiſe gemacht. Der Herr Baron Schwiegerſohn ſchickte ſeinen engliſchen Staatswagen, den Schwimmer und ſeine ſechzehn Engländer in klei-

nen Tagereiſen voraus, und als Vin-
chen meinte, ſie ſey zu dieſer Reiſe
genug equipirt, das heißt, als vier Schnei-
der durch zehn Tage und zehn Nächte
für ſie gearbeitet hatten, machte ſich un-
ſre Familie auf den Weg.

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Die Familie macht Sensation und wird ausgelacht.

Daß der Wundarzt, eines der berühmtesten und volkreichsten Bäder hatte vorschlagen müssen, versteht sich von selbst. Es waren einige regierende Fürsten und noch außerdem viel hoher und reicher Adel da, aber keine einzige dieser Herrschaften hatte sechzehn Pferde, und einen solchen Schwall von Bedienten mit, als Herr von Schrellendorf. Man denke also, ob ein Fleischhauer, der eine mehr als fürstliche Suite mitbrachte, Sensation machen mußte? Auch kann man sich leicht vorstellen, wie sonderbar sich Herr von Schrollendorf und seine Frau Gemahlin

unter diesen Herrschaften ausnahmen. Selbst Binchen, ohnerachtet sichs ihr Herr Gemahl, der mit der großen Welt schon etwas bekannter war, recht sehr angelegen seyn ließ, sie zu instruiren, wie sie sich benehmen müßte, machte eine sehr linkische Figur.

Hätte sich die Schrollendorfische Familie in ihren Schranken gehalten, so wärs allenfalls noch hingegangen; sie that das aber nicht. Sie nahm an allen Pickenicks Theil, indessen, da das die Badefreyheit gestattete, so wär das auch noch angegangen. Aber Herr von Schrollendorf ließ sich einfallen, etwas mehr seyn zu wollen als ein reicher Mann. Er bildete sich ein, weil er denn uns wenn mit Grafen und andern großen Herren an Einer langen Tafel oder

wenigſtens in Einem Saale ſpeiſte, ſo ſey er ihres Gleichen, und behandelte ſie mit ſeiner grotesken Fleiſchhauernaivetät als ſeines Gleichen. Einige verdroß das; ſie hielten es aber nicht der Mühe werth ihm etwas deshalb zu ſagen, drehten ihm den Rücken zu und lachten ihn aus. Andre, die es beluſtigte, gaben ſich mit ihm ab und foppten ihn brav. Das merkte er aber nicht, und nahm alles was ſie ihm ſagten, für baare Münze.

Das sieben und dreyßigste Kapitel.

Die Mittagstafel.

Unterdessen gab es hier, so wie überall, Schmarotzer genug, die sich, ohnerachtet sie sich auch für Cavaliers ausgeben, die Familiaritäten und Insolenzen des Herrn von Schrollendorf gern gefallen ließen, weil er eine sehr gute Tafel führte, und er war auf diese seine täglichen Gäste nicht wenig stolz.

Unglücklicherweise aber gerieth er eben dadurch auf den Einfall, eine große Tafel zu geben, und dazu einige der ansehnlichsten Badegäste einladen zu lassen. Er bestellte also bey seinem Traiteur eine Tafel von sechs und dreyßig Couverts, so prächtig als man sich sie nur immer denken

kann. Nachdem das geschehn war, schickte er seine Bedienten mit Einladungskarten aus. Die Sache war aber schon ruchtbar geworden, und die Herrschaften hatten unter sich Abrede genommen. Die Bedienten kamen also alle mit der Nachricht zurück, »die Herrschaften hätten ihnen herausſagen lassen, sie müßten sich »geirrt haben, denn die Einladung könne »ihnen unmöglich gelten.«

Herr von Schrollendorf, viel zu dickhäutig um den Stich zu merken, befahl seinen Bedienten wieder hinzugehn, und zu sagen, »sie hätten sich nicht geirrt, die »Sache habe ihre Richtigkeit.«

Die Bedienten vollzogen ihren Auftrag, und kamen mit der noch lakonischern Nachricht zurück: »Die Herrschaften hätten ihnen herausſagen lassen,

»wenn sie sich nicht geirrt hätten, so ha»be sich ihr Herr geirrt.«

So schwer Herr von Schrollendorf auch sonst begrif, so ging ihm doch jezt ein kleines Liht auf. Indessen der Traiteur hatte schon allerley angeschaft. Er mußte sich also entschließen, eine Mahlzeit mit seiner Familie und seinen Schmarotzern zu verzehren, deren die vornehmern Leute nicht werth waren.

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Der Unfall am Pharaotische.

Indessen war das nicht die letzte und Einzige Kränkung die Herr von Schrosslendorf in diesem Bade zu erdulden hatte. Es war ihm noch eine weit größere vorbehalten!

Es wurde stark Pharao gespielt, eine Unterhaltung, an welcher der Herr Baron Schwiegersohn sehr leidenschaftlich Antheil nahm, und zwar mit außerordentlichem Glück, denn er kam fast nie nach Hause, ohne ansehnlich gewonnen zu haben.

Eines Tages legte der Herr Baron eine Bank von einigen hundert Thalern, und gewann in kurzer Zeit einige tau-

ſend damit. Herr von Schrollendorf ſtand ſeinem Schwiegerſohn gegen über, und freute ſich recht herzlich über die Geſchicklichkeit mit welcher er traillirte und das Geld einſtrich, als auf einmahl ein Offizier den Herrn Baron von hinten zu beym Haarzopfe erwiſchte, ihn ſehr unſanft zurückzog und ſchrie: »Schurke! »Du ſpielſt falſch! Ich habe dich erwiſcht!«

Auf einmahl ſchrieen eine Menge Stimmen: »Hinaus mit dem Gauner, »hinaus!« und ehe ſichs Herr von Schrollendorf verſah, flog ſein Herr Schwiegerſohn nach ſechs bis ſieben ſehr derben Tritten in den Hintern zum Saal hinaus.

Das neun und dreyßigste Kapitel.

Es waren mehrentheils Cavaliers die Hand an das Werk gelegt hatten. Das wunderte Herrn von Schrollendorf am meisten. Er schlich seinem Herrn Schwiegersohne ganz traurig nach, und konnte sich nicht enthalten bey sich zu denken: »die vornehmen Leute hätten doch eine »gar wunderliche Methode, die Leute aus »ihren Gesellschaften zu tractiren.«

Als Herr von Schrollendorf nach Hause kam, fand er seinen Herrn Schwiegersohn gar sehr übel zu sprechen. Er fulminirte ganz abscheulich, und schwur auf seine Ehre, daß ers den Herren ganz anders würde gesagt haben, wenn ihrer

nicht so viele über ihn gewesen wären. Herr von Schrellendorf glaubte ihm das aufs Wort, denn er hatte es mit seinen Augen gesehn, daß wenigstens sechs die Hand an ihn gelegt hatten, und fand diese Behandlung äußerst unhöflich.

»Aber haben Sie denn wirklich falsch »gespielt?« fragte er ihn.

Das vierzigſte Kapitel.

Es kommt noch ärger.

Der Herr Baron Schwiegerſohn fand dieſe Frage ſeines Schwiegervaters ſo überraſchend und ſo naiv, daß er im ganzen Ernſte in Verlegenheit war, wie er ſich aus dem Handel ziehen ſollte.

Er nahm indeſſen ſeine ganze Unverſchämtheit zuſammen, ſeinen Schwiegervater zu überreden, das ſey eine bloße ungegründete Beſchuldigung der andern geweſen, die ſie aus Verdruß über ihren Verluſt erſonnen hätten, und indem er noch ſprach, kam ein Paket mit Gelde an den Herrn von Schrollendorf. Es lag ein halber Bogen darin, folgendes Innhaltes:

»Hier folgt die von Ihrem Schwie»gerſohn gelegte Bank zurück. Wir »haben ihn auf falſchem Spiele ertappt, »und es giebt Leute hier, welche ihm »beweiſen können, daß ihm das ſchon »in mehrern Bädern geſchehen iſt, ſo »wie auch, daß er eigentlich weder Ba»ron noch Sardiniſcher Hauptmann, »ſondern ſeines Handwerks ein Friſeur »iſt. Sagen Sie ihm, er ſoll ſich nicht »wieder unterſtehn, unſerm Zirkel zu »nahe zu kommen, weil wir ihn ſonſt »durch unſre Stallknechte mit Hetzpeit»ſchen werden weghauen laſſen.

Unterſchrieben: Die ſämtliche Badegeſellſchaft im groſſen Spielſaale.

Das ein und vierzigste Kapitel.

Die Ahnenprobe.

Der Inhalt dieses Billets war nun freylich ganz und gar nicht zweydeutig, im Gegentheil so verständlich und klar, daß er so gar dem sonst nicht eben leicht begreifenden Herrn von Schrollendorf vollkommen einleuchtete. Und doch bey alle dem gerieth der wunderliche Mann auf den sonderbaren Einfall, von seinem Herrn Baron Schwiegersohne einen kleinen Commentar darüber zu verlangen. Er bat ihn nähmlich, wie denn das zugegangen sey, daß er so mir nichts dir nichts vom Friseur zum Baron geworden sey?

Der Herr Baron Schwiegersohn, der dergleis

dergleichen Ahnenproben ſchon mehrere in ſeinem Leben mochte gemacht haben, ließ ſich nicht im geringſten aus der Faſſung bringen, erklärte alles geradezu für ſchwarze Verläumdung, und erbot ſich, ſo bald ſie nach Hauſe ſeyn würden, nach Sardinien zu ſchreiben, und ſeinen Stammbaum kommen zu laſſen.

»Aber Herr Baron Schwiegerſohn,« erwiederte Herr von Schrollendorf, indem er den Kopf ſchüttelte, »was hätten denn »dieſe Leute davon — «

»Was ſie davon haben? Rache iſts, »weil ich ihnen einige hundert Thaler »abgewonnen habe! Und denn ſind ſie »neidiſch, weil ich einen ſo reichen Schwie»gervater habe.«

»He he he!« lächelte Herr von Schrollendorf und klopfte auf ſeinen

Schmeerbauch, »das iſt wahr! das iſt »wahr! Je nun, Neider ſind beſſer als »Mitleider!«

Jezt hatte der Herr Baron Schwiegerſohn die rechte Saite angeſchlagen. Über den reichen Schwiegervater vergaß Herr von Schrollendorf jeden Zweifel, und er war jezt ſo feſt überzeugt, daß ſein Schwiegerſohn ein ächter Baron ſey, als ob er die genaueſte Ahnenprobe gemacht hätte.

Das zwey und vierzigſte Kapitel.

Man tritt die Rückreiſe an

Herr von Schrollendorf fing jezt an ſich gar nicht mehr unter Leuten zu gefallen, die ſeine Wohlthaten ſo verſchmähten, nicht von ihm traktirt ſeyn wollten, und noch obendrein ſeinem Herrn Schwiegerſohn mit Peitſchenhieben drohten; Frau von Schrollendorf hatte eigentlich dem Aufenthalte in dieſem Bade den Geſchmack noch gar nicht abgewinnen können, und ſehnte ſich wieder zu der ihren Geiſtesgaben angemeſſenern Geſellſchaft ihrer Kühe, Gänſe und Hühner zurück; Binchen plagte die Langeweile entſetzlich, denn nach dem etwas eklatanten Vorfalle im Spielſaale ließ ſich nicht ein-

mahl einer von den Schmarotzern, die ihr doch bis jezt auf sehr angenehme Art die Zeit verkürzt hatten, mehr bey ihnen sehen. Der Herr Baron Schwiegersohn mußte auf das Spielen Verzicht thun, denn er traute wegen der Hetzpeitschen dem Landfrieden doch nicht so ganz.

Alle vier ennuyirten sich also für das viele Geld das sie verzehrten auf die unbarmherzigste Weise, denn es blieb ihnen keine Unterhaltung weiter übrig, als spatzieren zu fahren.

Auf einer dieser Spatzierfahrten machte Herr von Schrollendorf die sehr scharfsinnige Bemerkung, daß man ja auf seinen Gütern eben so gut in die Kreuz und Queer herumfahren könnte. Das Treffende dieser Bemerkung leuchtete den

übrigen ein, und es wurde auf der Stelle beſchloſſen, wieder nach Hauſe zu reiſen, ein Entſchluß, den man auch gleich am folgenden Tage ins Werk richtete.

Das drey und vierzigste Kapitel.

Es hat sich ein Ungewitter aufgezogen.

Indessen hatte sich zu Hause ein Ungewitter aufgezogen, dessen Nähe die ganze Schrollendorfische Familie nicht einmahl ahndete.

Der außerordentliche, beynahe ungeheure Aufwand, der in den zehn oder eilf Monathen, die der Herr Baron Schwiegersohn in dieser Familie war, gemacht wurde, hatte schon längst die Aufmerksamkeit einiger benachbarten Herrschaften auf sich gezogen, und der Ruf davon war bis in die Residenz gedrungen. Die alberne Reise ins Bad, und die Pracht mit welcher diese Reise unternommen wurde, und von welcher einige

Größe des Landes, die ſich eben auch in dieſem Bade befanden, Augenzeugen geweſen waren, hatte der Sache die Krone aufgeſetzt

Von dem Cavalier, welcher die Schrollendorfiſche Herrſchaft vorher beſeſſen hatte, war noch ein minderjähriger Sohn da. Der Vormund dieſes Kindes wußte, daß der Vater ſeines Pupillen ganz in des Herrn von Schrollendorfs Händen geweſen war, und fing an zu zweifeln, ob es wohl mit dem Verkauf der Herrſchaft ſo ganz legal und richtig zugegangen ſey?

Das vier und vierzigste Kapitel.

Das Ungewitter bricht auf einmahl los.

Der Kauf der Herrschaft war zwar gehörig ratificirt, aber der Präsident der Stelle, vor welcher diese Ratification ergangen war, hatte eben seine Entlassung erhalten, weil man ihm auf die Spur gekommen war, daß er in gewissen Dingen nicht gar zu gewissenhaft zu Werke gegangen war, denn er machte mehr Aufwand, als er Vermögen hatte, und mit Gelde war also vieles von ihm zu erlangen.

Der Zufall fügte es, daß ein Mensch, den Herr von Schrollendorf noch als Verwalter in seinen Geschäften und zu seinen Schreibereyen gebraucht, und mit

welchem er [illegible] übertwerfen hatte, im Hauſe jenes Vormundes jezt diente. Dieſer Menſch erboth ſich, aus Schrellendorfs Büchern, die alle von ſeiner Hand geſchrieben waren, zu beweiſen, daß oberwähnter Präſident viertauſend Louisd'or von Schrellendorf hatte geſchenkt bekommen.

Das gab der Sache den Ausſchlag. Der Vormund war ein ehrlicher Mann, der ſeinem Mündel nichts vergeben wollte. Er kam alſo um eine Commiſſion zur Recognoſcirung des Schrellendorfiſchen Ankaufs der Herrſchaft ein, die er denn auch ohne Schwierigkeit erhielt, weil die Sache den Vortheil eines Unmündigen betraf.

Das fünf und vierzigſte Kapitel.

Man findet wenn man ſucht.

Die Schrollendorfiſche Familie war alſo kaum zu Hauſe angelangt, ſo langte die erwähnte Commiſſion auch an. Es wurden alle Bücher und Papiere ſogleich in Beſchlag genommen. Wär Herr von Schrollendorf ein etwas raffinirterer Wucherer geweſen, ſo hätte er dieſe Bücher und Papiere lange vernichten können; aber ſein Verſtand war viel zu maſſiv, als daß ihm ein ſolcher Vorfall auch nur im Traume eingefallen wär.

Da fand ſichs denn nun bey näherer Unterſuchung, daß nicht nur jene Angabe des Schreibers, die viertauſend Louisd'or betreffend, gegründet war, ſondern auch,

daß der ehemahlige Beſitzer der Herrſchaft kaum den achten Theil von der Summa wirklich bekommen hatte, die Schrollendorfs Schuldforderung betrug, daß alſo Schrollendorf für die Herrſchaft kaum den achten Theil des wahren Werths bezahlt hatte, denn es erwies ſich aus ſeinen Rechnungsbüchern, daß jener Cavalier, der ein außerordentlicher Verſchwender war, ihm oft für tauſend Thaler im Baaren, zehntauſend und mehr verſchrieben hatte.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Die enorme Lesion war also erwiesen. Der Kauf der Herrschaft wurde annullirt, der Pupill in integrum restituirt, und Herr von Schrollendorf behielt nach Austrag der Sache von seinem ganzen ungeheuern Vermögen kaum zwölf bis vierzehntausend Thaler übrig, und mußte noch dem Himmel danken, daß ihm so viel blieb.

Weder Herr von Schrollendorf noch seine Frau Gemahlin hatten Verstand genug, sich über diesen Unfall zu trösten. Ziemlich alt waren sie auch schon. Sie starben, also in einigen Monathen kurz hinter einander in einem kleinen Städt-

chen wo sie sich mit ihren Kindern hinge-flüchtet hatten.

Der Herr [illegible]von Schwiegersohn fing jezt an Binchen zu mißhandeln, und das war nicht mehr als billig von seiner Frey-herrlichen Gnaden: Warum hatte sie aufgehört die Erbin eines ungeheuern Vermögens zu seyn.

Sie wollte sich eben bey der Obrigkeit über die üble Behandlung ihres theuern Gatten beschweren, als ihr der brave Mann diese Mühe ersparte. Er machte sich an einem schönen Morgen aus dem Staube, nachdem er alles was sich an Geld und Geldes werth etwa fand, zu sich genommen hatte.

Das arme Binchen war jezt in keiner kleinen Verlegenheit. Geld hatte sie nicht. Die wenige Garderobe die sie noch

beſaß, war nicht viel werth: Gelernt hatte ſie nichts, wodurch ſie ſich allenfalls hätte ernähren können. Was ſollte ſie thun?

Glücklicherweiſe zog eben eine Truppe reiſender Comödianten durch das Städtchen. Sie bot ſich dem Principal an. Ihre Figur gefiel ihm, ſie wurden auf drey Thaler die Woche einig, und ſo wurde ſie das, wie wir ſie oben gefunden haben.

Das ſieben und vierzigſte Kapitel.

Recht muß doch Recht bleiben.

Ich hatte gar mannichfaltige Gelegenheit, die Wahrheit dieſes Satzes, beſonders im letztern Theile von Vinhens Erzählung zu erkennen. Wenn auch das Recht oft von böſen Menſchen mit Füſſen getreten und unterdrückt wird, ſo kann es doch nicht vernichtet werden, und die gute Sache rächt ſich denn um deſto empfindlicher, je empfindlicher ſie gekränkt wird.

Wenn man auch nicht gerade ſagen kann, daß die gute Sache ganz auf der Seite des vorigen Beſitzers der Schrollendorfiſchen Herrſchaft geweſen war, ſo war ſie doch offenbar auf der Seite ſei-

nes Sohnes, denn was konnte dieser minderjährige Jüngling dafür, daß sein Vater ein sinnloser Verschwender gewesen war? Sollte er deswegen darunter leiden? Dank sey es der weisen Einrichtung in der Ökonomie dieser Welt, daß doch alle Schandthaten zum Vorschein kommen müssen!

Und dieser Herr von Schrollendorf, den ich für den ehrlichsten Mann von der Welt gehalten hatte! Ich großer Menschenkenner! Grobheit und Ungezogenheit war es, die er für Ehrlichkeit und Offenherzigkeit verkaufte, ein Kunstgriff, durch welchen schon mancher unbefangene Mensch geblendet wurde, weil man gewohnt ist, daß sich die Schurkerey immer bückt und schmiegt.

Das acht und vierzigste Kapitel

Ein Monolog, den ich aber in aller Stille hielt, bitte also meine Leser nicht zu applaudiren wenn er aus ist, denn sie brauchen ihn eigentlich nicht zu hören.

„Nein," sagte ich bey mir selbst, „un„besonnene leichtsinnige Streiche habe ich „in meinem Leben genug gemacht, und „werde deren auch vielleicht noch genug „machen, denn welcher Mensch, der in „gewisse Verhältnisse und Gelegenheiten „kömmt, macht nicht welche? Aber Ver„nunft und Tugend bewahren mich, daß „ich nie einen Menschen absichtlich „kränke, daß ich nie jemanden ab„sichtlich Schaden zufüge, entweder „um das elende Vergnügen zu haben,

»Schaden zu thun, oder gar auf ſeinen »Trümmern groß zu werden. Das iſt »eigentlich die wahre Tugend, deren »Ausübung man von jedem Menſchen »mit Recht verlangen kann. Alle Tu»ge iſt nichts als Romanentugend. Kein »Menſch hienieden iſt fehlerfrey!«

»Wir irren alleſammt, nur jeder irret »anders.«

»Aber der iſt der Tugendhafteſte, wel»cher ungeſcheut auftreten und fragen »kann: Wen habe ich abſichtlich ge»kränkt? Wem abſichtlich Schaden zuge»fügt? Wenn es unter den gebrechlichen »Menſchen eine Tugend giebt, von wel»cher man ſagen kann:

»Die Tugend ſtehet feſt, ſo wie in Unge»wittern
»Gebürge Gottes mächtig ſtehn;

»Ihr Maaß iſt Ewigkeit, kein Sturm wird
ſie erzittern,
»Und keine Zukunft ſterben ſehn,

»ſo iſt es dieſe Tugend. Nur dieſe Tu-
»gend iſt von dem, was ſonſt jede menſch-
»liche Tugend zweydeutig und verdäch-
»tig macht, ſie iſt von Schwärmerey
»frey, und ſchafft eben deswegen keinen
»eingebildeten, ſondern einen wah-
»ren, auf Vernunft und reines Be-
»wußtſeyn gegründeten Seelenfrie-
»den, den uns kein Elend, keine Noth,
»kein Unglück rauben kann. Es bleibt
»immer von innen ruhig, wenns
»auch von außen noch ſo ſehr ſtürmt.
»Und dieſer unſchätzbare Seelenfriede,

»Dies Glück, wodurch der Frühling ſeiner
Jahre
»Man immer ohne Furcht vom Vorwurf frey
genießt,

„Dies Glück, wodurch noch einſt im Schein
der Silberhaare
„Uns manches Freudenröschen ſprießt,
„Dies ſey allein von uns erfohren,
„Sey unſer, wenn die halbe Welt
„Sich gegen unſre Ruh verſchworen,
„Sey unſer, wenn der Vorhang fällt!“

Das neun und vierzigste Kapitel.

Ich werde unterbrochen.

»Wahrscheinlich wird es manchen sin»stern Moralisten geben, der mein Sy»stem von Tugend ziemlich bequem fin»det: Aber ich bleibe doch dabey. Man »muß dem Menschen nicht mehr zumu»then, als in seinen Kräften steht zu lei»sten. Die Grandisons sind Hirnge»spinste. Alle übertriebene Forderun»gen — — — «

So wollte ich eben fortfahren, als mich Vinchen bey der Nase zog und aus meiner Träumerey erweckte. Wahrscheinlich wissen ihr meine Leser das recht von Herzen Dank.

»Nun?« sagte sie »Was träumen

»Sie denn da? Ich glaube gar, Sie neh-
»men sich den Verlust meines Vermögens
»ordentlich zu Herzen? Da wär ich wohl
»eine Närrin, wenn ich mir darüber woll-
»te graue Haare wächsen lassen! Hin ist
»hin, und todt ist todt! Und meine Lage
»ist im Grunde so schlecht gar nicht. Es
»ist ein lustiges Leben das ich jezt führe!
»Mit meinen drey Thalern die Woche
»würde ich nun freylich keine groſse
»Sprünge machen können, aber es wirft
»immer nebenbey etwas ab. Heute ha-
»be ich die erste zärtliche Rolle hier ge-
»spielt, und ich wette mit Euch was Ihr
»wollt, morgen um diese Zeit habe ich
»schon drey Liebhaber! Und da gehts
»flott!«

Das funfzigſte Kapitel.

Ich will es nicht unternehmen zu beſchreiben, welchen Widerwillen dieſe Äußerung in mir erregte. Ich hätte es in dieſem Augenblicke nicht über mich erhalten können, ihr etwas zu antworten, und wenn ein großer Preis darauf geſtanden hätte. Es erfolgte alſo eine Pauſe.

Wegner, der den Kopf von ſeiner Cecilie voll hatte, und dem überhaupt das ganze Gelag recht herzlich zuwider war, unterbrach dieſe Pauſe endlich durch die Anmerkung, daß es ſchon ſpät ſey, und wir morgen in aller Frühe eine Reiſe vorhätten.

»Aha! das heißt ſo viel als ich ſoll »machen daß ich fortkomme,« ſagte Vin-

chen. »Ich sehe schon, Ihr seyd Tugend»spiegel! Geht geht, mit Euch ist nichts »anzufangen!«

Hatte sie vorhin meinen Widerwillen erregt, so sah ich sie jezt mit einer Art von mit Verachtung gemischtem Mitleiden an. Einen stärkern Beweis konnte sie uns doch wohl nicht geben, wie tief ein Weib, dessen Erziehung vernachläßigt ist, sinken kann, wenn sie in Noth geräth.

»Aber hört,« fuhr sie fort, indem sie das letzte Glas Wein austrank, »von »Eurem lumpichten Abendessen habe ich »den Guckuk. Ihr müßt mir etwas »schenken, damit ich morgen auch etwas »habe, bis mir etwa einer ins Garn »geht!« —

Improbus est homo, qui beneficium
scit sumere,
Et reddere nescit.

sagt Plautus. Das Geld, das sie mir ehedem geschenkt hatte, fiel mir aufs Herz. Ich fuhr also geschwind in die Tasche, und gab ihr was ich nur mit der Hand fassen konnte. Auch Wegner schenkte ihr etwas. Sie packte geschwind zusammen, wünschte uns glückliche Reise, trällerte so laut sie nur konnte die Treppe hinunter, und ließ sich vom Hausknecht nach Hause leuchten.

Das ein und funfzigſte Kapitel.

Die lange Naſe.

Wir traten am andern Tage unſre zweyte Entdeckungsreiſe ſehr früh an, wanderten den ganzen Tag herum, aber mit eben ſo ſchlechtem Erfolge als vorher.

Am zweyten Tage gegen Mittag kamen wir in eine Gegend, wo uns von weitem ein altes Schloß in die Augen fiel, welches ſehr romantiſch lag. Es trug ſo ganz das Gepräge der alten Raubſchlöſſer aus den Zeiten des Fauſtrechts. Wir kamen näher hinzu. Es herrſchte eine Todtenſtille rings herum, und keine menſchliche Seele war zu erblicken. Die große Pforte war feſt zugeſchloſſen.

»Klopfen wir an,« ſagte ich zu Weg-

nem. »Wir wollen doch sehn, ob es in»wendig auch so öde ist, als es von auf»sen scheint.«

Wir mußten dreymahl klopfen, ehe sich jemand meldete.

»Wer ist da?« rufte endlich eine rauhe Stimme von innen.

»Ein paar Fremde,« sagte ich, »die »sich verirrt haben, und um die Erlaub»niß bitten, hier ein wenig ausruhen zu »dürfen.«

»Hier ist keine Einkehr!« rufte die Stimme von innen, »das Wirthshaus ist »im Dorfe hinter dem Berge, eine Viertelstunde von hier.«

Wir standen da, sahen einander eine Weile an, und zogen dann mit unsrer langen Nase ab.

Das zwey und funfzigſte Kapitel.

Die Ahndung.

»Die Gaſtfreundſchaft ſcheint eben nicht »die Göttin zu ſeyn, die in dieſem Schloſ»ſe herrſcht,« ſagte ich.

Wegner war ſo mürriſch, daß er mir keine Sylbe antwortete.

»Wem es nur gehören mag?« fing ich nach einer Weile wieder an.

»Vermuthlich einem alten Grisgram »von Landjunker,« verſetzte Wegner ganz verdrüßlich, »der hier auf ſeiner Hufe »ſitzt, und die Sünden ſeiner Jugend »mit dem Podagra abbüßt!«

»Höre,« ſagte ich mehr im Scherze als im Ernſte zu Wegnern, »ich habe »eine Ahndung.«

»Eine Ahndung?« wiederholte er, in' dem er hoch aufhorchte.

Mein Zweck war eigentlich blos, ihn ein wenig aufzuheitern, und ich freute mich, daß ich ihn, wie es schien, einigermaßen erreicht hatte.

»Ja ja!« fuhr ich also fort. »Eine »Ahndung! Wenn ich je etwas gesehn »habe, was dem Begriffe vollkommen »entspricht, den ich mir von einem alten »Schlosse mache, in welchem eine ver»wünschte Prinzessin vor den Nachfor»schungen ihres irrenden Ritters verbor»gen wird, so ist es dieses Schloß. Sieh »es nur einmahl recht an. Die vier al»ten wüsten Thürme an jeder Ecke, die »blos zum Wohnsitz der Eulen und Uhus »erbaut zu seyn scheinen, die dicken »Mauern, die kleinen runden Fenster, die

»gewiß in diesem ganzen Jahrhundert
»kein einzigesmahl geöfnet warden, —
»das sieht man an den Millionen von
»mit Staub bedekten Spinngeweben
»womit sie überzogen sind, und die dem
»Besitzer recht willkommen zu seyn schei-
»nen, weil sie dem Auge die Durchsicht
»verwehren, — der Cerberus am Thore,
»der uns durch die verschlossene Thür
»entgegen bellte: Hier ist keine Ein-
»kehr!« — die einsame Lage in dieser öden
»Gegend, die Entfernung von den sichern Hütten der Bauern und von Men-
»schen — alles deutet auf Abentheuer
»und auf Geheimnisse hin, die ihren
»Sitz hier aufgeschlagen haben. Ich
»dächte, wir klopften noch einmal an. —

Damit uns der höfliche Pförtner die die Thüre weise? »Ich dächte, wir gin-

»gen nach dem Wirthshause. Ich bin »herzlich müde, und will verſuchen zu »ſchlafen, wenn mich Cecilions Bild dazu »kommen läßt.«

Gut, ſagte ich, und ich will ſchnarchen wie ein Bär, wenn meine aufgereizte Neugierde mich dazu kommen läßt, wenn kein Traum von verwünſchten Prinzeſſinnen, und mit Ketten klirrenden Geſpenſtern mich aufſchreckt.

Das drey und funfzigſte Kapitel.

Das Wirthshaus.

Wir gingen. Das Wirthshaus lag eine ziemliche Strecke vom Schloſſe, hinter dem Berge, wie uns die Stimme beſchrieben hatte. Der Weg war ſandig, nur einzelne Sträuche ſahen wir, die Gegend war traurig und unfruchtbar. Nach Sonnenuntergang kamen wir hin, das Dorf lag noch tauſend Schritt vom Häuschen, das klein und niedrig war. Der Wirth, ein kleines dürres Männchen, trat mit abgezogener Mütze hervor und fragte mit zitternder Stimme und tiefen Bücklingen: »Was die gnädigen »Herren ſchafften?« Er ſchien ſich vor Wegnern

Wegnern zu fürchten, der in ſeinem Reiſeanzuge etwas abentheuerlich ausſah. Eine gewaltige Pudelmütze mit Schwänzen und Kapuze verbarg ſein Geſicht, ſein Kinn und ſeine Stirn, er hatte eine kurze grüne Jacke mit Echerpe, einen Hirſchfänger, mächtige Wichſtiefeln und weite Überhoſen an, das Ganze umgab ein ungeheuer weiter ſchwarzbrauner Mantel, den er mit eigner Energie um die linke Schulter und den Rücken zu werfen wußte. In einem aſchgrauen Schafpelz, mit dünnen Füßen und in Pantoffeln ſtand der kleine Wirth ihm gegenüber, und zählte uns, auf meine Anfrage, den Vorrath ſeiner Gerichte her. Er hatte Eyer und Speck und Schinken, auch eine Kalbskeule in Eſſig, Brodt, Butter und Käſe. Ich wählte

aus diesem Reichthume die Kalbskeule, ließ eine gute Suppe machen, und wir setzten uns zu Tische. Als der erste Hunger gestillt war, fragte ich den Wirth, wer in dem Schlosse wohne? »Ach, gnädiger Herr, antwortete er mir mit gefaltenen Händen, fragen Sie mich nicht! »Das abscheuliche Schloß ist Schuld »daran, daß ich keine Nacht schlafen »kann, Die adliche Familie, der dies »Dorf gehört, hat es ehemals inne gehabt, aber vor 100 Jahren hat es der »leidige Türke zerstört. Seitdem ist es »öde und kein Mensch wagt hineinzugehn. Denn es geht darin um. Und »noch kein Waghals, der herein ging, ist »zurück gekommen. Wenn die leidigen »Franzosen, die wohl nicht viel besser als »die Türken, und uns jezt so schrecklich

»nahe sind, wenn sie das Schloß nicht »ganz schleifen — denn der Teufelskerl, »der Buonaparte, fürchtet sich nicht ein»mal vor unserm tapfern Fürsten, was »wird er sich vor dem Teufel fürchten, »dessen Geschwisterkind er ist — ja wenn »der mit den Gespenstern nicht fertig »wird, so bin ich ein ruinirter Mann. »Kein Mensch will mehr bey mir einkeh»ren, weil es hier nicht geheuer in der »Gegend ist.«

Wir lachten herzlich über seine Einfalt, und ließen uns von ihm auf unsre Schlafkammer führen, wo zwey zerbrochne Scheiben im klappernden Fenster dem nächtlichen Zephyr freyen Durchzug ließen. Wir legten uns auf schlechtes Strohlager hin, der Wirth stopfte Papier in die ofne Scheiben und empfahl

ſich. Nach einigen tiefen Seufzern
Cecilie gerichtet, ſchlief Wegner ein. E
lautes Schnarchen erinnerte mich, daß
auch Ruhe nöthig hatte; ich warf
auf die andere Seite, und fing
ſchlummern an.

Ende des vierten Theils.

an
in
ich
ich
zu

Fritz.

Ein komischer Roman

von

J. F. Jünger.

Hæc Nugae seria ducunt —

Hor. *Art. Poet.*

Fünfter Theil.

Berlin, 1800.

Bey Carl August Nicolai, Sohn.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Neuntes Buch.

Neuntes Buch.

Das erste Kapitel.

Der Verfasser entschuldigt die Mängel seines Werks.

Es hat mich schon oft gereut, daß ich auf Ansuchen meines Verlegers die Worte »Komischer Roman« auf den Titel dieser wahrhaften Geschichte gesetzt habe. Die Buchhändler glauben immer, es ist so leicht ein Buch zu schreiben, als es ihnen leicht wird einen frappanten Titel zu erfinden, oder eine Recension für die hamburger Zeitungen zu schreiben. Der Meinige hat mich zum komi-

schen Schriftsteller geprägt, wie ein Fürst Edelleute und Geheimeräthe prägt, ohne im geringsten zu untersuchen, wie weit meine Fähigkeiten dahin reichen, ob ich mehr Anlage zum Lachen als zum Weinen, zum Spotten als zum Rührenden besitze. Verlangt denn der Mann, daß ich in diesen geistarmen Zeiten das Genie der Cervantes, le Sage und Smöllet in mir vereinigen soll? Jetzt, da es Mode wird, schlechte Bücher zu schreiben, da uns Herr von Göthe mit einem erhabnen Beyspiele darin vorangeht und der imitatorum servile pecus, die Peter Lebrechte, die Ottokar Sturme, die Ernst Winters diesem g[illegible]n Exempel nur zu sklavisch folgen und [illegible] Lesewuth der deutschen Weiber und Kinder durch ihre Opiate in einen

ſanften Schlummer einwiegen, in dieſen ledernen Zeiten ſoll ich, für ein geringes Honorarium ein gutes Buch, einen komiſchen Roman ſchreiben? Und, wenn ich es könnte, für wen ſoll ich ſchreiben? Werfe, wer Luſt hat, einen Blick mit mir auf das Publikum der Deutſchen Romanenleſer! — Gymnaſiaſten und Freudenmädchen, jüdiſche Belletriſtinnen und chriſtliche Landpredigertöchter, Studenten und Ladendiener — das ſind die Hauptſtützen der menſchenfreundlichen Anſtalten, die unter dem Titel der Leſebibliotheken, Geſchmack, Sitten, Vernunft und Tugend durch unzählbare Kanäle in den Kern unſrer Nation leiten. Die deutſche Bibliothek und die allgemeine Litteraturzeitung laſſen es zwar, ſo wenig als der Rath

der Alten in Paris, an schärfen monitis und strengen Verwerfungenen fehlen, aber das Direktorium der fünf Lieblingsschreiber Deutschlands *), das eine Armee schlechter Schriftsteller, zahlreicher als die Armee von England, in seinem Solde hat, spottet der ohnmächtigen Gesetzgebenden Macht, spielt in stolzer Souverainetät mit der Phantasie und der Vernunft (si fabula vera) deutscher Gehirnschaalen, und bereitet dem künftigen Jahrhundert eine Generation, sinnreicher als das Volk von Laputa, das der berühmte Gulliver entdeckt hat.

*) Spieß, Cramer, Albrecht, Marquis Große, Jean Paul; letzterer ist gegenwärtig Präsident

Zweites Kapitel.

Musterkarte der deutschen Romanschreiber.

Gegen die neueste Mode in der litterarischen Welt und für einige wenige Pedanten, die lieber den Tom Jones sechsmal als den Wilhelm Meister einmal lesen, die mehr Geschmack am Dorfprediger von Wakefield als an Agnes von Lilien finden, zu schreiben, ist gewagter, als der Plan des sinnreichen Franzosen, der die Armee seiner Nation auf ungeheuren Flößen nach Dover zu bringen verspricht. Es ist in Deutschland wohl erlaubt, schlecht, langweilig nüchtern zu schreiben, philosophische Ammenmärchen, wie der Ritter Blaubart, Unsinn, wie der Erasmus Schleicher und Paul Aesop ꝛc. Be-

spenstergeschichten, wie die Matrone v. Pfyrt und die elftausend schlafenden Jungfrauen oder verworrne Produkte einer verschrobnen Phantasie, wie Jean Paul zu Markte zu bringen; der geduldige deutsche Leser läßt sich alle Geschenke der Geistesarmuth gefallen, sobald sie nur auf Schreibpapier und mit verzerrten Figuren ihm eingegeben werden: aber das wäre unerhört, sich den altmodischen Wieland, den vergessenen Lessing, den gründlichen Nicolai, den vor einigen Jahren verstorbenen Göthe zu Mustern zu wählen; es würde verlohrne Mühe seyn, sich in diesen inkorrekten Zeiten, einer korrekten Sprache und eines klassischen Styls zu befleißigen. Ich zweifle, daß selbst die Allgemeine Litteraturzeitung, dies Mo-

denjournal des deutschen Geistes, dem Genius der Zeit so schnurstraks zuwieder handeln, und ein Buch nach altem Zuschnitte loben würde. Vielleicht würden die Herren es klüglich mit Stillschweigen übergehen, wie sie es mit der Geschichte eines dicken Mannes gemacht haben, weil sie eingesehn haben, das dies Werk 20 Jahr zu spät erschienen ist, daß es nicht in unsre jezige Romanenbibliothek paßt, weil sie es nicht loben wollen und nicht tadeln können und weil Peter Lebrechts geistreiche Volksmärchen ohne Zweifel eher einer lobpreisenden Recension, als ein Werk von dem Verfasser des Gebaldus Nothanker bedarf.

Drittes Kapitel.

Der Verfasser weiß sich zu helfen.

Alles dies wohl überlegt, sehe ich nicht ein, warum ich das Publikum in Deutschland vor den Kopf stoßen und in einer fremdgewordnen Sprache zu ihm reden soll? Ich werde mich vielmehr bemühen, faßlich, wie Albrecht, abentheuerlich wie Spieß, scherzhaft und unerhört, wie Cramer, erhaben, wie Carl Große und originell in Worten, wie Jean Paul zu seyn. Wenn es mir glückt, alle diese Eigenschaften in mir zu vereinigen, so hoffe ich eben so viel Leser zu haben, als der Standredner der Madame Schwitz in Berlin. Sollte es mir aber zu schwer werden, diese in ihrer Art vollkommne Muster zu errei-

chen, so werde ich mich an den trocknen Faden meiner wahrhaften Geschichte halten. Ich bitte den Zusatz komischer Roman auf dem Titel derselben, als ein Scherwenzel zu betrachten, welches eben so viel sagt, als z. B. die Integrität des deutschen Reichs, die reichsväterlichen Gesinnungen des Reichsoberhauptes, die pflichtschuldigst patriotischen Gesinnungen der deutschen Reichsstände, das Wort Citoyen im französischen Kanzleystyl und andre hergebrachte Kurialien, bey denen man sich weniger denkt, als Hr. Pitt bey einer neuen Auflage. Meine Leser werden auch schon in den ersten vier Bänden dieser wahrhaften Geschichte hier und da gefunden haben, daß es so schwer ist par ordre ächt komisch zu schreiben, als es im

heil. römiſchen Reiche ſchwer ſeyn ſoll,“ ächten Patriotismus zu finden, bloß weil derſelbe in Regensburg und in Raſtadt ſo häufig und dringend empfohlen und befohlen wird.

Das

Viertes Kapitel.

Die Geschichte beginnt mit Gleichnissen.

Der geneigte Leser wird sich erinnern daß er Wegner'n und mich im Wirthshause auf Strohlager, bey klapperndem Fenster gelassen hat. Wir schliefen auf unserm schlechten Lager — trotz des nächtlichen Geheuls der Hunde und des Sturmwinds — süßer als die Favorite eines kranken Fürsten auf ihren Eiderdunen, die mit dem Tode ihres Liebhabers dem Sturze ihrer Größe entgegen sieht, ruhiger, als Mäster Pitt sich hinlegt, der schrecklich träumend, in jedem Hundegebell das Aufruhrsgeschrey des ausgesognen Volks über seine letzte Taxe, in jedem Rauschen des Windes den fürchtbaren Nordwest brüllen zu hören glaubt,

der die französische Flotte die Themse herauf bis vor sein Schlafzimmer treibe. Denn wir hatten ein gutes Gewissen.

Der Wirth brachte uns den Kaffee. »Und Sie haben schlafen können, meine »Herren?« rief er mit gefaltenen Händen.

»Warum nicht, du Hasenphilisterge»sicht?« erwiederte Wegner, der sich dehnend und gähnend von dem harten Lager heraufzog.

»Ach! Jesus Maria — haben Sie »nicht das Gepolter diese Nacht gehört, »das Winseln, das Geklirre —

»Flicke deine alte Kajüte, du aschgrau»er Lämmerprinz, so wird es bey Dir »nicht mehr spuken. Sieh einmal die »Bescheerung! deine Fenster sind eben so »defekt, als du, alter Krippenstößer! — —

Hier zog Wegner das Makulatur aus den zerbrochnen Fensterscheiben, deren Fragmente mit lautem Geklirr aus ihrem Rahmen fielen, und, indem sie in diesem Augenblicke ihre Existenz und ihren Namen verlohren, die Wahrheit des alten Sprüchworts von Glück und Glas — wozu man heut zu Tage noch die Staatsverfassungen und die Nationen hinzusetzen kann — bewährten.

Fünftes Kapitel.

Christlicher Wunsch des Hrn. Stilling.

»Verzeih' mir's Gott — aber Sie sind »gewiß ein Ketzer, gnädiger Herr! wenn »Sie nicht an Gespenster glauben, gewiß »glauben Sie auch nicht an die Mutter »und an den Sohn Gottes — Sie soll»ten aber nur eine Nacht im Schlosse »kämpiren, Sie würden schon klein beyge»ben. Kürzlich war erst ein gelehrter »Herr aus Marburg hier, mir däucht »er nannte sich Stilling, ein sanfter, »frommer Herr! Er kreuzigte und segne»te sich, als ich ihm von dem Unfug im »Schlosse erzählte. Meine wahrhafte-Er»zählung machte ihm ein großes Ver»gnügen und er will sie in einem erbau»lichen Buche, er nennt es das Heim»

»weh, ausführlich anbringen. Er sagte, »es wäre zu wünschen, daß bey jeder »großen Stadt ein solches Schloß lä»ge, damit die neumodischen Aufklärer »ein wenig in Zucht gehalten würden.«.

»Kann man denn ins Schloß hinein? fragte Wegner, »Uns hat man den Ein»gang versagt.«

»Jesus Maria! Haben Sie die Ver»wegenheit gehabt« — .

»Anzuklopfen? Warum nicht, du Neu»sonntagskind!

»Ach spotten Sie nur! Danken Sie »Gott, daß Sie mit dem Leben davon »gekommen sind. Bey Tage ist das »Schloß fest verriegelt und man sieht »nichts an den Fenstern. Aber gegen »elf Uhr, des Nachts rasseln die Flügel »der großen Pforte auf, die Geister ge-

»hen in weißem Flor auf dem Wall spa»zieren, alle Fenster des Schlosses wer»den von einem hellen Blitze erleuchtet, »und drinnen rumort und spektakelt es, »wie in der Hölle; Gott sey bey uns!«

Er kreuzigte sich mehremal.

Sechstes Kapitel.

Die Liebe zum schönen Geschlecht ist ein Gespenst.

»Kurios« sagte Wegner, daß diese Ge»spenster schon um elf Uhr ihre Loge »öffnen; sonst ist die Mitternacht das »allgemeine Signal aller Geister, die zu »leben wissen. Aber ich hätte wohl Lust, »es einmal mit diesen Geistern zu ver»suchen. Vielleicht, daß ich etwas ent»decke« —

Wegner war verliebt, wie der geneigte Leser wissen wird. Kein Wunder also daß sein Wunsch, Cecilien zu finden, sich an die entfernteste Hoffnung dazu brüderlich anschloß und diese von der leisesten Ahndung erweckt wurde. Die Liebe ist selbst ein unsichtbarer Geist, eine Art von Gespenst, welches nur den

Sonntagskindern erſcheint. Kann man es einem Verliebten verargen, daß er ſelbſt unter Geſpenſtern ſeine Geliebte zu finden ſich ſchmeichelt? Ach, wer ſtiege nicht in den Orkus hinab, wenn er dort in den dunklen Schatten das Weſen umfaſſen kann, das ſeinen Buſen mit dem Gefühle höheren Lebens ausdehnt!

Ich bemerkte in ſeinem Geſichte die Hoffnung, vielleicht Cecilien in dieſem verwünſchten Schloſſe zu finden. Ich entſchloß mich ſogleich mit ihm das Abentheuer zu beſtehn, um ihn wo möglich aufzuheitern, und Weſen perſönlich kennen zu lernen, die ich bis dahin nur aus tauſend und einer Nacht und den hiſtoriſchen Memoiren meiner Kinderfrau kante. Ich erinnerte mich zugleich, daß ich

ſelbſt vor einigen Jahren ein Geſpenſt vorgeſtellt hatte.

Der Wirth, als er unſern Entſchluß vernahm, hielt uns für verlohren. Er zog ſeinen Roſenkranz hervor und bethete ein Ave nach dem andern, zum Heil unſrer armen Seelen, mit welchen er in Gedanken ſchon den böſen Feind zum Schwefelpfuhl herunter fahren ſah.

Siebentes Kapitel.

Apologie der Gourmandise. Der Leser erfährt eine wichtige Nachricht.

Wir präparirten uns zu unserm Abentheuer, trotz einem jungen Kandidaten zum Doktorwerden, d. h. wir bestellten bey dem Wirthe ein gutes Mittagsmahl. Ich machte den Küchenzettel und da die Aktien damals ziemlich gut bey uns standen, so ließ ich das Beste anschaffen, das der Wirth auftreiben konnte. Eine alte Henne auf dem Hofe, die alle Denkwürdigkeiten des Hofes mit heiserer Stimme annalysirte, hatte mir gleich in's Auge gestochen, und ich bestimmte sie zur Grundlage der Suppe, zu welcher ich noch Klöße von zerfahrnen Eyern hinzufügen ließ. Ein Reißpudding

mit einer Weinsauce füllte die zweite Schüssel. Hechte mit zerlaßner Butter, Mostrich und geschälten Kartoffeln folgten auf diesen. Eine gespickte Rehkeule, mit gestaubten Birnen, Butter und Parmesankäse machten den Beschluß. Wir hatten noch ein paar Flöschen ächten Ober-Ungar in unserm Flaschenfutter, den wir zu diesem Mittagsmahl anbrachen.

Schatten meines Freundes Jünger! *) Siehe, ich sorge väterlich, wie ehemals Du, für deinen Liebling Fritz! Er soll

*) Ich kann meinen Lesern nun nicht mehr verhehlen, daß Jünger gestorben, und daß es ein andrer Schriftsteller ist, der nach Jüngers Plan den Fritz ferner durchs Leben führt. Daß demungeachtet Jüngers Name auf dem Titel des 5 Theils steht, ist meines Verlegers Wille, dem ein so unberühmter Autor als ich, demüthig gehorchen muß.

unter meiner Vormundschaft nie, wie Du von dem ätherischen Schlegel befürchten müßtest, verschmachten. Ich will ihm, wo es nur möglich ist, zu einer guten Suppe und einem Glase Tokayer, wie er es bey Dir gewohnt ist, verhelfen. An Dich denke ich jetzt. Du, der Du nicht nur so glücklich warst, selbst ein Gourmand zu seyn, der Du auch Deinen Helden gut essen und trinken, nicht wie andre Romanenschreiber, bey allen Vollkommenheiten hungern und dursten ließest, hast mich bey dieser Beschreibung umschwebt. Wohl

---

Ich ergreife aber diese Gelegenheit (denn die Buchhändler und Recensenten lesen bekanntlich nur die Vorrede und kommen selten bis zur 28 Seite) dem Leser wenigstens in einer Note meine Existenz und Autorschaft ins Ohr zu raunen. Meinen Namen wird Hr. Meusel schon ausfindig machen und der lesenden Welt anzeigen.

Dir, daß du Empfänglichkeit hatteſt für die ſinnlichen Freuden der geſelligen Tafel! daß deine Bruſt, durchdrungen von dem reinen Gefühl des Genuſſes ſich bey dem blinkenden Becher erweiterte zum frohen Scherze, zur geſelligen Laune, zu einem höheren Leben! Ich mag den Mann nicht, dem ein Goldſtück lieblicher glänzt, als der Rheinwein im Glaſe des Freundes, der kleine Gläſer und groſſe Gemeinplätze liebt, der nicht von ſeiner Katoniſchen Strenge bey Tiſche nachläßt und in den Abbruch der Genüſſe des Lebens ſeine traurige Weisheit ſetzt! Heil euch! ihr Freuden der Tafel, ihr einzigen die ihr uns bis in das Alter begleitet und auch dem Greiſe im Silberhaar wohlanſtehet, der neben dem blühenden Weibe und hinter ſchäumenden Bechern

sitzet! Ihr gebähret die Offenheit der Herzen, den heitren Witz, die gaukelnde Laune! Unsichtbar schwebt um den sühlichen runden Tisch der Genius des Lebens und beut euch in der reinen Stimmung der Nerven zum Vergnügen, das Kostbarste, das unsre Existenz hat. Wehe dem Manne, dessen Herz sich nicht öffnete für den süßen Reitz des Lebens, dessen Blut nicht erwarmte vom elektrischen Schlage der Freude! Wie unvollkommen, wie kalt muß das Gefühl seyn, mit welchem der genußverachtende Bücherwurm das Bild der großen genußreichen Welt und das warme, sinnliche menschliche Herz umfaßt. Ihm ist die Welt eine große Bibliothek und seine Bibliothek ist ihm eine Welt. Nur, was der gelehrte Fleiß mit Druckerschwärze auf

weiſſes Papier wirft, läßt eine Saite in ſeiner Seele anklingen. Todt ſind für ihn alle lebendige Ideen, und ſeine trockne Bücherweisheit läßt das Herz an Empfindungen, den Geiſt an Heiterkeit, die Unterhaltung an Laune darben.

Ruhe ſanft, guter Jünger! Lebteſt du auch nicht lange, du lebteſt länger als ein Greis, der den eklen Reſt des Lebens nicht mit Leſſingſchem warmen Gefühl überhüpft.

Achtes Kapitel.

Heut zu Tage trinken die Gespenster Kaffee.

Nachdem wir gut gegessen und getrunken hatten, gingen wir umher das Lokale zu rekognosciren. Das Schloß war mit einem breiten Graben und hohen Wall umgeben. Eine zerfallne, nicht aufgezogne Zugbrücke führte bis zu der gothischen ovalen Pforte, die inwendig verschlossen schien. Durch die kleinen runden Fensterscheiben konnte man nichts von den muthmaßlichen Bewohnern wahrnehmen. Wir hörten, indem wir um das Schloß gingen, ein dumpfes Geräusch, als wenn in der Entfernung kleines Holz gehauen würde. Aus dem einen Schornsteine sahen wir Rauch steigen.

»Das ist lustig, fing Wegner an, die

Ge-

Geſpenſter ſcheinen jetzt Kaffée zu trinken.«

»Wenn Sie Kaffée trinken ſo ſind es ſchon kultivirte Geiſter und wir haben nichts von ihrer Unhöflichkeit zu befürchten.« —

Indem wir ſprachen, hörten wir plötzlich einen harten Schlag, wie mit einem Scheite Holz auf Steinpflaſter, und dies Geräuſch verlohr ſich wie fernes Brauſen des Windes.

Wir fuhren etwas zuſammen. Es war etwa 6 Uhr Abends. Wir mußten uns alſo noch einige Stunden gedulden, die wir mit einem Spatziergange in der umliegenden Gegend verkürzten. Ein invalider Korporal, mit einem Stelzfuße, der den Abend ſeines Heldenlebens in dem Dorfe ſeiner Ältern zubrachte, leiſtete uns unaufgefordert Geſellſchaft.

Neuntes Kapitel.

Der Verfasser entschuldigt sich, wenn er in das Unglück fallen sollte, ein schlechtes Buch zu schreiben.

Der scharfsichtige Leser wird schon bemerkt haben, daß mir der rasche Fortgang meiner Geschichte so ernstlich am Herzen liegt, als den Regierungen die Sorge für das Wohl ihrer Völker. Ohne Zweifel werden mir die Kunstrichter diesen Fehler schon vorrücken. Mein Werk wird in ihrem Sprachrohr ein gedehntes, langweiliges, witzig seyn sollendes Geschwätz werden. Aber wie soll ich mir helfen? Naturam si furca expellas etc. ist ein wahres Wort. Jeder grüne, Fußsteig reizt mich zu einer Abschweifung, jeder Berg, ihn zu besteigen, jede Aussicht, stehen zu bleiben. Wollte ich mich

zwingen, den trocknen Faden meiner Geſchichte ohne Sprünge fortzuſpinnen, ich würde dem Leſer ſo ſchwere Langeweile, ſo durſtige Empfindungen machen, als ihm Schmidts Liebes Sonnette, die Sinngedichte des Herrn von Boguslavsky und die Fabeln des Herrn Buchhalter Meyer in den Berlinſchen Blättern verurſacht haben werden. Das Unglück, ein ſchlechtes Buch zu ſchreiben, iſt heut zu Tage nicht ein erhebliches; und dies iſt doch das ſchlimmſte was mir begegnen könnte. Ich tröſte mich mit der zahlreichen anſehnlichen Geſellſchaft, in die ich gerathen werde, wenn es den Göttern gefallen hat, mir die Talente zu verſagen, um welche ich ſie nie gebeten habe. Ich will mich gehen und meiner Laune und Phantaſie den Zügel ſchießen laſſen, ſo

viel es sich thun läßt. Wenn alsdann die Leser auch nichts Vorzügliches sehen sollten, werden sie wenigstens das eigenthümliche Bild und den Abdruck eines Menschen wahrnehmen. Denn ich habe von der Tafel meines Gedächtnisses ausgelöscht, so viel ich konnte, was die unersättliche Wißbegierde darauf verzeichnet hat. Was ich gebe, ist mein, durch die Ansicht der Welt und des Menschen, die ich nicht in Büchern, sondern im und durch das Leben erhalten habe.

Und, du freundlicher Leser, der du lieber den Kopf und das Herz als die Phantasie beschäftigst, dessen Geist mit mir gleichgestimmt ist, der du nicht ermüdest, wenn ich dich seitabwärts zu einer duftenden Blume führe, ich drücke dir die Hand — wir werden uns näher kennen und lieben lernen.

Zehntes Kapitel.

Des alten Korporals Theorie der Gespenster.

Der Korporal war etwa 60 Jahr alt. Er hatte bey einem ** schen Regimente gedient und in verschiedenen Feldzügen sich tapfer gehalten, d. h. er war so glücklich gewesen einen Streifschuß am linken Arm und eine gefährliche Blessur an demselben Fuße zu erhalten, die ihn zum fernern Dienst untüchtig machten und ihn nöthigten, einen hölzernen Fuß zu tragen. Er hatte die Industrie, seine geringen Einkünfte dadurch zu verbessern, daß er den Cicerone aller Fremden machte, die durch dies an der Landstraße liegende Dorf reisten. Er gab uns eine Abhandlung über die Existenz der Gei-

ſter, die wohl verdient hätte, aus einem vornehmeren Haupte zu entſpringen.

»Ja, meine Herren, ſprach er, ſo gehts! Die Welt iſt heut zu Tage ſpitzfündig und gelahrt. Aber ich bleibe bey meinem Sprüchworte. Es giebt viel Dinge zwiſchen Himmel und Erden, von denen unſer Oberſtwachtmeiſter nichts weiß! (Hier nahm er eine Priſe) Ich bin, Gott ſtraf mich, ein aufgeklärter Mann, ich glaube nicht an das dumme Zeug vom Blocksberg, vom Teufel mit den Pferdefüßen u. dgl.! Aber wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten! Geiſter ſind immer geweſen; denn der Menſch beſteht aus einem geiſtigen Weſen, das iſt die Seele, die ich mir eben wie den Spiritus im Brandwein denke, und einem

Körper. Stirbt nun der Körper ab, sehn Sie, so bleibt der Geist übrig; denn die Seelenwesen sind unsterblich, das wird kein vernünftiger Mensch läugnen. Wo sollen nun die vielen Seelen ohne Körper hin? Mit dem Himmel (hier sah er sehr listig aus) wir sind aufgeklärt, wir wissen, wie es damit ist. Der Himmel besteht aus Wolken, und Wolken aus Luft und Wasser. Die Geister würden bald frieren, bald naß werden in den Wolken, und wenn ein schweres Gewitter kommt, wo sollten sie denn bleiben? Sie suchen sich also einen Aufenthalt, wo sie hübsch trocken und ungestört sind. Darum findet man sie in alten Kirchen, in Schlössern und in unterirdischen Höhlen! Daß in diesem Schlosse Geister sind, ist ganz gewiß; denn Sie haben selbst den

Lärm gehört, und sagen Sie mir einmal, wenn sie können, eine »natürliche Ursache« davon! Ich bin, Gott straf mich, ein vernünftiger Mann; aber es steht in jenem Liede:

»So sind wohl viele Sachen,
»Die wir getrost verlachen;
»Weil unsre Augen sie nicht sehn.«

Elftes Kapitel.

Fortsetzung.

Ich, vor mein Theil, fuhr der Korporal fort — verdenke es niemanden, wenn man an der ganzen Sache zweifelt; denn ehe ich das Teufelsspektakel gehört habe, habe ich auch nichts davon gehalten. Ja, man hat mich wohl gar zum Besten gehabt, wenn ich davon erzählte. Aber, meine Herren! Sie sind gelehrte Männer und Philosophen! Um der Gelehrsamkeit und Aufklärung willen, bleiben Sie doch einmal diese Nacht munter — Sie haben ja wohl sonst manche Nacht geschwärmt — und untersuchen Sie das Ding an Ort und Stelle; Sie beyde und ich, wir sind unsrer drey; da hats nicht so große Gefahr und wir dürfen uns we-

niger fürchten. Mondschein ist auch, da können wir besser sehen und mit aller Unbefangenheit das Ding untersuchen, und wenn wir können eine natürliche Ursache und dergleichen Kraft entdecken, die keine Spur und keine Wirkung hinterläßt. Schade ist es nur, daß die gelehrte Gesellschaft in Bernburg, wo ich vor 20 Jahren durchmarschirte, so weit ab ist; sonst sollte man so ein halb Duzend gelehrte Herren bitten, sich auch 'nmal zu inkommodiren; denn dazu sind sie ja da, die Wissenschaften und die Aufklärung ins Reine zu bringen. Ich lasse mich für die Aufklärung, Gott straf mich! todt schlagen; aber an Gespenster kann man immer glauben, nur mit Verstand!« —

Wir bewunderten die philosophischen

Grundſätze des alten Korporals, die in der neueſten Mode vornehmer und gebildeter Standesperſonen, ja ſogar verſchiedner deutſcher Gelehrten ſind. Ich möchte faſt wetten, der alte Kriegsknecht habe in ſeiner Jugend als Jäger bey einem vornehmen Herrn in Berlin oder Eutin gedient.

Zwölftes Kapitel.

Der Feldzug gegen die Residenz der Geister beginnt.

Gegen 8 Uhr Abends begannen wir unsre Expedition, so rasch und muthig, als nur ein französischer Chasseur beym ersten Angriff auf einen deutschen Grenadier einhaut. Mit unserm Abendessen bepackt marschirte der Korporal voran; wir folgten mit geladenen Pistolen und Hiebern bewafnet, hinter uns trug ein langer Bengel aus dem Wirthshause einen Bettsack und eine Laterne. Als wir auf die dumpf knarrende Zugbrücke traten, fuhr ein heftiger Schauer dem tapfern Korporal über die Glieder, daß die Flaschen und Teller klirrten.

» Gott straf mich! wenn ich nicht so aufgeklärt wäre, ging' ich keinen Schritt weiter. «

Und damit blieb er stehn und zitterte wie ein Espenlaub.

Der lange Bengel, als er dies sah, warf Bettsack und Laterne weg und lief, als ob ihm der Kopf brennte, davon.

Wir nöthigten den Korporal, an die Pforte zu klopfen, wozu er aber durch keine Gründe zu bewegen war. Wegner that einen herzhaften Schlag mit der Faust an die Pforte. Wir hörten ein dumpfes Geräusch als wenn ein Sturmwind in einem Walde rasselt. Die Pforte blieb verschlossen. Wegner klopfte noch zweymal und nun fuhr ein heller Blitz an die dunklen kleinen runden Scheiben von drey bis vier Fenstern; der Anblick war

grauſend, wir wurden verblendet, ein ſtarker Schlag, wie mit einer Ramme auf Steinpflaſter, erſchreckte uns und die Pforte ſprang mit abſcheulichem Knarren nach inwendig zu auf.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Zauberlampe.

Mehr todt als lebendig, giengen wir mit kleinen Schritten und ſtarkem Herzklopfen herein. Ich ſchleppte den Bettſack mit, das Licht in der Laterne war ausgegangen. Wir tappten im Finſtern verſchiedne Kreuzgänge herunter, die gewölbt waren, wie wir aus dem Schalle unſrer Tritte vermutheten. An den feuchten Mauern uns haltend, erblickten wir nach vielen Wendungen einen matten Schimmer von Licht, dem wir nachgiengen. Je näher wir kamen, hörten wir Geräuſch, wie Raſſeln von Papier. Der matte Schimmer entwickelte ſich in den hellen Schein einer gewöhn-

lichen Hauslampe, die am Ende des Kreuzganges, der auf eine Thür führte, über dieselbe hing. Dies gab uns einigen Muth. Die Geister hatten eine Küche im Schlosse, wie wir bey Tage aus dem Rauche des Schornsteins schlossen; sie öffneten mit einigen Ceremonien uns die Pforte und waren so artig uns den Eingang zum Gastzimmer durch eine Lampe anzuzeigen. Mir fiel sogleich die Zauberlampe des Schnitzergesellen Aladin aus Tausend und einer Nacht ein, die ihrem Eigenthümer den Besitz aller Reichthümer und Schönheiten der Welt eigen machte. Ob ich gleich nie an die Wahrheit dieser anmuthigen orientalischen Fictionen (die tausend und einmal besser, unterhaltender, täuschender, als alle unsre deutschen Geister- und Zaubermärchen sind)

sind, geglaubt hatte, war ich in diesem Augenblicke doch schwach genug, sie herunter zu nehmen und aufmerksam zu betrachten. Es gieng mir, wie gewissen starken Geistern, die am wohlbesetzten Tische zwischen lustigen Brüdern und hinter vollen Flaschen nichts abgeschmackter und unvernünftiger als die Religion finden, aber, wenn der Tod ihnen bis auf drey Schritte nahe kömmt, ganz still zu einem Erbauungsbuche greifen und den Pidentrank *) des geistlichen Zuspruchs ohne Ekel einnehmen.

*) Ein Dekokt aus Gras und Kräutern, der in Krankheiten gebraucht wird und einem gesunden Magen äußerst widerlich ist.

Vierzehntes Kapitel.

Einzig möglicher Beweis vom Daseyn der Gespenster, aus einem Holzkasten.

Die Thür, über welcher die Lampe hing, hatte ein gutes französisches Schloß und gieng beym ersten Druck der Klinke auf. Zu unsrer Verwunderung kamen wir in ein warmes Zimmer, mit allen nöthigen, obgleich altmodischen Möbeln versehen. Durch die kleinen oval zulaufenden Fenster blickte trübe der Mond herein und warf einen matten Schimmer auf die hohen mit Gras bewachsenen Wälle. Wir hatten Wachslichter bey uns, welche wir anstekten. Wir fanden einen Kamin, neben welchem ein Holzkasten stand. Wir machten sofort ein helles Kaminfeuer, dess

ſen kniſternde helle Flamme uns neuen Muth und Frohſinn einflößte. Wir wärmten unſre zinnerne plat de menage am Feuer, rückten einen runden Tiſch an den Kamin und begannen mit frohem Sinne unſre Abendmahlzeit. Selbſt dem Korporale verſchwanden bey dem zweyten Glaſe Wein alle Bedenklichkeiten.

»Hohl mich der Teufel!« rief er aus, »ich wünſchte die Geiſter ſäßen am Tiſche und tränken mit uns. Meine Herren! es leben alle gute Geiſter! Gott ſtraf mich! die Geſpenſter haben mehr Lebensart, als der Wirth im Dorfe. — Aber da ſehn Sie, meine Herren, den einzig möglichen Beweis von der Wirklichkeit der Geſpenſter. Die Geſpenſter ſind durchaus nothwendig, um uns zu erklären, wo dieſer Tiſch, dieſe alte

gepolsterte Stühle, der Holzkasten, die Lampe und der Blitz herkommen. Denn von ungefähr kann so etwas nicht entstehen; jedes Ding hat seine Ursache. Wenn wir also Raison annehmen wollen; so müssen wir denken: Positum: der Holzkasten ist da; wie er dahin kömmt, können wir nicht anders begreifen, als wenn wir annehmen, die Gespenster haben ihn hingesetzt; — nun habe ich es immer für besser gehalten, etwas herauszudemonstrieren, was ich nicht recht begreifen konnte, als wie eine Gans dastehen und sagen: Ich weiß nicht! — darum nehme ich auch hier an: die Gespenster haben den Holzkasten hingesetzt, so bin ich mit einmal durch. Ich schlage sogar zwey Fliegen mit einer Klappe, nehmlich ich beweise, daß der Holzkasten wirklich da,

und nicht bloßer Firlefanz oder Blendwerk des Satans iſt, und zweytens, daß es wirklich Geſpenſter giebt, ſonſt könnten Sie nicht den Holzkaſten hergeſetzt haben.«

Der Leſer ſieht, daß dieſer Korporal Anlage zu einem Philoſophen hatte und nicht ohne Nutzen durch die Schule gelaufen war. Man ſollte ſchwören, der Hr. Profeſſor Kant in Königsberg (der wider den Spott über ſeine Philoſophie mit Recht proteſtirt) habe von dieſem Holzkaſten-Beweiſe zufällig gehört und darauf den ſeinigen vom Daſeyn Gottes gegründet.

Funfzehntes Kapitel.

Die Geister applaudiren diesen Beweis.

Wir wollten dem metaphysischen Korporal eben einige Instanzen gegen die Richtigkeit seiner Schlüsse machen — die er vermuthlich mit eben dem stolzen Bewußtseyn seiner Größe und der wegwerfenden Verachtung treffender Gründe, als der Königsbergsche Monopolist der Wahrheit, beantwortet haben würden, — da hörten wir plötzlich ein dumpfes Getöse, wie ein fernes Brausen des Windes, ein hohles Dröhnen, ein deutliches Klopfen und Klappern in der Entfernung und zuletzt einen harten Schlag, wie wir beym Eingang in das Schloß schon gehört hatten. Des Korporals Zü-

ge verlängerten sich merklich, er rückte beinahe in uns herein. Wegner griff nach der Pistole und sang mit fürchterlichen Grimassen, in einem tiefen etwas zitternden Basse:

Laß die Manichäer toben!

Ich gestehe, daß mir nicht wohl wurde; ich rückte mich dem Kaminfeuer näher und ließ den Flügel eines Kapauns, an dem ich eben in voller Arbeit war, auf die Erde fallen. Keiner wagte sich zu bewegen, um ihn aufzuheben, und wir stellten eine Viertelstunde lang eine Quäkergemeine vor, die den heiligen Geist erwartet. Nach und nach verlohr sich das Geräusch und unsre Furcht. Aus unserm Vorsatze, das Reich der Gespenster im Schlosse anzugreifen und zu zerstören, wurde ein stillschweigendes Einverständ-

niß, uns mit guter Manier aus der Sache zu ziehen. Also droht ein, auf ererbten Muth, stolzer Feldherr dem sechsfach stärkeren Feinde mit Schleifung seiner Hauptstadt und bestellt im Voraus die Triumphbögen für seinen Einzug; findet aber an der feindlichen Gränze schon mehr Schwierigkeiten; als ein Hofzeitungsschreiber, wenn er aus einer gänzlichen schimpflichen Niederlage einen geschickten, ehrenvollen Rückzug und einige tausend todte Grenadiere durch sein Blatt wieder frisch und gesund machen muß. — Wir beschlossen, uns die Nacht über in dem Bezirke unsers warmen Zimmers zu halten und die Geister, wie man sagt, nicht in Versuchung zu führen. Desto grausenvoller und schauderhafter sollte unser Officialbericht den andern Morgen im Wirthshause in die öf-

nen Ohren des gläubigen Publikums fallen. Die Betten wurden zurecht gelegt; auf den Korporal fiel das Loos zu wachen, und uns nöthigenfalls aufzuwekken. Die Thür ward von innen verriegelt, der Korporal zündete an den letzten glimmenden Kohlen des Kaminfeuers seine Pfeife an, die Lampe brannte, zwey geladne Pistolen lagen vor ihm auf dem Tisch, Wegners Hirschfänger neben ihm auf dem Bette. Der Korporal vertrieb seine Furcht durch philosophische Diskurse, in welchen er eine besondre Stärke hatte; er bewies uns, daß alle unsre Einwendungen nur daher rührten, weil wir ihn nicht recht verständen, und seine Metaphysik hatte den heilsamen practischen Nutzen, daß sie Wegnern und mich in einen sanften Schlaf wiegten.

Sechszehntes Kapitel.

Die Geister verliehen ihr Costüms.

Es mochte gegen Mitternacht seyn, als ich von einem entsetzlichen Lärmen aufwachte, es war dunkel; die Thür wurde aufgebrochen und ehe wir uns besinnen konnten, waren Wegner und ich durch unsichtbare Hände gebunden. Unser Schreyen half nicht viel, den Korporal hörten wir schnarchen. Die Geister hatten uns in ihrer Gewalt und schleppten uns, an Händen und Füssen gebunden, durch die Kreuzgänge nach einem Saale, der durch einige Wandleuchter erhellt war. An einem mit grünem Tuche behangenem Tische sah ich einen kurzen dicken ältlichen Mann im Überrocke mit einem Sterne, den Kopf

bedeckt sitzen. Neben ihm standen einige Leute von übler Physiognomie, mehrere Jäger und Bediente und ein Dutzend handfeste bewaffnete Kerle in dem Costüme der Scythen auf unserm Nationaltheater. Mehrere Geister-Apparate sahen wir zwar, z. B. einen schwarzen Altar, einige verschoßne transparente Gemälde, Räuchergefäßer, eine Tafel mit Hieroglyphen, ein paar Todtenköpfe u. s. w. Aber das Ganze hatte doch ein so irrdisches Ansehen, daß ich nicht zweifelte, wir wären etwa unter falsche Münzer gerathen, von denen ich in meiner Jugend dergleichen Mummereyen gelesen hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Geisterverhör.

Der Herr im Überrocke befahl, uns los zu binden und fragte uns mit unwilliger Miene: »Was wir hier im Schlosse suchten?«

Wegner nahm das Wort und erklärte, daß wir aus Liebe zur Aufklärung und gesunden Vernunft uns entschlossen, dies kühne Abentheuer zu unternehmen, im Schlosse geschlafen und uns jetzt durch den Anblick dieser Herren überzeugt hätten, daß in diesem Schlosse wenigstens Gespenster nicht die Oberhand über Menschen haben.

»Aufklärung! — Vernunft! — da haben wir die Bescherung — rief

der alte Herr, indem er verdrüßlich die Augenbraunen zusammenzog — das sind mir auch so 'n Paar Aufklärer! Sagt 'nmal, was hilft euch denn nun eure naseweise Aufklärung und eure vorwitzige Vernunft, die euch in unsre Gewalt geführt hat. Wißt ihr, daß ich euch lebendig einmauern lassen kann?«

»Ein unwillkührlicher Schauer überfiel meine Glieder bey diesen trocken und strenge gesprochnen Worten. Wegner nahm das Wort:

»Wir sind freylich in Ihrer Gewalt, meine Herren! aber erstlich halte ich Sie für zu gute Christen, um einen Mord an unschuldigen Menschen zu begehen; zweytens gebe ich Ihnen zu erwägen, daß man uns im Dorfe vermissen würde. Man weiß, wohin wir gegangen sind,

und die Obrigkeit würde Nachsuchungen anstellen, bey welchen Ihnen Ihre Geisselmaske und diese Todtenköpfe nicht viel helfen würden.« —

»Armer Wicht! — Mit deiner Obrigkeit! — Kennst du diese Hand und dies Siegel?« —

Er zog hier ein Blankett mit der Unterschrift und dem Siegel des Landesfürsten aus dem Busen. Wir erschraken und wurden irre, ob wir uns unter Spitzbuben oder Gewalthabern befänden.

Achtzehntes Kapitel.

Die Geister nehmen sich ganz menschlich.

Armselige Bursche, rief er, es kostet mir nur ein paar Zeilen hier über diesen Namen und ihr sitzet zeitlebens auf der Vestung, ohne daß eure Familie oder sonst jemand erfährt, wo ihr geblieben seyd. Aber ihr habt an mein Christenthum apellirt und da habt ihr mich bey der schwachen Seite angriffen. Um der Religion willen thue ich alles. « Er ließ nunmehr die bewaffneten Scythen und die Bedienten abtreten. Es blieben nur zween Leute, die sein Vertrauen zu besitzen schienen. Mit der gebieterischen Stimme und der drohenden Miene eines Mannes, der mit Kabinetsordern spielt,

inquirirte er uns. Wir fanden nicht rathſam und nicht nöthig, dieſem gewaltigen Manne Unwahrheiten vorzubringen. Als er meinen Namen hörte, erkundigte er ſich ſehr genau nach meiner Familie; er ſchien einigemal verlegen und betrachtete mich mit Aufmerkſamkeit. Zuletzt verſicherte er uns noch, es ſolle uns kein Leid wiederfahren, wir ſollten nur in unſer Schlafzimmer zurückgeführt werden, dort uns ruhig verhalten und ausſchlafen und bey Lebensſtrafe dem Korporal nichts von dem, was wir gehört und geſehen, erzählen; welches wir gern verſprachen. Darauf machte er uns ein Zeichen zum Abſchiede, und wünſchte uns eine gute Nacht. Ein paar Scythen führten uns mit Fackeln nach unſerm Zimmer zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Auch in den bedenklichſten Lagen des Lebens iſt es vernünftig, die Nacht auszuſchlafen.

Die Scythen ſchienen eine geheime Inſtruktion für unſre Bequemlichkeit erhalten zu haben. Sie legten in der Nähe ihr barbariſches Weſen ab, machten unſre Betten wieder zurecht, ſteckten das Nachtlicht an, wünſchten uns eine »wohlſchlafende Nacht« und fragten, um welche Zeit ſie uns Morgen den Kaffee bringen ſollten. — Wegner lachte laut auf. »Es kömmt mir vor, rief er, als ob wir wieder auf unſerm Muſenſitze und zwar im Karzer ſäßen. Die Geiſter ſind Manichäer, der kleine dicke Mann iſt Rektor und dieſe Popanze ſind die

Pedellen. — Nun ihr Herren, laßt uns nur auf dieses Concilium recht ausschlafen.«

Die Scythen gingen, nahmen unsre Pistolen und Hieber mit sich und blieben als Schildwach vor der Stubenthür auf dem Gange stehn. Der Korporal war in einen tiefen Schlaf begraben. Wir unterhielten uns eine halbe Stunde über unser räthselhaftes Abentheuer; da wir aber fanden, daß wir keine uns selbst wahrscheinliche Erklärung machen konnten, hielten wir fürs Beste die Zukunft darüber zu erwarten und schliefen endlich sanft ein.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Einfluß des Medenieur-als erſtreckt ſich bis in die Geiſterwelt.

Gegen acht Uhr wachten wir beyde auf. Der Korporal ſchien in einen Todtenſchlaf ſeine Furcht und ſeine Philoſophie begraben zu wollen. Die beyden Scythen träten mit einem groſſen Laken herein, luden behende den ſchlafenden Korporal in das Laken, und trugen ihn, ohne auf unſre Fragen zu antworten, ſtillſchweigend zum Tempel hinaus. Wir hörten ihre Fußtritte in den gewölbten Kreuzgängen ziemlich deutlich und wurden wegen des Schickſals unſers Gefährten etwas bange. Der Kaffee wurde uns in feinem Porzellain, auf einem ſilbernen

Präsentirteller gebracht. Die Bechertaſſen und die Kaffeelöffel mit geradem geriffeltem Stiel waren nach der neueſten façon; die Zuckerſchaale war eine ovale ſilberne Urne, von hetruriſcher Form. So weit erſtreckt ſich der Einfluß des Modejournals in Deutſchland, das, wenn es auch für den deutſchen Geiſt keine Nahrung enthält, doch den Geiſtern in Deutſchland nützlich wird. Wir hatten kaum den Kaffee getrunken, als der Mann mit dem Stern in das Zimmer trat. Er bat Wegnern, ſich von den Bedienten in ein andres Zimmer führen zu laſſen und blieb mit mir allein.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Eine wichtige Entdeckung.

Wir ſahen uns eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich nahm der vornehme Mann mit einer ſanften Stimme das Wort.

»Kennen Sie mich nicht, mein Lieber?«

»Ich habe nicht die Ehre, Ihro —« Excellenz, wollte ich hinzufügen; denn ich war in meinem Vaterlande gewohnt, an einem Stern einen wirklichen Geheimenrath, an einem Kreuze und einer kupfrigen Naſe einen Domherrn, an einer viereckigten Friſur und einem Naſenſtübergeſtänk einen ausgedienten Hofmarſchall zu erkennen. Aber das geſtri-

ge gebieterische Wesen des vornehmen Mannes ließ mich zweifelhaft, ob ich nicht gar mit einer Durchlaucht oder Fürstlichen Gnaden spräche.

»Ich bin der wirkliche Geheimerath von Strohfeld in * * lichen Diensten. Mein Fürst begnadigt mich mit seinem besondern Zutrauen. Sie werden schon von meinem Einflusse bey Hofe gehört haben. Kann ich Ihnen worin dienen, mon cher ami, so disponiren Sie über mein ganzes pouvoir. Ich bin ein alter deutscher Biedermann, der so spricht, wie's ihm um's Herz ist. Ich fühle ein besonders attachement für Sie (hier umarmte er mich mit einer Herzlichkeit, die mir bey einem wirklichen Geheimenrath auffiel) — Aber sagen Sie mir, fühlen Sie gar nichts bey meinem Anblick?

Schlägt Ihnen das Herz nicht? Erinnern Sie sich nicht, mich wo gesehn zu haben?« —

»Ihro Excellenz, erwiedert ich verlegen, ich weiß nicht. — —

Und in der that wußte ich nicht, was ich antworten sollte. Einem vornehmen Herrn, der uns in Protektion nimmt, gestehen, daß man ihn nicht kenne, oder dreist lügen, daß man schon lange die Gnade habe; dazu gehört mehr edler Stolz oder mehr Unverschämtheit, als ich damals besaß.

»Kennen Sie den Kanonikus Haberkroh nicht mehr?

»Meinen Stiefvater? Er ist, glaub' ich gestorben, ich habe nichts von ihm gehört.

»Komm an mein väterliches Herz,

mein Fritz! Erkenne in mir deinen Stiefvater, der durch die Gnade Gottes zu dieser Höhe empor gestiegen ist. Aber ich will Dir beweisen, daß ein väterliches Herz für Dich noch unter diesem Orden schlägt. Ich will dein Glück machen, mon cher fils; ich will dich nobilitiren laßen und dem Fürsten präsentiren. Du sollst bey Hofe entrée bekommen, ich schwöre es Dir, und alle Schläge, welche ich Dir in deiner Jugend aus väterlicher Zärtlichkeit gab, will ich Dir nun mit Wohlthaten vergelten.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Winke. Diskretionskaſſe. Akazienſamen. Gelehrte Geſellſchaft. Hamburger Zeitung.

Ich ſtand noch betäubt und wie im Traume da. In einem Geſpenſte einen Geheimenrath, in dem Geheimenrath meinen Stiefvater, dieſen als einen zärtlichen Freund, mich als einen Candidaten des Adels und Hofes zu erblicken, war mir eben ſo neu und räthſelhaft, als der Enzweck der Geiſtermummerey in dieſem Schloſſe. Über die leztern gab mir der Geheimerath nur einige bedeutende Winke, die mich aber genugſam in das Innre der Sache blicken ließen. Er ſprach von erhabnen Abſichten, von weit umfaſſenden Planen, von unumſchränkten

Wirkungskreisen, bey welchen jedes Mittel erlaubt und schicklich sey, sobald man über den Zweck einig wäre. Das Schloß gehörte einem Freunde des Geheimenraths, der diesem vollkommen ergeben war, und ihm dies verfallne Schloß unter der Bedingung übergeben hatte, daß er sich über dies verabredete nächtliche Gepolter der Geister ganz unwissend und unbefangen stellen dürfe; denn als ein vernünftiger Mann schämte er sich doch ein wenig dieser Gaukeley, über welche aufgeklärte und unterrichtete Leute bedeutend die Achsel zuckten. Indessen erhielt der Freund des Ministers für diese und ähnliche Gefälligkeiten eine Summe von 20.000 Gulden aus der fürstlichen Dispositionskasse, wie es hieß, für die patriotische Anlegung verschiedner Plan-

tagen auf seinen Gütern. In der That hatte er einige Pfund unächten Akazien-samen von Herrn Medicus in Mannheim verschrieben und ausgesät; bis jetzt waren sie freylich noch nicht aufgegangen; aber er hatte doch die Freude, alle vier Wochen, in den hamburger Zeitungen lobpreisende Anzeigen von den großen Vortheilen für den Staat und die Welt durch diesen Samen zu lesen, und sich unter die Zahl der deutschen Patrioten zählen zu dürfen, die nicht stumpfsinnig und gleichgültig genug sind, an dem Nutzen des unächten Akazienbaumes zu zweifeln. Überdieß verschaffte ihm der Minister die Charge eines Oberstallmeisters, ob er gleich, wegen eines Bruchschadens, nicht reiten konnte, und er wurde, da er ziemlich ohne Anstoß franzö-

ſiſche und deutſche Bücher las, zum Mitgliede der gelehrten Geſellſchaft zur Beförderung der Wiſſenſchaften und der Aufklärung in der Reſidenz mit einer anſehnlichen Penſion ernannt, wobey ein Geſchäft war, die politiſche Zeitung, welche in der Reſidenz heraus kam, zu cenſiren, deſſen er ſich mit vollkommnem Beyfalle des Miniſters entledigte. Er ſtrich z. B.; als ein eifriger Royaliſt, in dem engliſchen Artikel alle Reden der Oppoſition weg, und obgleich dadurch die Reden der Miniſterialpartey, die er in extenso ſtehen ließ, an Zuſammenhang und Menſchenverſtand etwas litten, ſo meinte er doch, daß das weniger zu bedeuten habe, als wenn durch Fox und Sheridan eine Rebellion in dem kleinen Lan-

de des Fürſten entſtünde. Auch hatte er auf die Franzoſen einen ſo großen Haß geworfen, als Herr von Schirach in Altona. Er verminderte die Zahl der feindlichen Gefangnen und Todten durch einen Federſtrich immer um einige tauſend Mann, und wenn Berthier z. B. ſchon 4 Millionen Contribution in Rom ausgeſchrieben hatte, ſo ließ er doch, aus Achtung für den heil. Vater, dieſem Einzug um 14 Tage ſpäter in der Fürſtl. privilegirten Zeitung geſchehen. *) Die Expedition des hamburger Correſpondenten ſchickte ihm aus Dankbarkeit

*) Man halte dies nicht für zu unwahrſcheinlich. In einer der größten Städte Deutſchlands, die ſonſt einer großen Preßfreyheit genießt, geſchehen ähnliche und noch ſtärkere Mißbräuche von einem eigenſinnigen und höchſt bornirten Cenſor.

alle Postage ein Fäßchen Austern, oder einen kostbaren Seefisch, oder ein gro-ßes Stück geräuchertes Ochsenfleisch (welches er vorzüglich liebte), weil durch seine sorgfältige Censur die einheimische Zeitung so herunter kam, daß man sie selbst in den Tabagien nicht lesen wollte und in das kleine Ländchen mehrere tausend Exemplare der hamburger Zeitungen gingen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

De grandes causes et de petits événements!

Der Fürſt des Landes, ein wohlwollender und verſtändiger Herr, der das Unglück hatte von ſchlechten und unwiſſenden Leuten umgeben zu ſeyn, war damals krank und ſchwach Die Klagen unterdrückter Einwohner, die laut gewordnen Beſchwerden aller Stände über unterdrückte religiöſe und politiſche Freyheit in ſeinem Lande und über offenbare Ungerechtigkeiten, waren endlich bis zu ſeinen Ohren gedrungen. Er war, ſo viel es ſeine Krankheit und Schwachheit erlaubte, auf dem Wege manches wieder gut zu machen, was ſeine Rathgeber verdorben hatten. Er war im Begriff ein

halb Dutzend Blutigel im Pfaffengewande aus dem Lande zu jagen, ein paar Günstlinge, die sein Vertrauen gemißbraucht hatten, zu entfernen, und selbst der Geheimerath von Strohfeld stand, wie man zu sagen pflegt, auf der Kippe. Einige ehrliche Leute, die sich durch ein Wunder am Hofe gehalten hatten, sprachen sehr ernstlich über verschiedne Materien, die innre Verwaltung und das Wohl des Landes betreffend, mit dem Fürsten, und es schien, als ob sie durchdringen wollten. Dies konnte die eng verbundene Klike, von welcher der Geheimerath nur ein Untergebner war, nicht ruhig mit ansehn. Kabalen wurden auf Kabalen gehäuft, man ließ eine Mine nach der andern springen. Die Favorite schlug einen Feldzug gegen den Nachbar vor,

vor, zum Behuf deſſen ſie dem Fürſten ein Regiment ganz neuer Erfindung unter dem Namen Läufer proponirte, deren Officiere ein kurzes grünes Jäckchen, einen Lauferſchurz und einen Helm tragen ſollten, um bequemer recognosciren, laufen und die Dienſte leichter Infanterie beym erſten Angriffe thun zu können; der Geheimerath von Strohfeld brachte ein neues Kirchenregulativ und der Oberſtallmeiſter die Anlegung einer Stuterey von arabiſchen Pferden in Vorſchlag, um den Fürſten zu zerſtreuen, die müßige Neugierde zu beſchäftigen und den Geſprächen der unzufriednen Bewohner der Hauptſtadt, die ihr Misvergnügen nicht mehr im Stillen äußerten, eine andre Wendung und einen ſchicklicheren Gegenſtand zu geben. Alle dieſe Vorſchläge

erhielten nicht den ganzen Beyfall des Herrn von Stillleben, welcher der beständige Gesellschafter, der Geschäfftsträger und das Fac totum des Fürsten war, ohne einen Titel, einen Rang oder das Ansehn davon zu haben. Er lebte vielmehr als ein Privatmann in der Nähe des Fürsten, bekleidete kein Amt, theilte aber alle Ämter aus, die wichtig genug waren, in Betrachtung bey ihm zu kommen. Herr von Stillleben fand nach reifer Überlegung, daß eine neue Idee angewendet werden müsse, um den schläfrigen Gang der Kabinets-Intriguen zu beleben und den lose gewordnen Zusammenhang der großen Kette, deren Ring er in Händen hatte, zu befestigen. Er fand nöthig, der gesunden Vernunft und der religiösen Aufklärung, die

ſeiner Bemühungen ungeachtet immer neues Erdreich in dem Vaterlande gewannen, eine Ohrfeige am hellen Tage zu geben, und hierzu wählte er die kleine Geiſterfiktion in dem bewuſſten Schloſſe.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Nutzen der Provinzialjournale. Abſchweifung von fürſtlichen Küchenzetteln.

Der Erfolg derſelben war indeß nicht ſo geſegnet, als die Urheber gehofft hatten. Es kömmt alles darauf an, in welchem Zeitpunkte eine Begebenheit geſchiehet, und es iſt eine große Weisheit im bürgerlichen Leben und in der politiſchen Welt, weder zu früh noch zu ſpät kommen. Nur dies iſt die Urſache z. B. daß die alliirten Armeen nichts gegen Frankreich machen konnten; wären ſie zehn Jahre früher in Champagne eingerückt, die von den Generalpächtern ausgeſognen ſchwindſüchtigen Landleute wären vor dem Donner der vereinten preuſſiſchen und

österreichischen Kanonen, schneller als ein päbstliches Leibgardebataillon vor einem französischen Husaren geflohen. Aber die freygewordenen Franzosen, mitten in den bürgerlichen Stürmen ihrer theuer erkauften Menschenexistenz, bedroht von fremdem Despotismus, mit Gewalt an die Galerenkette der königlichen Gewalt, des Premierministers, der Finanzpächter, des Salzmonopols und der Bastille von neuem geschmiedet zu werden, rasten ihre letzten Kräfte in der Krisis zusammen, schleuderten die ohnmächtigen Versuche des Despotismus mit Kraft zurück und rissen mit ihren Triumphen, ihren Eroberungen, ihren Gesetzen und ihren Plünderungen das halbe Europa in das Interesse der Republik, zum Erstaunen der zweifelnden Nachwelt.

Eben ſo kam auch die Geiſtergeſchichte in dem Schloſſe des Oberſtallmeiſters um zwanzig Jahre zu ſpät. In dieſer Provinz des deutſchen Reichs herrſchte beſonders die Wuth Journale zu leſen. In dem kleinen, in ſtatiſtiſcher Rückſicht nicht ſehr intereſſanten Ländchen, erſchienen drey bis vier Provinzialjournale, welche alle mögliche Merkwürdigkeiten, die innerhalb der Gränzen des Fürſten ſich ereigneten, der Nachwelt und den Tabagien der Zeitgenoſſen erzählten. Da durfte kein Kalb mit zween Köpfen gebohren werden, kein Musketier ſich den Hals abſchneiden, keine Geheime Sekretairsfrau in die Wochen kommen, und kein Dorfſchulz ſeine ſilberne Hochzeit feyern, ohne in einem dieſer Journale, als eine Denkwürdigkeit des Vaterlandes zu glän-

zen. Alle neugebohrne Kinder, von Standespersonen bis auf den Subrector im Städtchen und den Dorfkantor, wurden der gelehrten Welt, jedoch weislich nur mit der Anzeige ihrer Mütter, vorgestellt, aber dagegen von den Verstorbnen auch kein ertrunkner Knecht vergessen, der — in seiner Jugend mit dem schweren Gebrechen behaftet gewesen, kein an Verstopfungen selig entschlafner Bauer, kein altes Weib von 80 Jahren, kein verliebtes Brantweinbrenner Dienstmädchen, kein halbjähriges ertrunknes Schumacherstöchterchen ausgelassen. *) Man ging endlich so weit, die Kondui-

*) Wer nicht glaubt, daß solche Abgeschmacktheiten zu schreiben noch im Jahre 1798. für patriotische Beschäftigung auch unter uns gilt, lese unter andern die Denkwürdigkeiten der Churmark. 1798. Februar. S. 209.

tenzettel der Primaner und Sekundaner in dem fürſtlichen Gymnaſium abzudrucken. Da auch dieſe intereſſante Details nicht hinreichten, die Journale vor den Angriffen der Gewürzkrämer zu ſichern, ſo kam einer der Journaliſten auf den glücklichen Einfall, ſich die täglichen Küchenzettel zu der Tafel des Fürſten zu verſchaffen und ſie regelmäßig, zur Beförderung der Kenntniß der Unterthanen von dem Apetite Serenissimi, in ſein Journal einzurücken. Eine philoſophiſche Einleitung war ſehr bald dazu fertig, in der gezeigt wurde, in welchem genauem Zuſammenhange — der Apetit des Fürſten, die Kunſt der Köche, die Verdauung, die gute oder böſe Laune des Prinzen, und — das Wohl des Landes ſtänden.

Dies gelang. Es wurde Mode, fürſtliche Küchenzettel zu drucken, zu leſen, zu recenſiren und nach ihnen zu kochen. In dem entfernteſten Winkel der Provinz las ein verroſteter Landedelmann die Bulletins der fürſtlichen Leibküche und hielt ſich ſelbſt für einen kleinen Fürſten, wenn er den farcirten oder gefüllten Savoyerkohlkopf eben ſo auf ſeinen Tiſch brachte, wie das neuſte Hofrezept im letzten Journalſtücke beſagte, oder wenn er trotz dem Kabinetsminiſter, Sontags eine Soupe purée und Abends einen Pankex *)

*) Den Nichtkennern der feinern Kochkunſt zum beſten, ſey hier geſagt, daß eine Soupe purée nichts weiter als eine ebrliche Beefſuppe iſt, in der alle Arten grüner Küchenkräuter aufgelöſt werden, daß man die Materie derſelben ohne die Form genießt. — Ein Pankex iſt ein ſchwer zu beſchreibender aber köſtlicher Makaronen-Eyerkuchen.

machen lassen konnte. Der Fürst erfuhr von dieser Manie in seinem Lande. Als ein gütiger und menschenfreundlicher Regent wollte er zwar seinen Unterthanen das Vergnügen, seine Küchenzettel zu lesen und nachzukochen nicht versagen; es war ihm aber doch verdrüßlich, daß unter seinem Namen verfälschte Küchenrecepte zirkulirten, die eine üble Meinung von seinem Geschmacke, oder eine sonderbare von seinem Apetite erweckten. Er verordnete daher, daß es zwar erlaubt seyn solle, zur Beförderung des guten Geschmaks im Lande, fürstliche Küchenzettel abzudrucken; jedoch mußten dieselben jedesmal, um Unrichtigkeiten in der Proportion der Materialien zu vermeiden, vor dem Abdrucke, von dem fürstlichen ersten Leib-Mund-Koch censirt

werden, welcher Leib-Mund-Koch auch entſcheiden würde, welche Küchenzettel nicht gedruckt werden dürften, ſondern ein Geheimniß und Arkanum der fürſtlichen Leibküche bleiben ſollten.

Für die Journaliſten der Hauptſtadt war die Geſpenſtergeſchichte, nach gemeiner Art zu reden, ein gefundnes Eſſen. Sie rückten bogenlange Abhandlungen und zuverläßige Nachrichten pro et contra darüber in ihre Blätter ein. Sie erklärten das Gepolter aus phyſiſchen und philoſophiſchen Urſachen, und machten ein ſo fürchterliches Gelärm mit ihrer Aufklärung und ſchwatzten ſo laut und ſo viel darüber, daß der Herr von Stilleben beſchloß, die Geiſtergeſchichte in der Stille eingehen zu laſſen, zumal da eine Geſellſchaft allgemein ge-

ſchäzter Geſchäftsmänner ſich verbunden hatte, die Sache an Ort und Stelle zu unterſuchen, wozu es aber nicht kam. Indeß war die Abſicht erreicht, die man hatte erreichen wollen. Das Publikum war beſchäftigt und der Fürſt intereſſirt worden. Unterdeſſen wurden die wichtigſten Pläne ganz im Stillen unbemerkt zur Reife gebracht.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Zurückmarſch ins Wirthshaus.

Wir blieben nach der, den Leſern mitgetheilten Entdeckung, nicht lange im Schloſſe. Der Geheimerath von Strohfeld entfernte ſich mit ſeinen Vertrauten durch ihm bekannte unterirdiſche Gänge, und beſchied mich und Wegnern, welchen ich ſeiner Gnade empfohlen hatte, den andern Tag in ſeine Wohnung in der Reſidenz, nachdem er uns vorher die ſtrengſte Verſchwiegenheit über die wahre Beſchaffenheit der Sache durch einen Eid auferlegt hatte. Er hat uns, einen anſtändigen Mittelweg zwiſchen der Wahrheit und dem Unwahrſcheinlichen zu wählen, und gab uns damit hinreichende Er-

laubniß, einen artigen Roman zu dichten. Zuletzt ſchenkte er mir zum Abſchiede noch einen Beutel mit zwanzig Dukaten und eine zärtliche väterliche Umarmung. Wegner und ich packten, ſo gut wir konnten, unſre Betten und das Geſchirr zuſammen und wir eilten in das Wirthshaus zu kommen. Unterwegs nahmen wir uns vor, aus eignem Intereſſe den Bauern einen ſo abentheuerlichen Roman von unſrer Expedition zu geben, als vielleicht in der ganzen bevorſtehenden Oſtermeſſe keiner herauskommen wird, obgleich Hr. Spieß, wie ich fürchte, noch lebt und alſo — noch ſchreibt. Wir fanden aber daß wir zu ſpät kamen. Wir traten ins Wirthshaus — doch das zu gehört ein eignes Kapitel; die leeren halben Seiten muß mir der Verleger auch

bezahlen, und vielleicht weiß es mir auch der Leſer Dank, daß ich nicht dieſe halbe Seite mit einer abgedroſchnen Sentenz, mit einer Wahrheit die er nicht wiſſen will, mit einem Scherz über den er nicht lachen kann, ausfülle Beſſer iſt es an einem ſolchen Ruheplätzchen zu überlegen, für den Verfaſſer, ob er weiter ſchreiben, für den Leſer, ob er weiter leſen ſoll.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Szene in einer Dorfſtube.

Die Wirthsſtube war drückend voll. Was im ganzen Dorfe beweglich war, hatte ſich dahin gemacht. Männer und Weiber ſaßen mit offnen Mäulern auf den Bänken, einige Kinder ſtanden auf dem Tiſche, der Wirth und ſeine Frau zapften aus einem mächtigen Faße Bier, die Tochter hatte alle Hände voll mit Branntweinſchenken zu thun. Hinter dem Ofen ſaß mit dem Schulzen der Dorfbarbier, welcher auf einem weißen Bogen, grade ſitzend am Tiſche, ernſthaft ſchrieb. Aber die Hauptfigur des Gemäldes — leihe mir deinen Griffel, geiſtvoller Lichtenberg! — war der Korporal. Er

ſtand

ſtand auf einem hohen Schemmel am Ende des langen Tiſches, das Bettuch hing ihm wie ein Mantel die Schultern herab, ſein Haupt war mit einem alten blauen Schnupftuche umwunden, in der Rechten hielt er ein großes Glas mit geiſtigem Getränke, ſein kirſchbraunes Antlitz glühte vom Feuer der Beredſamkeit und des Kümmels. Mit erhabner Stimme ſprach er und ſtürzte vorher den Schnaps in die brennende Kehle.

„Kameraden! Waffenbrüder! Landsleute! Julius Cäſar, als er in England landete, focht mit Wilden, die weder Kanonen noch Bajonette hatten, höchſtens färbte er ſich die Finger blau an ihren bemalten Leibern; Buonaparte, als er Italien eroberte, focht mit Kaſtraten und päbſtlichen Garden, ſie hielten ihre Mittagsruhe, unterdeß er Republiken fabricirte; der Korpo-

ral Maushack focht mit Geistern — wißt ihr was das sagen will? Und mit was für Geistern? Meynt ihr etwa, es seyen solche lumpige Gespenster gewesen, als des Mitternachts auf dem Kirchhofe oder auf Kreutzwegen herumschleichen? — Gehorsamer Diener! Es waren vornehme und mächtige Geister; ich wette, irgend eine abgesetzte emigrirte königliche Familie hat nach ihrem Ableben Besitz von diesem Schlosse genommen — durch die Kraft meines Arms war ich ihrer Herr geworden, diese Wunde am Haupte danke ich dem eisernen Zepter des Königs, dieses Gewand (er schlug das Bettuch aus einander) war sein Mantel, den ich zum ewigen Andenken, als Trophäe meines Sieges, in diesem Saale des Gevatter Kohlstrunk, mit eurer Erlaubniß ihr Schulzen und Schöppen, aufstellen

will! Möge er ein immerwährendes Denkmahl deutſchen Muthes, deutſcher Stärke, deutſcher Mäßigung ſeyn! Wenn Buonaparte die Welt beherrſcht — mein größeres Ziel war Eroberung in der Geiſterwelt! Wenn Er Millionen plündert und Mäßignng ſpricht — ich zeige meine leeren Taſchen.“

Er kehrte wirklich ſeine Rocktaſche heraus und außer einigen Brodrinden, einem Stücke alten Käſe und einem Zeitungsblatte fiel nichts von Koſtbarkeiten heraus.

Wegener konnte es nicht länger aushalten; er brach in ein fürchterlich-ſchallendes Gelächter aus. Die Bauern, mit weit offnen Mäulern, ſtarrten zuerſt den Lacher, dann den Belachten an und in der Ungewißheit, über wen gelacht wurde, hielten ſie es für das ſchick-

lichſte mitzulachen, zumal da Wegner, der das Zeitungsblatt aufhob, ſie verſicherte, der Korporal habe die Rede nicht einmal erfunden, nur auswendig gelernt; ſie ſie vor 6 Wochen im franzöſiſchen Direktorium von einem großen Generale gehalten und der Korporal habe ſie ſeiner Geſchichte angepaßt. Der Korporal, den das einſtimmige Lachen verdroß, zog ſein Geſicht in alle mögliche Falten und verzerrte ſeine mariallaliſchen Geſichtszüge trotz einem alten Schauſpieler, der — in ſeiner Jugend der Liebling des Publikums, jetzt den ſüßen Ton des Händeklatſchens der Menge oft vermiſſend — durch den Reichthum und die Abwechſelung der Verzerrungen ſeines Geſichts, der Verunſtaltung ſeiner Stellungen, durch das unharmoniſche Concert ſeiner jüdiſchquäkenden, gekniffenen, bellenden, heu-

lenden und Nasen-Töne, durch die Ueppigkeit einer nicht verstandnen Kunstmanier, einer wilden regellos-willkührlichen Phantasie und durch die unzusammenhängende Reihe aufgeschnappter Kleinigkeiten — den Verlust lang verlorner Naturgaben, ein vertrunkenes Organ, ein natürliches jetzt verachtetes Gefühl ersetzen und den Beyfall des Publikums durch die zusammengeflickte Harlekinsjacke dramaturgischer Lazzis erzwingen will. Der Korporal versuchte noch einigemal das Wort zu ergreifen und seine Rede fortzusetzen; aber es war um seinen Beyfall und die Aufmerksamkeit des Auditoriums geschehen. Da die gestörte Andacht der Bauern und ihre unbefriedigte Neugier einige Rücksicht zu erfordern schien, betrat Wegner den Rednerstuhl und erzählte ihnen mit ernsthafter Miene: „Es sey wirklich

nicht geheuer im Schlosse; wir wären zwar noch mit einem blauen Auge davon gekommen, ohne Zweifel aber hätten wir dies unserm dreymal gebetheten Abendsegen und dem Wandsbecker Bothen, einem grosen Gespensterfreunde, welchen wir unter das Kopfkissen gelegt, allein zu danken. Ein abscheuliches Gepolter sey die ganze Nacht durch gewesen; um Mitternacht hätten wir sie mit Ketten klirrend, und die Köpfe unter den Armen tragend, wandeln sehn; aber dem Wandsbecker Bothen haben sie nichts zu Leide thun wollen und dieser habe uns beschützt. Der Korporal sey übrigens schon den Abend besoffen gewesen, und habe sich den Kopf an der Ecke eines Holzkastens zerstoßen; vermuthlich habe er die schönen Sachen alle geträumt, denn er habe im Traume gewaltig um sich geschlagen;

den Morgen ſey er von uns in das Bet-
tuch gewickelt und auf den Wall gelegt
worden, wo er dann vermuthlich erwacht
und den Weg hergefunden.

Sieben und Zwanzigstes Kapitel.

Der Korporal macht einen ehrenvollen Rückzug.

Der Korporal widerstritt diese Erzählung mit großem Eifer. Er bewies ihre Unwahrheit damit, daß er Wegnern mit einem Fluche aufforderte, den verdammten Wandsbecker Bothen vorzuführen, als welcher gar nicht von der Gesellschaft gewesen sey. Da ihm Wegner erklärte, der Wandsbecker Bothe sey ein christlich-populaires und religieus-philosophisches Buch, versicherte der Korporal mit einem hohen Schwure, er habe nie von einem solchen Buche gehört und folglich existire es auch nicht. Aber die Bauern fanden mehr Wahrscheinlichkeit in Wegners Erzählung als in der Geschichte des Korporals. Sie nahmen es übel, daß dieser sie zum be-

ſten gehabt, und für ſo dumm gehalten, ihm ſeinen dummen Schnack aufs Wort zu glauben. Aus Vorwürfen kam es zu Thätlichkeiten, der Korporal zog den kürzeren und trotz ſeiner Bravour mußte er nach dem bekannten Sprichworte: „Viel Hunde ſind des Haſen Tod“ mit einigen Ribbenſtößen, Fauſtſchlägen, Maulſchellen und Kopfnüſſen vorlieb nehmen. Er retirirte ſich unter den Tiſch, und indem er durch eine geſchickte Wendung die offene Thür gewann, rettete er ſich durch einen ehrenvollen Rückzug. Die Bauern aber gewannen Zutrauen zu uns und forſchten beſonders bey Wegnern, was das für ein Buch ſey, der Wandsbecker Bothe, und wo man ihn bekäme? Wegner beſchrieb ihnen daſſelbe als ein vortreffliches Buch für Bauern, die auch etwas gelehrt, witzig und fromm werden wollen. Er gab ih-

nen die Adreſſe von Mr. Asmus, homme de lettres a Wandsbeck, und die mehreſten wohlhabenden Bauern in dieſem und und den umliegenden Dörfern ließen ſich das Buch aus Wandsbeck kommen. Dieſe Bauern ſind eigentlich die „geneigten und thätigen Beförderer des Werkes, welche Hr. Asmus in ſeiner letzten Anzeige in den Hamburger Zeitungen rühmt.

Acht und Zwanzigstes Kapitel.

Die blaue Bibliothek. Peter Leberecht in parenth. Ein Posthorn und ein Kabinetsschreiben.

Ich habe vergessen, dem Leser zu sagen, was der Dorfbarbier und der Schulze hinter dem Ofen trieben. Der erstere war ein Unter-Mit-Arbeiter an der berühmten Manufaktur des Hrn. Bertuch in Weimar, die unter der Firme der Blauen Bibliothek alle Nazionen dahin arbeitet, den Sinn für das Wunderbare und Phantastische in den Gehirnen unsrer deutschen Knaben und Mädchen zu erhalten und zu vermehren. Zu diesem löblichen Mitwirken hatte der Kantor in benachbarten Städtchen, (der ein Diplom als ordentliches Mitglied dieses Instituts von der Direktion desselben hatte) seinen Ge-

vatter, den Dorfbarbier, den er als einen feinen Kopf kannte, ermuntert. Er sandte ihm alte verlegne deutsche und französische Gespenstergeschichten, machte ihn mit der Bertuchschen Interpunktion bekannt und gab ihm für den Bogen zwar nur einen halben Gulden pro labore, aber dafür zwanzig Freyexemplare, die der Dorfbarbier, das Exemplar für sechs Kreuzer, an die Bauern verkaufte, die durch diese Lektüre einen Sinn für das Wunderbare und Groteske bekamen, trotz dem wunderbaren Herrn Peter Leberecht, den es gelungen ist, alle Fehler Shakspeare's, Göthes, Ben Jonsons und Gozzis vortrefflich zu kopiren, und der — o Wunder! doch immer der langweilige Peter bleibt. Deutlich zu reden, die Bauern dieses Dorfs wurden durch diese Gespenster-

märchen ein so dummes, abergläubiges, müßiges, tagediebisches Volk, daß der Hr. v. Strohfeld diese Gegend für die schicklichste zu seiner Geisterscene hielt.

Der Dorfbarbier war im Begriffe die Erzählung des Korporals, die er sich sehr wunderbar versprach, zum Behufe des 12ten Bandes der blauen Bibliothek niederzuschreiben und der Schulz wollte die Rechtschreibung ein wenig revidiren, als ihnen Wegners Unterbrechung den Spaß verdarb und ihren Gewinn zu Wasser machte. Wegner versprach ihm dafür, aus dieser Geschichte ein philosophisch-komisches Feenmärchen, etwa wie der Prinz Zerbino oder der gestiefelte Kater, oder die verkehrte Welt zu machen, recht toll und kunterbunt und excentrisch,

das er in die Bambocciaden*) einrücken zu lassen versprach. Als er noch darüber sprach, hörten wir ein schmetterndes Posthorn, eine Chaise rasselte durch den Thorweg, ein Jäger mit goldnen Epaulets sprang ins Zimmer, er fragte nach dem Hrn. v. Strohfeld; Wegner wies lächelnd auf mich, die Bauern staunten mich mit großen Augen an und ich empfing aus den Händen des Jägers einen Brief mit fürstlichem Siegel. Ich las: „Seine „Hochfürstliche Durchlaucht, Serenissi„mus, wollen aus besondern Gnaden „und zutragender höchsten Huld den

---

*) Von dem unermüdlichen Herrn B. der unter mannigfaltigen Namen die Welt mit langweiligen Produkten heimsucht, die, so Gott will, satyrisch und nach seiner Freunde Versicherung, voller Genie, Philosophie und Laune seyn sollen!

„Herrn Friedrich * * * dessen grose
„Kenntnisse, gute Meriten und vorzüg-
„lich Konduite Höchstdenenselben be-
„kannt worden, mit dem Charakter
„Höchstdero wirklichen Legationsra-
„thes, mit Befreyung aller Stempel-
„und Chargengebühren, begnadigen,
„und haben S. H D. denselben im
„diplomatischen Fache anzustellen
„gnädigst geruhet, wollen ihm auch
„huldreichst ein jährliches Gehalt von
„3000 Fl. vorläufig, nebst 500 Fl. Rei-
„segeld nach Dero Residenz, wohin er
„sich zu verfügen, bestimmen, die der-
„selbe aus der Wittwen, und Way-
„sen, Verpflegungskasse zu zie-
„hen hat. Es hat sich also derselbe ehe-
„schleunigsten an die Behörde der Canz-
„ley des wirklichen Geheimen Raths
„und Cabinetsministers Freyherrn von
„Seefisch zu wenden. Sind ihm

„mit Gnaden gewogen. Gegeben auf
„unserm Schlosse Brückenfeld, den
„16ten September 1797.“

„Ferdinand, Fürst.“

„v. Seefisch.“

Neun-

Neun und Zwanzigstes Kapitel.

Der Verfasser warnt seine Leserinnen, dies Kapitel nicht zu lesen, welches nur für Männer geschrieben ist.

— Des —

Es giebt Empfindungen im menschlichen Leben, die sich eben so angenehm fühlen, als schwer beschreiben lassen. Die Versicherung der Gegenliebe, die ein lange geliebtes Mädchen mit einem himmlischen Kusse versiegelt, die nicht geträumte Gewißheit vom Gewinnste des großen Looses, der plötzliche Uebersprung aus einer fatalen Lage in eine erfreuliche, von drückender Armuth zum bequemen Wohlstande, die unerwarte schnelle Befreyung von einer drohenden nahen Gefahr, die endliche Erreichung eines großen Zwecks, die gänzliche unvermuthete Erfüllung des Lieblingswunsches unsers Herzens — alle dergleichen Zufälle, die

in das gemeine Leben auf kurze Zeit den Gehalt und Werth eines poetischen legen und ohne welche der arme sinnliche Mensch wie eine verwelkte Blume zusammenschrumpft — sie setzen ein reizbares, empfindliches Herz in einen wollüstigen Taumel, in einen seligen Rausch, der alle Zergliederung während des Genusses derselben verhindert, die sich kreuzenden Gedanken, Bilder, Wünsche und Aussichten in eine angenehme Verwirrung, die Fluth der Empfindungen jetzt in eine bange, volle, heiße, wehmüthige Herzensfülle, jetzt in Thränen des Dankes, der Freude, der Rührung, jetzt in rauschende Fluthen hohen Entzückens auflöst! Heil dem Menschen, des aus eigner Erfahrung so selige Stunden kennt! Dreymal Heil dem, dessen sympathisirende Brust gleich stark bey den Freuden des Bruders klopfte, der

weder durch unzeitige Weisheit, noch durch mürrischen Ernst, noch durch ängstliche Besorgniß, die Wärme dieser Gefühle erkältet und die Weihestunden des Lebens nicht verkümmert! Ich beklage den Mann, sey er Greis, sey er Jüngling, der tieferen Sinn für die todten Begriffe: Pflicht und Weisheit und Tugend, als Gefühl für den lebendigen Trieb zur Freude, den erwärmenden Genuß derselben in sich findet; dessen neidische Moral die Wage nie aus der Hand legt, mit der er Belohnung und Verdienst, Glück und Würdigkeit abwiegt, der, mit stumpfen Sinnen und mattprosaischem Verstande, den ununterbrochen-regelmäßigen — platten, alltäglich-langweiligen Gang des gemeinen bürgerlichen Geschäftslebens für das non plus ultra des menschlichen Geistes, für das Ziel

der Bemühungen desselben, für die Bestimmung, die Pflicht und das Vergnügen des Menschen hält; der dies Vegetiren einem excentrischen Leben voller Freuden und Leiden, voller Verirrung und Tugend, voller Laster und Größe, voll Thorheit und Geist vorzieht. Seine Armuth an Bedürfnissen, Begierden, Gefühlen, seinen Mangel an Sinnlichkeit, Phantasie und Leidenschaft — an allem, was dies armselige Leben interessant machen kann, erhebt dieser Moralist zu moralischer Ordnung, *), seine natürliche oder erzwungene Kälte zu Weisheit, seine Laune zu Grundsätzen, aus seinen Vorur-

*) Eine Reihe weniger und einförmiger Ideen und Empfindungen ist leichter in Ordnung gebracht, als ein Chaos von sich kreuzenden Gefühlen und Ideen.

theilen, der Konvenienz, seinen einge-
schränkten Begriffen, Neigungen und
Erfahrungen flickt er ein System des
Lebens zusammen, welches er der mann-
nigfaltigen Welt aufzwingen will. Glück-
licher Leichtsinn, der von diesem Leben
genießt was genießbar ist, und leidet
was es mit sich bringt, ohne zu philoso-
phiren! Holdes Leben, dem es gegönnt
ist, auf der Fluth der Abwechselungen
mit Gefahren und Wollust muthig zu
kämpfen! Göttliche Stimmung, die in
allem was dem Menschen groß, furcht-
bar, schrecklich, entsetzlich ist; in tausend
Schmerzen, Jammer und Elend nur
den Wiederschein eines erhitzten Ge-
müths erblickt; welche die Summe hef-
tiger Empfindungen durch die Willkühr
eines vorurtheilfreyen Willens vermin-
dert, das menschliche Elend auf physi-
schen Schmerz einschränkt und zu jedem

Leiden der Seele einen Tropfen erquickenden Balsam des Trostes mischt; aber den Umfang und die Zahl der Freuden vermehrt, reizbar für jede, empfänglich für alle. Ich brechez diese Rose, ich trinke diesen Wein, ich küsse dieses Mädchen; morgen bin ich vielleicht im Gefängnisse — wohl; ich ängstige mich nicht, Sorgen sind das Gift des menschlichen Lebens, sie untergraben die Freuden, die Ruhe, das Herz des Menschen; lasset Den sorgen, dessen Weisheit die Handlungen und Schicksale der Menschen bestimmt; wir mit unsrer Dnodezweisheit, die so nahe an den Leichtsinn und an die Thorheit gränzt, wollen essen und trinken und fröhlich seyn; denn der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist.

Uns aber ist ein fröhlich Herz
Und Traubenblut gegeben,
Genießend mit Gesang und Scherz
Das flüchtig schöne Leben!

Dreyßigstes Kapitel.

Des Autors Glaubensbekenntniß von seiner Prädestination, gerade so, wie er schreibt, zu schreiben.

Ich sehe manchen ältern Leser die Achsel zucken. „Wozu diese poetisch-moralisch-philosophische Tirade in einem komischen Romane?“ Ein solcher Kunstverständiger möchte daraus schliessen, daß der Verfasser etwa ein unbärtiger Jüngling, ein junger Schriftsteller (c'est tout dit!) sey, der es sich nicht erwehren kann, seine neugebackne Weisheit an den Mann zu bringen, dem es leichter wird, zu deklamiren, als bey der Stange zu bleiben; der mehr spricht, als handelt, mehr philosophirt, als überlegt. Du magst Recht haben, weiser Alter! — ob ich gleich dem Stufenjahre des männlichen Alters erst vor

Kurzem vorbeygeschlichen bin; mag ich doch so gern plaudern, als ein siebzigjähriger Greis, dem die Welt eine Schule der Erfahrung und das Leben ein langer fleißiger Werkeltag war — er selbst ein wohlgeschriebnes Buch mit einigen Wiederholungen. Aber, sieh — ehrwürdiger Mann! ich glaube an die Prädestination, vermöge welcher es von Ewigkeit her bestimmt war, daß eine unendliche Mannigfaltigkeit in den Baumblättern und — den menschlichen Geschöpfen, ja sogar in der unnützesten aller Erfindungen, in den Büchern seyn sollte. Es sollte erfahrne, gründliche, moralisch-thätige Greise geben, mit praktischer Lebensweisheit und Sentenzen erfüllt, deren ganzes Lebenssystem durch jede flüchtige Beobachtung, wie ein Uhrwerk aufgezogen wird,

deren ganze Ideenreihe durch eine Querfrage, wie eine Zwirnknäuel bis auf den hölzernen oder papiernen Kern abgewickelt wird. Es sollten auch menschenähnliche Geschöpfe, ohne Kopf, ohne Herz und ohne Gestalt; es sollte Geschöpfe geben, die sich in Geist und Gefühl berauschen, aus dem Kreise unwillkührlich taumeln, deren Herz eine herba sensitiva, ihre Seele ein Vielfraß ist, die mit beyden, wie Kinder mit Feuerrädern spielen, deren Organisation, — wenn der Eyerkuchen aufgeht — Bösewichter und unruhige Köpfe — wenn er verdirbt, einen langweiligen philosophisch komischen Romanenschreiber hervorbringt. Endlich, wie es in der gelehrten Welt Oelrichse giebt, die alle Curiosa und Unica der Litteratur bis zu den Dissertationen in Duodez sammeln, so wird

es in der sentimentalen Welt moralische Oelrichse geben, welche dies Buch als eine Rarität zu schätzen wissen werden.

Ein und Dreyßigstes Kapitel.

Der Leibarzt. Krankheitsgeschichte des Fürsten. Ein englischer Arzt, ein Eremitus und ein Magnetiseur nach Kantischen Grundsätzen.

Ich habe dem Leser so anschaulich, als ich konnte, meine Empfindungen bey Durchlesung des fürstlichen Schreibens auszudrücken gesucht. Ich fand mich, ohne einiges Verdienst, aus einer ungewissen Lage in eine äußerst behagliche versetzt. Ein vorläufiges Gehalt von 3000 Fl. und meine nahe Verwandschaft mit dem Geheimderath eröffnete mir eine rosenrothe unbegränzte Aussicht zu den höchsten Ehrenstellen und Reichthümern. Meine jugendliche Phantasie malte die Hoffnung mit glänzenden Farben aus. Ich fiel Wegnern um den Hals und dieser biedre Jüngling freuete sich, als ob ihm dies Glück selbst

wiederfahren wäre. Die ſtürmiſchen Ausbrüche ſeiner Freude rührten mich innig. Uneigennützige Freundſchaft iſt ſo ſelten hienieden, daß philoſophiſche Egoiſten ihr gar die Exiſtenz ganz abſprechen. Pfui dieſer Egoiſten! Wer in ſeinem eignen kalten Buſen nie die reine Flamme des Wohlwollens fühlte, mag mit ſtumpfem Sinne die Quelle aller menſchlichen Tugend verläugnen. Sie fließt in jeder wohlorganiſirten Bruſt! Sie bedarf nicht deutlicher Begriffe, nicht künſtlicher Entwickelung, nicht ſchalen Wortgepränges. Auch das Thier ſühlt dieſen geiſtigen Hauch, der durch die Natur webt, in ſeiner engeren, dunkleren Hülle.

Wir nöthigten den fürſtlichen Leibjäger, eine Flaſche Wein mit uns zu trinken, welches er mit einer zierlichen

Verbeugung und mit einem „dasjenige wird mir eine Gnade seyn!“ annahm. Der Leibjäger war von mittlerer Größe, zierlich gebaut, sprach einen gedämpften Tenor, sein Styl war hoch-deutsch, seine Manier hofmäßig. Wir befragten ihn nach dem Befinden des Fürsten. Er kniff die Lippen zusammen, schlug die Augen gen Himmel und zuckte geheimnißvoll die Achseln.

Es ist doch nicht gefährlich mit dem guten Herrn? fragte ich.

„Wenn Sie mich dasjenige fragen, Herr Legationsrath, so muß ich sagen, daß es mir vorkommt, als ob Serenissimus, so zu sagen, in der That etwas unpaß zu seyn scheinen. Sie haben einen ganz kleinen Ansatz zur Schwindsucht, speyen aus Dero Brust Ihr Hochfürstliches Blut, und es mangelt Ihnen, so zu sagen, an Kräften und

Schlaf, einiger weniger maßen. Dasjenige will ich aber nicht ſagen, daß Sereniſſimus gefährlich krank ſeyen — Gott behüte! Sehen Sie, Herr Legationsrath, es fehlt dem Fürſten nur an Erregbarkeit und an Reizen. Und ſeitdem wir den engliſchen Doktor angenommen haben, der in England bey dem berühmten Braun geweſen, ſo wird es ſchon beſſer gehen; denn er kurirt ganz brauniſch. Um die Erregbarkeit zu vergrößern und die Reize zu vermehren, läßt er Sereniſſimum durch junge Frauenzimmer, ſo zu ſagen, frottiren. Um die Kräfte zu vermehren, läßt er S. Durchlaucht mit Pumpernickel, rohem Schinken und Danziger frühſtücken, des Mittags gallertartige dicke Brühſuppen, hamburger Rindfleiſch und Kartoffelpudding mit Champagnerſauce genießen. Vor Schlafen-

gehen müſſen. Se. Durchlaucht ein Schälchen Opium nehmen. Sie befinden ſich auch recht wohl bey derjenigen Diät, es fehlt Ihnen nur an gnädigſtem offnen Leibe. Dafür aber hat der Hr. Leibmedikus auch ſchon durch einige kleine Vomitive geſorgt. — Der deutſche Arzt wollte alles in ſtrenger Diät, mit Bewegung und Verſüßung der Säfte zwingen. Aber Se. Durchlaucht lieben gar nicht die ſtrenge Diät, und geruhen, ſtatten hochfürſtlichen Appetit zu haben. Auch wollte der wunderliche Mann dem Fürſten allen Umgang mit Frauenzimmer verſagen, und, es iſt kaum zu glauben, ihm gewöhnlichen Medok zum Tiſchgetränk vorſchreiben. Dasjenige aber nahmen Se. Durchlaucht ſo zu ſagen ungnädig und meinten, der Mann ſey nach der alten Methode. Der Herr von Stillleben haben auch noch

einen

einen Chemikus angenommen, welcher dem Fürsten stärkende Magenessenz bereitet und Hochdieselben elektrisirt und die Baronesse von Greifenklau einen Magnetisör, der nach Kantischen Grundsätzen magnetisirt, oder wie derjenige sich ausdrückt, dasjenige allgemeingültige physische Princip der Natur im thierischen Fluidum durch das Verhältniß des Magnets in dasjenige gesetzliche Gleichgewicht absoluter Bewegung versetzt."

Das Zwey und Dreyßigste Kapitel.

Frau von Greifenklau.

„Die Baroneſſe von Greifenklau „— wer iſt die Dame?“ fragte Wegner.

Der Leibjäger räusperte ſich ein wenig: „Dasjenige, — ſo zu ſagen — „die Frau Baroneß ſind eine vortreffliche Dame — Sie gelten alles bey Sereniſſimo und nehmen Höchſtdenſelben ſogar Staatsgeſchäfte ab. Sie haben ein prächtiges Palais bey Brückenfeld, wo S. Durchlaucht ſich oft aufhalten. Sie, der Geheimderath von Strohfeld und der Hr. von Stillleben ſind die beſten Freunde. Und ich darf wohl ſagen, daß mich die gnädige Frau ihrer beſondern Protektion würdigen. Wenn ich Ihnen irgend worin bey der Frau Baroneſſe mit meinem geringen Einfluß dienen kann, ſo befehlen Sie,

mein wertheſter Herr! Die gnädige Frau haben ſich ſchon nach den Hrn. Legationsrath und Hrn. von Wegner bey mir erkundigt und beliebten zu fragen, ob Sie von gutem Wuchſe und blühender Farbe wären. In demjenigen Falle, meinten die Baroneß, könnten Sie, ſo zu ſagen, als Officier bey dem neuen Fürſtlichen Leibkorps der Läufer angeſtellt werden.“

„Ich bitte ergebenſt, ſagte Wegner, ich kenne den Dienſt gar nicht; auch bin ich nicht Edelmann, ſondern Wegner ſchlechtweg, ohne Herr von und ohne Citoyen.“

„Dasjenige thut nichts zur Sache. Wenn die Frau Baroneß es beſchloſſen hat, ſo ſetzen Sie es durch. Und dies Corps lieben die Baroneß ſpeciell, weil es von Höchſtdero eignen Invention iſt.“

Unter dergleichen Gesprächsel wurden zwey Flaschen geleert und wir nahmen die Einladung des Herrn Fürwort (so hieß der Leibjäger) in seiner Chaise zurückzufahren, an, bezahlten die Zeche, und fuhren unter schmetterndem Blasen des Postillons, begleitet von den starren Augen und offnen Mäulern der Bauern im starken Trapp nach der Residenz.

Das Drey und Dreyßigſte Kapitel.

Meine Mutter. Frau von Dolberfuß. Nutzen der Konſiſtorien.

Wir fuhren ſogleich bey dem Geheimderath von Strohfeld vor. Ein Paar reich in Gold eingefaßte Jäger ſprengten, als ſie unſern Namen hörten, die Treppen hinauf und es dauerte nicht lange, ſo kam der Geheimderath in ſeidnem Caſaquin in eigner hoher Perſon an unſre Chaiſe. Er umarmte zuerſt den Leibjäger, den er ſeinen beſten Freund und Gönner nannte, dann mich, dann Wegnern — alle drey mit gleicher Herzlichkeit und Inbrunſt. Er führte Hand in Hand uns die Treppe hinauf, nöthigte uns auf den Sopha und ſetzte ſich ſelbſt gegenüber auf ein Tabouret.

Ich übergehe alle Herzlichkeiten,

alle Auszeichnungen, alle ächte Gnadenbezeugungen, mit denen der Geheimderath mich und meine Gesellschaft beehrte. Der Leibjäger wurde von ihm zu Tische gebeten, konnte es aber — wegen desjenigen bedenklichen Kränklichkeitsanscheinenden Zustande Serenissimi — nicht annehmen. Wegnern und mir wurden sogleich einige Zimmer vorn heraus in der belle étage mit den elegantesten Meublen versehen, eingeräumt.

Beym Mittagessen, das uns bald darauf von einer langweiligen moralisch-politschen Vorlesung befreyte, wurde ich von einer höchst angenehmen Erscheinung überrascht. Ein Frauenzimmer in den vierziger Jahren, blaß, kränklich, mager, trat mir entgegen. Kaum erkannt' ich durch die verfallene Züge das Bild meiner geliebten —

Mutter. Der Glanz des Hofes und die Bequemlichkeiten des Reichthums ſchienen bey ihr nicht eben ſo gut angeſchlagen zu haben, als bey meinem Stiefvater, deſſen kugelförmige Peripherie ſeines Bauchs keine Kabalen und Intriguen weniger elaſtiſch hatten machen können. Mit liebreicher mütterlicher Zärtlichkeit ſchloß ſie mich in ihre Arme! Nur, wer eine Mutter hatte, kennt dieſe Empfindung! Da wurde keine von den theilnehmenden Fragen, keine mütterliche Erkundigung, keine mütterliche Schwachheit übergangen! — die ihr das Leben ſo ſelig macht, ihr glücklichen Unvollkommenheiten des menſchlichen Lebens, die ihr ihm Anmuth, Reiz und Widerſtand gebt, möchte es keinem moraliſchen Glätter gelingen, euch von der gefälligen Oberfläche menſch-

licher Schwachheiten wegzubeizen. Leicht möchte der Keim mancher sanfteren geselligen Tugend, mancher schönerern Empfindung mit weggebeizt werden!

Es wurde mir noch ein Frauenzimmer unter dem Namen der Frau von Dolberfuß vorgestellt. Kaum erkannt' ich in ihren geälterten Zügen das Gesicht meiner Stiefschwester Henriette, deren Liebesgeschichte meine Leserinnen sich aus dem ersten Theil dieses Werks sich erinnern werden. Die Ehe dieses jungen Paars war, wie auf eine so hitzige Liebe zu vermuthen gewesen, etwas schwül gewesen. Der Herr von Dolberfuß, welcher eigentlich nichts mehr, als ein Herr von war, hatte seine junge Gemahlin so lange mit Achtung begegnet, als die zahlreichen Zuschüsse aus ihrem Mateigelde es ihm möglich machten, adlich

zu denken. Mit dem Aussenbleiben dieſer Zuſchüſſe war eine zunehmende Kälte in dem Betragen des Herrn Gemahls ſichtbar, und das Barometer der ehelichen Zärtlichkeit fiel zuletzt ſo tief, daß man Mißhandlungen und körperliche Differenzien am Ehehimmel der Liebe gezeichnet fand. Vermittelſt der wohlthätigen Einrichtungen der Konſiſtorien — ohne deren wohlthätigen Vermittlung mancher geplagte Ehemann die Welt als ein Jammerthal durchſeufzen müßte — wurden ſie von einander gebracht oder nach dem alten Ausdrucke: vom Tiſch und Bette geſchieden. Von Liebe und Neigung waren ſie es ſchon längſt!

Das Vier und Dreyßigste Kapitel.

Eine Parenthese über das Glück.

Der Geheimberath von Strohfeld schien dem Aeußern nach ein sehr glücklicher Mann zu seyn. Er war der Gnade seines Fürsten versichert, er genoß den bedeutendsten Einfluß in die Regierung des Landes, für welches er sich, als sein Vaterland interessirte; es fehlte ihm nicht an den Gewichten, um sein Ansehn auch äußerlich in die Augen fallend zu machen; denn die herrschende Parthei ließ ihre Favoriten nie durch unrühmliche Knickerei außer Stand gesetzt, ihren Absichten zu entsprechen, ihrem Stande Ehre zu machen und der Zweck alles menschlichen Treibens und Webens — Reichthümer erwerben — wurde

ihnen auf dem offnen Wege leicht genug verdeckt. Ueberdies besaß der Herr von Strohfeld drey Vorzüge, die nicht jeder Staatsminister in ihrer Vollkommenheit vereinigt, besitzen soll. Er hatte einen ganz vorzüglichen Weinkeller, von altem Markenbrunner, Miersteiner, Laubenheimer und hundertjährigen Franzwein — dabey hatte er einen Fond von Gemüthsruhe und praktischer Lebensphilosophie, ohne deren Mitbesitz kein Weinkeller und keine fürstliche Tafel zur Verbesserung des Chyli beytragen soll. — Endlich — und dies ist wahrhaftig nicht der schlechteste Punkt in seiner Biographie! — er war glücklich verheyrathet — wenigstens schien meine Mutter allen Forderungen zu entsprechen, die man an die Frau vom Hause, an die Gattin, an die Mini-

sterin und an die Mutter machen durfte. Mit gleichem Anstande machte sie an einer Tafel von vierzig Personen die Wirthin, als sie dem Hausshofmeister die monatliche Rechnung abnahm und mit eben der mütterlichen Sorgsamkeit ordnete sie Wegnern und mir Leibwäsche, Tischzeug u. s. w. zu, als sie mit ächt mütterlichen Herzen die große, so nöthige und doch so angenehme Sorge der Equippirung ihres Sohnes und seiner Einführung in die schöne und große Welt übernommen hatte. Kurz mein Vater war von dieser Seite beinahe über Verdienst glücklich. Sorgen hatte er, wie gesagt, auch keine drückende und das Grübeln über Dinge, bey denen durchs Grübeln nichts herauskömmt, war auch sein Fehler nicht. Er hätte also sehr glücklich so

fortleben, ſeinen alten Wein trinken, ſich ſeines braven Weibes freuen und ſich und denen, die um ihn waren, einen frohen Tag machen können.

Das Fünf und Dreyßigste Kapitel.

Warum that er das nicht?

Da mußte man ihn selbst fragen! Denn in der That, war er einer der sonderbarsten Männer, die es gab. Er hatte den Trieb in sich, unglücklich scheinen zu wollen. Daher war ihm jedes Mittel angenehm, wodurch er jenen Zweck zu erreichen hoffte. War es ein lebhafteres Interesse, welches er zu fesseln glaubte, oder ein allgemeiner Glaube an die Existenz menschlicher Sympathie und Theilnahme im Elende — kurz der Geh. Rath v. Ströhfeld that alles mögliche, um die Leute zu überzeugen, daß er eigentlich doch ein unglücklicher Mann bey allem seinem Gelde und Ansehen sey. Sprach man mit Beyfall von seinem entschiedenen und

festgegründeten Ansehn bey Hofe, von seinem Einflusse auf dem Fürsten u. s. w., so bemerkte er mit einem tiefen Seufzer, daß vor dem Tode niemand selig zu preisen sey — rühmte man sein schönes Landgut an der benachbarten — lichen Gränze, so wußte er ziemlich bestimmt voraus, daß in zehn Jahren der benachbarte Hof einen Krieg mit dem seinigen incaminiren, und alsdann sein armes sauer erworbenes Gütchen zuerst in Feindes Hand übergehen werde. — Prieß man seinen Weinkeller — so war wenigstens eine Sorte seiner alten guten Weine nicht ganz so gut, wie die vorigen Jahre gerathen, und für die Zukunft stand sehr zu befürchten, daß die Weinpreise erstaunlich hoch fallen würden, da werde man sich wohl den Weinzahn müssen vergehn lassen u. dergl. — Rühmte man

endlich sein braves Weib, pries man ihre Treue, Anhänglichkeit, Liebe und Geduld für ihn — so mußte er diesem äußerlich wohl beypflichten; er unterließ aber nicht jedesmal mit der weisesten Miene von der Welt die albernste Trivialität hinzuzufügen: daß auf Erden keine Glückseligkeit vollkommen seyz mit welchem Satze er der guten Frau eigentlich den Stiefelknecht nachzuwerfen meynte, da im Gegentheil jedermann beinahe der Meinung war: sein Weib sey für ihn etwas zu vollkommen!

Das Sechs und Dreyßigste Kapitel.

Das wußte er wohl, warum er es nicht that. Beförderung.

Es lag also außer seinem Plane, glücklich zu seyn! — Oder vielmehr — in sofern wir durch ein dunkles Gefühl — durch einen Instinkt — man nenne es wie man will! — dazu gezwungen werden, glücklich seyn zu wollen, und die Summe aller angenehmen Empfindungen zu vermehren — eine ziemlich unumstößliche Wahrheit — so war auch dieser Willen, glücklich zu seyn, in unserm Helden, nur anders modificirt. In dem interessanten Lichte des menschlichen Elends erschien sich der unglückliche Geheimderath von Strohfeld vergnügter, als der glücklichste Sterbliche. Im vollen Besitze des Rechtes seiner Klagen, Seufzer

und Sorgen hätte er um keinen Preis mit irgend einem harmlosen, unklagenden, unseufzenden, unsorgenden Erdensohn sein Schicksal vertauscht. Er befand sich so recht wohl in seiner Sauce — wenn er nur klagen durfte — und dazu fand sich — wie wir gezeigt haben, immer Gelegenheit. So hat die gütige Natur, immer gerecht in ihren Austheilungen die Gabe der Unzufriedenheit selbst mit dem köstlichen Balsam der Eigenliebe versüßt; nichts ist von allen Seiten herelend in der Natur, am wenigsten dort, wo die mehrsten Klagen her tönen. Ob aber der Aufenthalt in meines Stiefvaters Hause, bey so bewandten Umständen, bey seinen ewigen Klagen, Seufzen und Unglücksprophezeyungen — der angenehmste war — wag' ich nicht zu entscheiden. Zum

Glück dauerte dieser Aufenthalt nicht gar zu lange. Die Stelle eines Legationssekretairs bey der am Königlich — — Hof gesandten Bothschaft ward offen. Zufolge der oben erwähnten Kabinetsordre rückte ich in diese Stelle ein, und behielt den Titel als Legationsrath. Wegner wurde mir mit dem Charakter eines Hauptmanns, auf mein inständiges Bitten, als diplomatischer Volontair mitgegeben; ein dritter Legationssekretär, der eigentlich den Detail der Geschäfte verstand und besorgte, ward uns zugesellt; er bekam keinen Titel und das geringste Gehalt, weil er keinen Vorsprecher als sein Talent hatte. Wegner und ich wurden reichlicher bezahlt, als unsre Verdienste seyn konnten, und ich verließ, von meiner guten Mutter auf das vortheilhafteste

ausgestatter, ohne Thränen zum zweytenmal das väterliche Haus, welches den Aeußerungen meines Stiefvaters zufolge ein wahres Jammerthal scheinen mußte, in welchem jedoch der helle Glanz des Hoflebens einen grellen Kontrast mit dem Leichenklagegeton des Geheimderaths machte. Doch bemerkte ich an einigen unwillkührlichen ihr entwischten Zügen meiner Mutter, an einigen tiefen Seufzern und halb unterdrückten Klagen, daß auch sie nicht so glücklich war, als sie es scheinen mußte, um dem unglücklichen Herrn von Strohfeld zur Folie seines unglücklichen Glückes zu dienen. Vorher hatte ich und Wegner noch die Ehre einer Privataudienz bey dem Kabinetsminister von Seefisch, die ich meinen Lesern beschreiben muß. Doch zuvor —

Das Sieben- und Dreyßigste Kapitel.

Parenthese über die Satyren des Verfassers. Charakter der Kabinetsminister.

Der Verfasser ist in großer Verlegenheit, da ihm der Fortgang seiner Geschichte die Schilderung des wirklichen Geheimenraths und Kabinetsministers, Freyherrn von Seefisch nothwendig macht. Er, der Verfasser, hat Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß man in seinen Schriften Anspielungen, selbst Anzüglichkeiten findet, an die er selbst nicht im Traum gedacht hat, die er selbst um keinen Preis wagen würde; der Autor hat leider das Unglück bey vielen Leuten für satyrisch — wo nicht nicht für etwas Aergeres gehalten zu werden: ich sage das Unglück; denn es ist in der That eine schmerzliche Empfindung,

auf die Gefühle des Wohlwollens, der Achtung, der Freundschaft, auf das Glück der Geselligkeit, eines harmlosen Beyeinanderseyns, einer arglosen Herzensergießung und freundschaftlichen Mittheilung wegen einiger Possen Verzicht leisten zu sollen. In dieser Rücksicht könnte man auf solche Possen mit großer Wahrheit die Verse des Horaz anwenden:

— Omnes hi metuunt versus, odere Poetas.
Fœnum habet in cornu, longe fuge, dummodo risum
Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico
Et quodcumque semel chartis illeverit, omnes
Gestiet a furno redeuntes scire lacuque
Et pueros et anus. —

Welche den Verfasser solcher Possen,

wenigſtens zur Hälfte entſchuldigen. Aber, es giebt andere Schwachheiten, liebenswürdige, menſchliche Schwachheiten — und welcher Erdenſohn hätte deren nicht? — die der boshafte Poet aus dem freundſchaftlichen Zirkel, aus der ſchonenden Hülle des Privatlebens, auf den geräuſchvollen Marktplatz der Publicität hinausreißt. Das iſt hart, das iſt unedel! ruft ihr dem Dichter zu, der ohne Rückſichten — Freund und Feind — „Knaben und alte Weiber“ vor ſein ſelbſterrichtetes Tribunal zieht, das Lächerliche aus allen Subjekten, wie der Giftbaum die ſchädlichen Säfte aus dem Erdboden ſaugt, und auf Unkoſten aller Gefühle euch zu lachen macht, unbekümmert ob ſein Spott, wie ein vergifteter Pfeil, ein Bruder, oder Freundesherz trifft. —

Ich mag nicht die Vertheidigung eines solchen Poeten unbedingt übernehmen. Wehe dem Menschen, dem es gleichgültig ist, ob sein leichthingeworfener Scherz ein zartes Herz an seiner empfindlichsten Seite trifft — schande dem Poeten, der auch des Freundes, des geachteten Freundes, des würdigen und edlen Mannes nicht schont, sobald er ihm Stoff zum Lächerlichen, zur Laune, zu Einfällen giebt! Nur zwey Bedingungen finde ich, unter denen es ihm erlaubt seyn wird, seine poetische Phantasie aus dem großen Magazine menschlicher Naturen zu ressortiren und zu befruchten, damit sie, nicht, entweder wie Peter Leberechts Phantasie austrockne, oder wie Friedrich Schlegels Genius auf das Unsinnige und Abge-

ſchmackte gerathe. Denn bey den Göttern! wo ſollen wir Naſen und Ohren und Augen hernehmen, dürfen wir ſie nicht nach der Natur zeichnen? Sollen wir immer durch die dritte Hand nach Modellen zeichnen, die ein einſeitiger Künſtler auch der Natur nachbildete? Kann ich dafür, daß die Habichtsnaſe, die dort gezeichnet iſt, bald Mylord Ephraim, bald einem Staatsminiſter gehört? Hat man je den berühmten Daniel Chodowiecki, deſſen ſprechende Figuren ein individuelles Leben hauchen, deſſen lebendige Geſichter man hier und dort ſich erinnert geſehn zu haben — hat man dieſen großen Künſtler jemals, frage ich, für einen Pasquillanten erklärt, weil oft ſeine Köpfe einem beſtimmten Individuum ſo ähnlich ſehn? Darf man ihm Bosheit

und Argliſt zuſchreiben, weil ſeine Figuren nach dem Leben gezeichnet ſind, oder hat er bloß die Natur ohne ängſtliche Rückſicht geplündert um ſeine Blätter intereſſant, um ſie natürlich und für die Enkel wie für die Zeitgenoſſen gleich unterhaltend zu machen, weil ſo ſtark die Wahrheit und menſchliche Natur aus ihnen ſpricht? — Wenn es erlaubt iſt, großen Künſtlern gewöhnliche zu vergleichen; kömmt nicht die nehmliche Entſchuldigung, welche Chodowiecki für ſich hat, dem Romanenſchreiber zu gute? Wenn dieſer Geſichter ohne Charakter, weſenloſe Geſtalten auf ſeine Staffeley wirft, ſcheltet ihr ihn nicht mit gähnendem Munde langweilig, trocken, unwahrſcheinlich? Wenn er euch aber Menſchen hinſtellt, wie ihr ſie täglich oder doch oft, ſelbſt im Laufe ei-

res platten Lebens vor euch habt, wenn er Ausdruck dem Gesicht, Wahrheit der Stellung Leben und Charakter seinen Figuren giebt — warum dann scheltet ihr ihn satyrisch oder prägt ihn zum Pasquillanten? Er soll euch Menschen schildern, wie sie leben und weben; doch sollen seine Bilder nicht die geringste, vielleicht zufällige, Aehnlichkeit mit Hinz und Kunz und dem großen Peter und dem kleinen Matz haben! Ihr verlangt zuviel! Entweder gestattet dem Dichter, Euch so platte, alltägliche, charakterlose Gestalten hinzuwerfen, wie sie im Laufe eures platten Lebens so gäng und gäbe sind, oder wenn ihr wollt, daß er euch interessante, charaktervolle, individuelle Figuren hinzeichne, so zürnet nicht, wenn hier die Nase aus dem

Gesichte eures Vetters, dort der Mund eurer Base, jenes sprechende Auge von eurer Geliebten genommen ist. Meynt ihr, daß ein Dichter hexen könne, oder wollt ihr nicht lieber annehmen, daß er sein bischen schwarze Kunst aus dem tiefen Borne menschlichen Lebens und dem grossen Buche der Natur geschöpft habe? Kann er aber so ganz die Reminiscenzen auswischen, welche so manches im Spiegel des Menschenlebens gefundne Bild in seine Seele warf? Ermahnt ihn nicht selbst ein klassischer Dichter:

Inspicere tanquam in speculum, in vitas alienum
Et sumere exemplum sibi.

Giebt es nicht gewisse Züge in der menschlichen Natur, die so sprechend, so wahr, so auffallend sind, daß,

wo sie sich zeigen, sie den Charakter des Allgemeinen verlieren müssen und im Gedichte selbst einem individuellen Wesen zu gehören scheinen? Freylich kann ein jeder Alltagsmensch, dessen platte Gesichtszüge nichts unterscheidendes, dessen gewöhnliche Stellung nichts auszeichnendes hat, ziemlich sicher vor dem nachahmenden Griffel des Künstlers und dem Federkiel des Poeten leben. Wenn aber mancher Erdensohn sogar kein Verdienst in der Welt, so wenig Werth für seine Nebenmenschen hat, um die er einen trüben Nebelkreis von Langerweile wirft; wenn er durch nichts auffällt, als durch seine eingedrückte Nase, oder seinen schiefen Mund, oder seinen schleppenden Gang oder seine alberne bon-mots — ist es nicht erlaubt, seine Fehler zu einem Ver-

dienſte für die Geſellſchaft zu erheben? Jeder Menſch ſoll in der Welt einigen Nutzen ſtiften, wenn er keine unnütze Erdenlaſt bleiben will: nun aber ſcheinen einige menſchliche Weſen von der Natur verdammt zu ſeyn, in einer ewigen Unthätigkeit und Unnützlichkeit für die Geſellſchaft zu vegetiren; das etwanige Verdienſt aus dieſen leeren Köpfen und Herzen, das Verdienſt des Lächerlichen, des Barocken, des Extradummen herauszudeſtilliren, bleibt dem Dichter überlaſſen, dem Scheidekünſtler moraliſcher Natur. So bildet der Satyriker aus dem müßigem Pflaſtertreter ein nützliches Glied in der menſchlichen Geſellſchaft, indem er ihn zwingt, ein Gegenſtand der Unterhaltung für ernſthafte und ſchwer-

müthige Leſer zu werden; er gebraucht ihn, als eine Arzney zur Erſchütterung des Zwergfells eines rechtſchaffenen Hypochondriſten und das unnützeſte Subjekt auf Gottes Erdboden wird durch ihn zu etwas nütze und erfüllt wenigſtens eine von den Beſtimmungen, zu welchen ihn Gott der Herr ins Leben rief.

Dies ſind die beyden Geſichtspunkte, aus welchen man einen muthwilligen Autor entſchuldigen kann, der in ſeiner prickelnden Laune bald Geſtalten nach dem Leben, bald Grotesken und Karrikaturen hinwirft, unbekümmert in ſeiner lachenden Stimmung, ob dort eine Geſtalt einem Menſchen, hier eine Groteske einem gekrönten Haupte, dort eine

Karrikatur einem Gastwirthe nicht ähnlich sehn möchte.

Was meinen Kabinetsminister betrifft, den ich im Begriffe bin zu schildern, so gebe ich dem freundlichen Leser wohl zu erwägen, daß einige Züge unumgänglich zum Portrait eines Kabinetsministers gehören; er wird z. B. doppelzüngig, versteckt, freundlich von außen, arglistig von innen, geschmeidig und falsch, verständig und herzlos seyn müssen, um ein tüchtiger Kabinetsminister zu seyn. Wenn daher in dem Bilde des Freyherrn von Seefisch einige solcher Charakterzüge sich befinden sollten, so ersuche ich den billigen Leser, dieses Bild deshalb nicht auf jenen oder diesen andern Kabinetsminister zu deuten, wo-

bey

bey ſie in der That nur den kleinen Irrthum begiengen, das Ganze für den Theil zu nehmen, indem obige Eigenſchaften, nach des Autors Glaubensbekenntniſſe, zu dem allgemeinen Bilde eines Kabinetsminiſters unumgänglich gehören.

Das Acht und Dreyßigste Kapitel.

Privataudienz bey einem Kabinetsminister. Kant, Genz.

Wegner und ich hatten, wie gesagt, die Gnade, eine Privataudienz bey dem Kabinetsminister von Seefisch zu haben. Er empfing uns in seinem Arbeitskabinette. Wir fanden in ihm einen langen hagern Mann, dessen eingefallne Züge, sein mattes und doch bedeutendes Auge, sein verschlossen scheinender Mund, sein gesucht nachlässiger und doch so pünktlicher Anzug einen Mann andeuteten, der in den Arbeiten des Kabinets und den Mühseligkeiten des Hoflebens alt geworden war. Sein Kabinet war mit Büchern tapezirt, ob er gleich in dem Rufe stand, nichts zu lesen, auch seine Geschäfte und die Ge-

ſellſchaften ihm wenig Zeit dazu lieſſen. Er war der ausgemachteſte Hofmann von der Welt, der ſich aus Ton um die Litteratur nicht bekümmerte; dennoch bemerkte ich auf ſeinem Arbeitstiſche eine neue Schrift von Kant, und das hiſtoriſche Journal von Genz. Da er mein Intereſſe an den Büchern bemerkte, ſo nahm er Gelegenheit, Urtheile über dieſe Bücher zu fällen. Er ſprach von Kant mit der gröſſeſten Achtung, meynte aber, es würde ewig eine Kluft zwiſchen den Philoſophen und Geſchäftsleuten bleiben; letztere hätten den Vorzug, daß ſie in der wirklichen Welt lebten, aus welcher die Welt der Spekulation und die der Phantaſie, die er für nahe verwandt erklärte, angefriſcht und befruchtet werden müſſe, wenn ſie nicht unausſtehlich langweilig

und trocken werden sollte. Einem Kabinetsminister und alten Hofmanne muß man ein solches Urtheil schon hingehn lassen.

Das historische Journal des Hrn. Genz fand der Minister vortrefflich geschrieben, die Partheylichkeit desselben fiele ihm gar nicht auf. — Der Herausgeber habe sie ja vorher von sich angekündigt, — nur zweymal habe er über Hrn. Genz unwillkührlich lächeln müssen, das einemal, wie er so niedlich die alte französische Wirthschaft, die Bastille, die lettres de cachet u. dergl. zu vertheidigen weiß, daß man glauben sollte, es wäre wahr — und das zweyteinal, wo Hr. Genz dem Minister Pitt zeigt, daß er sich um mehrere Millionen bey seinen Budgets ver-

rechnet habe. Das wären zwey ſtarke Stückchen, aber der Styl mache alles wieder gut.

Das Neun und Dreißigste Kapitel.

Ansicht eines Kabinetsministers von der deutschen Litteratur. Fichte, Wieland, Göthe, Schiller, die beyden Schlegel, die Litteraturzeitung.

Der Freyherr von Seefisch warnte uns, mit der Litteratur und Philosophie uns nicht zu sehr einzulassen, indem beide mit der Bestimmung eines Geschäftsmannes sich nicht vertrügen. Eine leichte teinture davon ley hinreichend, um in allen Gesellschaften ein gewisses Uebergewicht zu bekommen, mehrere Kenntnisse schadeten und machten in den mehrsten Fällen Pedanten, oder Stubengelehrte, die sich in den Zirkeln des Hofes und der großen Welt fremd fänden. Er gab zu, daß die Kenntnisse der französischen Litteratur jetzt nicht mehr zum guten Tone für ei-

nen Weltmann zureichen, er gestand daß mehrere Fürsten jetzt deutsche Bücher, sogar vernünftige läsen und daß daher selbst ein Kavalier wissen müsse: der Professor Fichte sey ein Atheist, der nur an Sich, aber nicht an den lieben Gott glaube; Kant wohne in Königsberg und sey der erste Philosoph auf der Welt, der zuerst gefunden hätte, daß die Menschen Pflichten haben und nicht bloß zum Plaisir von Gott geschaffen sind; Wieland und Göthe seyen zwey große Poeten und letzterer noch dazu eine Excellenz. — Wieland sey aber schon aus der Mode und tauge nicht mehr viel, ob er gleich ganz vor kurzem auf Velinpapier in Großquart gedruckt sey; Göthe sey viel mehr nach der neuesten Mode und habe den ächten Charakter der Griechheit, vermischt mit deutscher

Kraft und Derbheit an sich. Den beyden Schlegels könne man den Charakter des Genies nicht absprechen, es wären die deutschen Griechen, die jedoch bald mit Shakespeare, bald mit Göthe, bald mit den Griechen Buhlerey trieben; Friedrich Schlegel habe einen niedlichen Roman über die Griechen und Römer geschrieben, worin er zeigt, wie dieselben seyn müßten, um ihm ähnlich zu seyn. — Ferner sey noch da ein Hofrath Schiller, der viel schönes geschrieben hätte; doch würde man es bald gewahr, daß er den größten Theil seines Lebens in der Studierstube zugebracht haben müsse. So unterhielt uns der Kabinetsminister über die deutsche Litteratur! — Er wußte auch, daß die Allgemeine Litteraturzeitung in Jena herauskomme, und das erste kritische Journal

die Allgemeine deutsche Bibliothek ihren Herausgeber und Stifter verlohren habe. Die Litteraturzeitung fand er sehr unterhaltend und artig, nur meynte er, daß Kant und Göthe doch ein bischen zu stark darin gelobt würden, und ihre Gegner gar zu übel weg kämen. Auch billigte er nicht die Seitenhiebe auf Wieland und andre verdiente Schriftsteller. Ich machte ihn aufmerksam darauf, daß die Litteraturzeitung in Jena unter dem Schutze eines Fürsten erauskäme, dessen Favorit Göthe sey; die Herausgeber wären daher genirt und müßten wohl loben, sie möchten wollen oder nicht. Dies leuchtete ihm sehr ein und er versicherte: die ganze deutsche Litteratur laborire noch an einer Rohheit und Derbheit, von der sie der Hr. von Göthe nicht heilen werde.

Wieland habe mehr Feinheit, Eleganz und Kenntniſſe als Göthe, aber er komme vor dem lauten Geſchrey der Geniekrämer nicht auf und werde mit Unrecht von ihnen verachtet, da er ſo viel Genie als Göthe und mehr davon als die beiden Schlegel und Schiller habe.

Nach dieſer litterariſchen Vorleſung und einigen Fragen, die er uns, unſre Kenntniſſe zu prüfen, vorlegte, theilte er uns ausführliche Instruktion über unſre vorhabende Legation mit, deren Haupt ein Baron von alter Familie und großem Reichthume war. Es iſt mir nicht erlaubt, da wir die Inſtruktion unter Angelobung des tiefſten Stillſchweigens erhielten, und ſie ſich auch nur auf die Geſchäffte bezog, ſie meinen Leſern mitzutheilen; die allge-

meinen Verhaltungsregeln indeß die der Kabinetsminister uns diplomatischen Novizen bey dieser Gelegenheit gab, sind keine Geheimnisse, und doch vielleicht für den der Diplomatik unkundigen Leser neu und interessant.

Das Vierzigste Kapitel.

Diplomatische Instruktion.

Der Minister berichtete uns, die erste Eigenschaft eines Diplomatikers sey Verstellung. Eine Gesandschaftsperson müsse in alles sich mischen, für alles sich zu interessiren scheinen, in allen Zirkeln erscheinen und Jedermanns guter Freund seyn, ohne doch seinen Hauptzweck, die Kenntniß des Hofes und Landes und seine geheime Korrespondenz aus der Acht zu lassen. Er sagte uns, daß, um den Charakter einer Nazion gründlich zu beurtheilen, es lange nicht hinreichend sey, die Prunkzimmer des Hofes und die Kabinette der Großen zu besuchen. Ein Legationssekretair müsse bis in die gemeinste Tabagie und den

Weinkeller herunterſteigen, um zu hören und zu ſehen. Er verſicherte uns, daß außer dem Nutzen für unſre Geſchäffte, wir auch die niedrige Welt und das gemeine Leben von ganz neuen Seiten kennen lernen, und mit großem Nutzen für unſre praktiſche Menſchenkenntniß heraufſteigen würden. „Denn, „ſagte er, es iſt nur ein jämmerliches „Vorurtheil, welches die Hofleute und „zuweilen die Schriftſteller haben: daß „die gemeinen Leute oder das ſogenannte Volk einfältig und ohne Kultur ſeyen. Sie ſind gerade ſo klug, „als es ihre Bedürfniſſe mit ſich bringen, ſie beſchämen die höheren Stände „oft durch geſunde Beurtheilungskraft, „lebhaften Witz und eine derbe Gutmüthigkeit, die man ſonſt nirgends „findet. Aber man ſtößt freylich überall bey ihnen an, wenn man mit

„unsern Ideen, mit den Vorurtheilen
„unsres Standes, mit unsern Thor-
„heiten die Ideen des Bürgers, des
„graben, schlichten Handwerksmannes
„durchkreuzen will. Ein Hofmar-
„schall und ein Schuster müssen
„verschiedne Ansichten von der Welt
„und dem menschlichen Leben haben,
„so gut als ein Poet und ein Phi-
„losoph von einander abweichen.
„Aber wie interessant ist es, die ver-
„schiednen Gesichtspunkte näher kennen
„zu lernen — sich gleichsam selbst hin-
„einzustellen, aus denen ganz verschiedne
„Menschen, vermöge ihres Charakters,
„ihrer Erziehung, ihres Standes und
„ihrer Schicksale die Welt und das
„menschliche Leben ansehn! Diese Be-
„obachtung giebt wahre Menschenkennt-
„niß; ohne dies Talent sich in andrer
„Vorstellungsarten hineinzudenken,

„wird man nie eine richtige, vielſeitige,
„vollſtändige Anſicht vom Leben bekom-
„men. Ohne dieſe bleibt man ewig
„ein ſchlechter Poet, ein ſchlechter Ge-
„ſchäftsmann, ein elender Philoſoph
„und ein jämmerlicher Pedant! Der
„Kern der Nation iſt der aufge-
„klärte und gebildete Mittelſtand,
„die größeren Kaufleute, die Künſtler,
„die Civiliſten. Sie ſind in ihren
„Sitten nicht ſo verderbt, als der Hof
„und der hohe Adel; ſie haben dage-
„gen gemeiniglich mehr Kenntniſſe, eben
„ſo viel Kultur und anſtatt einer ge-
„wiſſen feineren Politur die Vorzüge
„der Biederkeit, Geradheit, eines ge-
„ſelligen, frohen Tons und einer un-
„gezwungenen Unterhaltung. Dieſe
„Vorzüge verliehren ſich in verſchiedene
„Abſtufungen, ſo wie man höher hin-
„auf oder tiefer hinunter ſteigt.“

Zuletzt rieth uns der Miniſter noch, die Bekanntſchaft der Courtiſanen höherer Art, der Spieler, der Abentheurer und andrer Leute dieſes Schlags nicht aus der Acht zu laſſen. „Denn, ſagte er, indem ich voraus„ſetze, daß Ihre Moralität feſt genug „ſtehe, um keine Gefahr für Sie aus „dieſem Umgange zu befürchten, ſo „bin ich auf der andern Seite verſi„chert, daß Sie in dieſem Zirkel man„che intereſſante und wichtige Neuig„keit früher, als auf dem officiellen „Wege erfahren werden. In den Ar„men eines ſchönen Weibes ſpannt ſich „der ſteifſte Diplomatiker gern ab, und „es wird dem klugen Weibe ſelten „ſchwer, die Geheimniſſe zu errathen, „die der angeſtrengte Kopf nur mit „Mißvergnügen in der überladenen „Bruſt birg. Die Spieler ſind ver„möge

„mögе ihrer Beſchäfftigung in Kon„nexion mit allen Leuten von Stande „oder von Ton. Die Abentheurer „und Leute von zweydeutigem „Charakter, Schmarotzer, Müſ„ſiggänger ꝛc. ſind immer bereit, „Dienſte aller Art zu leiſten, ſobald „ſie gut bezahlt werden und man hat „nicht nöthig in ſeinen Zumuthungen „an ſie die Delikateſſe zu beobachten, „mit der man bey ehrlichen und ordent„lichen Menſchen ſich nimmt.

Das Ein und Vierzigste Kapitel.

Auch ein Kabinetsminister kann ein Herz haben.

Vieles von diesen Lehren war uns neu; es leuchtete uns indeß ein, besonders Wegnern, dem seine reiche Uniform eben so gut gefiel, als die väterlichen Ermahnungen des Kabinetsministers, der uns noch rieth, Händel mit dem Militair, den Schriftstellern und der Polizey der Residenz zu vermeiden; mit diesen drey Klassen von Menschen sey nichts zu machen, man müsse ihnen aus dem Wege gehn! Er fügte hinzu, wir sollten uns immer nach der herrschenden Meynung des Publikums, da wo wir seyen, wenigstens äusserlich, richten, die Kirchen, Konzerte und Komödienhäuser fleißig besuchen, kein altes Weib beleidigen,

den Hausoffizianten der Minister, und den Livreebedienten des Souverains mit gehöriger Achtung begegnen und uns die Gastwirthe nicht zu Feinden machen; denn diese steckten immer mit der Polizey zusammen, und müßten gewöhnlich die Fremden ausforschen. Er gab uns zuletzt einige versiegelte Empfehlungsschreiben an Personen aller Stände, von dem Minister des auswärtigen Departements bis zu einem reichen jüdischen Banquier und Agenten, der den Titel Geheimerrath besaß und stellte uns eine Anweisung auf 200 Louisd'or auf die Legationskasse zu, welche Summe zur Reise und zu allerhand Ausgaben, nach obiger Vorschrift bestimmt war. Durchdrungen von Dankbarkeit und Freude über diese frohe Wendung unsers Schicksals, wußten wir nicht Worte genug zu fin-

den, dem Minister unsre tiefe Dankbarkeit und Ergebenheit darzustellen. Vielleicht mochten wir sie etwas ungeschickt aber lebhaft äußern; denn der Baron umarmte uns mit einer unverstellten Wärme und brach in die mir ewig merkwürdigen Worte aus: „Glauben Sie nicht, daß der Stand, auf „dem Sie mich finden, ein Herz ganz „habe unterdrücken können, das zur „Freundschaft und zum Wohlwollen gebildet ist! Ich sehe in Ihnen zwey „junge unverdorbne Männer mit den „besten Anlagen, die in der Welt auf „ihrer glänzenden Laufbahn weiter zu „bringen ich mit großem Vergnügen das „Werkzeug seyn möchte. Ich habe nicht „nöthig, Ihnen zu empfehlen rechtschaffne Männer zu bleiben. Sie „scheinen mir Beyde den Trieb und „die Anlage dazu zu haben; aber Vor-

„flichtigkeit muß ich Ihnen empfeh„len, daß Sie auf der schlüpfrigen „Bahn, die Sie betreten, keinen Fehl„tritt thun. Glauben Sie meiner Er„fahrung, daß es selbst in unsern Po„sten möglich ist die Redlichkeit, „seine Pflicht und die Klugheit zu „verbinden. Denn diese Erfahrung „macht das Glück meines Alters! —“ Mit diesen Worten entließ uns der Minister.

Das Zwey und Vierzigste Kapitel.

Herr von Stillleben. Neues Kirchenregulativ. Der Freymaurerorden.

Wir hatten noch eine Audienz bey dem Major von Stillleben. Er empfing uns mit der Herzlichkeit eines Biedermannes und mit der herablassenden, aber ungenirten Freundlichkeit eines auf seinem Posten sich wichtig fühlenden Mannes. Er sprach viel von Religiosität und Aufklärung und sagte sehr viel gescheutes darüber. Der Mann gewann überhaupt in der Nähe. Denn aus seinem Gesichtspunkte betrachtet, waren alle seine Meynungen vernünftig und konsequent. Wenn die Menge, nach seinen Axiomen, des Denkens, wenigstens des reifen Denkens unfähig war, so mußte sie etwas Positives

haben und dieſes Poſitive war am natürlichſten — die Religion.

Ueber dieſen Gegenſtand und über den Einfluß der Religion und Religions-Edikte auf das Volk ſprach er viel; allein über die Geiſtergeſchichte, worauf wir ihn zu bringen ſuchten, äußerte er ſich weiter nicht. Da er indeß bey der Gelegenheit zu bemerken glaubte, daß wir noch nicht in die Geheimniſſe des Freymaurerordens eingeweiht wären, ſprach er vieles von den erhabnen Zwecken des Ordens, er verſicherte, daß dieſer Orden die einzige dem Staate nicht gefährliche geheime Geſellſchaft ſey und erbot ſich zuletzt, unſre Aufnahme in die Mutterloge zu den * * * bey der er Groſsmeiſter ſey, vorzuſchlagen. Er ſagte uns, auſſer dem weſentlichen Nutzen für unſre moraliſche Menſch-

heit und auſſer neuen Aufſchlüſſen über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens und die intereſſanteſten Erſcheinungen der Natur — würden wir von unſrer Verbindung mit dem Orden auch den groſſen auſſerweſentlichen Nutzen haben, aller Orten mit den angeſehenſten, gebildeten und intereſſanten Menſchen in Verbindungen zu treten, überall Freunde und Brüder zu finden und die Freuden der Geſelligkeit und einer freundſchaftlichen Mittheilung mehr als bey den Profanen zu genieſſen.

Das Drey und Vierzigſte Kapitel.

Aufnahme in die Mutterloge. Apologie dieſer Loge. Kantate. Fehler der holländiſchen Ausſprache.

Wir nahmen mit Dank das Anerbieten des Herrn von Stillleben an, und wurden in wenigen Tagen (da unſre Abreiſe beſtimmt war) in der Mutterloge zu den * * * vorgeſchlagen, aufgenommen, und erhielten drey Grade zugleich durch die Protektion des Majors, der bey dieſer Ceremonie äußerſt gerührt ſchien. Ich geſtehe, daß der Tag dieſer Aufnahme zu den intereſſanteſten meines Lebens gehört, wo nicht durch die Aufnahme ſelbſt, doch durch den Zuwachs an Menſchenkenntniß, die ich an dieſem Tage erhielt. Die Loge gehörte nicht zu den heterodoxen ihrer Schweſtern, die den

uralten Grund des Tempels wegreißen und mit heterogenischen Backsteinen der Philosophie und Politik einen neuen wankenden Grund unterschieben. Hier war alles noch in guter alter Ordnung, die Konstitution wahr und ächt und der Geist des Ordens nicht auf schädliche Neuerungen erpicht. Man spielte weder mit den Formen einer republikanischen Regierung, noch wollte man politische Ideen und Tendenzen auf 20 Jahre heraus vorbereiten. Man baute ruhig und emsig an dem großen Tempel, überließ dem Großmeister und seinem engeren Ausschusse das Uebrige, versammelte sich zu brüderlichen Mahlen, speiste für einen Thaler vortrefflich, hielt auf einen guten Oekonomen und arbeitete fleißig bey geladenen Kanonen. Unsere Aufnahme

wegen war eine groſse Loge eröffnet, ein poetiſcher Bruder hatte eine Kantate dazu gedichtet, ein muſikaliſcher Bruder hatte ſie komponirt und ein anderer Bruder, der Schauſpieler war, aber auch mit Käſe und Muſikalien handelte, hatte ſie in Kupfer geſtochen und uns dedicirt. Dieſe Kantate, welche bey Tiſche abgeſungen wurde, war ſehr poetiſch, unter andern war ein Solo für den Baſs, welches eine Anrede an uns Beyde, als „junge Meiſter" enthielt, das ich dem Leſer ſeiner Schönheit wegen mittheilen muſs:

„Mauert fleiſsig an dem Tempel,
„Junge Meiſter, hämmert zu!
„Gebt ein tüchtiges Exempel,
„Sinket nicht in träge Ruh!

„Unſern Bau ganz zu vollenden
„Brauchen wir noch manchen Stein;
„Dann wird auch an allen Enden
„Dieſe Welt voll Tempel ſeyn!

„Welche Wonne! Welcher Frieden!
„Trotzt dem Wechſel, Stürmen, Zeit —
„Gleich Aegyptens Pyramiden
„Unſer Bau der Ewigkeit.

„Dieſes hohe Ziel zu finden
„Brüder, iſt der höchſte Ruhm —
„Laßt die Welt ins Chaos ſchwinden:
„Feſt ſteht unſer Heiligthum!

„Salomo der weiſe König
„Hat 'n Tempel zwar erbaut;
„Doch im Grunde wußt' er wenig,
„Hat das Innre nicht geſchaut!

„Aber wir mit Schnur und Kelle
„Bauen zierlich und nach Plan:
„Drum ihr Meiſter an der Schwelle
„Tretet 'ran! Tretet 'ran! —"

Die letzten Zeilen dieſes Solo's ſang ein berühmter Bruder Baſſiſt aus dem tiefſten Regiſter ſeiner tiefen Baßſtimme und die geſammten Brüder ſangen im Chor die letzte Zeile unisono nach. Auf mich machte dies einen rührenden Eindruck, aber Wegner, überhaupt fürs Lächerliche reitzbarer, hatte Mühe ein heftiges Gelächter zu erſticken, das ihn bey den letzten Worten antrat. Zum Glücke barg er zeitig genug ſein berſtendes Antlitz in das Schnupftuch und aus dem profanen Gelächter, welches für ihn üble Folgen gehabt haben würde, wurde ein böſer Huſten, wegen deſſen

ihn die theilnehmenden Brüder von Herzen bedauerten. Bey dem Schlußchore dieser Kantate gieng es beinahe noch schlimmer. Es endigte sich mit den Strofen:

„Freundschaft! du sollst bey uns wohnen,
„In der Weisheit Schwesterschooß!
„Brüder! ladet die Kanonen:
„Schießet los! Schießet los!

„Alle Maurer sollen leben!
„Kunst und Weisheit sey ihr Loos!
„Und beym edlen Saft der Reben —
„Schießet los! Schießet los!

Zwischen Wegnern und mir saß ein holländischer Bruder Schiffskapitain, welcher der deutschen Aussprache nicht

mächtig war; er ſang daher, in einem hellen durchdringenden Tenor die letzten Worte im holländiſchen Accent, welches in der That einen ziemlich ſonderbaren Effekt machte, zumal da er beinahe im Diskant ſang. Ich glaubte, um Wegnern wäre es geſchehn, das Geſicht im Schnupftuch gehüllt, lag er mit dem Kopfe auf dem Tiſche in heftigen Konvulſionen. Ein benachbarter Bruder, welcher etwas merkte, ſuchte dem Holländer den Fehler ſeiner Ausſprache bemerklich zu machen, aber dieſer war nicht zu bedeuten, auch mochte ſein niederländiſches Organ das deutſche Wort nicht anders hervorbringen können.

„Well, myn Broeder, ſagte er, ik „gröhlen also to myn gröteren Aan„dacht!“ und damit fuhr er fort zu ſingen.

Das Vier und Vierzigste Kapitel.

Fortsetzung. Kaltes Fieber. Die Zauberflöte.

Ueberhaupt hatte ich an diesem denkwürdigen Tage meine liebe Noth mit Wegner'n. Ich fand alle Ceremonien bey unsrer Aufnahme so natürlich, ich fand die Feyerlichkeiten und Prüfungen so richtig auf das menschliche Herz berechnet, die Aufnahme interessirte mich, wo nicht durch sich selbst, doch durch Nebendinge so lebhaft, ich dachte mir in dieser Stunde den Einfluß des Ordens auf die Menschheit und die Wohlthätigkeit desselben für so manchen hohlen Kopf und so manches leere Herz so lebhaft, daß es mir nicht möglich wurde, eine lächerliche Seite dabey zu finden; in tiefem Nachdenken versunken, überhörte ich glücklich alle Platitüden, die

die der Bruder Redner in einer ziemlich langen Rede an uns adressirte. Mit Wegnern war der Fall anders; er sah die Sache, ich weiß nicht warum, von der komischen Seite an, und so schien ihm alles lächerlich, von den Hieroglyphen auf der großen Decke, bis zu dem Kohlenfeuer und der Badewanne. Wir bestanden jedoch alle Prüfungen mit männlichem Muthe, wir erblickten einen Schein vom Innern des Tempels, die Brüder wünschten uns Glück über unsre Unerschrockenheit und die gute Art, mit der wir das ungewohnte Werkzeug zu führen wußten. Wie viel Bruderherzen, wie viel Freundesseelen fanden wir in dieser Loge! Jeder Bruder suchte uns durch ein freundliches Wort, durch einen biedern Händedruck, durch einen herzlichen Kuß

zu überzeugen, wie aufrichtig und ächt ſeine Bruderliebe ſey. Nach geſchloßner Arbeit folgte ein frugales Nachteſſen, bey welchem die Kanonen fleißig geladen und entladen, auch verſchiedne Lieder geſungen wurden. Ich erwarb mir beſonders durch mein ehrbares und nachdenkendes Weſen, welches man einen tiefem Eindrucke von Rührung zuſchrieb, die Achtung und Freundſchaft der Brüder in keinem geringen Grade. Ich bemerkte, wie leicht es ſey, ſich die Liebe der Menſchen zu erwerben, wenn man in ihre Lieblingsideen einget, wenn man nicht klüger ſeyn will, als ſie ſelbſt und es vermeidet die Gegenſtände ihrer Liebe oder Verehrung aus einem entgegengeſetzten oder ſchiefen Geſichtspunkte zu betrachten. Beſonders mit den Freymaurern iſt es in dieſem Punkte, wie mit den Wei-

bern; man muß ſich viel mit ihnen beſchäftigen, wenn man bey ihnen Glück machen will.

Um Mitternacht kamen wir nach Hauſe; ich trug von der Aufnahme nichts als ein kaltes Fieber weg, welches ich einer Erkältung bey der Ceremonie zuſchrieb und das bald vorüberging. Wegner, der bey dem frugalen Mahle, als ein ächter Maurer mit dem ſchweren Geſchütze beſſer umzugehn wußte, und ſeine häufigen Anwandlungen zum Lachen in gutem Burgunder erſtickte, ſchlief ſeinen derben Rauſch bis zum nächſten Mittag aus, und wohnte mit geſtärktem Gemüthe einem großen Balle bey, welcher den Abend drauf in der Loge gegeben wurde und bey welchem ſich alles einfand, was jung, ſchön, witzig oder vornehm in der Reſidenz war.

Einige Tage drauf ſah' ich auf dem Fürſtlichen Hoftheater die Zauberflöte aufführen, welches Stück mir in einem ganz neuen und intereſſanten Lichte erſchien. Edler Schikaneder! Wie ſehr wirſt du, wie ſehr wird dein Stück von dem profanen Kunſtrichter verkannt! Kaum die Muſik von dem unſterblichen Mozart will man reitzend finden, man ſchimpft die Lieblingsarien der deutſchen Nation elende Gaſſenhauer, man behauptet, deine ſchuldloſe und fließende Muſe habe die Salzburgiſche Euterpe zu platten Liedern begeiſtert! Nur der Eingeweihte verſteht und fühlt ganz deine hohen Worte! Nur der kunſterfahrne Bruder fühlt ſich in deinen heil'gen Hallen wohlbekannt, hört mit ſüßem Schauder die röchelnde Trompete, ſchwebt in holden Reminiscenzen bey

dem geiſtreichen Geſpräche Tamino's mit dem Br. Redner, hört und ſieht mit heiligem Gefühle das Waſſer rauſchen und die Flamme praſſeln, ſteigt endlich mit unnennbarem Entzücken in Tamino's Geſellſchaft die Stufen zum ſtrahlenden Tempel hinauf und empfängt mit ihm den Lohn der Weisheit und — der Geduld! Glücklicher Dichter, der ſo geſchickt die Liebesgeſchichte des Tamino mit den heiligen Myſterien Saraſtro's, mit Papageno's luſtigen Schwänken und der heiſſern Königin der Nacht verknüpfen konnte! Dein Werk wird ewig bleiben, wie der Fels auf den es gebaut worden, trotz dem ſpöttelnden Kunſtrichter! — Ich geſtehe, ich hatte Wegnern damit zum Beſten, daß ich ihn mit dem ungelehrigen und ſinnlichen Papageno verglich, dem eine Reb-

hühnerpaſtete über alle Myſterien ging; Wegner indeß erwiederte mir, das bon—mot, welches Papageno über den Orden ſage, ſey das geſcheuteſte im ganzen Stücke. —

Das Fünf und Vierzigſte Kapitel.

Das Geheimniß der Freymaurer. Eigenheit deſſelben. Apologie des Ordens. Ankündigung einer Schweſterloge.

Doch, eben fällt mir ein, ich ſpreche da vor tauben Ohren. Viele meiner Leſer werden noch nicht ſo glücklich ſeyn, Mitglieder eines Ordens zu heißen, der das Glück meines Lebens macht. Die Schilderung der Loge und die Apologie der Zauberflöte wird ihnen ſo fremd ſeyn, als dem Verfaſſer der Lucinde die geſunde Vernunft. Gern wollt' ich dieſen Leſern einen kurzen Begriff von dem Weſen des Ordens, ſeinen Zwecken und den Frauenzimmern beſonders eine umſtändliche Schilderung der Ceremonien des Ordenskoſtüme, und das Geheimniß der Freymaurerey mittheilen; meine

Leſer wiſſen ja, wie gern ich ſchwahe, und wie offenherzig ich bin. Allein für dieſen Fall bitte ich um Verzeihung; hier muß eine Lücke in meiner wahrhaften Geſchichte entſtehn. Wenn auch nicht ein feyerlicher Schwur die Lippen eines Maurers bände, ſo macht es ihm ſchon die Beſchaffenheit des Ordens phyſiſch unmöglich, deſſen Geheimniß zu verrathen. Denn, unter uns geſagt, dies Geheimniß iſt ſo wunderbar, ſo geheimnißvoll, daß die Bruſt, in die hinunter es geſteckt wird, unmittelbar ſich ſchließt und es nicht wieder herausläßt, wenn man auch den Mund weit aufmacht, Zunge und Luftröhrenklappe in Bewegung bringt und zum Sprechen alle Anſtalt macht. Ich weiß in der That nicht, in welchem Theile des Körpers dies Geheimniß ſein Ende nimmt und einen Ruheplatz fin-

det; ich vermuthe, daß dies bey jedem Maurer verschieden ist. Bey einigen mag es wohl in das Gehirn steigen: dies sind die eifrigen Maurer, welche thätig in ihrem Berufe, unermüdet in ihrer Arbeit, für die Fortpflanzung des Ordens besorgt und — bisweilen — Stifter neuer Systeme und Konstitutionen sind. Bey andern bleibt das Geheimniß in der Kehle stecken und kömmt nicht bis in's Gehirn: — das giebt die maurerischen Poeten und Sänger, die Liederdichter und die Brüder Redner, indem das Geheimniß den Ventilator der Luftröhre auf eben die Art in Bewegung setzt, wie der Wind an einem offnen Fenster die Saiten der Aeolsharfe: da müssen sie denn singen und dichten und reden — sie mögen wollen oder nicht — und ein heiliger Hauch löst sich vom

Geheimniſſe ab und fließt in ihre Verſe und ihre Reden! Bey noch andern Weibern ſinkt das Geheimniß gar in den Magen hinunter und das ſind die wohlbeleibten, rothwangigten, gut genährten Brüder, die bey den frugalen Mittagsmahlen nie fehlen, die dem Keller der Loge Ehre machen, die verſchwiegner als Harpokrates, ganz zum Genuſſe der Freundſchaft und zum Sitzen hinter den Kanonen geſchaffen, dem Oekonomen die liebſten Brüder ſind.

Bey mir iſt das Geheimniß weder in den Kopf noch in den Magen gekommen. Es blieb in meiner Bruſt verſchloſſen, wo es mich zu jedem Genuſſe der Freundſchaft und Geſelligkeit, zum erhöheten Lebensgenuſſe, zur Theilnahme an allem was menſchlich iſt und zur Toleranz mit menſchlichen Schwach-

heiten erwärmte und es zu der Ueberzeugung fähig machte, daß in jeder Lage des Lebens Freude und Kenntniſſe zu ſchöpfen ſind. Ich kann meinen uneingeweihten Leſern keinen beſſern Rath geben, als mit den Worten der Schrift: „Gehet hin und thut desgleichen!“ — In der That würde ich von den mehreſten Leſern ſo viel Dank zu verdienen glauben, als ich noch jetzt dem Major von Stillleben ſchuldig bin, dafür daß er meine Aufnahme beſorgte. Die wenigſten meiner Leſer werden unzufrieden mit einem Orden ſeyn, der alle Erwartungen zu befriedigen und zu übertreffen pflegt, die man vernünftiger Weiſe von ihm haben kann und ſoll. So iſt es mir wenigſtens gegangen und ich bin daher ſehr zufrieden mit dem Orden. Mich dünkt, wenn man Piquet ſpielt, muß man

nicht 52 Karten und die Zwey bis Sechs verlangen, eben so wenig als man dem Gegenspieler seine Freude versalzen muß, der eine Sechste oder gar eine Achte oder doch einen guten Rummel bekommen hat. Nur eins finde ich, mit aller Bescheidenheit, an dem Orden auszusetzen: daß er keine Frauenzimmer zuläßt. Diese liebenswürdige Hälfte unsers Geschlechts würde so viel Anmuth mehr über den Orden verbreiten, sie würden die brüderlichen Mahle und die gesellschaftlichen Chöre mit neuen Reitzen schmücken, sie würden so gelehrige und thätige Schwestern seyn. Was die Verschwiegenheit betrifft, deren Mangel man ihnen vorzuwerfen pflegt, so glaube ich schon oben bemerkt zu haben, daß das Geheimniß selbst es ihnen unmöglich macht, zu plaudern. Ich sehe daher

nicht ein, warum man die löblichen loges d'adoption hat eingehen lassen und ich bin gesonnen, nach der verbesserten F"schen Konstitution, eine Tochterloge für lehrbegierige und tugendhafte Schwestern zu errichten, zu deren Theilnahme ich hiermit meine schönen Leserinnen ehrerbietig einlade.

Das Sechs und Vierzigste Kapitel.

Abreise. Helle Aussichten.

Die Beschreibung meiner Aufnahme in den Freymaurerorden hat mich unvermerkt in drey lange Kapitel verwikkelt, wegen dessen ich die dabey interessirten Leser um Verzeihung bitte.

Nachdem wir noch einige nöthige Besuche abgestattet hatten, (der Frau von Greifenklau konnten wir, wegen der Krankheit des Fürsten, den sie nicht verließ, unsre Aufwartung nicht machen) wurde der Tag unsrer Abreise festgesetzt. Mein Stiefvater schenkte mir noch 50 Louisd'or und Wegnern ein goldnes Etuis. Meine Mutter gab mir einen selbst gestrickten Beutel mit 100 Goldstücken und einen Ring mit ihrem Namenszuge von ihren Haaren, der inwendig vermittelst einer

Feder aufſprang und ein Miniaturbild von Ihr zeigte. Geliebtes Bild! Werther mir, als das Bild des ſchönſten Mädchens, du haſt mich durch manche Freuden und Leiden meines wechſelreichen Lebens begleitet und biſt, wie mein Schutzgeiſt, nie von mir gewichen. Du biſt mir in den Gefahren und Trübſeligkeiten dieſes armſeligen Lebens Troſt und Geſellſchaft geweſen! Er etze mir auch jetzt den Verluſt derjenigen, bey deren ſanftem Andenken Thränen der Wehmuth aus einem trocknen Auge auf eine abgehärtete Wange fließen, deren Namen ich nur mit zärtlicher Achtung und ehrerbietiger Liebe nenne!

Ein ſchöner Reiſewagen wurde gekauft. Es war eine Chaiſe mit hohen Rädern, in deren Hinterſitze allenfalls 3 Perſonen Platz fanden. Mein Stiefvater hatte Sorge getragen, das von

Strohfeldſche Familienwappen (es enthielt drey Bündel Stroh in einem goldnen Felde und über dem offnen Helme drey Aehren) richtig ſchraffirt an den Thüren der Chaiſe malen zu laſſen. Es war gar kein Mittel dagegen, daß man mich überall den Herrn von Strohfeld und meinen Freund den Herrn von Wegner nannte. So bekam ich durch einen glücklichen Zufall — oder vielmehr durch eine glückliche Entwicklung meines Schickſals — denn es giebt keinen Zufall hienieden! — Rang, Geld und einen Namen. Der Legationsſekretair war mit dem Geſandten vorangereiſt. Wir ſtiegen in den Wagen, an einem heitern Abend, von väterlichen und mütterlichen Glückwünſchen begleitet, geſund, froh, mit glänzenden Ausſichten und Hofnungen — wir hatten im Wa-

gen

gen über 300 Louisd'or, ein vortreffliches Flaschenfutter, eine kalte Pastete (die meine Mutter besorgt hatte), vor dem Wagen einen Postzug von vier raschen Hengsten, einen Kutscher, der die Ehre fühlte, die jungen gnädigen Herren zu fahren und einen alten treuen Bedienten meines Stiefvaters — wir hatten weder Schnupfen, noch Husten, noch Zahnweh (Wegner nur war noch etwas verliebt) — Die Sonne schien so hell — Das Posthorn blies so rein, und wir fuhren bey untergehender Sonne vergnügt und munter im starken Trabe zum Stadtthore hinaus.

Zehntes Buch.

Das Erſte Kapitel.

Das Leben muß ein unterhaltender Roman, der Roman ein treues Bild des Lebens ſeyn, wenn beide etwas taugen ſollen.

Nicht ohne einige Wehmuth habe ich meinen Helden mit ſeinem Vertrauten in den Wagen einſteigen ſehn. Er iſt ſo glücklich, er iſt ſo vergnügt und zufrieden! Wie lange darf ich hoffen, daß er es bleiben wird? Ich verſichre meine Leſer ohne Scherz, daß es mir ſchwer ſeyn wird, die Leiden meines Helden mit eben dem Muthe zu ſchildern, als ſeine Freuden. Darf es ſie befremden, wenn ich lebhaften Antheil an demjenigen nehme, womit ſich meine Phantaſie, mein Geiſt und Herz anhaltend beſchäftigen? Dieſe Gefühle der Täuſchung ſind im Grunde nichts

als ein Erſatz der heftigéren Leidenſchaften und Gefühle, die ein alltägliches Werkeltagsleben unſerm ſtrebenden Herzen verſagt. Wie beneid' ich den Jüngling, der mit ganzer Seele im Macbeth mit dem Dichter ſchwärmt und die Gefühle mit ihm durchfühlt, die den großen Dichter erhitzten, als er ſein Werk ſchuf. Sagt, was ihr wollt, Pedanten und Strohmänner auf Kathedern und in Prunkzimmern, nur die Abwechſelung von Freud' und Leid macht das Leben erträglich, nur die Leidenſchaft, macht es intereſſant. Gleich einem ſchalen Roman aus der ältern franzöſiſchen Epoche ſchleicht das Leben des Erdenſohns hin, das kein guter Genius von der breiten Landſtraße des Alltäglichen, auf die Seitenwege des Schickſals und der Abwechſelungen führt.

Freilich wird der Wandrer, der von der Chauſſee ſeitabwärts einen Fußſteig betritt, leichter in Gefahr kommen ſich zu verirren, er wird hier ſeine Hände an Dornſträuchen zerritzen, dort ſeine Füße im Bache, den er durchwaten muß, benetzen. Aber freundlich leitet ihn das Schickſal durch die Irrwege, an ſeiner Hand Freud' und Leiden; betrübte und fröhliche Abentheuer treten ihm wechſelnd entgegen.

Das Zweite Kapitel.

Apologie der menschlichen Natur gegen die Ideale der Griechen.

Der Roman soll, wenn er für vernünftige Leser Reiz haben soll, ein treues Bild des menschlichen, nicht des idealischen Lebens hinstellen. Mögen die Schwärmer, welche sich selbst höhere Menschen nennen, in den verschrobnen Dythiramben ihrer modernen Produkte die genialische Größe, die Objektivität der Behandlung, das Streben nach dem Unbedingten bewundern. Wenn auch der Kranke im hitzigen Fieber einen höhern Grad von Kraft zeigt, als er in gesunden Tagen besitzt, dennoch bleibt er krank — und mit dem wohlthätigen Schweiße oder Schlummer, in welchen der Kranke sinkt, wird er genesen und — er-

matten. Dieſe Kriſis ſteht unſern jungen Schriftſtellern, die den Ton angeben wollen und ihren ſchwachen Nachbetern bevor. Die menſchliche Natur iſt ſo reich an Abwechſelung, ſo anziehend in ihren wirklichen Aeußerungen, ſo mannigfaltig in Charakteren, ſo intereſſant in der Darſtellung: daß wir kein ſchales Ideal von Griechheit, Objektivität, und was der Wörter mehr ſind, bedürfen, um ein Kunſtwerk intereſſant oder nach dieſer Herren Ausdrucke zum fixen Proximum der Perfektibilität zu machen. Auch die nordiſche deutſche Natur kann für den Dichter und den bildenden Künſtler reichen Stoff zu Kunſtwerken geben, wenn er ihn zu bearbeiten verſteht; wie dieſer Roman zeiget, den ich in meinem litterariſchen Eifer bald vergeſſen hätte.

Das Dritte Kapitel.

Spelßzötl von Franz Ditrich Mironi.

Wir kamen ohne Abentheuer in X** an, einem nahrhaften Städtchen, der ersten Poststation. Als wir vor der goldnen Krone hielten, sprang der Wirth, ein großer Mann in Scharlach gekleidet, mit einem Haarbeutel und langen Manschetten, an den Wagen, hob uns heraus und dankte uns unterthänig für die Ehre, so wir seinem schlechten Hause erwiesen. Ich fragte, ob wir Zimmer und zu essen bekommen könnten?

Mit einem schnellen Blicke auf unsere glänzende Equipage, rief der Wirth:

„Wos Ew. Gnoden befehlen, wos ich auf der Seelen habe — Wos schaffen die gnädigen Härren kann?"

„Was haben Sie vorräthig?“

Als ob ihm der Kopf brennte, lief der Wirth ins Haus. Ein hübsches Mädchen, etwas kränklich von Ansehn, führte uns in ein Zimmer, das mit einer Tapete von großen Vögeln, (nach Art der Dekorationen auf einigen Theatern) geschmückt war. Bald darauf brachte uns der Kellner auf einer Schüssel einen geschriebenen Bogen. Es war ein Speisezettel, wie folget:

Speißzöttl von Franz Ditrich Mironi K. K. burgerl. Handelsmann und Eigenthümer des Hotel zur goldnen Krone.

Supe.

Aufgelosnes Pandel mit Leberknödeln

Sup mit schwäbischem Gerstl und Hirnwandeln

Fastensup mit Oberschöberl und gefarzte Semmeln.

Kaiser-Schmalzsup mit Zeller und Kelchprockerl

Beuschelsup mit Semmelknöderle

Lumpelsup mit Strudl.

Zuspeiß.

Gedünstes Lungenbrotel, mit Kudelfleckerl

Gefülltes Rostbrattel, mit Gurgensollat

Schunkenfleckerl mit aufgeloßnen Gugelhopf

National-Kalbskopf in der Pfarz

Kelbenes Karbonadel mit Milchsüppel

Gepackte kälberne Schnitzel mit Müscherl

Lämmernes mit Abschretl und Bofesen

Gespickte lämmernes Karbonadel

Schöpsener Schlegel auf [illegible] reichische Art

Kabauner mit Müscherl

Faschirte Kronabitvögel

Frikaſſee von geſeichten Zungen, ſpaniſchen Schnitzeln, tyroller Lebern, Lungenwürſtel und faſchirter kälberner Zunge.

Lungenbratel in Zopfen geflochten

Weißgedünſte Ruben mit gefüllte Krautwürſtel

Geplatteter Kohlraby mit Schlickkrapfen

Blauer Kohl mit Baumwollnudeln

Faſtenſpeiß.

Eyer Amulet mit Weichſelſtrizzeln

Scheitterhaufen mit Eyerpfanzel

Kapuzinerkoch mit gute Germkrapfen

Lapperdan mit Ordinari Krapfen

Geselchter Karpfen mit Spritzkrapfen

Gebrattne Höchten mit Schado

Perschling mit Spenatstrudel.

Stockfisch in der Kaasersoß

Lachs in der Müscherlsup.

Topfenwandel mit Krem à la Konoarawi

Kipfelkoch mit Belammoth und Fannil

Geschobnes Pistazikoch mit Schambiansoß

Bratten.

Kelbnes mit Zuckergolatschen

Lemms gebraden mit Aneisschnatteln, dann Fingerholippen

Kabauner, gebratten, mit Maurachen und gebackne Wandel

Kern Beiß mit Osterflecken

Gebachenes Hendl in der Semelbröst

Kleine Vögel mit aufgelossne Quittenbiskoten

Haasbratel mit gesulzte Nonnenpfärzel

Schöpsenbratel in Wienersoß mit Gigrisollat

Eingemachts und Kuchen

Specktorte mit Chokolatbusserl

Eisbusserl mit Oblatkrapferl

Linzerbrot mit Limonieschalten

Braune Muskazonen mit Hetschebetschsalse

Ramms-

Rammstorte mit Caffeesulz von Obers
Pistazenglanzkrapfel mit Marillenlebzelten
Safttorte mit gebackene Wandel, dann Brügelkrapfen *)

Wegner und ich mußten herzlich über diesen Speisezettel lachen. Wir fragten den Wirth, ob er uns für gebohrne und erzogne Wiener hielt? versicherten ihn, daß seine kauderwelsche Kunstsprache für unsre griechische Ohren unver-

*) Wer da glaubt, dieser Speißzötl sey etwa nur zur Belustigung erfunden, sehe unter andern nach: Neuestes bewährtes Kochbuch für Fleisch- und Festtäge. Nach dem itzigen Geschmacke eingerichtet, von Katharina Braunin. 8. Wien 1799 wo fast alle diese Gerichte beschrieben werden.

ſtändliche Barbarey ſey, befählen ihm zuletzt 4 bis 6 gute Schüſſeln aufzutragen und uns mit ſeiner Kunſtſprache zu verſchonen.

„Schauens die gnädgen Härren! 's ſpeiſen halt viel große Herrſchaften, da will der eine halt Kabaunern, der andre Vögeln, der dritte liebt Kalbnes oder Lämmernes, der vierte ißt 'a Wildſchwainkopf, der fünfte iſt religiös und ſpeißt a Stockfiſch mit Eyerpfanzel: da muß unſer eins denn mancherley und alles bey Handen haben, von gebachene Hendrl bis zu den gepfarzten Semmeln und der Lumpelſup, daß die hohen Herrſchaften promt bedient werden in dieſem meinem Hotel, welches, ohne Ruhm zu melden, das erſte in den hieſigen Erbſtaaten iſt.“

Das Vierte Kapitel.

Italiäner Rechnung. Wer gut ſchwört, der gut fährt.

Wir bekamen nach einer Stunde eine Suppe mit Graupen, ich weiß nicht, ob es ein Lumpelſup oder ein Panadel war — Kohlraby mit Plinzen, eine Mehlſpeiſe von Eyern, einen Stockfiſch mit Champignonſauce, der aber ganz faul roch und nicht zu eſſen war, endlich ein Lammsviertel mit Pflaumengelée und einen Kuchen, nebſt Roſinen und Mandeln, auch Datteln zum Deſert, nebſt Butter und Parmeſankäſe; dazu bekamen wir zwey kleine Flaſchen rothen Wein, welches verdorbner Ofner zu ſeyn ſchien. — Als wir nach der Zeche fragten, ſagte der Kellner ganz hinge-

worfen, 's wird halt nur 'n Packatell seyn, und kam mit der Nachricht zurück, die Zeche betrüge Neun und zwanzig Gulden, fünf und vierzig Kreuzer; das Trinkgeld ins Haus stünde halt in hohem Belieben." Wir wunderten uns über die enorme Summe und baten um Rechnung darüber. Diese erfolgte bald und lautete also:

Nota über

1 Panadel mit Sem-			
melknödeln . .	fl.	2	Xr. 30
Kohl-aby mit Eyer-			
amulet . . .	—	3	— —
Kipfelkoch mit Belam-			
moth und Vanil	—	3	— 15
Stockfisch in der Kaa			
ſerſoß . . .	—	8	— 15
Lamsbrotel mit Fin-			
gerholippen .	—	4	— —
Rammstorte mit Li-			
monieſchaitein .	—	3	— 15
p. Deſert, Butter & Käß	—	1	— 15
2 Bot. Chatteau Margot	—	4	— 15
Summa	fl.	29	Xr. 45

Franz Ditrich Mironi.

Wegner proteſtirte gegen dieſe Rechnung am heftigſten. Er ließ den Hrn. Mironi rufen, der aber weislich nicht erſchien, ſondern ſeinen Diener ſchickte. Dieſen machte Wegner tüchtig herunter, ſchimpfte auf die Prellerey des Wirths, drohte ihn zu verklagen und wollte zu Ende des Liedes ſechs Thaler von der Rechnung abziehen. Der Diener entſchuldigte ſeines Herrn Prellerey damit, daß er ein Kaufmann und kein bloßer Gaſtwirth ſey, er verſicherte, das Verklagen würde uns nichts helfen; denn der Hr. Gerichtsaſſeſſor und der Hr. Stadtſchreiber, von denen das Urtheil abhinge, frühſtückten alle Morgen bey Hrn. Mironi und ſeyen ihm über 50 Gulden für geräucherten Lachs und Auſtern ſchuldig: Wir möchten uns nur in Acht nehmen, daß er uns wegen der ſchuld gegebenen

„Prellerey" keinen Injurienprozeß an den Hals werfe, denn in Prozessen habe sein Herr ein besondres Glück, zumal wenn es erst bis zum Schwur käme, da gewönne er sie gewiß; denn schwören könne er, trotz einem Advokaten. Er hätte schon quittirte Rechnungen wieder abgeschworen, und jetzt bringe er durch einen Schwur einen jungen Menschen nach der Festung, welcher auch von dergleichen Sachen gesprochen habe — das sey nur eine Kleinigkeit für ihn."

Ich winkte Wegnern zu, uns in keine Weitläuftigkeiten zu verwickeln und aller Gemeinschaft mit den Priestern der Themis aus dem Wege zu gehn. Wir bezahlten die Rechnung ganz, gelobten im Stillen, die goldne Krone sammt dem Hrn. Mironi,

nie wieder zu besuchen, und fuhren 30 Gulden leichter, etwas verdrüßlich ab.

Das Fünfte Kapitel.

Solamen miseris, socios habuisse malorum.

Der alte Bediente meines Stiefvaters, den dieser uns mitgegeben hatte, — Joseph hieß er — wollte uns aufheitern, da wir stumm geworden waren, und über unsern Verlust durch Erzählung andrer Betrügereyen uns trösten. Er eröffnete seinen bis dahin stummen Mund und sprach: „Der Kerl hat Sie verflucht geprellt und wir in der Küche haben nicht einmal was ordentliches zu essen gehabt, so wahr ich lebe! Aber dieser Mironi ist doch nur ein armer Schlucker gegen seinen Vetter in der Residenz, den ich kenne. Das ist ein feiner Patron! Der hat ausgelernt. Du lieber Gott, wenn man sich so 40 Jahre unter den Herrschaften umtreibt,

da lernt man das Weſen wohl kennen. Sehn Sie, ich beneide keinen reichen und vornehmen Mann — denn warum? Er genießt ſein Vermögen das hundertſtemahl nicht. Nehmen Sie zum Exempel einen Reichsgrafen, der dreißigtauſend Thaler zu verzehren hat. Das iſt ein hübſches Geld, aber was bleibt ihm übrig? Ziehn Sie ab 1) für ſeinen Hofjuden und Geſchäftsführer Thlr. 3000

2) für ſeinen Haushofmeiſter, der den Einkauf fürs Haus beſorgt . — 3000

3) für Koch und Konditor, die gleichfalls einkaufen . . . — 6000

4) für ſeinen Kammerdiener der ſeine Kommiſſionen beſorgt und für ſeinen Sekretair fällt ab . — 1000

5) die Maitreſſen, die aparten Mädchen, die Familien der Maitreſſen, das Ameublement kann reichlich koſten . . . Thlr. 6000

6) die Lieferanten, Kaufleute, Handwerker, Schlächter plündern des Hrn. Reichsgrafen Kaſſa um circa . — 5000

7) die Ehren Ausgaben an Bettler mit Orden du St. Esprit, an adliche Courtiſanen, an Offiziere von Freybataillonen, an Emigranten u. ſ. w. . . — 1000

8) die ganze übrige Dienerſchaft, von dem erſten Sekretair bis zu dem letzten Küchenjungen, vom Gärtner bis zum Reitknechte,

der das Futter ſtiehlt, ſoll
zuſammen den Grafen be-
trügen nur um . . Thlr. 5000

ſo haben Sie die dreyſſigtauſend Thaler rein weg und der Graf behält nichts als — Schulden zu Bezahlung ſeiner Schulden."

Wegner machte ihm den Einwurf, daß ſonach der Graf zum Thore hinaus-gehn müſſe; denn er habe ja nur Betrügereyen in Ausgabe gebracht und die übrigen nöthigen Ausgaben nicht.

„Einen großen Herren, erwiederte Joſeph, betrügt ein jeder, der ihn anſieht. Nimmt ein Schneider ihm Maaß zu einem paar Hoſen, ſo überrechnet er ſtillſchweigend ſchon, wie die ſchwarz atlasne Enveloppe von den Beinkleidern des gnädigen Herren erübrigt, ſeiner Frau ſitzen werde."

In den groſsen Häuſern der Reſidenz wird die Gaunerey ſyſtematiſch, mit einer gewiſſen Ordnung, Accurateſſe und ſogar — mit Ehrlichkeit getrieben. Der Mironi, von dem ich Ihnen erzähle, giebt einem Dutzend Haushofmeiſtern aus reichen Häuſern eine jährliche Penſion von 12 bis 24 Louisd'or, die ſie monatlich erheben. Daſs die Köche nicht zu kurz kommen dürfen, verſteht ſich. Die Rechnung des Mironi iſt immer in calculo richtig; was kann der arme Mann dafür, daſs der Koch ſich ſechs Kapaunen zurück behalten hat? Dieſe werden dafür auf dem Quartal-Auſternſchmauſe richtig verzehrt, den Hr. Mironi den Chefs de Cuisine, den maitres d'hôtel und den Officiers d'office giebt. Glauben Sie mir auf mein Wort, daſs die He-

dienten bey diesen Schmäusen bessern Wein bekommen, als ihre Herrschaften, daß der gestrenge Kammerdiener des gnädigen Herrn, trotz einem Kavalier, sein l'Hombre um zehn Louisd'ors spielt und dem Chef de cuisine aus einer goldnen emaillirten Dose, mit des Fürsten Bildniß, den Spaniol bietet."

Sechstes Kapitel.

Launen des Schickſals.

So ſuchte uns der ehrliche Joſeph über den erlittenen Verluſt zu tröſten. Mittlerweile hätten wir die nächſte Station erreicht und hielten vor dem Poſthauſe einer kleinen wohlhabenden Stadt. Ein Mädchen trat an den Schlag, um uns herauszuhelfen Wir dankten für ihre Hülfe und verſicherten, daß wir gut zu Fuße wären.

„Und wenn ſchon! ſagte ſie — ſollten Sie mir doch das Vergnügen gönnen, Ihnen den Arm zu reichen.“

Wir betrachteten das Mädchen genauer, ſie ebenfalls uns mit einiger Verwirrung Sie folgte uns ins Gaſtzimmer. Ich betrachtete ſie mit ſtarren Augen.

„Niemand“ fing sie wieder an, „kann ahnden, was Schicksal und Umstände aus dem Dinge machen, das man Mensch nennt.“

„Sie ist es! rief ich aus — die schöne Eulalia, in deren reitzenden Gesellschaft ich mein Probestück als Thallens Schüler ablegte!*) Himmel, in welcher veränderten Gestalt!“

Eine brennende Röthe überzog das Gesicht der armen Eulalia — denn sie war es wirklich. Wie sie bis zum Dienstmädchen eines Posthauses herunter gekommen war, — das überlasse ich meinem Kollegen, dem Verfasser des Erasmus Schleicher. Man muß nicht alles erzählen, was man weiß; kurz

*) S. Fritz I. Thl. 2tes Buch. 4tes Kapitel.

kurz die arme Eulalia war rückwärts gegangen, und zu dem Stande ihrer Mutter zurückgekehrt. Sie wusch wieder seidne Strümpfe und feine Wäsche. Ob das deutsche Theater ihren Verlust lebhaft empfunden habe, kann ich nicht sagen, ich finde in der Neuen deutschen Dramaturgie nichts davon erwähnt, aber sie empfand ihren Verlust desto lebhafter, das Theater war ihr drittes Wort, sie konnte es nie vergessen, daß sie einst auf den Brettern den lauten Beyfall des Parterre erhalten, sie fühlte sich unglücklich, daß sie nicht mehr glänzen durfte. Mein Trost schlug wenig bey ihr an, sie schmollte mit ihrem Schicksale und schlug eine Kleinigkeit, die ich ihr zu dessen Erleichterung both, trotzend unwillig ab. Dieser halb edle Zug versöhnte mich mit ihrem Leichtsinne, ich dachte mir lebhaft

die ganze Bitterkeit, die ein hartes Schicksal oft über sein armes Schlachtopfer ergießt. Die stille Wuth, mit der der Unglückliche gegen sein ehemaliges Glück schmollt und — denn dem schönen Geschlechte ist diese Art sich zu trösten vorzüglich eigen, — seinem jetzigen Unglücke ein Schnippen schlägt.

Dies sind die frommen Gedanken, die Eulaliens Erscheinung beym Pferdewechsel in mir entstehen ließ. O! der Leser glaubt nicht, was man so in einem Posthause, in der Eile, während umgespannt wird, denken kann, und der Reisende sieht es einem Posthause nicht an, was darin gedacht ist und gedacht wird. Wenn so alle Gaststuben in den sämmtlichen Posthäusern des heiligen römischen Reichs plötzlich laut würden, und die Mauern hören ließen, was sie einst hörten, das würde einen

Reichsanzeiger geben, wie ihn der Knecht Ruprecht selbst nicht zu Stande brächte.

Uebrigens zeigt sich, warum es so leicht ist, Reisebeschreibungen anzufertigen, und warum manche Schriftsteller bloß reisen, um die Reise zu beschreiben und sich bezahlen zu lassen. Der Hamburger Zeitung zu Folge ist dies neuerdings mit einem gewissen Reisebeschreiber der Fall, von welchem in obgenannter Zeitung verlangt wird, daß er gewisse Hamburger Gesellschaften, wo ihm Rauchfleisch und Austern so gut schmeckten, doch hätte geschmackvoll finden sollen. Allein was läßt sich für Geschmack von einem Menschen erwarten der noch nicht einmal zu der Höhe sich geschwungen, Hamburger Rauchfleisch so schmackhaft zu finden, daß sein Herz dadurch zur Dankbarkeit ge-

rührt würde. Gewisse Leute wollen doch den Zusammenhang der schönen Künste zumal der Kochkunst mit der Moral gar nicht einsehn, und haben trotz dem besten Magen ein undankbares Herz. Die neue Zeitung ist sonst so nachlässig, sich ums Essen nicht zu bekümmern. Diesesmahl aber hat sich darin ein ächter Patriot hören lassen, der den Dank des Magistrats und der Bürgerschaft dadurch verdient, daß er sich des Rauchfleisches und andrer Geschmacksprodukte so mannhaft angenommen, um sogar ganz Europa vor einem Reisebeschreiber, der so wenig Geschmack zeigt, zu warnen.

Eulalia brachte uns Kaffee; er war schlecht. Wie sie ihre Rollen spielte, machte sie jetzt den Kaffee. — Sie setzte ihn uns mit einer Miene auf den Tisch, die uns zu sagen schien: nie

hätte ich ſonſt eine Rolle übernommen, die mir dies geboten hätte, und nun — iſt es die Rolle meines Lebens, Tag und Nacht. — Ich antwortete mit Achſelzucken, ſie mit einem Blicke gen Himmel; das heißt überſetzt:

Ich. Du haſt es wohl danach gemacht.

Sie. So gehts dem Verdienſte. Nichts ſichert vor Unglück, ſelbſt nicht Kronen.

Wegner hatte bey dieſer Pantomime Langeweile. Der Poſtmeiſter unterhielt ihn indeß mit — den Kornpreiſen, und den erhöhten Extrapoſtgeldern.

Der Poſtillion blies, und erlöſte uns Beyde.

Als ich durch den Flur ging, ſah Eulalia noch einmal um die Küchenthür. Ihr Blick ſchien zu ſagen:

Dir hätte auch wohl können eine Axe brechen — und du die Nacht hier bleiben.

Wir rollten durch das hohle Städtchen hin.

Das Siebente Kapitel.

Naſſes Wetter, und ein naſſer Schriftſteller.

Es war ſchon ziemlich dunkel, als wir durchs Thor fuhren, und der ſorgſame Thorſchreiber hatte es ſchon verlaſſen. Im vollſtändigen Schlafkoſtüme trat er hervor und öffnete, fragte wer wir wären, ſprach mit dem Poſtillion über das Wetter, und meinte, er würde recht durchweicht werden. Dann ſagte er ihm etwas leiſe, und warum ſollten denn ein Poſtillion und ein Thorſchreiber nicht auch ihre Staatsgeheimniſſe haben? Die Wetterprophezeyhung des langnaſigen Mannes in der Nachtmütze traf leider bald genug ein; es wurde immer trüber und trüber und der Regen fiel in Strömen herab. Da der Boden noch ziemlich feſt war, ſo trie-

ben wir den Postillion an schnell zu fahren, um uns bald nach dem nächsten Orte zu befördern. Er ließ sich aber nicht aus dem Takte bringen und berief sich auf seinen Stundenzettel; uns, meinte er, könne es gleich seyn, ob die Pferde vom Schweiße oder Regen durchnäßt würden, denn die Pferde wären eigentlich in ihrem Berufe.

Bald aber ward das Räthsel gelöst. Etwa hundert Schritte vor dem Walde fanden wir unter einer breiten Linde einen jungen Mann sitzen, der dem Regen zum Trotze sehr emsig auf einer Schreibtafel hin und her kritzelte. Der Postillion stieg ab, und machte sich an dem Geschirre, als wäre es zerrissen, etwas zu schaffen; indeß ward der Schriftsteller unter dem Baume laut, und der Postillion brachte seine Bitte, sich auf unsern Wagen hinaufpacken zu dürfen,

an uns. Wir hatten Platz, und also nichts dagegen. Der junge Mann, der übrigens sehr siech aussah, dem die dicke schwarze Halsbinde nicht einen Tropfen Blute in die Wangen pressen konnte, nahm im Rückstitze Platz, behielt aber seine Schreibtafel in der Hand.

Das Achte Kapitel.

Eine Entdeckung.

„Wenn nur meine Manuscripte keinen Schaden gelitten haben,“ stammelte der halb durchnäßte vor Kälte gleich einem Fieberhaften zitternde Autor, und suchte sich in eine bequeme Lage zu setzen. Das Blut schien ihm in den Adern erstorben zu seyn, denn er rieb sich Hände und Rücken fast wund, und konnte sich gar nicht wieder erholen. Er hielt starr seine Augen auf uns geheftet, als wollte er aus unserer Physiognomie lesen, wes Geistes Kind wir wären. Dabey war aber sein Blick so impertinent dummdreist, daß ein Vierter hätte glauben sollen, er dulde uns nur aus Barmherzigkeit in dem Wagen.

Wegner unterbrach endlich das Stillschweigen, indem er unſern Fremden fragte, wohin er zu reiſen gedächte?

Der Fremde. Ich habe mir keinen beſtimmten Plan vorgeſetzt, ſondern laſſe meinen Füßen und meiner ſatyriſchen Laune freyen Lauf. Beyde ſchicken ſich ſehr gut in einander; ſind jene ermattet, ſo zeigt ſich dieſe dagegen in ihrem vollen Glanze, und ich laſſe derſelben freyen Zügel ſchießen. Sie werden aus dieſen wenigen Worten wohl ſchon errathen haben, wen Sie vor ſich ſehen.

Wir vermeinten es durch Kopfſchütteln.

Ey, ey, das nimmt mich Wunder, erwiederte der Fremde; haben ſie noch nie von dem berühmten Satyrendichter Schalk gehört, der jetzt in der deut-

ſchen Litteratur Epoche macht, der die beißende Laune Juvenals mit dem ſpöttelnden Witze Horazens glücklich verbindet, und alles ſatyriſche Genie, was je ein Swift, Liskow und andre beſaßen, nach dem Ausſpruche eines unſerer erſten Dichter, auf eine bewundernswürdige Art in ſich vereinigt? Sehn ſie, meine Herren, dieſer Mann bin ich; und jetzt mache ich unter dem Namen Scaramutz eine ſatyriſche Reiſe, die mir, wie ich nicht anders hoffen kann, ein gutes Stück Geld einbringen muß. Es iſt eine ſchlimme Sache, wenn man außer ſeinem Geburtsorte und etwa noch einigen andern unbedeutenden Städten nichts in der Welt geſehn hat. Man erſchöpft ſich ſobald, auch bey dem glänzendſten Genie, denn die örtlichen und perſönlichen Satyren haben doch unſtreitig viel mehr Intereſſe, und

werden auch zehnmahl beſſer bezahlt und hundertmal mehr geleſen, als Satyren die mehr allgemeinere Gegenſtände betreffen. Ich weiß das aus eigner Erfahrung, ſo haben meine Allmanache immer die meiſten Leſer gefunden. —

Ich. Sind aber auch nach einigen Monaten ſchon völlig vergeſſen.

Schalk. Das ſpricht der Neid; nirgends finden ſie dieſe niedrige Leidenſchaft häufiger als in der Welt der Gelehrten; jeder will den Ton angeben, und meine Werke gehören doch ohne Zweifel zur erſten Mode, und Lieblingslektüre unſrer Nation, und verdienen es auch nach dem bekannten Ausſpruche von Deutſchlands erſtem Dichter.

Während dieſes Geſprächs waren wir vor dem Gaſthofe eines kleinen Dorfes angelangt, und da der Regen immer noch in Strömen herabfiel, ſo hielten wir es fürs Beſte, hier unſer Nachtquartier aufzuſchlagen.

Das neunte Kapitel.

Der Küſter und der Conſul.

Der Wirth, ein kleiner freundlicher Mann, kam uns entgegen, und führte uns mit vielen Kratzfüßen in die ſogenannte Gaſtſtube, aus welcher uns eine Wolke vom Tobaksdampf entgegen wogte. Die Stube war ziemlich geräumig, mit mehreren Tiſchen und Bänken verſehen, die alle aufs vollkommenſte beſetzt waren. Jede Tafel ſchien ihre beſondere Beſtimmung zu haben; an der einen ſahen wir einige Perſonen in einem Spiele begriffen, das nach der Langſamkeit und vielfachen Ueberlegung, mit welcher jede Karte ausgeſpielt wurde, viel Nachdenken zu erfordern ſchien; an einer andern unterhielt man ſich bey vollen Krügen

und mit froher Laune über Tagsneuigkeiten, die in dem Dorfe vorgefallen waren, und die von manchen Kernsprüchen begleitet wurden.

Aber an der allergeräumigsten im Zimmer sahen wir einen Zirkel von Menschen, der sich bloß mit politischen Betrachtungen beschäftigte. Der Schulmonarch des Dorfes führte hier das Wort, und hatte mehrere Blätter des beliebten Merseburger Bauers vor sich liegen, aus welchem er mit deutlicher und vernehmlicher Stimme, wie es einem Küster geziemt, seine aufmerksamen Zuhörer mit den neuesten Begebenheiten von Frankreich unterhielt. Wir amüsirten uns nicht wenig an dem naiven Radebrechen aller ausländischen Worte, und waren eben Zeugen keines geringfügigen Streites.

Ja,

Ja, der Bonaparte iſt ein Teufelskerl, ſagte der Küſter, da glaubte man ſchon, er habe im Morgenlande Naſe und Ohren eingebüßt, oder ſey ein Raub der hölliſchen Peſtilenz geworden, und ſieh da: auf einmal iſt er wieder in Paris, führt das große Wort, und kujonirt mir nichts dir nichts alle dort regierende Herren, die er alle ſo nichtswürdig traktirt, wie ich kaum meine Schulbuben. Und nun ſpricht man gar davon, daß er ſie alle abſetzen will, und die Pariſer ihn zum Conſul machen wollen.

Was iſt denn das für ein Ding, ein Conſul, fragten die Bauern.

Conſul, je nun, ein Conſul iſt ein Burgermeiſter, erwiederte der Küſter, indem er ſich etwas Schnupftabak langſam und nachdenkend in die Naſe rieb. So ein Burgermeiſter wie Bonaparte

muß aber schon ein studirter Herr seyn, wie z. B. bey uns die Justizbürgermeister sind, und hat gewiß auch ein bischen mehr Gehalt wie der Bürgermeister in H . . . m. der alle Jahre ein Klafter Holz und sechs Schock Wellen erhält. Diesem bringt aber seine Barbierkunst noch manchen Thaler ein; damit wird sich Bonaparte nun wohl nichts verdienen können, oder er müßte seine Herrn Kollegen über den Löffel barbiren. Ha! ha! ha!

Ein allgemeines, erschütterndes Beyfallegelächter tönte dem Küster von seiner ganzen Gesellschaft zu. So wie man es gewohnt war, seiner Stimme in der Kirche zu folgen, so hielt man es auch hier für Schuldigkeit, seine witzigen Einfälle zu applaudiren.

Der Mensch giebt mir, sagte Schalk, indem er sich zu uns wandte, trefflichen Stoff zu einer Satyre, beiteilt: der Küster und der Consul; ich will mich auch noch diese Nacht darüber her machen.

Das Zehnte Kapitel.

Der Küster führt das Wort.

Aus einer Beylage las der Küster eine lange und breite Danksagung der Frau Pfarrerin auf Helgoland, die sich des berühmten Schwangerntrankes des Herrn Doktor Lehnhardt bedient, vor. Dies gab zu einem neuen Gespräche Anlaß, und die Bauern waren begierig, etwas Umständlicheres von diesem wichtigen Manne zu erfahren.

Das ist, sagte der Küster, ein hochgelahrter Herr, er lebt zwar nur in einer kleinen schmutzigen Stadt, die bloß Sinn und Gefühl für Brantweinbrenner hat, und nicht werth ist, einen Arzt von so großem Rufe in ihren Mauren zu haben, und ihn sogar verkennt. Das geht aber öfters so.

Dieser Doktor ist ein Mann von ganz ungemeinen Talenten, er weiß seine Kranken durch ein Herz und Magen erschütterndes, auf der Stelle wirkendes Vomitiv dermaßen in Athem zu setzen, daß sie binnen 24 Stunden ganz gewiß todt oder lebendig sind. Ueberhaupt ist das ein sehr lobenswürdiger Zug von ihm, daß er seine Patienten nicht lange quält, und ihnen große Apothekerrechnungen erspart. Sein beliebter Trank für Schwangere, von welchem hier die Rede ist, soll ein wahrer Segen für die ganze Menschheit seyn. Die Zeitungen sind auch immer voll von Danksagungen der Personen, die sich desselben bedient haben, und das mag den Herrn Doktor nicht schlecht kitzeln; ihr habt da das klare Beyspiel von Helgoland vor euch; auf dieser Felseninsel, wo es so kalt ist, daß die

Leute ſich immer an dem Leuchtthurm wärmen, wozu die Hamburger das Geld geben, damit die Dänen ſehen können, und wo man glauben ſollte, daß keine Ziege und Kuh in Wochen kommen könnte, bedient ſich die aufgeklärteſte Frau auf der ganzen Felſenmaſſe dieſes Tränkes. Je nun, gerechtes Verdienſt ſollte eigentlich jeder anerkennen, aber das iſt denn doch leider nicht immer der Fall, und da entſtehen denn manche Verdrießlichkeiten.

Da ich neulich bey dem Herrn Superintendenten die Geburts- und Sterbeliſten abzugeben hatte, fand ich mehrere gelehrte Herren in ſeiner Stube, die natürlicher Weiſe von nichts als gelehrten Sachen ſprachen. Ich bin auch die Schule durchlaufen, und daher entgeht mir ſelten etwas, was auf Gelehrte und Gelehrſamkeit Bezug hat.

Da hörte ich nun mehrere luſtige Geſchichten und Späße, die ſo unter den Gelehrten heutiges Tages ſich ereignen, daß man es nimmermehr glauben ſollte, wie ſich auch die gelehrten Herrn einander ſchimpfen und herumkuranzen können. Denkt euch nur, da iſt jetzt ſo ein junger Burſche, der kaum der Zucht entlaufen iſt, der ſich aber gewaltig viel auf ſein beiſſiges und belferndes Weſen einbildet, und ſich über Gott und die ganze Welt luſtig macht; denkt euch nur um Gotteswillen, ſogar der gekrönten Häupter ſchont er nicht, ſondern giebt ihnen verblümterweiſe recht derbe und grobe Stichelreden. Er läßt eine Menge von Büchern drucken, und ſchimpft darin wie ein Rohrſperling auf gelehrte Herren, auf einäugige Schuſter, und abgelebte Pferde in gereimten und ungereimten Verſen. Noch hat ihn

aber keiner von den gelehrten Herren wieder geschimpft; aber ganz kürzlich ist er doch an seinen Mann gekommen, der ihn derb abgekappt hat, und das ist der Herr Doktor Lehnhardt. An diesem hatte er auch dies und das aufzumutzen, aber der Herr Doktor, der ein eben so großer Poet als Doktor ist, und keinen Spaß versteht, hat sich an ihm wieder durch einige handfeste Reime gerächt, die voll Kraft und Saft sind, und hat ihn darin aller Welt als einen elenden Schächer aufgestellt. Der Herr Superintendent, der dem jungen klassenden Patron auch nicht grün sind, weil er einen seiner Herren Kollegen auf eine himmelschreyende Art herunter gehunzt hatte, fanden ein ungemeines Behagen an den körnichten Versen des Herren Doktors, und wünschten nur, daß es dem jungen Naseweis, wie Sie

ſich auszudrücken beliebten, noch derber hätte gesagt werden mögen, ob es mir gleich vorkam, daß man nicht leicht derber sprechen könne; indeß seine Hochwürden müssen das doch wohl beſſer verstehn.

Ja wohl, ja wohl, stimmten die Bauern bey, so ein Herr muß das wohl besser verstehn.

Das Achte Kapitel.

Handelt von Satyren und Pasquillen.

Das muß aber doch ein verteufelter Kerl seyn, fing der Schulze des Dorfes, in einem obrigkeitlichen Personen eignem Tone an, der es so ungestraft wagen kann, wenn er Lust hat, an Jemand seine Galle auszuschütten. Duldet man denn das aber so ungestraft?

Der Küster. Es findet sich eigentlich, wie ich mir habe sagen lassen, im Corpus Juris kein Gesetz oder keine Vorschrift, wie man dergleichen Spottvögel zu behandeln habe. Es hat zu allen Zeiten und unter allen Nationen solche Satyriker, wie man sie zu nennen pflegt gegeben, und der berühmte Lateiner Horatius führt das Präsidium unter ihnen. Ich weiß mich noch aus meinen Schuljahren zu erinnern, daß

er ſich vorzüglich über den Stand, den ich die Ehre habe zu bekleiden, und der doch ohne allen Zweifel zu den nützlichſten gehört, die es giebt, luſtig zu machen pflegte, indem er irgendwo einmal mit klaren Worten ſagt:

Omnibus hoc vitium est cantoribus.

Doch ich vergeſſe ja, daß ich unter euch bin, die ihr kein lateiniſch verſteht, und es auch nicht nöthig habt, wiewohl der berühmte Herr Lexikon- und Grammatikenſchreiber Scheller behauptet, daß es nothwendig ſey, daß auch der geringſte Handwerker wenigſtens die fünf Deklinationen und vier Conjugationen im Kopfe habe —

Der Schulze. Herr Gevatter, laßt nur den lateiniſchen Kram weg, wir ſind ganz von unſerm Geſpräche abgekommen.

Der Küſter. Es iſt auch wahr; doch ich wollte euch nur ſagen, daß ſchon vor beynahe zwey tauſend Jahren der Horatius ſich über uns Küſter und Kantoren und über unſer Singen und Orgeln luſtig gemacht hat; was kann man alſo jetzt beſſers erwarten, da die Welt um zweytauſend Jahr älter und natürlicher Weiſe ſchlechter und ſittenloſer geworden iſt, daß nun auch die Reihe an unſre hochwürdigen Herren Pfarrer und Superintendenten kommt, die der Lateiner wenigſtens noch in Ruhe ließ.

Der Schulze. Aber Herr Gevatter, ich meine nun ſo nach meinem einfältigen Sinne, wenn ſich hier in unſrer Gemeine Jemand unterſtünde, und ſetzte ſich hin, und machte auf einen von uns ſolche Spottreden, wodurch unſer guter Name beſchimpft würde?

Der Küſter. Ey Gevatter, das iſt ein ander Ding, ſo einer würde als ein Pasquillant beſtraft werden, und es gewiß in ſeinem Leben nicht wieder probiren.

Der Schulze. Aber, warum macht man es denn nicht mit dem ſo, der die Paſtoren und alle Welt ſchimpft.

Der Küſter. Ja, lieber Gevatter, der thut das in gedruckten Büchern, und auf gedruckte Pasquille ſteht keine Strafe.

Der Schulze. Das iſt doch kurios, meiner Seel, hab ich all mein Lebtage ſo etwas gehört; alſo drucken kann man laſſen was man will.

Der Küſter. Was ihr wollt, das wird denn alles auf die Leipziger Meſſe geſchickt, und da an Mann gebracht.

Der Schulze. Wißt ihr denn nicht, wie der heißt, der die gedruckten Pasquille schreibt?

Der Küster. O ja! sein Name wird mir beyfallen, ich muß nur einen Augenblick meine Gedanken zusammen nehmen, und von unserm Wirthe mir einen frischen Krug ausbitten.

Wirth. Soll gleich gefüllt werden.

Das Zwölfte Kapitel.

Endigt ſich mit Nippenſtößen.

Der Küſter holte indeß ein mit Seehundsfelle überzogenes Tabaksbehältniß hervor, ſtopfte ſich langſam und bedächtig eine Pfeife, und ſammelte die vorbeygefallenen Blätter ſorgfältig wieder auf. Es iſt ein Unglück, hub er an, daß meinem Gedächtniſſe die Namen ſo leicht entfallen, und als Knabe mußt ich doch jeden Mittwoch 43 Vokabeln aus dem Cellarius ohne Anſtoß auch auſſer der Reihe herſagen können, wenn ich nicht die ſchwere Hand meines wohlſeligen Rektors empfinden wollte. Aber es iſt wahrlich ſonderbar, daß mir der Name nicht beyfallen will, der noch überdem ſo evangeliſch klang. Halt! da habe ich es, Schalk heißt er.

Der Schulze. Dabey fällt einem ja gleich der Schalksknecht aus dem Evangelio bey.

Wir ſchlugen ein lautes Gelächter auf, und unſer gebrandmarkte Gefährte wußte ſich vor Wuth kaum noch zu laſſen. Wegner nahm das Wort und ſagte: Sehen ſie, Herr Kantor, in dieſem durchnäßten Herrn den großen und weltberühmten Satyrendichter Schalk, über deſſen Lob ſie ſich eben ergoſſen haben; aber hüten Sie ſich, daß er Sie nicht zum Gegenſtande einer Satyre macht, da er jetzt in einer ſatyriſchen Reiſe begriffen iſt.

Wie vom Donner getroffen, fuhr der ruhig phlegmatiſche Küſter auf ſeinem Sitze zuſammen, die Pfeife fiel ihm vor Beſtürzung aus dem Munde, und kaum wagte er es umzublicken, mit ſeiner Brille, auf der Naſe den Mann

anzuſchauen, der ſeinen hochwürdigen Herrn Superintendenten und Kirchenpatron ſo in Galle geſetzt hatte. Die ganze Verſammlung wurde ſtill, ſah wechſelsweiſe uns, und den Gegenſtand ihres vorigen Geſprächs an, und konnte ſich erſt gar nicht von ihrem Schrecken erholen. Der Schulz muſterte indeß ſeinen Mann von Fuß zu Kopf, und das mit einem Blicke, als wollte er ſagen: Biſt du auch aus Fleiſch und Bein wie wir?

Wenn ſie ihm ein gutes Wort geben, fuhr Wegner fort, ſo läßt er ſich gewiß erbitten, Ihnen ſeine neueſte Satyre, die noch brühwarm iſt, da er ſie eben vorhin erſt an einer hohen Linde gedichtet hat, zum Beſten zu geben; nicht wahr Herr Schalk? ich geſelle mich mit zu den Bittenden.

Schalk. (mit den Zähnen knirschend) Odi profanum vulgus et arcos.

Ein Bauer. Seht nur, was er für Geſichter ſchneidet, und was er ſpricht verſteht kein Menſch.

Der Küſter. Das ſind ſatyriſche Konvulſionen, er wird jetzt wahrſcheinlich in poetiſcher Begeiſterung ſeyn.

Schalk. Schweig, nichtswürdiger Menſch, und reize meinen Zorn nicht, meine Rache wird ſonſt grenzenlos über dich ausbrechen.

Der Schulze. Hat keine Gefahr, Herr Gevatter, laßt euch nicht ins Bockshorn jagen, wir ſind auch noch dabey.

Der Küſter. (hat ſich wieder gefaßt, zu Schalk gewandt.) Ich bin auch ein Literatus, Herr, habe des Horatii artem poeticam fleißig ſtudiert, und machte in meiner Jugend, Trotz einem,

Verſe, hätte es in der Poeſie auch wirklich weit bringen können, habe ſie aber als eine brodloſe Kunſt in reiferen Jahren ganz negligirt, und meinen Sinn lieber zu den ernſtern Studien gewandt, kann es mir aber in meinem Alter als eine Beruhigung anrechnen, daß ich durch meine Verſe Niemanden, wenigſtens wiſſentlich geſchadet habe.

Schalk begnügte ſich an dieſer Erklärung nicht, ſondern tobte und ſchimpfte auf den Küſter und die ganze Geſellſchaft. Dieſe verſtanden keinen Spaß, man rottirte ſich zuſammen, und ſtieß und trieb den armen Schalk ganz in den Winkel. Er wollte ſich mit Gewalt einen Weg durch den Haufen bahnen, aber nun kam er erſt aus dem Regen in die Traufe, es gab Rippenſtöße und Nackenſchläge, und der unglückliche

Dichter, der indeß immer noch ſchimpfte, und ſich ſeiner Haut ſo gut als möglich wehrte, wurde endlich durch unſere thätige Vermittlung den kampfrüſtigen Händen ſeiner Verfolger entzogen.

Das Dreyzehnte Kapitel.

Das Brautbette.

Wir baten den Wirth um ein beſonderes Zimmer und um Abendeſſen. Er verſprach uns die beſte Stube, die er im ganzen Hauſe habe, einzuräumen, nahm ein Licht und bat uns zu folgen.

Wer war froher als Schalk, daß er den ſpöttelnden Mienen und Reden der handfeſten Geſellſchaft in der Gaſtſtube ausweichen konnte. Er ſchüttelte ſeine Stöße ab, und hüpfte frölich voran.

Der Wirth führte uns eine Treppe in die Höhe; ehe wir aber zu der uns beſtimmten Stube gelangen konnten, mußten wir uns durch eine Reihe von Kornſäcken mühſam durchwinden. Unſre Stube gab ebenfalls einen ſonnenklaren Beweis, daß der Getreidehandel dem

Wirthe mehr einbringen mußte als der Beſuch von Fremden; denn wir mußten erſt mehrere Säcke voll Waitzen und Roggen auf die Seite ſchieben, ehe wir im Stande waren, eine bequeme Stellung zu gewinnen. Der Wirth entſchuldigte ſich mit den böſen Zeiten, wo der Getreidepreis ſo niedrig ſey, daß man es lieber aufhäufe, als um ein Spottgeld verkaufe. Ob uns nun dieß gleich nicht ſo ganz einleuchtend ſchien, ſo hüteten wir uns doch ſehr, Widerſprüche zu thun, um den Wirth nicht auch noch gegen uns aufzubringen, da er Herrn Schalk überdem immer von der Seite anſah.

Meine hochgeehrteſten Herrn Gäſte werden ſich aber in dieſem einem Bette ſchon behelfen müſſen; es iſt hübſch geräumig und hat vollkommen für zwey, und zur Noth für drey Perſonen Platz.

Es ist mein und meiner seligen Frau Brautbette gewesen, und gleich anfangs auf zwey Erwachsene und ein Kind hä, hä, hä! eingerichtet worden. Ich bedaure übrigens von Herzen, daß ich sie nicht nach Stand und Würden zu bedienen im Stande bin; was indeß in meinem geringen Vermögen steht, will ich mit Freude und Vergnügen leisten. Wenn sie Hausmannskost nicht verschmähen, so werde ich sie baldigst nach Kräften bedienen. Lassen Sie sich indeß nicht lang werden.

Der Wirth trollte ab, und wir hatten bis zum Abendessen vollkommen Zeit, die Geräthschaften in unsrer Stube zu mustern. Man muß so manchmal in einen sauren Apfel beißen, also schickten wir uns auch bald mit Ergebenheit in unser Schicksal und unser Nachtquartier, da wir doch hier we-

nigſtens im Trocknen zubringen konnten. Auch war es uns ja von Akademien her noch in friſchem Gedächtniſſe, daß man mit Wenigem auch auskommen kann.

Nur unſer zerſchlagene und durchnäßte Gefährte ließ ſeinen Unwillen in Worten und Handeln aus. In ſo ein verdammtes Loch zu gerathen, rief er, iſt doch eine harte Beſtimmung. Hier kann man eigentlich jene Worte: Die Raben haben ihre Neſter, die Füchſe ihre Gruben, aber des Menſchen Sohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlege, mit vollem Rechte anwenden.

Bey dieſen Worten ſchien er mir ganz bedenkliche Blicke auf das Bett zu werfen, als ginge er eben damit um, es in Requiſition zu ſetzen. Dieß zu verhindern und aus Leibeskräften zu verwehren, denn die Leſer wiſſen ſchon,

daß ich lieber auf Flaumendaunen, als auf einer Pritsche meine Mächte hinbringen mochte, war mein einziges Streben. Noch wußte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, indem ward die Thür geöffnet, und das Bette für dießmal von einer Blokade befreyt.

Das Vierzehnte Kapitel.

Schalk bricht in Elegien aus.

Ein wohlgenährtes, vollwangichtes und von Gesundheit strotzendes Bauermädchen trat, ich will nicht sagen mit leisem, sanftem, sondern mit einem ziemlich vernehmlichen Tritte zur Thür hinein, und brachte uns auf zwey zinnernen oder vielmehr bleyernen Schüsseln ein frugales und mäßiges Mahl. Da wir bisher immer als Epikuräer gelebt hatten, so kostete es uns einige Ueberwindung, ehe wir uns zum Genusse dieses ländlichen Mahles entschließen konnten. Indeß Freund Schalk, der mehr hungrig als naßer zu seyn und sich an diesen Speisen für das vorherige Unrecht rächen zu wollen schien,

rief durch seine hungrigen Blicke, bald auf den vollen runden Busen des Mädchens, bald auf die weniger vollen und nicht so anlockenden Schüsseln dennoch den so gewohnten Appetit in mich zurück, da ich ohnedas, was uns an Speisen abging durch einige des Siegels noch nicht beraubte Flaschen aus unserm Reisevorrathe allenfalls ersetzen konnte.

Da wir keine Stühle auf unserm Zimmer hatten, so war sogleich mein Plan entworfen, für mich und Wegner das Bette in Besitz zu nehmen, und uns in diesem Punkte wenigstens schadlos zu halten. Ich faßte daher mit beyden Armen den wankelmüthigen, von Würmern durchlöcherten Tisch, der fast mehr von diesen als von den Speisen belastet war, und schob ihn grade vors Bette, indem ich Wegnern eben dahin

zog, so daß wir uns beyde in demsel-
den Momente auf die Lagerstätte war-
fen, die wir vor Anbruche des Tages
wenigstens nicht wieder zu verlassen
Willens waren.

Der arme geprellte Schalk stand mit
einem rührenden zur Erde gesenkten
Blicke da. So hat sich denn heut alles
gegen mich verschworen, rief er aus,
naß bin ich wie eine gebadete Katze,
meine Seiten und mein Nacken wund,
wie es bey Lazarus kaum seyn konnte,
nach Ruhe schmachtet mein abgemattе-
ter und angestrengter Körper, und wo
soll er sie finden? Drey Personen
kann das Bette unmöglich in sich fas-
sen, oder es müßten zwey in der Länge
gekrümmt, und einer in der Breite
zusammengepreßt liegen, und keine die-
ser Lagen finde ich wünschenswerth.

Ich ſtörte ihn aus dieſem Monolog, indem ich eine Flaſche hervorzog, und Gläſer verlangte. Sein Geſicht heiterte ſich wieder auf, er zog einen Kornſack vor den Tiſch, langte muthig nach Meſſer und Gabel, nahm Platz, und ließ ſich Eſſen und Trinken wohl ſchmecken. Nachdem er mehrere Gläſer ächten und feinen Hochheimers, der unſerm Gaſte eine eben ſo ſeltne Erſcheinung zu ſeyn ſchien, als uns ein ächt witziger Gedanke von ihm, heruntergeſtürzt hatte, wurde er beredt, und verſprach uns zum Deſert einige Umſtände ſeines Lebens zu erzählen.

Das Funfzehnte Kapitel.

Schalks Lebenslauf.

Unser Tisch wurde bald geleert, die Schüsseln abgetragen, denen Herr Schalk, der das Wort wieder nahm, noch einen traurigen, unbefriedigten Blick nachschickte. Ich bin aus einer der ansehnlichsten Handelsstädte, hub er an, indem er das letzte Glas im Begriffe war zu leeren, gebürtig. Mein Vater gehörte zu der Handwerksgilde die andern Leuten etwas weiß macht, und Staub in die Augen streut. Ich besuchte eine zeitlang die hohe Schule, da aber meine Lehrer nicht das hohe Genie an mir bemerken konnten oder wollten, das sich nicht lange nachher zu aller Welt Erstaunen in voller Kraft und Stärke zeigte, so hielt es mein

Vater nicht für thunlich, länger das theure Schulgeld für mich zu zahlen, behielt mich also bloß in seinem Hause und gab mir die nöthigen Unterweisungen in der Haarkräuslerkunst. Ich mußte mein Talent zuerst an den Perücken von Geistlichen, oder hohen Rathspersonen zeigen, und schon hier hatte ich Gelegenheit, die ersten Spuren meines satyrischen Genies zu erkennen. Ich klebte den Herren eine Menge falscher Locken, die ich aus Mehl und Wasser auf eine künstliche Art zu verfertigen und zu befestigen wußte, in die Perücken. Wenn ein solcher Herr dann auf seinem Rathhause, oder ein Geistlicher in dem Konsistorio saß, die Wände ansah, und nichts zu sagen wußte, so fiel ihnen dagegen eine Locke nach der andern von dem ehrwürdigen Haupte, und die

Sitzung pflegte sich meistentheils mit Gelächter und Beschämung zu enden. Ob ich nun gleich ein inniges Vergnügen darüber empfand, so verlor doch mein Vater dadurch seine Nahrung; die Ursach davon blieb ihm nicht lange verborgen; ich konnte mir keine guten Tage mehr bey ihm versprechen, und hielt es fürs beste, der Stadt, die meine Verdienste nicht anerkennen wollte, den Rücken zu drehen. Unschlüssig, wohin ich mich wenden sollte, irrte ich anfangs ohne Plan umher. Doch kurz und gut entschloß ich mich, nach der ersten besten Universität zu wandern. Ich kam daselbst an, und hatte das Glück, daß mir meine Vaterstadt, ganz gegen meine Erwartung, gar nicht unbeträchtliche Summen zum Studieren jährlich auszahlte. Dafür verlangten die Herrn Magistratspersonen bloß, daß ich ihnen jähr-

jährlich einige Zeugniſſe meines Wohlverhaltens und meiner Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, von einigen Profeſſoren der Univerſität unterſchrieben, überſchicken ſollte. Ich hielt dieß aber eben ſo wenig für nöthig, als Kollegia zu hören, denn mein Geiſt war über dieſe geringfügigen Abſurditäten erhaben, und ich fühlte, daß ich zu einer höhern Beſtimmung geſchaffen ſey. Weil aber die Herren unaufhörlich ihre Forderung wiederholten, die ich mir einmal nicht zu erfüllen vorgeſetzt hatte, ſo drohete ich ihnen in der Folge mit einer fürchterlichen Satyre. Doch ſie nahmen ganz gegen mein Erwarten keine Notiz davon, die Gelder blieben zurück, und ich werde meine Rache nicht lange mehr aufſchieben.

Das Sechszehnte Kapitel.

Wie Schalk ein Satyrenschreiber wurde.

Daß ich mit ungemeinen Geisteskräften ausgerüstet war, blieb mir nun nicht länger mehr verborgen, sondern zeigte sich von Tage zu Tage klarer. Ich war jetzt bloß emsig darauf bedacht, welches Feld der Wissenschaften ich bearbeiten wollte. Da fiel mir zufälliger Weise einmal ein Blatt in die Hand, in welchem ich las, daß es unserer Nation noch an Satyrikern mangele, daß in diesem Fache bis jetzt wenig gethan sey, und einem sinn- und geistreichen Kopfe ein weites und offnes Feld, sein Genie glänzen zu lassen, offen stände. Dieß brachte meinen schon keimenden Entschluß völlig zur Reife, und ich beschloß auf der Stelle, mich bloß aufs

Satyrenſchreiben zu legen, und dem Menſchengeſchlechte eine Geißel zu werden.

Auch kommt mir hiebey ſehr gut der Umſtand zu ſtatten, daß ich die Werke ausländiſcher Dichter benutzen, und mit einigen unbeträchtlichen Veränderungen als mein Original ausgeben kann. Es mangelt mir jetzt überhaupt an Stoff, und ich bin in nicht geringer Verlegenheit, wie ich mein Taſchenbuch fürs zukünftige Jahr ausfüllen ſoll; denn den Hans Sachs kann ich doch nicht einzig und allein ausſchreiben; ich habe deshalb größtentheils dieſe Reiſe unternommen, und verſpreche mir nicht wenig davon. Denn als ich vor nicht gar langer Zeit einige Wochen in der Reſidenz zubrachte, habe ich ganze Bogen voll ſatyriſcher Bemerkungen geſüllt, und ich bin doch

nicht weiter als auf die bekannteſten Spaziergänge, und in eine gelehrte Geſellſchaft gekommen. Aber meinem Falkenblicke entgeht auch die geringſte Bewegung nicht.

Es iſt nur ſchlimm, daß ich mich allenthalben, wohin ich komme, verhaßt mache, und es hernach nicht wieder wagen darf, den Ort zum zweitenmale zu beſuchen. So gieng es mir ſchon auf der Akademie. Ich ließ mich dort herab, zur Beluſtigung des gebildeten Publikums Puppenſpiele zu geben, und ließ mir den Platz nur für den mäßigen Preis eines Gulden bezahlen. Der Saal war nicht ſehr geräumig, doch jedesmal in Ueberfluß beſetzt. Ich brachte zum Amüſement meiner Zuſchauer einige ſkandalöſe Figuren auf das Theater, dieß nahmen aber einige züchtige Jungfrauen, deren Keuſchheit

noch Niemand zu nahe zu treten der Mühe werth gefunden hatte, schlief, fingen ein entsetzliches Lamentabile an, und verliessen eilig und beschämt den Saal. Diese Lumperey machte so viel Aufsehn in der Stadt, daß ich nachher meine Puppenspiele aus Mangel an Einnahme einstellen mußte."

Schalk würde sobald noch nicht aufgehört haben zu sprechen, wenn er nicht an unserm Gähnen, und den Anstalten, die wir trafen, das Bette zu besteigen, deutlich genug gesehen hätte, daß uns mehr am Schlafe als an seinem Lebenslaufe gelegen sey. Wir wünschten ihm eine gute Nacht, und warfen uns auf das Lager.

Schalk jammerte und wehklagte, sah sich in der ganzen Stube nach einem Ruheplatze um, und wälzte sich am Ende mehrere Säcke zusammen, auf

welche er ſich, nicht eben in der bequemſten Lage, warf. Wir baten ihn zwar, uns noch, ehe wir einſchlummerten eine Satyre vorzuleſen, er wollte ſich aber nicht dazu verſtehn, weil er ſich von den heutigen Strapazen und Unglücksfällen erholen müſſe.

Das Siebzehnte Kapitel.

Ankunft in der Hauptſtadt.

Wir ließen uns am andern Morgen früh wecken, weil wir an dieſem Tage noch gern den Ort unſrer Beſtimmung, die Reſidenz erreichen wollten. Schalk lag noch im Todesſchlummer, als unſre Pferde ſchon geſattelt ſtanden, und wir uns zur Abreiſe fertig machten. Wir waren ſehr froh unſern beſchwerlichen Gaſt auf eine ſo gute Manier los zu werden, ließen ihn in Ruhe ausſchlafen, und fuhren ab. Nachdem wir einen langen und beſchwerlichen Weg zurückgelegt hatten, langten wir gegen Abend in der Reſidenz an, und ſchlugen unſre Wohnung in dem uns von unſerm Hofe angewieſenen Geſandtſchaftshauſe auf. Da uns keine über-

mäßigen Geschäfte drückten, und uns auch gar keine Vorschriften gemacht waren, so konnten wir uns ganz unsrer Laune überlassen, und die Zeit nach Belieben verbringen.

Daß wir uns dieser Freyheit ganz und gar bedienten, und uns wenig um die Zukunft kümmerten, wird keinen befremden. Wir waren jung und unerfahren, und ließen uns schlechterdings durch den Gedanken nicht stören, daß es nicht immer so bleiben könne, und wir vielleicht bald von dieser plötzlich erstiegenen Höhe eben so schnell und unerwartet wieder gestürzt werden könnten. Ueberhaupt war es mir, seitdem ich das Haus meines Stiefvaters heimlich verlassen, und so aufs Gerathewohl meine Wanderung in die weite Welt unternommen hatte, die wenigen Nackenschläge des Hausknechts in der

Schauſpielerſchenke ausgenommen, die mir überdem damals noch nichts ganz ungewohntes waren, immer glücklicher gegangen, als ich irgend erwarten konnte. Kein Wunder alſo, daß ich mir thöricht genug einbildete, daß es immer ſo bleiben müſſe, und mir nie ein Unfall widerfahren könne. Kurz, ich lebte in einer ſorgenloſen Sicherheit, und war nur darauf bedacht, mein Leben in dieſer für mich ganz neuen Welt zu genießen.

Nach dem Charakter, den ich bekleidete, durfte ich auf die erſten Zirkel der Hauptſtadt Anſpruch machen, und konnte ohne große Umſtände in den vornehmſten Häuſern erſcheinen. Meine reichlich geſpickte Börſe gab meinen Vorſätzen den kräftigſten Nachdruck, und berechtigte mich zu den kühnſten Unternehmungen. Ich hatte es mir

im ganzen Ernſte vorgenommen, hier eine bedeutende Rolle zu ſpielen, und die Aufmerkſamkeit von Hohen und Niedern auf mich zu ziehn, denn ich war eitel und thöricht genug mir das einzubilden, und brachte dabey meine nicht häßliche Figur in keinen geringen Anſchlag. Meine Börſe hielt ich für unerſchöpflich, und ſah daher gar keinen Grund, mir es an irgend etwas fehlen zu laſſen. Bis jetzt wußte ich nur eigentlich noch nicht, auf welche Art ich vorzüglich glänzen, und wie ich mein Geld am beſten anwenden ſollte.

Das Achtzehnte Kapitel.

Der Cicerone.

Die ersten Tage unsers Aufenthalts in der Residenz hielten wir uns ziemlich eingezogen, und begnügten uns bloß die zahlreichsten Spaziergänge in und um der Stadt zu besuchen. Auf einem derselben begegnete uns unser akademische Freund Haberstroh, der sich sogleich an uns schloß, und sich über unser enormes Glück, wie er es nannte, nicht genug verwundern konnte, da er es uns nie zugetrauet haben mochte, daß wir je die Berufsgeschäfte eines Thorschreibers würden leisten können, und jetzt waren wir nicht gar weit mehr vom Staatsrathe entfernt.

Mir ist es nicht so geboten, sagte er, aber man muß sich nun schon in

sein Geschick fügen, wenn man bedenkt, daß man den Posten eines Konsistorialraths verdiente, indem man als ein armseliger Pädagog sich ums tägliche Brod quälen und ängstigen muß. Indeß gereicht es zu meiner großen Beruhigung, daß ich mich in dieser großen Stadt einzig und allein mit der Bearbeitung der deutschen Sprache beschäftige, denn einer muß dieß doch wenigstens wohl thun, und dieser Eine bin ich. Ausserdem dirigire ich mehrere Frauenzimmeranstalten, und redigire ein berühmtes Journal, das ich Euch hiemit rekommandiren will, da Ihr aus demselben immer die Tagsgeschichten brühwarm und aus authentischen Quellen erfahren könnt. Es wird hier gar zu viel ausgesprengt und gelogen, daher bedient euch eines guten Raths, und nehmt nicht alles für baare Wahrheit,

was man euch als Neuigkeit aufdringt. Findet ihr aber die Bestätigung davon in meinem Journale, so könnt ihr Stein und Bein darauf wetten, daß es keine Lüge ist, denn es kostet mir manchen guten Groschen in Bierhäusern und Tabagien, um die Aufwärter und Hausknechte auf meine Seite zu ziehn, und sie mir geneigt zu machen, damit ich immer die Wahrheit zuerst erfahre, und nicht zu den gemeinen Abschreibern der Herausgeber des Volksfreundes, des Boten, der Lärmkanone und andrer nichtswürdigen Blätter herabsinke.

Wir waren indeß am Thore angelangt, das das schönste in der ganzen Stadt und vielleicht in ganz Deutschland ist. Unser Freund machte den Cicerone und sagte, ich bin zwar nicht im Stande, Euch die einzelnen Schön-

heiten dieſes Thores zu entwickeln, aber Euer Blick wird gewiß mit Bewunderung und Wohlgefallen auf dieſem Gegenſtande ruhen. Das Propyläum zu Athen war das Muſter, welches der Baumeiſter durch ſeine Kunſt zu erreichen ſtrebte. Oben auf dem Thore erblickt Ihr eine Quadrige, welche den Triumph des Friedens vorſtellt, und unter ihr ein Basrelief, auf welchem Markgraf Albert Achilles in einer Schlacht gegen die Nürnberger mit eigner Hand eine Fahne erbeutet.

So unbefriedigend und grundfalſch uns dieſe Erklärung auch war, ſo hielten wir es doch nicht der Mühe werth, Einwendungen zu machen, da es uns nicht unbekannt war, welche erhabene Idee unſer Begleiter von ſeinen Talenten und Kenntniſſen hegte. Wir hätten ihn uns nur aufſäzig gemacht,

und das lag außer unſerm Plane, da wir uns bey andern Gelegenheiten ſeiner noch bedienen wollten. Wir hatten indeß nicht das Vergnügen ihn dieſen Tag noch lange um uns zu ſehen; er verließ uns bald, da er noch nothwendige Geſchäfte zu beſorgen hatte, verſprach aber uns nächſtens zu beſuchen und in einige gelehrte und geiſtreiche Zirkel einzuführen.

Das Neunzehnte Kapitel.

Wir ſetzten den Weg nach unſrer Wohnung fort, da ich Wegnern heute zu keiner weitern Zerſtreuung bewegen konnte, weil ihm das Bild ſeiner Cäcilie unaufhörlich vor Augen ſchwebte. Sein ihn faſt immer belebender Frohſinn war ſeit einigen Tagen durch Sorgen um ſeine Geliebte, und Qualen, die er ſich ſelbſt ſchuf, verſcheucht. Dazu kam, daß er nicht die geringſte Hoffnung hegen konnte, ſie in dieſen Mauern zu finden. Beſonders war aber der Gedanke meinem Freunde ſchmerzhaft, daß die unglückliche Cäcilie, in der Lage worin ſie ſich befand, ſich leicht Jedem, der nur Offenheit und Redlichkeit heuchein konnte, anvertrauen möchte. Und wie leicht iſt es auch, ſich

zum

zum Vertrauten eines jungen unerfahrnen, und überdem höchſt unglücklichen eingekerkerten Mädchens zu machen.

Aber glaube mir nur, wandte ich Wegnern ein, daß der Herr Onkel nicht ſo einfältig ſeyn, und jedem den Zutritt zu ſeiner Schönen geſtatten wird, er wird ſie vielmehr als ein Kleinod betrachten, deſſen man ſich nie genug vergewiſſern kann. Dir nur, dir allein iſt es aufbehalten ſie zu retten, zu befreyen, und ein dunkles Vorgefühl läßt mich ahnen, daß dieſer Zeitpunkt nicht ſo gar fern mehr ſeyn kann.

Du biſt ein leichtiger Tröſter, ſagte Wegner, haſt du es denn vergeſſen, daß uns unſere Ahndungen ſchon ſo oft getäuſcht haben, daß wir ſchon unzähligemahl auf dem Punkte zu ſeyn glaubten, wo wir ganz gewiß dachten, hier iſt ſie, hier muß ſie ſeyn. Als wir an

das verwünſchte Schloß kamen, wo wir ſo plötzlich aus Vagabunden zu Legationsräthen gemacht wurden, dachte ich ganz zuverläſſig: hier nur kann der alte Böſewicht, der dir dein Liebſtes raubte, vor den Nachforſchern und Kundſchaftern in heimtückiſcher Verborgenheit ſicher leben; aber würde dies unzugängliche Aſyl auch von einem Drachen bewacht, ſo ſoll und muß es mir doch gelingen — denn Liebe und Jugend bieten Rieſenkräften Trotz — mein Eigenthum dir abzujagen, und ſollt ich auch bey der Unternehmung erliegen.

So ſchwärmte mein hypochondriſcher Freund in trüben Stunden, und ich konnte dann nichts thun, als ihm Hoffnung einflößen, oder ſchweigen.

Das Zwanzigſte Kapitel.

Ueber Handlung und Charakter des Lebens.

Das menſchliche Leben, dünkt mich, erſcheint dem Beobachter unter zweierley Kategorien: die ſogenannten Handlungen der Menſchen, die Bücher, welche die Autoren, und die Rezenſionen, welche die Kunſtrichter darüber ſchreiben, die Kinder welche der Liebhaber, — und die heilige Taufe welche der Ehemann darüber veranſtaltet — die Akten, welche der Inſtrument mühſam vollſchreibt, der Decernent mit gröſſerer Mühe herauslieſt — die Kattenbeutel, die der ſparſame Kapitaliſt am Ende des Quartals — für eine kleine Zukunft von 100 Jahren beſorgt — auf die Bank bringt; alle

dieſe wichtige Zufälle des Lebens möchte ich die materiellen Beſtandtheile deſſelben nennen. Aber wie elend, nüchtern, trocken ſcheint mir die Exiſtenz ohne die Bedingung eines formalen Charakters, der ihr Geiſt, Leben und Anmuth erſt leihen muß! Es wäre daher leicht möglich, daß die Biographie, wie die Phyſiognomie eines wackern Mannes, der ſein Leben in gemeinnühziger Thätigkeit abſolvirt, die Litteratur mit wichtigen Werken, den Staat mit einigen wohlgerathnen Bürgern, die Regiſtraturen mit anſehnlichen Stößen und den Nationalreichthum mit einigen guten Hypotheken vermehrt hätte, ziemlich langweilig geriethe, wenn nicht glücklicherweiſe die Natur — kühner als ihre Geſchöpfe — in den ſtrengſten Syſtemen Anomalien ſich erlaubt hätte,

die wichtiger und interessanter werden, als das System selbst.

Von solchen wichtigen und folgereichen Handlungen kann ich meinen Lesern im Verfolg meiner Geschichte wenig versprechen. Meine Biographie ist äusserst dürftig daran. Und, was das schlimmste ist, diese Handlungen — welche einige Menschen so bescheiden sind, für die Bestimmung ihres Lebens zu halten — sie haben mich im Leben selbst oft so schrecklich ennuyirt, sie haben mich so oft um einen der „paar Augenblicke des Lebens *)" und, indem sie mich in Lei-

---

*) Friedrich II. sagt: (Oeuvres posth. T. VII. p. 307)

„Nous avons deux momens à vivre: qu'il en soit un pour les plaisirs!"

benſchaft ſehten, um den wahren Entzweck deſſelben betrogen, daß ich ihrer ſo ſatt in der Natur, als überdrüſſig in der Schilderung bin.

In dieſen Blättern dürfen die geneigten Leſer kaum etwas anders, als Anomalien ſuchen und finden.

„Und das Syſtem des Verfaſſers und die Tendenz des Buchs und die Abſicht, wo er hinaus will?“

Soll denn alles Syſtem und Tendenz und Abſicht in der Welt ſeyn! — Die Wuth ſyſtematiſch zu ſeyn, hat bereits ſeit tauſend Jahren der Philoſophie eine tödtliche Waſſerſucht zugezogen; der neuere Roman war allein jetzt ein ſyſtem und zwangloſes Spiel — wozu ihm ſcholaſtiſche Formen aufzwingen, deren unbehülfliche eiſerne Gelenke ſelbſt die geſunden Glieder der Wahrheit wund drückten? Die zarte,

ren Muskeln poetiſcher Phantaſie wür-
den bald der Laſt des Eiſens erlie-
gen —

Wir ſchöpfen Luſt ohne Syſtem, wir eſſen zu Mittage, weil es ein Uhr iſt, wir machen Beobachtungen, weil wir nicht anders können, und – wir amüſiren uns, ſo gut wir können; da es doch höchſt ungewiß iſt, ob wir wirklich exiſtiren oder ob wir nur ein leeres Gedankending in dem poſitiven Ich des Herrn Doktor Fichte ſind?

Glücklich, wenn der Zweck des Verfaſſers mit dem Gefühle des Leſers zuſammen trift, wenn die Unterhaltung des letztern kein leeres Gedankending bleibt, wenn er vergißt, nach der Tendenz des Buchs zu fragen, weil es genugſam bis an die letzte Seite ihn hinhält. Denn, wäre es nicht thö-

richt nach dem Plane eines Buchs oder eines Lebens zu fragen, das uns bis zur letzten Seite befriedigte? Bescheiden wir uns nicht, wenn wir in der Komödie lachen, in der Tragödie weinen, im lyrischen Drama gähnen und im Familiengemälde seufzen können? Darf man billigerweise strengere Forderungen an einen komischen Roman oder an eine wahre Lebensgeschichte machen? —

Das Ein und Zwanzigſte Kapitel.

Ich bin oben auf.

Wer war jetzt glücklicher als ich, denn ich ſelbſt hielt mich im hohen Grade dafür, und glaubte, daß ich überall beneidet würde. Meine Wohnung war glänzend, mit den geſchmackvollſten und modernſten Geräthen ausgeſchmückt, meine Tafel wurde täglich mit einer Menge der beſten und ausgeſuchteſten Schüſſeln beſetzt, und mein Keller mit Fäſſern voll alten balſamiſchen Weins angefüllt, lockte Bekannte und Fremde, Speichellecker und Schmarotzer in mein Haus, wo die Göttin der Gaſtfreyheit ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben ſchien.

Meine Diener, die völlige Freyheit bey mir genoſſen, weil ich deren ſo

viele beſaß und ſo wenige Geſchäfte für ſie hatte, hinterbrachten mir bald, daß man in der ganzen Stadt meine Freygebigkeit, Geſelligkeit, und meine offnen Tafeln nicht genug rühmen könne, daß ich allen als ein Mann vom beſten Tone, vom biederſten Herzen, von den leutſeligſten Geſinnungen, von der freyeſten Denkart gelte. Kurz, man könne ſich nicht genug in mein Lob ergießen, da ich alle Vorzüge meines Standes und alle Bürgertugenden in meiner Perſon vereinige.

Dieſe täglichen Verſicherungen und Lobeserhebungen ſchmeichelten meiner Eitelkeit nicht wenig, und berechtigten mich zu glauben, daß ich wirklich mit ganz ungewöhnlichen Vorzügen prange, und mich nur zu zeigen brauche um zu glänzen, und Aufmerkſamkeit, wo nicht gar Bewunderung zu erregen.

Es gab in der Reſidenz keine glänzende Fete, der ich nicht beygewohnt hätte, keinen Ball, wo ich nicht als erſter Tänzer von allen Damen einſtimmig anerkannt wäre. Meine Bekanntſchaften wuchſen mit jedem Tage; ich hatte keine Stunde für mich, gab entweder ſelbſt Gaſtmale, oder war die Seele derſelben in den erſten und vornehmſten Häuſern.

Das Zwey und Zwanzigſte Kapitel.

Ich kann der Tanzluſt nicht widerſtehen.

Eines Abends war ich zu einem Maskenballe eingeladen, und langte noch vor der angeſetzten Zeit an dem beſtimmten Orte an. Ich fand indeß einige Freunde daſelbſt, und da wir in Verlegenheit waren wie wir die Zwiſchenzeit ausfüllen und hinbringen ſollten, ſo beſchloſſen wir, uns bis dahin zu entfernen, und in ein nahegelegenes Kaffeehaus zu begeben, wo wir uns ſo lange zerſtreuen wollten.

Unſer Entſchluß wurde bald ins Werk geſetzt; wir langten an, ließen uns einige Flaſchen bringen, und kamen ſo in Geſchmack, daß wir fürs erſte an keinen Aufbruch dachten. Ziemlich

ſpät begaben wir uns endlich mit ſchwankenden Füßen und ſchweren Köpfen, wenigſtens machte ich unterwegs dieſe Bemerkung an meiner werthen Perſon, und war auf Mittel bedacht, wie ich beym Tanze mich aufrecht erhalten möchte, nach dem Hauſe des Herrn von Q . . .

Eine einladende Muſik ſchallte uns ſchon von weitem entgegen, meine Füße waren willig, der Kopf zwar, wie ſchon geſagt, nicht ſo ganz wie er ſeyn ſollte, indeß — es wird ſchon gehen, dachte ich, du brauchſt dich ja bloß auf raſche und ſchwebende Tänze einzuſchränken, dein Körper iſt zu gewandt als daß er den Füßen den Dienſt verſagen ſollte. Nur muthig, es wird ſchon gehen.

Ich ſtand auf dem hell erleuchteten Saale nicht lange müßig und konnte den Anblick der ſchlanken in langen Reihen

dahinwallenden Schönen nicht mehr ertragen, sondern mischte mich schnell unter die Tanzenden. Das Zutrauen zu meinen Kräften hatte mich nicht getäuscht, denn ich flog mit meiner Dame zur Verwunderung aller Zuschauer mit einer Leichtigkeit und Geschwindigkeit dahin, die mich selbst erstaunen machte.

O Bacchus, Gott der Reben, flüsterte ich für mich, wie zeigt sich deine Kraft so wunderbar an dem Menschen. Dein Feuer durchdringt alle Adern, belebt mit Göttermuth, giebt jedem Unternehmen Kraft, und feuert uns zu den kühnsten Thaten an. Was man bey nüchternem Muthe kaum zu denken wagt, wird sogleich in Erfüllung gebracht, wenn dein allbelebender Geist uns nur anhaucht. So viel auch die Dichter zu allen Zeiten und in allen Zungen dir ihr Opfer dargebracht ha-

ben, ſo iſt doch all ihr Preiſen, alles Vergöttern deinen Zauberkräften nicht genügend, immer bleiben wir nur ſchwache Menſchen von ſchwachen Organen.

Die Beendigung des Tanzes ſetzte meinen Betrachtungen ein Ziel. Erhitzt taumelte ich aus den Reihen nach dem Erfriſchungszimmer zu, und ſtieß ziemlich unſanft auf eine männliche Maske.

Das Drey und Zwanzigſte Kapitel.

Ich bekomme Händel.

Platz da! rief ich, hat man keine Augen im Kopfe?

Gemach, gemach mein Herr, ſchallte mir eine wie es mir ſchien nicht ganz unbekannte Stimme entgegen, ſind Sie ſo berauſcht, oder ſo blödſinnig, daß Sie alle Regeln des Wohlſtandes vergeſſen?

Ich ſehe keine Verbindlichkeit ein, antwortete ich trotzig, gegen Sie dergleichen zu beobachten.

O das werde ich Ihnen gleich zeigen; auf der Stelle Abbitte — oder —

Hölle und Teufel, für wen halten Sie mich?

Das verlange ich von Ihnen zu erfahren. Noch einmal augenblickliche Abbitte —

Das muthen ſie einem Schurken zu, aber nicht mir, ich bin augenblicklich bereit, eine Genugthuung von andrer Art —

Dazu iſt hier der Ort nicht, ihr Name —

Nach Belieben, ich ſtehe immer zu Dienſten. — Ich nahm indeß eine Karte aus der Taſche, und überreichte ſie ihm.

Er ſteckte ſie zu ſich und entfernte ſich plötzlich. Mein Geſicht glühte, und ich knirſchte mit den Zähnen. Das war eine mir bis dahin ganz ungewohnte Sprache, und ich hätte in dieſem Momente meinen Gegner durchbohren können. Unſer Streit hatte mehrere Perſonen von der Geſellſchaft herbeygezo-

gen, das Gerücht davon verbreitete ſich durch den ganzen Saal, man hatte mich an meiner Stimme erkannt, aber keiner wollte meinen Gegner kennen, oder ihn nicht offenbahren.

So gern ich dieſen ganzen Vorfall auch geheim gehalten hätte, ſo war es doch zu ſpät. Meine fröhliche Stimmung war ganz dahin, denn ſo gut ich mir bewußt war, daß ich mehr getrunken hatte, als ich hätte thun ſollen, ſo wenig konnte ich mich doch entſinnen, ob ich nicht meiner Ehre etwas vergeben hatte. Dieſer Gedanke peinigte mich fürchterlich; Spiele, Tanz, und Pokäle wurden mir gleichgültig, und eine quaalvolle Unruhe trieb mich früher als gewöhnlich von dem rauſchenden Tanzboden nach Hauſe.

Das Vier und Zwanzigste Kapitel.

Betrachtungen.

An Schlaf konnte ich nicht denken, mein Stolz war gekränkt und für meine Ehre war ich besorgt. Ich lief wie ein Rasender in meinem Zimmer auf und ab, denn ich mochte hin und her sinnen, so viel ich wollte, so war es mir nicht möglich mich zu besinnen, ob ich oder er der beleidigte Theil war. Und was mich am allermeisten marterte, war, daß ich mich nach dem Namen meines Mannes nicht einmal erkundigt hatte. O, ich hätte bersten mögen vor Wuth und Ungeduld. Wegner suchte mich zwar zu überzeugen, daß ich mir diese ganze Sache viel mehr zu Herzen gehen ließe, als es nöthig

ſey, er hielt es für eine Kleinigkeit, die nicht die mindeſten Folgen nach ſich ziehen könne, und verſicherte mich, daß ich der beleidigende Theil geweſen ſey. Mein Gegner würde ſich, da er meinen Stand und Namen wiſſe, gewiß melden, wenn es ihm um Genugthuung zu thun ſey; übrigens ſollte ich mich darum weiter nicht kümmern, und den Aufſchluß abwarten, der auf keine Weiſe nachtheilig für mich ausfallen könne.

Der heftige Aerger, verbunden mit dem überladenen Genuſſe des Weins, hatte mir ein ungewöhnlich ſtarkes Kopfweh verurſacht, das mich meiner Sinne beraubte. Ich warf mich unmuthig auf mein Bette, und erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Gegen acht Uhr des folgenden Tages brachte mir mein Bedienter ein

Billet vor mein Bette, als ich kaum erwacht war. Alles was am gestrigen Tage mit mir vorgegangen war, schwebte mir nur wie ein Traum vor den Augen. Mein Kopf war wüste, und ich mußte alle meine Gedanken zusammen nehmen, um mir eine deutliche Vorstellung des nächtlichen Vorfalls zu vergegenwärtigen.

Laß doch sehen, rief Wegner, indem er mir das Billet aus der Hand zog, es müßte mich alles trügen, oder dieses Blatt giebt uns Aufklärung.

Er erbrach es, las und sagte: da haben wir die Bescheruna, Kugeln wechseln, daß du mit deinen Pistolen in der Hölle wärest!

Das Fünf und Zwanzigſte Kapitel.

Herausforderung.

Der Inhalt des Papiers war folgender:

Mein Herr!

„Sie werden ſich, wenn Sie anders Ihren Rauſch nun ausgeſchlafen haben, noch wohl entſinnen, „was auf dem geſtrigen Balle zwiſchen uns, vorgefallen iſt. Sehn „Sie es jetzt bey nüchternen Sinnen „ein, daß Sie mir eine unverzeihliche Beleidigung zugefügt haben, „die ich bloß darum nicht erwiederte, „weil ich das Haus unſers Wirthes „und die Geſellſchaft zu hoch ſchätzte, „ſehen Sie es alſo jetzt ein, wohlan „ſo iſt noch gut zu machen was Sie

„verbrochen haben. Ich thue Ihnen
„alſo jetzt noch einmal, und zwar
„zum letztenmale den Vorſchlag, mir
„in Gegenwart aller der Perſonen,
„die wir geſtern geſehen haben, oder
„ſchriftlich, wie ich ſie Ihnen dikti-
„ren werde, eine Abbitte zu thun;
„wo nicht, ſo hoffe ich Sie um 12
„Uhr im * ſchen Garten zu ſehn.
„Ihre Politeſſe wird hoffentlich den
„klügſten Weg wählen.

Marquis Briſſac.

Der Kerl führt ja impertinente Redensarten! ſpricht wahrhaftig, als ob er einen unmündigen Burſchen vor ſich hätte. Mir ſo etwas zu ſchreiben, ſolche entehrenden Anträge zu thun! mir! Was bildet ſich der Menſch ein? glaubt er, daß ich mich fürchten werde, ihm Auge gegen Auge über zu ſtehn.

O, mein Freund, da hat er ſich ſehr geirrt; ich werde ihm zeigen, wie er künftig mit Menſchen von meinem Charakter muß umgehn lernen. Der Wiſch ſoll ihm theuer zu ſtehen kommen. Du ſekundirſt mir doch, Wegner?

Verſteht ſich, und wenn du unglücklich wärſt, ſo ſchieße ich den Schurken mit dem andern Piſtol über den Haufen. Es wird immer einen kleinen Spaß abgeben, und man hat doch dann einmal in der Stadt eine intereſſante Neuigkeit zu erzählen. Aufſehn wirds auch genug machen!

Das glaub' ich, man wird uns auch als unternehmende Leute, die ihrem Manne ſtehn, reſpektiren und fürchten. Ich begreife nur nicht, wie dieſer Menſch es ſich unterſtehen kann, ſo

eine trotzige und brutale Sprache zu führen. Doch wir wollen die Zeit nicht mit unnützem Geschwätze hinbringen, die Stunde ist nicht mehr fern, und ich bin begierig den Herrn Marquis bey Tageslichte zu sehen.

Das Sechs und Zwanzigste Kapitel.

Der Herr Marquis wird demaskirt.

Wir kamen noch vor dem Glockenschlage in dem bestimmten Garten an, wo wir schon eine ansehnliche Gesellschaft fanden, die sich auf Einladung des Marquis hier eingefunden hatte. Ich traf mehrere Bekannte unter ihnen, und da die Hauptperson selbst noch nicht angelangt war, so bemühete ich mich zuvor einige Erkundigungen von ihm einzuziehen.

Es ist kein ehrliches Haar an diesem Menschen, sagte mir einer meiner Freunde, viel Worte und wenig dahinter, viel Glanz und woher? weiß sich keiner zu beantworten. Er ist als der erste Spieler in der Stadt bekannt,

aber ſeine Ehrlichkeit zieht man eben ſo ſehr als ſeinen Stand in Zweifel; man hat ihn nur noch keines Betrugs überführen können, aber man ſieht ihm überall jetzt ſehr auf die Finger. Trumpfen Sie ihn nur tüchtig ab, es wird ſich keiner ein graues Haar deshalb wachſen laſſen.

Eben ſchlug es zwölf, und der Marquis trat von ſeinem Sekundanten begleitet hervor. Ich nahm ihn ſcharf ins Auge, entdeckte Züge, die mir nicht ganz unbekannt ſchienen, beſann mich ein Weilchen, zweifelte dann keinen Augenblick mehr, ging ſcharf auf ihn zu, und donnerte ihm die Worte entgegen:

Alſo mit Ihnen, Herr Baron Hellbeck, ſoll ich mich ſchlagen? Er war es wirklich; meine Frage ſetzte ihn in eine merkliche Verlegenheit, er ſchien ſich

nicht auf eine genügende Antwort besinnen zu können, und maß mich von Kopf zu Fuß.

Alle Gegenwärtigen waren aufs höchste gespannt, und es entging mir in den Blicken mehrerer eine gewisse Schadenfreude nicht, die mit Ungeduld nur auf nähere Entwickelung wartete.

O, mit Ihnen Herr Marquis, Baron, Peruquier, denn ich bin wirklich in Verlegenheit, welchen Ehrentitel ich Ihnen, da sie so reich an denselben sind, beylegen soll, bin ich schlechterdings nicht Willens Kugelp zu wechseln, meine Ehre setze ich gegen die Infamien eines Gauners und Betrügers nicht aufs Spiel.

Hellbeck wußte sich vor Wuth nicht zu lassen, war aber dabey so aus der Fassung gebracht, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Sein Sekundant nahm endlich das Wort, ging mit mir und noch mehrern Anweſenden auf die Seite, und verlangte Aufklärung von mir. Ich ertheilte ihm dieſe in wenigen Worten, ſagte ihm was ich von dem Lebenslaufe des Barons wußte, und daß man ihn im Bade zu *, als einen falſchen Spieler ertappt, aus dem Zimmer geworfen, und ihm, ſich nie wieder unter die Badegeſellſchaft zu miſchen, gänzlich unterſagt habe.

Ich hatte nicht nöthig, erſt lange und breite Verſicherungen zu thun, ehe man mir Glauben beymaß; die gänzliche Verwirrung des Herrn Exmarquis, und ſein Bemühen, unſrer läſtigen Geſellſchaft auf eine gute Art zu entkommen, waren Zeugen genug für mich, und auſſerdem würde man meine Ausſage auch wohl nicht bezweifelt haben,

da, fast jeder Einzelne in der Gesellschaft, wie ich bald nachher erfuhr, nicht unbeträchtliche Summen gegen ihn verlohren hatte.

Man warf dem Marquis verächtliche Blicke zu, sein Sekundant näherte sich ihm, hielt ihm seine Bubenstreiche in kurzen Worten vor, ergriff ihn beym Arme, und wies ihm unter gräßlichen Drohungen, wenn er es je wagte sich wieder unter dieser Gesellschaft blicken zu lassen, die Wege.

Das Sieben und Zwanzigſte Kapitel.

So endigte ſich dieſes Abentheuer auf eine ganz unerwartete Art. Wir blieben noch einige Stunden zuſammen, und ich erfuhr, daß der Marquis, denn als ſolcher hatte er ſich hier erklärt, ſchon einige Monate in der Reſidenz zugebracht hatte. Seinem Vorgeben nach, war er vor mehreren Jahren aus Frankreich emigrirt, in Ruſſiſche Kriegsdienſte getreten, und jetzt habe er auf Urlaub eine Reiſe unternommen, um ſeine Geſundheit, die das rauhe ruſſiſche Klima nicht vertragen könne, wieder herzuſtellen.

Er hatte während ſeines hieſigen Aufenthalts auf einem glänzenden Fuße gelebt, in mehrern anſehnlichen Häuſern Zutritt erhalten, und ſtand jetzt auf

dem Punkte mit der einzigen Tochter des Herrn von Q., ebendesselben, wo sich unser Streit entsponnen hatte, in eheliche Verbindung zu treten.

Dieß zu hintertreiben, und das Mädchen von dem Abgrunde zu entfernen, dem sie schon so nahe stand, war unser aller Bestreben. Mir stellte sich Binchens unglückliche Lage ganz vor Augen, und ich zitterte bey dem Gedanken, daß es diesem Böſewichte noch einmal gelingen sollte, ein unschuldiges Mädchen aufzuopfern, was freylich Binchen nicht mehr war, als sie sich ihm freywillig in die Arme geworfen hatte. Doch bey dem Fräulein von Q. war dieß wirklich der Fall, sie galt überall als ein Mädchen vom unbescholtensten Rufe, und hatte zugleich für die Zukunft einmal ein ansehnliches Vermögen zu erwarten.

Ich

Ich war nicht wenig entzückt, ſo unerwarteter Weiſe der Retter einer Familie zu ſeyn, und dankte dem Schickſale aus vollem Herzen, daß es mir aufbehalten war, die Bubenſtücke eines Betrügers zu entſchleyern, der ſchon ſo manchen Fluch auf ſeinem Gewiſſen hatte.

Das Acht und Zwanzigste Kapitel.

Wurst wieder Wurst.

Wir beschlossen also eine Depatation aus unsrer Mitte an den Herrn von Q. abzuschicken, und ihm über den glänzenden Lebenslauf seines zukünftigen Herrn Schwiegersohns einige eben nicht vortheilhafte Details zu liefern. Die Sache wurde bald ins Werk gesetzt, und einige von der Gesellschaft begaben sich zu ihm.

Froh, diesen Vorfall auf eine für mich so ehrenvolle Art beygelegt zu sehn, hielt ich mich wacker an die Flaschen, denen ich die erste Veranlassung jenes Vorfalls mit vollem Rechte zu verdanken hatte. Ich gestehe es, daß ich fast noch nie mit so freyer Brust,

und ſo innigem Wohlbehagen meine Gläſer geleert, und wieder gefüllt habe. Ich war mir einer guten That bewußt, obgleich mir der Zufall die Veranlaſſung dazu gegeben hatte; daneben kann ich es aber meinen Leſern auch nicht leugnen, daß es mich nicht wenig erfreute, dem Baron Hellbeck eine Beute abzujagen, in deren Beſitze er ſich ſchon ganz gewiß glaubte. Ich rächte mich dadurch wegen der einigen Wochen, die ich, als er mir Vienchen entführte, im Gefängniſſe hatte ſchmachten müſſen, wo ich wenigſtens die erſten Tage hindurch in einer gränzenloſen Herzensangſt ſchwebte.

Alles das war meiner Seele jetzt ſo lebendig, da der Anblick des Barons alle meine vorigen Träumereyen und Hoffnungen vom künftigen Wohlleben und Glückſeligkeit in mich zurück-

gerufen hatte. Ich bildete mir damals, als ich mich in Bienchens Beſitze ſchon ganz gewiß glaubte, auf den künftigen Beſitz von acht Dörfern und einer Stadt nicht wenig ein, und hatte mir bereits eine ſolche Menge von ſchimäriſchen Planen entworfen, wie ich mich als Eigenthümer eines ſo unermeßlichen Reichthums würdig zeigen ſollte, daß mir eine Wahl derſelben, wenn meine Hoffnung wirklich in Erfüllung gegangen wäre, gewiß ſehr ſchwer würde geworden ſeyn. Doch plötzlich wurde ich von meiner Höhe herabgeſtürzt, indem mir der Baron mein theures Bienchen, und meine noch viel wertheren künftigen Reichthümer in einer Nacht entriß.

Daher war ich, ich geſtehe offenherzig meine ſchwache Seite, erfreut, dem Baron einen ähnlichen Poſſen ſpielen zu können, nur mit dem Unterſchiede,

daß es von meiner Seite Pflicht war so zu handeln. Auch meine Existenz war mir gar nicht gleichgültig, und ich war nicht im mindesten geneigt, jetzt schon das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechseln, denn mit Feuergewehr ist doch wahrhaftig nicht zu spaßen! Also auch in dieser Rücksicht konnte ich mir Glück wünschen, und daß ich es aus Herzensgrunde that, wird keiner bezweifeln, der sich aus einer ähnlichen Verlegenheit glücklich gerettet hat.

Das Neun und Zwanzigste Kapitel.

Mir wird ewige Freundschaft angeboten.

Indem ich noch in Gedanken so phantasirte, und nicht aufhören konnte, mich glücklich zu preisen, kam die Deputation aus dem Hause des Herrn von Q. wieder zurück. Sie hatte sich ihres Auftrags zum ungemeinen Erstaunen des gnädigen Herrn, und zur nicht geringen Freude des gnädigen Fräuleins mit allen möglichen Beyleids, und Glückwunschsbezeugungen entledigt. Vater und Tochter konnten sich natürlicher Weise von dieser Hiobspost erst gar nicht wieder erholen, und der alte Herr zumal konnte schlechterdings nicht begreifen, wie er den Wolf aus den Schaafskleidern nicht habe hervorb[illegible]

ken ſehen, da er doch ſonſt ein feiner Menſchenkenner ſey, und Lavaters phyſiognomiſche Fragmente gewiß dreymal durchſtudiet habe. Indeß verſicherte er, gewiß nie wieder dem bloßen Scheine zu trauen, und künftig immer nach einer lang bewährten Erfahrung ſeinen Entſchluß erſt zu beſtimmen. Mir ließ er auf die allerverbindlichſte Art ſagen, daß weder er, noch ſeine Kindeskinder es je vergeſſen würden, welchen groſſen Dienſt ich ihnen durch dieſe Entdeckung geleiſtet hätte. Worte könne er nicht finden um ſeine Empfindung, die voll des heiſſeſten, glühendſten Dankes ſey, für meine uneigennützige Vorſorge gegen ſein Haus, hinlänglich auszudrücken. Das Andenken an meine edle That würde nur erſt mit ſeinem Tode verlöſchen, und wenn er je im Stande ſeyn könne, mir auf

irgend eine Art zu vergelten, wie er es wünsche, so würde dieß der erfreulichste Tag seines Lebens seyn. Uebrigens bäte er noch um meine ewige Freundschaft, dieß sey sein einziger und innigster Wunsch.

Diese Bestellung war mir eben so unerwartet, als lächerlich, denn ich fand es ganz begreiflich, und im mindesten nicht übernatürlich, daß ich so handeln mußte. Alles war so zufällig, und eines mußte so gewiß auf das andre folgen, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ich auf einmal einen ewigen Freund auf dem Halse hatte.

Das Dreißigste Kapitel.

Entdeckungen.

Meinen Gesellschaftern genügte es indeß nicht, dem Marquis bloß die reiche Beute entrissen zu haben, und ihn seines guten Namens und seiner Ehre beraubt zu sehn, nein, sie sannen nun auf Mittel, seinen gänzlichen Ruin zu befördern, und sich wegen ihres erlittenen Verlustes aufs nachdrücklichste zu rächen. Sie berathschlagten hin und her, was anzufangen sey, bis ich sie hinlänglich überzeugte, daß es gar nicht schwer halten könne, die Polizey auf diesen Betrüger aufmerksam zu machen, da er sich der niederträchtigsten Schandthaten schuldig gemacht, falsch gespielt, betrogen, und seine Frau, nach Ent-

wendung aller ihrer Kostbarkeiten und Gelder, heimlich verlassen habe. Allenthalben wohin er komme, nehme er einen andern Namen und Charakter an, um den überall nachgeschickten Steckbriefen und Auflaurern zu entgehen.

Es setzte mich wirklich in einige Verwunderung, daß dieser Mensch sein Wesen so lange und unentdeckt treiben, und den Augen der Justiz bis dahin entgehen konnte. Es war mir eben so unerklärlich, als die Existenz einer Spielerbande in der Hauptstadt, welcher der Marquis wahrscheinlich auch nicht unbekannt war, die sich ungestört zu einer bestimmten Zeit des Tages in einem und demselben Kaffeehause einfand, und sich ihrer Gaunerkniffe bediente, obgleich ein Mitglied derselben, das sich zugleich für einen großen Lieb-

ling Thaliens hielt, ſchon aus mehrern Ländern mit dem Staubbeſen verabſchiedet war, und doch nicht aufhörte, in Winterszeiten hier, und im Sommer in Bädern und auf Meſſen ſein Handwerk zu treiben.

Wehe dem Unglücklichen, der dieſem Zirkel zu nahe kam, der zwar nur aus wenigen Hauptperſonen beſtand, aber dafür waren es auch Hauptperſonen und Meiſter in ihrer Kunſt. Wie mancher reiche Fremdling, der dieſes Pflaſter betrat, und unkundig nur ſtrebte Bekanntſchaften zu erhalten, iſt das Opfer dieſer Schurken geworden. Höflich und gaſtfreundlich lockte man ihn an ſich, führte ihn in Familien ein, wo die Hoſpitalität zu herrſchen ſchien, die Hausfrau kam ihm mit einnehmenden, zuvorkommenden Blicken

entgegen, schon in die Geheimnisse der Gauner eingeweiht, weiß sie ihn durch alle möglichen Verführungskünste zu fesseln, er traut unerfahren dem Scheine, ist entzückt über das einnehmende, bezaubernde Betragen der Dame, die die herablassende Gefälligkeit besitzt, ihm die Zeit zu verkürzen, zu versüßen, und fällt, was nach dem angelegten Plane gar nicht fehlen konnte, in die Schlinge. Nach geleerten Taschen, verlornem Kredite, und in völlig hülflosem Zustande, vermieden selbst von denen, welchen sein Reichthum in die Börsen floß, sieht er zu spät, wohin seine Gutmüthigkeit, seine Unerfahrenheit ihn brachte. Er verflucht die Bande, die schon so manchen verfluchte, und welche dessen ohngeachtet immer noch existirt, immer noch ungehindert betrügt und Flüche auf sich

labet. Doch was helfen meine Deklamazionen dagegen! Ich werde weder das abgehärtete Herz des Spielers weicher, noch die Justiz auf diese Böſewichter aufmerkſam machen.

Das Ein und Dreißigſte Kapitel.

Sic transit gloria mundi.

Die Herren, die ſich nun einmal feſt vorgenommen hatten, ihre anſehnlichen Summen nicht vergeblich verlohren zu haben, brachten es wirklich dahin, daß gegen den Marquis ein Arreſtbefehl ausgewirkt wurde. Die ſtrenge Themis ſchien dießmal wirklich ihre ganze Härte anwenden zu wollen, um ein unwürdiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft derſelben zu entreißen.

Man zog allenthalben Erkundigungen von dem Marquis ein, und fand, daß er hier als Offizier, dort als Graf, an einem dritten Orte als Vicomte, Marquis, und Gott weiß, in wie vielerley Formen und Geſtalten ſich metamor-

phosirt, und allenthalben den Ruf eines Gauners und Betrügers hinterlassen hatte, kurz, man machte eine unsägliche Menge Entdeckungen, von Bubenstücken aller Art, daß man es für unumgänglich nothwendig hielt, das überreiſe Genie des Herrn von marcherley Namen mit Gewalt niederzudrücken, und seinen Talenten ewige Grenzen zu sezzen. Er wurde nach Einziehung all seines Vermögens zu einer lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt, und ihm das einzige Amüsement des Karrenschiebens zugestanden.

Das Zwey und Dreißigste Kapitel.

Liberalität.

So war wieder einem Schurken das Handwerk gelegt, der den Schein des Sonnenlichtes nicht mehr verdiente. Ich hatte mich eben in der Betrachtung über den Wechsel aller irrdischen Dinge verlohren, als mich Freund Haberstroh, der eben in meine Stube trat, aus meinen Träumereyen weckte.

Brüderchen, sagte er, denn — indem er mir ein gewisses manchem Leser ohne Zweifel bekanntes Zeichen machte, und sich auf den Bauch schlug — ich bin auch ein Maurer, und der große Knebel hält mich für eine Acquisition, die der Orden an mir gemacht hat.

Acquiſition, fragte ich ihn, indem ich ihn, ſo klein und hager er war, mit den Augen maß.

Und eine denkwürdige obendrein, ich bin keiner von den Alltagsmenſchen von hinten her, das weiß die Welt, die Mark Brandenburg und meine Schuljungen.

Wohl bekomms, erwiederte ich, und was giebts mehr?

Ich will dich in den feinſten Zirkel der Reſidenz führen, zu Menſchen, denen die Menſchwerdung des menſchlichen Geſchlechts unmenſchlich am Herzen liegt.

Da ſollte einem ja das Grauen angehn, erwiederte ich.

Grauen? ſtolperte er zurück, daß Gott und die Humanität uns behüte! Wir ſind die allergutwilligſten Menſchen, wir geben uns Preis wo wir

wiſſen und können, und oft ohne es ſelbſt zu wiſſen. Wir bilden einen ſokratiſchen Zirkel bey Litteratur und Bier, o! und wir halten zuſammen, ich denke mein Glück da zu machen, ſchon bin ich Sekretair der Menſchlichkeit.

Nun da haſt du es weit gebracht, erwiederte ich, aber was ſoll ich denn da?

Hm, du ſollſt hören, ſehen, ſtaunen, ſtarren, du ſollſt mich kennen lernen, da bin ich in meinem eſſe, da gelt ich was; mir iſt nie ſo wohl wie mir dort iſt, als wenn ich bey der Geliebten wäre!

Sollte die Humanität die Menſchen ſo blind machen, als die Liebe? fragte ich.

Als wenn man blind ſeyn müßte um mich zu kennen. Sind die Gelehrten blind, ſind die Miniſter blind,

iſt der liebe Gott blind, ich kann dir ſchwören, daß alle dieſe mich protegiren.

Ich gratulire, verſetzt' ich; hätte aber die Vertraulichkeit des akademiſchen Lebens noch unter uns geherrſcht, ſo würde ich geantwortet haben, haſts auch wohl nöthig!

Er kürzte das Geſpräch ab, indem er ſagte, komm nur mit, ſollſt alles von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen.

Ich ging mit ihm, und er ſagte mir unterwegs, daß die Geſellſchaft in welche er mich führte, die Geſellſchaft der Freunde der Liberalität hieße, und daß unter dieſe Freunde der Liberalität auch Damen gehörten. Dieß war ein Troſt für mich; aber leider war der Koth der Reſidenz ſo hoch, daß ich keine Damen erwarten konnte.

Wir kamen an. Das Zimmer war noch ziemlich leer, ein langer fichtener Tisch dehnte sich durch dasselbe aus, von einer Menge von Stühlen umgeben, als sollte man essen, nicht denken. Haberstroh ließ Bier kommen, wir setzten uns, und stellten es in einem Glase von der dorischen Ordnung vor uns, denn die schönen Künste umfassen hier sogar die Biergläser. Verschmachten sollt' ich also hier nicht; ein Trost wenigstens.

Nach und nach sammelten sich denn die Freunde der Liberalität; mein Freund, der Sekretair, sah nach der Uhr, und der Meister Knebel nickte bedeutend mit dem geschornen Kopfe.

Man setzte sich, und nahm die dorischen Biersäulen vor sich: dann hub mein Freund der Sekretarius an ein Protokoll zu lesen, dessen Resultat

war, daß man in der vorletzten Sitzung nichts gethan hätte. An der Tagesordnung war, weil die Sitzung zu der nicht constitutionellen gehörte, die Verlesung der Emilia Galotti, von Lessing. Die Rollen waren unter einzelne Mitglieder vertheilt, und auch einige Damen wurden laut. Es war lustig zu hören, wie bald hier, bald dort hinter einer dorischen Bierſäule, der Prinz, Odoardo oder Angelo hervorsprach. Als Camillo Rota ſagte, „ein Todesurtheil — recht gern, es geht mir durch die Seele dein gräßliches Rechtgern, ſtürzte er, als ſeine Rolle aus war, ſein Bierglas hinunter.

Man kann keine liberalern Leute finden, als dieſe, denn ſie gehn mit den Menſchen, lebendigen und todten, und mit ihren Werken wie Libertins um! Heiliger Leſſing! was iſt aus

deiner bewunderten Emilie hier gewor-
den? ich habe nie in einem Poſſen-
ſpiele ſo gelacht, und weil ich das La-
chen verbergen mußte, hat mich nie
eine Tragödie ſo gemartert als dieſe.
Ich werde es nie vergeſſen, wie ein
Jude den Prinzen las, und welch ei-
nen liberalen Zwiſt derjenige veran-
laßte, dem die Rolle des Marinelli
zu Theile geworden; mich wundert,
daß das Stück zu Ende gebracht wurde.
Allein was wäre die Liberalität, wenn
ſie der Satyre nicht auch Thor und
Thür öffnete. Das ſind Räthſel; die
Sache iſt folgende: Den Prinzen las ein
Jude im unleidlichen Jargon ſeiner Rolle,
der Marinelli ahmte den Juden in
ſeiner Rolle nach. Der Prinz ward
darüber beleidigt, aber der Marinelli
verantwortete ſich ſehr fein, indem
er ſagte: es iſt meine Pflicht als

Hofmann, mich in allem nach meinem Prinzen zu richten, und ihn, indem ich ihn durch Nachahmung täuſche, nicht merken zu laſſen, daß er in ſeinem Vortrage hebräiſirt. Die Sache ward beygelegt und das Stück zu Ende geleſen. Haberſtroh protokollirte, daß man auch in dieſer Sitzung nichts gethan, und verſprach das nächſtemal vorzuleſen, wie er dieß ausgedrückt hätte. Am Ende ward auf Knebels Antrag beſchloſſen, eine Preisaufgabe bekannt zu machen, über die Frage: Welche Vortheile wird die Pädagogik, und die Menſchheit davon haben, wenn man ſtatt der gewöhnlichen Birkenreiſer in Zukunft auch Haſelgerten unter die Correctionsmittel der Jugend, vulgo Ruthen genannt, miſcht. Man war allgemein damit zufrieden, ſchloß Ge-

sellschaft und Protokoll, und fing an zu essen.

Das Gespräch ward allgemein und lebhaft, und ich fand, daß die besten Köpfe sich erst zum Essen eingefunden hatten.

Das Drey und Dreißigſte Kapitel.

Eine Hiobspoſt.

Ob es mir gleich bisher geſchienen hatte, daß ſich das Glück in einen ewigen Bund mit mir eingelaſſen habe, ſo ward ich doch von dieſer meiner feſten Einbildung ganz unerwartet und plötzlich zurückgebracht, und ſehe es jetzt ein, daß der Menſch, ſo lange er lebt, ein Wechſelball des unſtätigen und flüchtigen Glückes iſt.

Ich fand, als ich in meiner Wohnung angekommen war, Briefe von Hauſe. Eine gewiſſe dunkle Ahnung ließ mich nichts gutes hoffen, ich zauderte lange, ehe ich es wagte ſie zu erbrechen. Endlich entſchloß ich mich

dazu, und erbrach zuerst den Brief meines Vaters. Ich las, und war wie vom Donner gerührt, ehe ich noch die Hälfte des Briefes vollendet hatte.

Doch der Theilnehmer meiner Schicksale überzeuge sich mit eignen Augen, ob ich nicht die gegründetste Ursache hatte zu erschrecken und zu verzweifeln; der Brief meines Vaters war folgenden tröstlichen Inhalts:

Mein bester Sohn!

„Alles ist dahin, alles verlohren! Wo soll ich anfangen dir „meine Leiden und Unglücksfälle zu „schildern, deren Last so groß, so „unendlich drückend ist, daß ich „glaube, meine schwache Hülle wird „denselben bald völlig unterliegen

„müſſen. Was ſind alle unſre Hoff-
„nungen und Freuden auf dieſer
„Welt! der geringſte Stoß vermag
„ſie auf einmal zu vernichten, und
„das ganze Gebäude unſrer Hoff-
„nungen und Träume über den Hau-
„fen zu werfen. Doch höre in kur-
„zen Worten, die mir ſchwer wer-
„den niederzuſchreiben, das ganze
„Gewicht unſers unerſetzlichen Ver-
„luſtes. Unſer innigſtgeliebte, ewig
„unvergeßliche Landesvater hat das
„Irdiſche verlaſſen, und ſein Geiſt
„iſt nach den Gefilden der Seligen
„gewandelt.

„O mein Sohn, wie wäre es
„möglich, dir mit Worten meine
„Empfindungen zu ſchildern, die ſich
„am Sarge meines mir wohlwollen-
„den Fürſten aufdrangen, mit wel-

„chen zugleich alle meine Plane,
„meine Macht, kurz alles, was
„ich mein nennen konnte, mit ver-
„graben iſt.

„Höre, aber verzweifle nicht: ich
„bin von meiner Höhe herabgeſtürzt,
„aller meiner Aemter verluſtig er-
„klärt, und gezwungen in den ſim-
„plen Stand eines Privatmanns
„zurückzutreten. Was ich dabey em-
„pfinde, kannſt du dir leicht vor-
„ſtellen. Troſtgründe vermögen nicht
„mich aufzurichten.

„Daß mein Fall den deinigen
„unausbleiblich nach ſich ziehen wird,
„iſt natürlich. Suche dich zu faſſen
„und zu tragen, da du noch jung
„biſt; doch einen Wunſch wirſt du
„mir nicht abſchlagen, und gewiß

bald

„bald erfüllen. Ich fühle, daß
„ich meinem Ende nahe bin, und
„wünſchte daher, dich vor meiner
„letzten Stunde noch einmal zu ſehn.
„Deine Mutter vereinigt meine Bitte
„mit der ihrigen, und du wirſt gewiß,
„da deine Gegenwart in der Reſi-
„denz dir nicht mehr angenehm wird
„ſein können, bald erfüllen den Wunſch
„deines

untröſtlichen und unglücklichen
Vaters."

Das Vier und Dreißigste Kapitel.

Reflexionen.

Ich konnte meinen Sinnen kaum trauen, alles schien mir noch einem Traume so ähnlich, aber ein zweiter Brief brachte mich endlich zu meiner völligen Besinnung wieder zurück. Er war des tröstlichen Inhalts, daß Serenissimus mich in Gnaden seiner Dienste entledige, da das Gesandtschaftspersonale zu groß sey, und auf eine geringere Anzahl von Personen eingeschränkt werden solle.

Also bin ich wieder in ein Nichts zurückgesunken, brach ich voll Schmerz und Betrübniß aus. O wie eitel, wie vergänglich sind die Freuden dieser Welt, wie veränderlich die Launen des Glückes! Ich hätte freylich, wenn

nicht der Glanz meiner plötzlichen Größe meine Augen ganz und gar verblendet hätte, es ahnden, es beynahe zuverläſſig vorausſehn können, daß es nicht ewig ſo dauern werde. Fürſtengunſt iſt ein Aprilwetter; und warum rief ich mir dieſe Wahrheit nicht früher ins Gedächtniß! ich hätte meine Plane danach berechnen und mich vorſehen können. Nun iſt es zu ſpät, und der Himmel mag wiſſen was aus mir werden ſoll. Ich werde meine Kreuzzüge in der Welt wieder antreten müſſen, und ob ich endlich einen Ruhepunkt finden werde, ſtelle ich dem Schickſale anheim.

Das Fünf und Dreißigste Kapitel.

Was soll ich anfangen?

Jetzt kam Wegner auf mein Zimmer, sah die Briefe liegen und las aus meinen zerstörten Blicken wenigstens die Hälfte des Unglücks.

Wir sind von unsrer Höhe herabgestürzt, gänzlich reducirt — lies nur.

Ich merke schon, sagte Wegner, ich werde diese Uniform auch wohl zum letztenmale getragen haben — ists nicht so?

Lies nur. — Wegner blätterte indeß flüchtig die Briefe durch, und rief mit wahrer Resignation: ich habe lange vermuthet, daß es über kurz oder lang so kommen müsse, und von unserm Glanze gleich anfangs keine

Ewigkeit erwartet. Aber wer wollte ſich darum graue Haare wachſen laſſen; wir können immer froh ſeyn, daß man uns noch ſo mit blauem Auge davon kommen läßt. Man fodert uns ja nicht einmal Rechenſchaft ab, die freylich auch ſehr ſchlecht für uns ausfallen würde. Serenissimus hat uns ja in einem holdſeligen Schluſſe den Abſchied ertheilt: Und bleiben euch in Gnaden gewogen!

Das heißt nach einer getreuen Ueberſetzung, fiel ich meinem Freunde ins Wort: Geht zum Teufel, ſterbt oder verderbt, uns gilt es gleichviel.

Laß es heißen, was es will. Sey froh, daß man uns noch ſo laufen läßt, und nicht erſt in weitläuftige Unterſuchungen verwickelt. Mir iſt es wahrlich recht lieb, daß es ſo gekommen iſt, denn ich bin ſchon längſt dieſer Lebensart

überdrüssig gewesen, und kann es mir nicht vergeben, daß ich das Andenken an meine Cäcilie so ganz darüber habe vergessen können.

Wollte der Himmel, ich könnte eben diese Ergebenheit in mein Schicksal zeigen! aber ich habe ja alles verlohren, bin in meinen festesten Hoffnungen getäuscht, und sehe eine erbärmliche Zukunft vor Augen. Was werde ich anfangen, wohin soll ich mich wenden?

Ende des fünften Theils.

Fritz.

Ein komischer Roman

von

J. F. Jünger.

Hae Nugae seria ducunt —

Hon. *Art. Poët.*

Sechster und letzter Theil.

Berlin, 1800.

Bey Carl August Nicolai, Sohn.

Eilftes Buch.

Das Erſte Kapitel.

Es werden Hände in die Luft geſtreckt.

Wir hatten, ſeit dem Tage, an welchem Wegener Cecilien nicht mehr fand, und er die für ihn ſo ſchreckliche Nachricht erhielt, daß ein alter Onkel ſie ihm entriſſen habe, manche heitere und ſeit kurzem auch manche trübe Stunde erlebt, wir hatten viele angenehme und unangenehme Erfahrungen, manche anzieh-nde und lockende Bekanntſchaft gemacht; aber wahrlich nichts konnte Wegeners Andenken an ſeine Cecilie ſchwächen und weniger lebhaft machen,

und, ich muß geſtehen, dieß vermehrte meine Achtung und Freundſchaft für ihn.

Ja, ich bemerkte, daß die Sehnſucht nach ihr, beſonders ſeitdem das ſchöne Gebäude unſeres Glücks ſo ganz in ſeinen Trümmern lag, weit ſtärker als je bey ihm geworden war. Er ſaß ſeit unſerer erhaltenen Hiobspoſt häufig in tiefen Gedanken, er ſprach ſehr oft mit ſich ſelbſt, ja, ich ſah bisweilen, wie er ſeine Arme in die Luft ſtreckte, als wollte er die Geliebte ſeines Herzens umfangen.

„Werde ich ſie je wiederfinden, Fritz?“ fragte er mich wohl öfters.

Ich belebte dann ſeine ſchwache Hoffnung und richtete ſeinen geſunkenen Muth auf, ſo gut ich konnte.

Das Zweyte Kapitel.

Nichts als Sehnſucht.

Wagners Mutter, welche er ſehr liebte, und von welcher er vielleicht noch mehr geliebt wurde, war vor einiger Zeit geſtorben. Er hatte ſie nicht noch einmal ſprechen und umarmen können. Sein Vater, jetzt alt und ſchwach und auch dem Tode nahe, wünſchte nichts mehr, als ſeinen Sohn bey ſich zu haben. Mehrere ſeiner nahen Verwandten waren nicht mehr, viele ſeiner Freunde, mit denen er ſeine glücklichen Jugendjahre verlebt hatte, waren in dem gemeinſchaftlichen Vaterlande in den Armen ihrer Gattinnen und dem Kreiſe ihrer Kinder froh und glücklich.

Dieß Alles ſchärfte in ihm die Sehnſucht nach jenen Perſonen, nach jenen

bekannten Gegenden, und machte in ihm das Gefühl, Cecilien zu beſitzen und mit ihr die Freuden eines ruhigen und häuslichen Lebens zu theilen, zu dem Punkte, um welchen ſich jetzt alle ſeine Gedanken drehten, und zum Ziele ſeiner wärmſten Wünſche.

, Er ſteckte mich mit ſeiner Schwärmerei an. Jugendfreunde hatte ich zwar eigentlich nie gehabt, denn wie klöſterlich und wie entfernt von allem Umgange mit meines Gleichen ich erzogen wurde, wiſſen meine Leſer aus dem erſten Bande meiner Geſchichte; ich konnte mich alſo nicht nach ihnen ſehnen, um mit ihnen in der Erinnerung der Jahre unſerer Jugend noch einmal zu durchleben. Ich hatte aber noch einen Vater, zu dem ich mich, ungeachtet des Andenkens der vielen Prügel, die ich von ihm einſt erhielt, jetzt mehr als ſonſt

hingezogen fühlte, da er nun unglücklich war, mir aber doch in der kurzen Epoche ſeines glücklichen Zuſtandes ſo manchen Beweis ſeiner Liebe gegeben hatte; ich hatte noch eine Schweſter, und beſaß noch meine vortreffliche, mich ſo zärtlich liebende und mir über alles theure Mutter. Der Gedanke, daß ſie ſchwerlich das über uns ausgebrochene Unglück mit Ruhe ertragen würde, daß es vielmehr einen nachtheiligen Einfluß auf ihre ohnehin ſo wankende Geſundheit haben müſſe, ſagte mir deutlich, daß ihr meine Gegenwart angenehm und tröſtlich ſeyn könne, und erzeugte auch in mir den lebhafteſten Wunſch, die Meinigen und mein Vaterland wieder zu ſehen.

Das Dritte Kapitel.

Wegener macht sich reisefertig.

Bald nach der Nachricht von unserer Verabschiedung faßten wir daher den Entschluß, in unser Vaterland zurück zu kehren. Leider war aber von meiner Seite nicht sogleich an die Ausführung desselben zu denken. Ich mußte, wenigstens noch einen Monat, in der Residenz zurück bleiben, warum? werden meine Leser in der Folge hören. Sollte ich aber darum Wegenern, dem jede Stunde, die er hier noch zubrachte, lästig wurde, und den nichts zurück hielt, sollte ich ihn aufhalten früher zurück zu kehren, und früher seine Nachforschungen nach Cecilien anzustellen?

So gern ich auch in seiner Gesellschaft gereist wäre, und so gern er mir

zu Gefallen ſich den Zwang, länger zu bleiben, auch' angethan hätte, ſo bat ich ihn dennoch auf das inſtändigſte, ſich durch mich nicht länger zurückhalten zu laſſen, ſondern ſo bald als möglich ſich zu ſeiner Abreiſe anzuſchicken.

Der Tag derſelben ward alſo, ungeachtet er ſich aus Freundſchaft für mich dagegen ſträubte, von mir feſtgeſetzt.

Die Anſtalten zur Abreiſe waren bald getroffen. Er ſuchte aus allen Winkeln ſeines Sekretärs ſein ihm übriges Geld zuſammen, ließ einen Juden kommen, dem er alles verkaufte, was er nicht mitnehmen konnte oder wollte; erhandelte für einen Theil des daraus gelöſten Geldes zwey Pferde, eins für ſich und eins für ſeinen, erſt vor einigen Wochen von ihm angenommenen, Bedienten; packte ſeine noch übrigen Habſeligkeiten mit dem größten Theile ſel-

nes Geldes, das etwa hundert und funfzig Thaler betragen mochte, in seinen Mantelsack, schickte in einige Häuser einige Karten pour prendre congé, und damit war er zur Reise fertig.

Das Vierte Kapitel.

Der Abſchiedsſchmaus.

Den Abend vor Wegeners Abreiſe brachten wir noch ſeelenvergnügt mit einander zu. Wir hatten uns ein herrliches Abendeſſen beſtellt. Unſere Speiſewirthin mußte uns unſere Lieblingsſpeiſen auftiſchen, vor allen eine kalte Paſtete; meine Leſer werden aus dem vorigen ſchon längſt gemerkt haben, daß dieſe Speiſe von jeher meine ſchwache Seite geweſen iſt. Wir pokulirten dabey tüchtig, beynah eben ſo, als einſt an den Tagen unſerer erſten Bekanntſchaft in dem Gefängniſſe zu ....

Wir waren im Begriffe vom Tiſche aufzuſtehen, als unſer Freund Haberſtroh, der uns mit Freude funkelnden Augen bekannt machte, daß er ein glück-

licher Bräutigam ſey, mit noch einem Bekannten ins Zimmer trat, welche beide Wegenern noch einmal zu ſprechen wünſchten. Wir plauderten, lachten, lärmten mit einander, als mich Wegener mit ſchalkhaftem Ernſte auf die Seite nahm und zu mir ſagte: „Bruder, wir haben dieſe guten Freunde hier, es iſt dieß mein letzter Abend in B .., was meinſt du, ſollte nicht noch ein Gläschen Punſch — —“

„Ein herrlicher Gedanke,“ rief ich ſogleich aus, „Johann, ſchaffe ſogleich Arrak, Citronen und Zucker herbey.“ Er flog davon, und in kurzer Zeit ſtand die dampfende Bowle auf dem Tiſche.

Ich kann nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit, beſonders den jüngern Leſern dieſer Geſchichte eine wohlgemeinte Regel der Lebensweisheit zu ertheilen, nemlich folgende:

„Wird dir ein Rath gegeben, deſſen Güte dir einleuchtet, entſteht in dir ein vortrefflicher Gedanke, ein Plan, haſt du einen glücklichen Einfall, einen Vorſatz, deſſen Ausführung plötzlich an dir dein Wunſch wird, ſo befolge, wo möglich, auf der Stelle den Rath, führe den guten Gedanken, den Plan, den Vorſatz augenblicklich aus, denn langes Prüfen und Zaudern iſt nicht immer gut; die Ausführung, die für die Zukunft aufgeſchoben wird, wird oft nur halb ſo gut als die augenblickliche ausfallen, ja oft ganz unterbleiben.

Wir handelten alſo an jenem Abende wie ächte, wahre Lebensweiſe. Kaum war der Gedanke an Punſch in uns aufgeſtiegen, als derſelbe auch ſchon vor uns ſtand. Das hatte denn die belohnenden Folgen für uns, daß wir noch

einige Stunden jener Nacht froh und vergnügt zubrachten.

Die Erinnerung an den folgenden Morgen, an welchem wir früh aufbrechen wollten (ich sage wir, denn ich hatte mir vorgenommen, Wegenern einige Stunden weit zu begleiten) trieb uns früher indeß zu Bette, als es sonst wohl geschehen seyn würde.

Das Fünfte Kapitel.

Wir ſcheiden von einander.

Wir lagen noch im ſüßeſten Schlafe, als Johann am andern Morgen in unſer Schlafzimmer trat und uns weckte.

„Meine Herren, es iſt fünf Uhr vorbey. Der Kaffée ſteht ſchon im Zimmer bereit. Die Pferde ſind geſtriegelt und geputzt, und haben ihr Futter bald aufgefreſſen. Wenn ſie wollen, ſo können wir bald fort.“

Es half kein Dehnen und Strecken, wir mußten heraus. Nach ſechs Uhr ſaßen wir zu Pferde. Wir wollten über C... reiten, mußten daher durch den Luſtwald der von der Mitternachtsſeite die Stadt umgiebt. Wir hatten da einen herrlichen Anblick. Schaaren von Frauen und Mädchen wallten im rei-

zendſten Negligee in den ſchönen Gängen auf- und ab, und genoſſen die Schönheiten eines heitern Frühlingsmorgens. Wir kamen vor den Kaffeehäuſern, die dicht am Wege ſind, vorbey; alles lebte und webte auf den ſchattigten Vorplätzen. Menſchen von allen Alters und Geſchlechtern verzehrten hier im Freien ihr Frühſtück, und eine angenehme Morgenmuſik erweckte aller Herzen zur Freude.

Auch wir waren öfters hier geweſen, und hatten die ſchönſten Morgen des Jahres hier ſehr glücklich verlebt. „Fühlſt du nichts, da du dieſe Oerter verläßt, an welchen du ſo froh warſt,“ fragte ich Wegenern, „und du voraus ſiehſt, daß du ſie wahrſcheinlich nie wieder ſehen wirſt?“

„Laß das gut ſeyn,“ erwiederte er, “ich werde es nicht vergeſſen, daß ich hier

hier manche Stunde ſehr vergnügt zugebracht habe; in den Armen meiner Cecilie und im Kreiſe meiner treuen Freunde hoffe ich aber in meinem Vaterlande noch glücklicher zu ſeyn.“

Wir kamen in C . . . an, wo wir uns trennen mußten. Der Abſchied ward uns Beyden ſchwer. Wir waren ſeit unſerer Bekanntſchaft die Unzertrennlichen geweſen, wir hatten alles mit einander getheilt, Freude und Leid. Die Hoffnung uns in unſerm Vaterlande bald wieder zu ſehen, gab uns aber Stärke und Muth. Wir umarmten uns brüderlich und drückten uns mit den Worten: es bleibt beym Alten, die Hände. Damit wandte ich mein Pferd, gab ihm die Sporn und eilte zur Stadt zurück.

Das Sechste Kapitel.

Ich bitte meine Leser, mich auf einige Zeit, für vergessen.

Wer gern Abentheuer besteht, der gehe nur auf Reisen. Da stößt einem so mancherley zu, da kömmt man in so wunderbare, lächerliche und ernsthafte Lagen, in so große Verlegenheiten, wird oft gegen alles Vermuthen so glücklich aus denselben befreit, daß die wahrhafteste Erzählung davon Jedem, der nicht weiter als vor die Thore seiner Vaterstadt gekommen ist, Unwahrheit, Erdichtung, ein Roman scheinen könnte.

Ich fürchte daher, daß vielleicht einigen Lesern der folgenden Kapitel, die eine kurze Darstellung einiger Abentheuer meines Freundes auf seiner Reise enthalten sollen, hin und wieder viel-

leicht auch einige Zweifel gegen die Wahrheit der Erzählung aufſteigen möchten; dieſe muß ich aber dagegen zu bedenken bitten, daß ich alle Data der Erzählung, mit ihren kleinſten Details, von meinem Freunde Wegener ſelbſt empfing und daß Wegener ein ſehr wahrheitsliebender Mann iſt, der es ſich nie erlauben wird, ein geehrtes Publikum und ſeinen Freund durch Lügen zum Beſten zu haben.

Die folgenden Kapitel werden alſo, wie geſagt, bloß die Geſchichte Wegeners enthalten. Ich bitte daher meine Leſer mich einſtweilen zu vergeſſen und meinen Freund auf ſeiner Reiſe zu begleiten. Ich hoff' das Vergnügen zu haben, ſowohl mit ihnen als mit meinem Freunde bald wieder zuſammen zu treffen.

Das Siebente Kapitel.

Enthält nichts von Wichtigkeit.

Wegener ritt nach ſeiner Trennung von mir mehrere Meilen, ohne ein Wort mit Johann zu reden, in ſich verſchloſſen fort. Es war das ſonſt ſeine Art gar nicht. Er war immer luſtig und guter Dinge und geſprächig gegen Jedermann. Jetzt aber beſchäftigte ihn die Zukunft zu ſehr; er machte Plane über Plane, wie er den Aufenthalt ſeiner Cecilie am ſicherſten ergründen könne. Sein heißeſter Wunſch war, ſie, die er ſo lange vermißt hatte, endlich zu finden, um ewig glücklich mit ihr zu ſeyn. Ein Amt hoffte er in ſeiner Vaterſtadt, wo es ihn an Gönnern und Freunden nicht fehlte, bald zu erlangen, und ſo war er auch von dieſer Seite, oft der

ſchwürigſten, bey vorhabenden ehelichen Verbindungen völlig geſichert. Daß ſein Mädchen noch dieſelben Geſinnungen, als ehemals hege, war ihm keinen Zweifel unterworfen; nur der eine furchtbare Gedanke, den er aber ſchon im Aufkeimen zu unterdrücken ſuchte, daß ſeine Cecilie, gezwungen von ihrem grauſamen Onkel, ſich zu einer andern Verbindung hätte entſchließen müſſen, führte zuweilen trübe Bilder vor ſeine Seele.

Wer kann bey ſolchen wichtigen Angelegenheiten, mit denen ſich die Seele beſchäftigt, über fremde gleichgültige Dinge mit andern plaudern, und worüber anders hätte er mit Johann ſprechen ſollen?

Stillſchweigend rauchten alſo beyde ihr Pfeifchen, trabten durch Wälder und Dörfer, über Wieſen und Felder dahin,

bis ſie gegen Abend den Ort erreichten, an welchem Wegener die Nacht zu bleiben beſchloſſen hatte.

Die Reiſe am folgenden Tage war weniger einförmig, denn Johann erzählte weitläuftig von ſeinem bisherigen Lebenswandel, von ſeinem Geburtsorte, ſeinen Verwandten, von ſeinen Liebeshändeln, ſeinen vorigen Herrſchaften, ſeinen Reiſen, von ſeiner großen Treue, die er ſtets gegen ſeine Herrn bewieſen habe, und von ſeiner Liebe zu ſeinem jetzigen braven Herrn, in deſſen Dienſten er wohl ſein Leben zu beſchließen wünſche. Wegener machte ihm dazu Hoffnung, wenn er ſehen werde, daß er ſich ferner gut und ehrlich, wie bisher, betragen würde.

Das Achte Kapitel.

Die Bierſuppe.

Gegen Mittag kehrte Wegener in der Schenke eines Dorfs ein. Er hatte Hunger. Was wird aber in einem ſo elenden Dorfe, in einer ſo ärmlichen Hütte, bey ſo dürftigen Leuten zu haben ſeyn? Er dachte an den theuren Gaſtwirth zur goldenen Krone, gern hätte er ihm heute bezahlt, was er verlangt hätte, wenn er nur einige wohlzubereitete Schüſſeln aus ſeiner Küche hätte erhalten können.

Wegener fragte nach den gewöhnlichſten Speiſen, die man ohne Mühe und in kurzer Zeit auch wohl in der ärmſten Hütte zubereiten kann. Auf alles erhielt er abſchlägliche Antwort. Endlich wurde ihm doch noch eine Bierſuppe be-

willigt. Er freuete ſich wenigſtens dieſe noch erhalten zu können. Indeß aber auch die Hoffnung zur Bierſuppe ward ihm für dießmal zu Waſſer. Darf ich meinen Leſern erzählen, auf welche Art?

Die Wirthin hatte ſchon längſt für Wegenern ein altes ſchmutziges Tuch auf den Tiſch ausgebreitet, ein verroſtetes Meſſer und einen verbogenen bleyernen Löffel zurecht gelegt, und ſo vorläufig auf die baldige Ankunft des Mittagsbrodts vorbereitet, als Wegener, dem die Zeit ſehr lang dauerte, den Bedienten hinaus ſchickte und fragen ließ, ob die Suppe bald fertig ſey?

Der Bediente kam ſchimpfend zurück und erzählte, wie das böſe Weib, die Wirthin, ihn angefahren habe, kann hei denn di Tit nich erwahren, habe ſie ihm zugeſchrieen, hei ſiht

doch dat min Klener noch ebber de Schettel ſtt.

„Wie? was?“ fragte Wegener erſtaunt und ſah in die Küche, wo die Wirthin eben beſchäftigt war, die Schüſſel quaeſtionis zu ſäubern.

„Sattle mir ſogleich die Pferde,“ rief Wegener, bezahlte die nicht genoſſene Bierſuppe und empfahl ſich, zwar mit leerem Magen aber dennoch mit geſtillter Eßluſt.

Das Neunte Kapitel.

Ein Geheimniß.

Gegen Abend ritten ſie in ein ſehr niedliches Städtchen ein. Die ſchöne Lage deſſelben, die hellen Straßen, die Lebhaftigkeit und Betriebſamkeit der Einwohner, die Freundlichkeit, mit der ſie ihn grüßten, und die ſüße Hoffnung hier ein wohlſchmeckendes Abendbrot zu finden, das ihn für das lange Faſten entſchädigen würde, ſetzte unſern Wegener in eine ſehr frohe Stimmung. Guter Wegener, du ſollteſt nicht eben ſo froh wieder hinausziehen.

Eine freundliche und geſchäftige Wirthin empfing ihn auf dem Hausflur und wies ihm auf ſein Verlangen ſeine Stube an. „Was befehlen Sie zu ſpeiſen?“ — „Das beſte, was Sie haben, aber bald.“

Wegener wanderte hinauf, um ſein Zimmer in Beſitz zu nehmen. Er öffnet die Thür und welch ein Anblick! ein ſchönes Mädchen, durch das Oeffnen der Thür erſchreckt, entwindet ſich den vertraulichen Umärmungen eines jungen Mannes. Beyde ſtürzen von dem Sopha, auf dem ſie mehr lagen als ſaßen, in die entgegengeſetzten Winkel des Zimmers.

Wegener, der wohl merkte, daß er in ein unrechtes Zimmer gekommen war, machte ſogleich mit einer kurzen Entſchuldigung linksum. Der Aufwärter, der ihm die Treppe herauf kam, wies ihm zurecht.

„Sie haben eine ſehr ſchöne Dame zur Nachbarin,“ ſagte er, indem er die Vorhänge der Fenſter zurückzog. — „Ich habe ſie eben geſehen, wie heißt ſie, und wer iſt der junge Menſch, der

bey ihr iſt?“ — „Ich kann Ihnen dieſe Fragen nicht beantworten, ſagte der Bediente; ganz klar, ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, mags wohl mit beyden nicht ſeyn. Sehr wahrſcheinlich iſts uns allen hier im Hauſe, daß der junge reiche Herr das ſchöne Frauenzimmer entführt hat, und daß ſie, um den Nachſtellungen der Eltern zu entgehen, über die nahe Gränze flüchten wollen. Sie kamen geſtern Abend hier an; ſie ſind beyde ſo ſchüchtern, ſo ängſtlich, ſo ſtill und ſo in einander verliebt, daß man aus ihnen gar nicht klug werden kann.“

Dieſe Erzählung reizte Wegeners Neugierde aufs höchſte. Wer mag das ſchöne Mädchen, wer der junge Herr ſeyn? Er war entſchloſſen alles zu thun, um hinter dieſes Geheimniß zu kommen.

Das Zehnte Kapitel.

Wegener beſteht auf ſeinem Kopfe.

Man beſetzte ſeinen Abendtiſch mit ſehr gut zugerichteten Speiſen, ja mit einigen Delikateſſen. Er aß und trank mechaniſch und ohne eigentlichen Genuß, denn er wußte ja noch nicht, wer das ſchöne Mädchen ſey. Auch die Wirthin, die zu ihm herauf kam, um ihm eine geſegnete Mahlzeit zu wünſchen, konnte ihm keinen Aufſchluß geben. Er gab daher ſeinem Bedienten, der in ſolchen Angelegenheiten ſehr gut zu gebrauchen war, vor Schlafengehen den Auftrag, ſich aufs Kundſchaften zu legen.

Dieſer Auftrag hatte, leider! ſehr ſchlimme Folgen für Wegenern. Noch vor Anbruch der Nacht hatte er in dem Fremden einen ſeiner alten Bekann-

ten gefunden, und mit ihm die vorige Freundschaft erneuert.

Johann hütete sich aus Gründen, die man hernach einsehen wird, seinem Herrn das Geringste von seiner gemachten Entdeckung und dem Verhältnisse, in welchem er sonst schon mit dem Fremden gestanden hatte, bekannt zu machen. „Ich kann nichts heraus bringen, sagte er am folgenden Morgen, wer die fremde Herrschaft ist, sie läßt sich nicht sehen, und ihr Bedienter ist so stumm wie ein Fisch.“ „Nun,“ sagte Wegener, „da ich heute hier bleiben will, so werde ich selbst schon Gelegenheit bekommen, die Fremden kennen zu lernen.“ Er beschloß kurz vor Tische die geheimnißvollen Fremden zu besuchen und auf die Art unmittelbar Bekanntschaft mit ihnen zu machen.

Er verließ eben sein Zimmer, als der

Fremde und die Dame, die das Geſicht mit einem dichten Schleier verhüllt hatte, aus ihrem Zimmer traten, ihn im Vorbeygehen und ohne ſich aufzuhalten grüßten und das Haus verließen.

Wegener tröſtete ſich mit ihrer baldigen Rückkehr. Aber vergebens wartete er den ganzen Tag; erſt ſpät am Abende hörte er ſie wieder in ihr Zimmer gehen, und ſie da noch zu beſuchen, hielt er für unſchicklich. Er beſchloß alſo, höchſt verdrießlich über den unnütz hingebrachten Tag, noch einen folgenden hier zu verweilen.

Das Eilfte Kapitel.

Das Geheimniß erklärt ſich.

Es ſchlug am folgenden Morgen acht Uhr und Wegener lag noch im Bette. Er wartete auf Johann, der ihm den Kaffee bringen und ihn beym Ankleiden bedienen mußte. Es dauerte zu lange, und Wegener ſtieg auf und ſchellte. Der Aufwärter kam.

„Warum kömmt mein Bedienter nicht, ich will nicht hoffen, daß er noch in den Federn liegt.“

„Er muß dieſe Nacht gar nicht zu Bette gekommen ſeyn, denn eben ſah' ich, daß ſein Bette, noch wie geſtern, friſch gemacht, da ſteht.“

Wegener läßt ihn im ganzen Hauſe ſuchen. Es iſt kein Johann zu finden. „Dann wird er wohl im Stalle bey den

Pfer

Pferden seyn.“ Man sieht zu. Auch hier trifft man ihn nicht, und, was noch mehr ist, man entdeckt, daß auch Wegeners Pferde nicht da sind und daß der Thorweg geöffnet ist.

„Sollte der Halunke mit meinen Pferden davon gegangen seyn?“ fragt Wegener.

Die Sache macht im ganzen Hause Lärm. Wirth und Wirthin, die Fremden, die Bedienten und Mägde, alle versammeln sich um Wegenern, der stumm vor Erstaunen ist und nicht weiß, was er denken soll. Jetzt fällt ihm sein Mantelsack bey; er eilt hinauf in das Zimmer und der ganze Haufe folgt ihm nach. Welch ein neuer Schrecken! auch die hundert und funfzig Thaler, die in demselben waren, sind fort.

Wegener war außer sich, er wüthete. Der Lärm zog auch die schöne Dame

aus ihrem Zimmer herbey, die, wie Wegener nun zu seiner Beruhigung gleich sah, seine Cecilie nicht war. Kaum hatte sie die Ursache des Tumults erfahren, als sie heftig zu weinen anfing, die Hände über den Kopf zusammenschlug, und wie von Sinnen umher rannte.

Um des Himmels Willen, gnädige Frau, was fehlt ihnen, warum sind sie so außer sich, fragten alle, als sie ohnmächtig niedersank. Man sprang ihr zu Hülfe und trug sie in ihr Zimmer. Als sie sich erholt hatte, erzählte sie, daß auch ihr Geld, ihre Ringe und Juwelen in dieser Nacht aus ihren Koffern genommen worden wären, und daß sie nicht wisse, wohin ihr Gemahl, der mitten in der Nacht in aller Stille das Zimmer verlassen habe, hingerathen sey. Sie ahne, daß ihre Unbesonnenheit sie

unglücklich gemacht habe, daß ſie von ihrem Geliebten betrogen und nun ſchändlich von ihm verlaſſen ſey Sie klagte ſich ſelbſt als Urſache ihres Schickſals an, da ſie nun auf die ganze Zeit ihres Lebens unglücklich ſeyn würde.

Das Zwölfte Kapitel.

Fortsetzung.

Allerdings war das arme Mädchen ſehr zu bedauern, denn ihre Ahndung war — um meinen Leſern gleich den Schlüſſel zu dieſem ganzen Vorfalle zu geben — in der That nur zu ſehr gegründet. Ihr vorgeblicher Herr Gemahl war ein abgefeimter Gauner, ein Landläufer, ein ausgelernter und geübter Spitzbube. Er hatte ſich unter dem Namen eines Herrn von Nelkenſtock bey einem Landedelmanne, dem Vater des Mädchens, einzuſchmeicheln, und ſich das Vertrauen und die Liebe der Tochter deſſelben zu erwerben gewußt. Er wäre gern der Schwiegerſohn des Edelmanns und dadurch ſein Erbe geworden. Allein dazu wollte der alte Vater ſeine Einwilligung

nicht geben, da er wohl ſah, daß es dem jungen Herrn ſowohl an Ahnen als am Gelde fehlte. Der Niederträchtige faßte daher den bübiſchen Entſchluß, das Mädchen zu verführen, ihre Reize zu genießen, dann ſich ihrer mitgenommenen Koſtbarkeiten zu bemächtigen, und ſie ſelbſt gelegentlich ſich wieder vom Halſe zu ſchaffen. Hier in dem Gaſthofe fand er unvermuthet einen alten Spießgeſellen in Wegeners Bedienten, der, in der kurzen Zeit, die er in ſeinen Dienſten war, ganz herrlich die Rolle des ehrlichen Kerls geſpielt hatte, um ſeinen Herrn treuherzig zu machen und ihn bey vorkommender günſtiger Gelegenheit deſto ſicherer hinter das Licht zu führen. Beide Spitzbuben hatten ſich zu dem ausgeführten Bubenſtücke in der vergangenen Nacht vereinigt, und ſich in derſelben

mit ihrem Raube auf Wegeners Pferden davon gemacht. Nur zwey Stunden, und ſie konnten über die Grenze in das ...ſche Gebiet, und alſo vor allem Nachſetzen und Verfolgen in Sicherheit ſeyn. Alle Anſtalten, die Wegener machte, die Räuber einzuholen, mußten deshalb vergebens ſeyn.

Das Dreizehnte Kapitel.

Das arme Fräulein.

Wegener wußte ſich als Mann ſchneller in ſein Geſchick zu finden, als das bedauernswürdige Fräulein in das ihrige, welches allerdings auch viel härter und grauſamer war. Man denke ſich ihre Lage. Sie hatte ihr väterliches Haus und die Ihrigen heimlich verlaſſen, hatte die Liebe ihrer Eltern, ihren guten Namen, ihre Unſchuld, kurz alles, was ihr theuer war, dahin gegeben, weil ſie hoffte, in den Armen desjenigen, der ihr Herz und ihre Liebe hatte, Erſatz für dieſe große Aufopferung zu erhalten; und nun ſah ſie ſich ſo ſchrecklich getäuſcht, ſahe, daß ſie ihre Liebe einem Taugenichts geſchenkt hatte, der ſie unbarmherzig plündert und ſie dann treulos zu-

rückläßt. Zu ihrem Schmerze, der aus getäuſchter Hoffnung entſprang, geſellte ſich nun zugleich das peinigende Gefühl der Reue über ihre Unbeſonnenheit, und die fürchterliche Ungewißheit, wozu ſie nun greifen, was ſie thun, wohin ſie ſich wenden ſolle.

Unglückliche ſchließen ſich, wie die Erfahrung lehrt, gern aneinander an. Dieſer gemeinſchaftlich erlittene Unfall hatte auch Wegenern und das Fräulein bald näher mit einander bekannt und vertraut gemacht. Wahrſcheinlich hätte ſich das unbeſonnene und mit der Welt noch ganz unbekannte Mädchen durch irgend einen Entſchluß in ein neues Unglück geſtürzt, wenn es nicht an Wegenern einen verſtändigen Freund und Rathgeber gefunden hätte.

Das Vierzehnte Kapitel.

Wegener muß guten Rath geben und wandert mit dem Fräulein davon.

„Ich bitte Sie,“ rief ihm das unglückliche Mädchen mit roth geweinten Augen entgegen, als er am andern Morgen zu ihr in die Stube trat, „ich bitte, ich beschwöre Sie, rathen Sie mir, was soll ich, Arme, nun anfangen? Soll ich ihm nach, dem Schändlichen, über die Grenze, oder soll ich hier bleiben, meine Herkunft verläugnen und mein Brod durch Arbeit verdienen, oder soll ich zu meinen erzürnten Eltern zurückkehren, oder — ach, ich habe die ganze Nacht geweint und vergebens einen Entschluß zu fassen gesucht. Zu Ihnen habe ich großes Zutrauen gefaßt, sagen Sie mir, was soll ich thun?“

„Liebes, ſchönes Fräulein,“ erwiederte Wegener, „Ihr gütiges Zutrauen macht mich ſehr glücklich. Sie wünſchen von mir in Ihrer Lage meinen Rath; den einzigen und beſten, den ich Ihnen, meiner Ueberzeugung nach, geben kann, iſt der, wieder zu ihren geliebten und gewiß ſehr bekümmerten Eltern zurück zu kehren.“

„Ach, ſie kennen meinen Vater nicht, wie hitzig und grauſam er iſt, er würde mich unbarmherzig behandeln, einſperren, ja vielleicht —“ ein Thränenſtrom verhinderte ſie weiter zu reden.

Wegener ſuchte ſie zu beruhigen und die Hoffnung bey ihr zu erwecken, daß die Freude, ſeine reuevolle Tochter wieder zu ſehen, das Herz des Vaters gewiß erweichen, und er ihr ſeine Vergebung nicht verweigern würde.

Unter lautem Weinen und Schluch-

sen entschloß sie sich denn in die Arme ihrer Eltern zurückzukehren, zuvor aber sich einer Tante zu entdecken, die in der Nähe dieser Stadt wohne; zu ihr wolle sie gehen und von da aus durch Briefe die Unterhandlungen zum Frieden mit ihren Eltern anfangen.

Wegener erbot sich, sie bis dahin zu begleiten, welches sie auch gern annahm. Sogleich wurden Anstalten zur Abreise gemacht. Wegener, den der Schurke, sein Bedienter, noch eine einigermaßen angefüllte Börse hatte lassen müssen, da er sie bey sich trug, berichtigte alles beym Wirthe, nahm einen Boten an, der die wenigen Habseligkeiten Beyden nachtragen mußte, und so wanderten sie zu Fuße zu den Thoren der Stadt hinaus.

Aus allen Fenstern sah man auf die armen Geplünderten herab, denn die Nachricht von ihrem Unfalle hatte sich

wie ein Lauffeuer verbreitet, und jeder war neugierig diese merkwürdigen Personen wenigstens von Angesicht kennen zu lernen. Lange mag ihre Geschichte der Gegenstand der gesellschaftlichen Unterhaltung in diesem Städtchen gewesen seyn.

Das Funfzehnte Kapitel.

Wegener wird für einen andern angesehen.

Nach einigen Stunden, die dem zarten Fräulein sehr sauer wurden, kamen sie in dem Dorfe an, in welchem die Tante des Fräuleins ein kleines Landgut bewohnte und bewirthschaftete.

Ach, wie pochte dem armen Mädchen das Herz, je näher sie dem Gute kam! Sie sollte nun einer Verwandtin ihre Flucht aus dem väterlichen Hause, ihr Verbrechen, ihr Unglück gestehen, sie um Verzeihung, um Schutz, um Fürsprache bey ihren Eltern anflehen. Was hatte sie da nicht alles zu fürchten!

Wegener hatte den guten Einfall voran zu gehen, um die Tante auf die Erscheinung ihrer Niece vorzubereiten und ihr Herz vorläufig für dieselbe, wo

möglich zu gewinnen. Eine Schaar beißiger Hunde umklafften ihn beym Eintritte auf dem Wirthschaftshofe und begleiteten ihn bis an das schöne Gutshaus, das am Ende desselben stand.

Wegener, ein stattlicher und gut gekleideter Mann, ward sogleich in das Wohnzimmer der Tante geführt. Er fand in ihr eine rüstige Dame, die von ihrem Schreibtische aufstand und mit männlichem Tritte auf ihn zuging. Wegener kam, nachdem sie sich gesetzt hatten, durch Umschweife auf die Ursache seines Besuchs.

„Wie?“ fragte sie mit Wärme, wissen Sie etwas von meiner lieben Wilhelmine, wo ist sie? eben schreibe ich an ihren Vater, meinen Bruder, von dem ich gestern die traurige Nachricht erhielt, daß sie — doch ich sehe,

Sie wiſſen alles — oder wie —“ und damit ſtand ſie auf und ſtemmte die Arme in die Seite — „ich will nicht hoffen, daß ich in Ihnen den Entführer meiner Niece ſehe, der es wagt —“

Das Sechzehnte Kapitel.

Die gute Tante.

Wegener fiel ihr ins Wort, beruhigte ſie, erzählte ihr, wie und wo er die Bekanntſchaft des Fräuleins gemacht und welch einen boshaften Streich der Niederträchtige, ihr Verführer, gegen ſie ausgeführt habe, ſchilderte ihre Reue und ſuchte ſo viel als möglich ihren begangenen Fehler mit Jugend, Temperament, Mangel an Erfahrung u. ſ. w. zu entſchuldigen.

„Alſo iſt ſie den Klauen jenes Räubers ihrer Ehre und ihres Geldes noch ſo glücklich entriſſen? aber wo iſt ſie, das böſe, von mir aber immer noch geliebte Kind? —“

Wegener gieng und führte das zitternde Fräulein in die Arme der Tante.

Sie

Sie vergaß in den frohen Augenblicken des Wiederſehens ihrer geliebten Wilhelmine, die ſie ſeit vielen Jahren nicht umarmt hatte, ihren begangenen Fehltritt. Nach den erſten Ergießungen der Freude folgten zwar einige bittere Vorwürfe; indeß die aufrichtig geweinten Thränen der Reue, die aus den Augen Wilhelminens fielen, ſöhnte die Tante mit ihr aus, ſo daß ſie ihr nicht allein ihre Verzeihung gab, ſondern auch verſprach ſich bey ihrem Bruder für ſie zu verwenden, um auch von ihm Verzeihung für das unbeſonnene aber nicht böſe Mädchen zu erhalten.

Das Siebzehnte Kapitel.

Wegener giebt den Bitten Wilhelminens und der Tante nach.

Wer war froher als Wilhelmine, daß das gefürchtete schreckliche Ungewitter sich in einen so lachenden Sonnenschein verwandelt hatte. Sie schrieb diese gute Aufnahme bey ihre Tante allein der Verwendung Wegeners für sie zu, dem sie daher nicht genug zu danken wußte.

Als Wegener weiter reisen wollte, unterstützte sie die Bitten der Tante, es sich doch heute in ihrer Gesellschaft gefallen zu lassen. Wegener ließ sich erbitten, um so mehr, da er immer mehr bemerkte, daß seine Unglücksgefährtin ein sehr reizendes, naives Mädchen, und die Tante eine zwar schon ziemlich bejahrte, aber doch sehr freundliche, ver-

ſtändige, und was noch mehr für ihn galt, gaſtfreundliche Dame ſey. Von dem erſtern zeigten insbeſondere ihre Augen und Blicke wenn ſie mit Wegenern ſprach, von dem zweyten ihre Behandlung Wilhelminens, denn wie wenige Tanten würden unter gleichen Umſtänden eben ſo gelinde verfahren ſeyn! und von dem dritten die herrliche und ausgeſuchte Bewirthung.

Zwey ganz kleine Schwachheiten bemerkte Wegener nur an ihr, nemlich ihre groſſe Freundſchaft für das Hundegeſchlecht, denn allein ſechs Hunde wohnten mit ihr in einem Zimmer, und ihre Vorliebe für ein gutes Glas Wein. In Abſicht des letztern ſimpatheürte er mit ihr ſo ſehr, daß er ſich dadurch ihre Gunſt in ſehr hohem Grade erwarb.

Aber ſie war auch eine gute Landwirthin. Das zu bemerken, hatte Wegener

am folgenden Morgen Gelegenheit, an dem sie ihn in allen Ställen, Wirthschaftsgebäuden und in ihre Gärten herum führte. Alles war im schönsten Stande und in der besten Ordnung, und alles stand unter ihrer unmittelbaren Aufsicht und ihrem Befehle.

Das Achtzehnte Kapitel.

Die Tante hatte einen guten Einfall.

So wohl es Wegenern auch in der Geſellſchaft dieſer beyden Frauenzimmer gefiel, ſo wünſchte er dennoch ſeine Reiſe fortſetzen zu können, bat alſo am Nachmittage ſich empfehlen zu dürfen. Da keine weitere Einladungen ihn von ſeinem Vorſatze abbringen konnten, ſo ließ die Tante ihren Wagen anſpannen, der ihn bis zur nächſten Stadt bringen ſollte, von wo aus Wegener mit der Poſt weiter zu reiſen gedachte. Ihm war der Einfall der Tante gar nicht unlieb, auch hinderte er es nicht, daß man den Wagen mit Lebensmitteln aller Art und mit mehrern Flaſchen des beſten Weins verſah.

Die Trennung gieng allen dreien,

nach Verhältniß der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft sehr nahe. Wilhelminen trat sogar eine Thräne in das schöne Auge, und die Tante bat sehr, daß, wenn Herr Wegener wieder in diese Gegend kommen sollte, er ja nicht vergessen möchte, bey ihr vorzusprechen. Ihr Haus würde ihm immer offen stehen, und seine Gegenwart der Besitzerin desselben zu jeder Zeit sehr angenehm seyn.

Wegener erwiederte diese Artigkeiten so gut er konnte, warf sich in den Wagen und flog davon.

Das Neunzehnte Kapitel.

Angenehme Bekanntſchaft.

Es vergiengen wenige Stunden und Wegener befand ſich in ...burg. Er ſchickte den Wagen zurück, dankte in wenigen Zeilen noch einmal für alles genoſſene Gute, und empfahl ſich zu ſeinem guten Andenken. Darauf ging er ſogleich nach dem Poſthauſe, um ſich nach dem Abgange der Poſt nach ...gen zu erkundigen.

„In zwey Stunden wird ſie abgehen, es iſt die höchſte Zeit, daß ſich der Herr, wenn er mitreiſen will, einſchreiben läßt.“

„Wird die Poſt ſtark beſetzt ſeyn?“

„Ganz gewiß, denn die ...ger Meſſe geht zu Ende und da pflegen viele Fremde zurück zu kommen.

Wegener ließ ſich einſchreiben und trat in ein nahe gelegenes Kaffeehaus ab, um ſogleich, wenn die Poſt ankäme, bey der Hand ſeyn zu können. Sie kam nach einigen Stunden und er wurde gerufen.

Wie wunderte er ſich nicht, als er beym Einſteigen von drey dem Anſehen nach ſehr artigen und beſcheidenen Frauenzimmern auf eine ziemlich vertrauliche Art begrüßt wurde.

„Wer ſind die Damen?“ fragte er ſeinen Nachbar leiſe, der ſchon die vorige Station in ihrer Geſellſchaft gemacht zu haben ſchien.

„Können Sie ihnen das nicht anſehen?“ erwiederte er, „es ſind drey Freudenmädchen. Sie ſind aus H..., haben die ...ger Meſſe beſucht und kehren jetzt mit ihrem erworbenen Verdienſte zurück.

„Ich hätte ſie dem Aeußern nach für ſehr ſittſame Frauenzimmer gehalten, wenn ſie mich auf eine weniger vertrauliche Art begrüßt hätten.“

„Sie werden ſie ſchon näher kennen lernen, mein Herr, wenn Sie nur den Faden ihrer unterbrochenen Unterhaltung wieder aufnehmen werden.“

Das Zwanzigſte Kapitel.

Der Fremde hatte Recht.

Der Fremde hatte Recht. Kaum hatte das Raſſeln und Stoßen des Poſtwagens auf dem Steinpflaſter aufgehört, ſo machten ſich die leichtfertigen Dirnen an Wegener, um zu ſehen, weß Geiſtes Kind er ſey. Wegener, der in frühern Jahren es gerade nicht für eine Todſünde gehalten hatte, mit ſolchen Mädchen zu reden oder einmal mit ihnen zu ſcherzen, hatte darin ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Cecilien doch ganz ſeine Meinung geändert. Solch einen wohlthätigen Einfluß hat ſchon manches gute Mädchen auf das Herz des ſinnlichen Jünglings gehabt. Wegener verbat ſich ernſtlich die Unterhaltung ſeiner Reiſegefährtinnen, hüllte ſich in ſeinen Mantel

und drückte ſich in die Ecke des Wagens. Der Fremde neben ihm mußte daſſelbe ſchon früher aethan haben, denn ſie lieſſen ihn in Ruhe. Sie hatten alſo nichts weiter zu thun übrig, als ſich die Zeit ſelbſt, ſo gut, als es die Umſtände erlaubten, zu vertreiben. Das thaten ſie denn auch ohne die geringſte Zurückhaltung, ohne die mindeſte weibliche Schamhaftigkeit und Sittſamkeit. Sie theilten ſich einander ihre auf der Meſſe gehabten verliebten Abentheuer mit, rühmten ſich ihres erworbenen Lohnes, jubelten über die ausgeübten Prellereien, verſpotteten die Kenſchen und Züchtigen, und freuten ſich auf die Ankunft in H . . . e, wo ſie von vielen luſtigen Brüdern ſchon ſehnlich erwartet würden. Die eine, die wohlgebildetſte unter ihnen, las ſogar einen Brief vor, der ihr nachgeſchickt worden war, in welchem

ſie dringend gebeten wurde, doch bald wieder zurück zu kehren. Welche Scherze, welche ſaubere Geſchichtchen, welche Beſchreibungen unzüchtiger Scenen kamen da nicht an den Tag! — doch ſtille davon.

Will man zu dem tiefſten Abgrunde der Unſittlichkeit verſunkener Menſchen ſehen, ſo muß man ſolche Geſchöpfe, wie dieſe waren, kennen lernen.

Das Ein und Zwanzigſte Kapitel.

Etwas über Fußreiſen.

Wegener war froh, als die Poſt in ... gen ſtill hielt, und er ſich ſeiner ſaubern Geſellſchaft empfehlen konnte. Weiter wollte er nicht fahren, ſondern nun einen Theil ſeiner Reiſe zu Fuße machen, theils des Angenehmen wegen, das mit dem Reiſen zu Fuße verbunden iſt, theils der geringern Ausgabe wegen, die er dann zu haben hoffte; denn ſein Weg war noch weit und ſein Beutel nicht gar überflüßig mehr geſpickt. Ich ſage des Angenehmen des Fußreiſens wegen. Jeder, der daſſelbe verſucht hat, wird es nicht in Abrede ſeyn können, daß es ihm großes Vergnügen gewährt hat, und daß es überhaupt viele Vorzüge vor jeder andern Art des Reiſens hat, vorausge-

ſetzt, daß man geſunde Füße hat, und die Reiſe, die man machen will, keine Geſchäftereiſe iſt. Indeß möchte ich jedem Fußreiſenden den wohlgemeinten Rath geben, nicht allein zu reiſen, ſondern ſich nach einem Gefährten umzuſehen, der mit ihm den Genuß vorkommender Naturſchönheiten und andere Merkwürdigkeiten theilen, der ihn durch unterhaltende Geſpräche den Weg, wenn er langweilig wird, verkürzen, der ihm auch bey vorkommenden Gefahren und in bedenklichen Lagen Rath geben und Beyſtand leiſten kann.

Ein ſolcher treuer Gefährte würde heute auch unſerm Wegener ſehr willkommen geweſen ſeyn. So wenig er Gefahren fürchtete, ſo unerſchrocken und voll Gegenwart des Geiſtes er auch bey jedem mißlichen Vorfalle zu ſeyn pflegte,

ſo verließen ihn denn doch heute dieſe männlichen Tugenden beynahe gänzlich, und Furcht und Muthloſigkeit traten an die Stelle derſelben. Doch wer ſollte auch in ſolcher Lage, als die war, in welcher Wegener heute war, nicht allen Muth verlohren haben?

Meine Leſer mögen urtheilen.

Das Zwey und Zwanzigſte Kapitel.

Ein ſonderbares Abenthener.

Es war am frühen Morgen, als Wegener von der Poſt geſtiegen war. Er ruhete nur ein Stündchen aus, frühſtückte dann, und nachdem er ſeinen Reiſeplan gemacht und ſich vorgenommen hatte, an dem Tage bis nach S... ſtadt zu gehen, ſo machte er ſich ſogleich auf den Weg.

Das Ziel, das er ſich vorgeſteckt hatte, war weit. Er durfte daher nicht lange unterwegs verweilen; nur einige Mal hielt er an, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen.

Seines ſchnellen und ununterbrochenen Wanderns ungeachtet merkte er denn doch, als es gegen Abend kam, daß er ſich zu viel vorgenommen habe.

Es

Es überfiel ihn eine außerordentliche Müdigkeit, und er mußte ſich von Zeit zu Zeit an den Weg niederſetzen, um neue Kräfte zu ſammeln.

Die Sonne war untergegangen und S... ſtadt noch mehrere Stunden entfernt. Es wurde dunkler, er immer müder und kraftloſer. Kein Dorf, in welches er hätte einkehren können, lag mehr an ſeinem Wege. Was ſollte er machen? Schon machte er ſich gefaßt, einmal eine Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Er ſchleppte ſich indeß noch einige hundert Schritte weiter fort, als er zu ſeinem Troſte in der Ferne ein einzelnes, dicht an einem Walde ſtehendes Haus bemerkte.

Das wird ein Förſterhaus ſeyn, dachte er bey ſich ſelbſt. Mag es ſeyn, was es will, es werden doch Leute darin wohnen, die menſchenfreundlich oder ei-

genügig genug ſeyn werden, einem erſchöpften Reiſenden Brod und für eine Nacht ein Obdach zu geben. Er nahm den Reſt ſeiner Kräfte zuſammen und wanderte dem Hauſe zu, das ſich ihm zu ſeiner Freude, als er näher kam, durch das herabhängende Schild, als einen Gaſthof ankündigte.

In der Thüre des Hauſes begegneten ihm zwey Männer mit einem großen Hunde, welche ohne ſeinen Gruß zu erwiedern ſtillſchweigend vor ihm vorbey eilten. Er trat in das Haus, und da er Niemanden auf dem Hausflure ſah, öffnete er rechts die Wirthsſtube und nahm auf der nächſten Bank, die er im Finſtern fand, Platz. Er hoffte daß bald Jemand kommen würde. Er hielt ſich ein Weilchen ruhig, dann rief er zur Thüre hinaus. Niemand antwortete, niemand kam.

Das kam ihm etwas ſonderbar vor. Er erinnerte ſich, daß in dem Wirthshauſe des Dorfs, in welchem er ſich zuletzt ausgeruhet hatte, von dem traurigen Schickſale eines Müllers erzählt worden war, der vor einigen Nächten nicht allein beraubt ſondern auch getödtet worden ſey. Natürlich ſtieg in ihm daher der Gedanke auf: wie, wenn es in dieſem Hauſe nicht ſicher, wenn es die Herberge einer Räuberbande wäre? Es liegt von allen andern menſchlichen Wohnungen ſo abgeſondert, dicht an einem Walde, wer waren die beiden Kerle, die dir begegneten, ſie hatten einen großen Hund bey ſich, ſie ſchienen bewafnet zu ſeyn — dieſe Gedanken ungefähr drängten ſich vor ſeine Seele, als er über der Stube, in der er ſich befand, ein lautes Poltern hörte. Er ſtand auf. Noch wäre es Zeit zu entfliehen.

Schon hatte er die Thüre in der Hand. „Aber wohin? in der Dunkelheit der Nacht, ermattet, entkräftet, hungrig, du würdeſt in einer verzweifelten Lage ſeyn.“

Das Drey und Zwanzigſte Kapitel.

Fortſetzung.

Seine Vernunft erwachte jetzt wieder, er lachte über ſich ſelbſt, unterdrückte alle aufgeſtiegene Zweifel und Bedenklichkeiten, erklärte ſie für Kinderey, ſeine Lage für nichts weniger als gefährlich, höchſtens nur für auffallend und ſonderbar. Er beſchloß daher den Gang der Sache abzuwarten; ſollte ſich wirklich einige Gefahr zeigen, ſo würde ſich ja, hoffte er, immer noch ein Ausweg zu ſeiner Rettung finden.

Er ſtand noch in der Thüre, als er ein kleines, gebücktes Mütterchen, mit einer auffallend großen Warze an der Naſe, eine kleine Laterne in der Hand haltend, die Treppe herunter kommen ſah.

„Guten Abend, liebe Frau, redete

ſie Wegener an,“ kann ich nicht etwas Eſſen bey ihr bekommen?“

„Warum nicht,“ erwiederte ſie ganz kurz und trocken, zündete einen dampfenden Oelkreiſel an, ſetzte ihn auf die lange Tafel in der Stube und überließ, indem ſie hinausgieng, Wegenern wieder ſeinen Betrachtungen. Er hörte die Hausthür abſchließen, einen Hund auf dem Hofe anſchlagen und die Stimme eines Mannes, der die Treppe herab kam.

Er trat herein. Es war der Wirth; ein großer Mann mit breiten Schultern und hoher Bruſt, ein ſchwarzer, lange nicht abgenommener Bart überdeckte ſein halbes Geſicht. Er begrüßte Wegenern freundlich, fragte ihn, wo er her käme, wohin er wolle und ob er ihn womit dienen könne.

„Ja, lieber Mann, ich bitte um

Eſſen und Trinken, ich bin auf meinem Wege ſehr hungrig geworden. Was kann ich bekommen?“

„Nichts als Butter, Brod und Käſe und einen Trunk dünnes Bier, wenn dem Herrn das gefällig iſt, ſo ſoll es gleich hier ſeyn.?

„Ja, ja, das iſt recht gut; nur her damit!“

Er ging und brachte mit ſeiner Frau das Eſſen herein, und ſtellte es vor Wegenern hin. Wirth und Wirthin ſetzten ſich in einen Winkel der Stube an einem andern Tiſche, verzehrten ihr Abendbrod in der Stille, und flüſterten ſich nur von Zeit zu Zeit einige Worte zu.

Wegener, dem nichts entging, ſchöpfte neuen Verdacht; indeß jetzt beſchäftigte ihn die Sorge für ſeinen Magen zu ſehr, als daß er ihm lange hätte nachhängen ſollen.

Das Vier und Zwanzigste Kapitel.

Fortsetzung.

Als er gesättigt war, fand sich der Schlaf mit solcher Gewalt bey ihm ein, daß ihm die Augenlieder gegen seinen Willen zufielen.

Bist du bey ehrlichen Leuten oder bey Spitzbuben, dachte er, du kannst nicht weiter, du mußt hier bleiben; er fragte also, ob er auch diese Nacht wohl hier schlafen könne.

Statt ihm gleich eine entscheidende Antwort auf seine Frage zu geben, ließen sich Wirth und Wirthin in ein geheimes Gespräch ein, in welchem, wie Wegener stark vermuthete, der Plan zu seiner Ermordung und Beraubung gemacht wurde, da er glaubte die Wörter

todt, sterben ganz deutlich gehört zu haben. Sein Muth fing an wieder etwas zu sinken.

Endlich erfolgte ein: „O ja," von Seiten des Wirths, das wegen des Tones, mit dem es ausgesprochen wurde, seinen Argwohn vermehrte. Er bereuete schon, daß er nach einem Nachtquartiere gefragt hatte, obgleich sein von der Reise erschöpfter Körper durchaus Ruhe verlangte, und er daher die Nothwendigkeit vor Augen sah, sich den Händen dieser Leute auf Discretion anzuvertrauen.

Sein Trost bey dem allen war noch, daß kein einziger Mensch, außer diesen beiden Leuten, in dem ganzen Hause zu seyn schien, und diesen glaubte er sich allenfalls noch gegenüber stellen zu können. Die beiden

Leute, die ihm in der Thüre begegneten, konnten aber wieder zurückkehren, oder noch andere Spießgesellen ankommen. Das war wieder so eine Sache.

Das Fünf und Zwanzigſte Kapitel.

Fortſetzung.

Wirth und Wirthin gingen hinaus, und wie er deutlich hörte, wieder die Treppe hinauf. Bald kamen ſie zurück, und der Wirth erbot ſich, wenn ſich Wegener nun ſchlafen legen wolle, ihm ſein Lager anzuweiſen.

Wegener ſtand maſchienenmäßig auf und folgte dem Wirthe, ohne ein Wort zu reden. Dieſer führte ihn bey dem dunklen Scheine einer Lampe die Treppe hinauf, zeigte ihm eine Thür, die zu einer Kammer führe, und zu der er nur hereingehen ſolle; gleich links an der Thüre ſtehe das für ihn bereitete Bette.

„Gut, mein Freund, ſo gebe er denn nur die Lampe her,“ ſagte Wegener zu ihm.

„Nein, mein Herr, Licht gebe ich nicht mit,“ war die Antwort.

Wegener beſtand darauf, er wiſſe ja keinen Beſcheid.

Nichts half, der Wirth ließ ſich nicht bewegen, und machte zum Heruntergehen Miene.

Nun es ſey, dachte Wegener, wahrſcheinlich iſt es doch einmal um dich geſchehen. Er öffnete die Thür und — es war ihm, als ſollte er gleich in Ohnmacht ſinken — ein ſcheußlicher Geſtank, ein Leichengeruch kam ihm entgegen. Er faßte Muth, trat hinein, ſchlug die Thür hinter ſich zu, und da er einen Riegel fand, ſo verriegelte er dieſelbe, tappte umher, fand richtig das Bette, ſchlug das Deckbette auf und — welch ein Entſetzen ergriff ihn — ein noch ärgerer Todtengeruch kam ihm entgegen.

Da ſtand der Arme, beynah in Ver-

zweiflung. Seine Einbildungskraft malte ihm seine an sich schon schreckliche Lage noch schrecklicher aus, er glaubte von den Leichnamen ermordeter Reisenden umgeben zu seyn, die das Opfer der Habsucht dieses Wirths geworden waren, der vielleicht an der Spitze einer Räuberbande, oder wenigstens mit ihr in Verbindung stehe, er glaubte, daß nun wahrscheinlich auch sein Stündlein bald schlagen werde.

Mehrmahl trat er an ein kleines Fenster von einigen runden Scheiben, durch welches etwas weniges Helle von der heitern Frühlingsnacht in die Kammer fiel, er maß mit seinen Augen die Höhe desselben von der Erde, und war schon Willens, durch einen gewagten Sprung und durch die Flucht sein Leben zu retten. Die Höhe des Fensters war aber beträchtlich und es daher nicht un-

wahrscheinlich, daß er sich durch diesen Sprung um Arme und Beine bringen, und dann dennoch den Klauen der Räuber nicht entkommen könnte.

Er warf sich also auf das pestaushauchende Lager hin, wo ihn zu seinem Glücke sogleich ein fester Schlaf überwältigte, der ihn von aller weitern Angst befreiete.

Das Sechs und Zwanzigste Kapitel.

Auflösung.

Er mochte einige Stunden geſchlafen haben, als er von einem ſtarken Pochen an ſeiner Kammerthüre aufgeweckt wurde. Er horchte und wagte es nicht ſich zu bewegen. Das Pochen wurde lauter. Was ſollte er machen? Er rief: „wer iſt da? wer ſtört mich mitten in der Nacht in meinem Schlafe?“ —

„Aufgemacht!“ erhielt er zur Antwort.

„Ich mache nicht auf, bis es Tag iſt.“

„Nun mache er nur auf, guter Freund,“ hörte er darauf eine etwas freundlichere aber in tiefem Baß redende Stimme. „Mache er nur auf, es ſoll ihm kein Leid geſchehen.“

Wegener wagte es auf dieſes Ver-

ſprechen die Thür zu öffnen und wen ſahe er hereintreten? — Zwey Mönche, mit langen Bärten, in ſchwarzen Kutten, und den Wirth, der ihnen mit einer Laterne in der Hand folgte.

Ein abentheuerlicher und für Wegener ſchrecklicher Anblick!

„Aber lieben Leute, was wollt ihr bey mir?“ ſagte er, „warum ſtört ihr mich in meiner Ruhe?“

Statt ihm Antwort zu geben, ging man an ſein Bette und zog unter demſelben — eine Leiche hervor.

Wegener fuhr zuſammen. „Himmel! was iſt das? ein Ermordeter!“

„Nicht doch, nicht doch, lieber Herr, ſagte endlich der Wirth, wie kommen Sie darauf? Es iſt der Leichnam eines armen Handwerkeburſchen, der vor einigen Tagen krank hieher kam und geſtern in meinem Hauſe geſtorben iſt. Mehmen

men Sie es nur nicht ungütig, daß ich Ihnen das bis jetzt verſchwiegen habe. Ich wollte es Ihnen ſchon geſtern Abend ſagen, meine Frau hielt mich aber davon ab, weil ſie meinte, Sie könnten vielleicht furchtſam ſeyn und in der Kammer, wo der Todte läge, nicht ſchlafen wollen; und einen andern Schlafort konnten wir Ihnen nicht anweiſen. Sie würden, wenn Sie etwas davon gewußt hätten, vielleicht ganz um ihren Schlaf gekommen ſeyn; und hätten ſich dieſe Herren nicht auf ihrem Wege hierher verirrt und deshalb früher hier ankommen können, ſo wäre der Leichnam ſchon geſtern Abend vielleicht zur Erde beſtattet und Sie wären auch jetzt nicht in ihrer Ruhe geſtört worden. Nehmen Sie es nur ja nicht übel."

Indem der Wirth ihm das erzählte, waren die Patres mit dem Leichnam beschäftigt; sie besprengten ihn mit Weyhwasser, sagten Gebete über ihn her u. s. w. und legten ihn endlich in ein schon bereit stehendes Sarg.

Das Sieben und Zwanzigſte Kapitel.

Schluß.

Wegener ſagte, während er das alles hörte und ſahe, kein Wort; ſeine Furcht war natürlich verſchwunden, nachdem ſich die Sache entwickelt, und ſich ihm die geſtern Abend ihm ſo verdächtig ſcheinenden kleinen Umſtände, das Poltern, das geheimnißvolle Reden ſeiner Wirthsleute u. ſ. w. erklärt hatten, aber ein unbeſchreiblicher Ekel bemächtigte ſich nun ſeiner.

Keine Bitten konnten ihn vermögen, ſich wieder niederzulegen. Er bat die Wirthin, ihm einen Kaffee zu machen; bey dieſem und ſeiner Pfeife ſaß er ſo lange allein in der Wirthsſtube, bis ſich der Himmel zu röthen anfing.

Da machte er ſich auf. Wie froh war er, als er ſich im Freien befand und als die erſten Strahlen der Morgenſonne ihn durchwärmten. Mit Schaudern ſah er noch nach dem Hauſe zurück, in welchem er die fürchterlichſte Nacht ſeines Lebens zugebracht hatte. Die Freude, aller Gefahr entronnen zu ſeyn und die Hoffnung in einigen Stunden in S . . . ſtadt ſeyn zu können, wo er ſich von ſeinem Abentheuer zu erholen gedachte, gaben ihm die Kräfte zu ſeiner Wanderung, die er für dießmal von Ruhe und Schlaf zu erhalten vergebens erwartet hatte.

Das Acht und Zwanzigſte Kapitel.

Wegener iſt in ſeinen Herrn vergnügt.

In einigen Stunden erblickte er ſchon die Thürme von S . . . ſtadt und hinter denſelben, gleich einem blauen Wölkchen, die ſchöne Bergkette, welche ſein Vaterland der Länge nach durchſchneidet.

Sein Herz hob ſich bey dieſem Anblicke, er war ſo froh, ſo vergnügt. Daß er jetzt einen Freund bey ſich gehabt hätte, dem er ſeine Empfindungen, die Freude ſeinem Vaterlande ſo nahe zu ſeyn, hätte mittheilen können! Er ſprach mit ſich ſelbſt, und unwillkührlich öffnete ſich ſein Mund zum Geſange. Aber was ſollte er ſingen? Die unſinnigen, geſchmackloſen

Lieder, die er einst als Student bey wilden Trinkgelagen und zügellosen Schmausereien gesungen hatte? Nur diese fielen ihm bey. Er schämte sich über seine Unbekanntschaft mit den schönsten Liedern der Freude unserer deutschen Dichter und konnte nicht begreifen, wie er an jenen Studentenliedern und überhaupt an den Rohheiten und Unsittlichkeiten des Studentenlebens einst einen Gefallen finden konnte.

Aber woher diese Aenderung in dir, fragte er sich selbst, daß du das jetzt nicht mehr schön und löblich nennen kannst, was du einst so nennen konntest — daß du jetzt das verachtest, was dir einst über alles ging — daß du das jetzt für Schande hältst, worin du sonst deine Ehre setztest? —

War es nicht Cecilie, die Vortreffliche, welche dich eines bessern unter-

richtete, war ſie es nicht, welche dich ſchönere reinere Freuden kennen lehrte, wurdeſt du nicht durch ihren geiſtreichen und empfindungsvollen Umgang erſt zu einem Menſchen umgeſchaffen, verdankſt du ihr nicht deine ganze jetzige Herzensbildung, deine Humanität? —

So ſprach er mit ſich ſelbſt, und eben war er im Begriffe in ſeiner Extaſe eine Apoſtrophe an die ihm entriſſene Geliebte zu richten, als er dicht vor ſich drey Herren zu Pferde erblickte.

Das Neun und Zwanzigste Kapitel.

Erneuerte Bekanntschaft.

Er stutzte da er bemerkte, daß einer derselben ihn fest ins Auge faßte und mit folgenden Worten auf ihn zuritt:

„Moses und die Propheten, irr' ich mich oder irr' ich mich nicht! — nein, s'ist der leibhaftige Herr Wegener. — Nun, wie kommen wir hier zusammen, mein bester Herr, ich freue mich, Sie noch fein wohl zu sehn.“

Wegener erkannte an der Sprache zwar einen Juden, konnte sich aber gar nicht erinnern, diesen je gesehen oder mit ihm zu thun gehabt zu haben.

„Kennen Sie den alten Schmul nicht mehr,“ fragte ihn endlich jener,

„mit dem Sie zu gleicher Zeit im Gefängniſſe zu . . . ſaßen? —“

Nun erkannte Wegener den alten Geſellen und freute ſich ihn wieder zu ſehen.

Die Freude des Juden, Wegenern, nach welchem er ſich ſo lange vergeblich erkundigt hatte, ſo unvermuthet anzutreffen, war aber noch größer. Denn er hatte erfahren, daß er der Geber jenes Geſchenks geweſen war, das ihn damals aus dem Gefängniſſe befreite. Er brach daher, nachdem er kurz erzählt hatte, daß er ſich durch zwey Korn-lieferungen ein anſehnliches Vermögen erworben habe, und daß er jetzt in gleichen Geſchäften eine Reiſe mache, in die Ausdrücke des lebhafteſten Danks gegen ihn aus und verſicherte, daß er ſich ſo lange als ſeinen Schuldner anſehen werde, bis er Gele-

genheit gefunden habe, ihm seinen Dank thätig zu beweisen.

Wegener mußte ihm noch sagen, wo er sich aufzuhalten gedenke, und damit drückten sich beyde die Hände und schieden von einander — Wegener nicht ohne Rührung über die wackere Gesinnung des Juden und im Zweifel über den Grad der Sittlichkeit seiner damals gegen denselben ausgeübten Handlung.

Ehe er es glaubte, war er in G . . . stadt, wo er Rasttag machte, sich pflegte und neue Kräfte für den folgenden Tag sammelte.

Das Dreißigſte Kapitel.

Wegeners Vaterſtadt.

Wie groß war unſers Wegeners Freude nicht, als er an demſelben ſeinen Fuß auf vaterländiſchen Grund und Boden ſetzte! Es war ihm nicht anders als einem Schiffer, der nach einer langen Seereiſe zum erſten Male wieder das feſte Land betritt. Mit heiterm Blicke begrüßte er alle Berge, Fluren und Dörfer, welche ihm immer bekannter wurden, je mehr er ſich ſeinem Geburtsorte näherte.

Nachdem er mehrere Meilen zurückgelegt hatte, erblickte er denn endlich auch die Thurmſpitzen ſeines Geburtsortes aus blauer Ferne hervorſchimmern. Wie erwachten da nicht die Ge-

fühle bänger Freude und Sehnsucht in seinem Busen! Er sollte sein älterliches Haus wieder sehen, in welchem er seine Jugend so glücklich verlebte, er sollte seinen Vater wieder umarmen, er sollte den Anger wieder betreten, auf dem er als Knabe so oft den Ball schlug, das Gehölz wieder besuchen, in dessen Schatten er einst so oft ruhete, den Berg wieder besteigen, von welchem er so oft die Sonne untergehen sah.

Je näher er der Stadt kam, desto mehr enthüllten sich seinem Auge die Schönheiten der Lage derselben. Alles schien ihm so neu und doch so bekannt zugleich. Von der Morgen- und Nordseite ist diese Stadt von sehr hohen, mit Eichen und Buchen bewachsenen Bergen umgeben, zu deren Füßen sie

liegt. Nach der Abendſeite hin kettet ſich Berg an Berg, Wald an Wald, und dieſe Kette macht die Gränze einer fruchtbaren, lachenden Ebene, die ſich von der Stadt nach Mittag hin erſtreckt; ein kleiner Fluß, hell wie Kryſtall, der in dem Gebirge ſeinen Urſprung hat, ſich durch die Vertiefungen deſſelben bis an die Thore der Stadt herab windet, hier aufgenommen und durch die Hauptſtraßen derſelben geleitet wird, ſchlängelt ſich durch die weite Ebene in reizenden Krümmungen hindurch.

Man mag in dieſen himmliſchen Gegenden einen Standpunkt wählen, welchen man will und ſeinen Blick hinwenden, wohin man nur will, die maleriſchſten Parthien werden ſich von jeder Seite dem Auge darſtellen. Ue-

berall ſind die ſchönſten Gruppen von Wald und Gebüſch, überall iſt die ſchönſte Miſchung von Thal und Anhöhe, von blumichten Wieſen und fruchtbaren Feldern.

Das Ein und Dreißigſte Kapitel.

Das Förſterhaus und ſeine Bewohner.

So ſchön die ganze Stadt liegt, ſo ſchön liegt insbeſondere das Wohnhaus des alten Förſters Wegener, zwar von Menſchen etwas entfernt, aber dafür auch der ſchönen Natur deſto näher.

Etwa eine kleine Viertelſtunde hinter der Stadt erhebt ſich ein zu der Gebirgskette gehöriger Berg. In einer nicht geringen Höhe bildet er dicht vor dem Eingange in den Eichenwald, von welchem ſein Haupt umſchattet wird, eine grüne Fläche von einem nicht unbeträchtlichen Umfange. Auf dieſer erhabenen Fläche ſteht das Förſterhaus. Von der Nordſeite iſt es vor unfreundlichen Stürmen durch den ſchattigten

Wald geschützt, vor demselben liegt die Stadt in einem tiefen Grunde, und über die Stadt hinaus öffnet sich die reizendste Aussicht in die fruchtbare Ebene, die mit Dörfern, Landhäusern und Klöstern überstäet ist.

Dicht am Hause ist ein Gärtchen, weniger für die Pracht und das Vergnügen, als für den Nutzen angelegt; denn wozu ein kleiner Garten durch Kunst hervorgebracht, in dem großen Garten der Natur, von welchem das Försterhaus als ein Lusthaus anzusehen ist!

Hier lebte also der alte Wegener, ein Mann, unbekannt zwar mit dem Tone der feinen Welt, aber auch mit ihren Ränken, von weniger Bildung zwar, (denn er konnte kaum lesen und schreiben) aber dafür von redlichem, gutem Herzen; fromm, mäßig und hart in seiner Lebensweise, ein Freund froher

Un-

Unterhaltung, ein zärtlicher Vater, einſt auch ein zärtlicher Gatte, begütert, gaſtfrei, und vor allen Dingen ein gewaltiger Nimrod.

Hohe und Niedrige der ganzen Gegend lieben und ſchätzen ihn.

Beſonders iſt ihm aber ſein Gehülfe und Hausfreund, Herr Müller, zugethan. Er gäbe mit Freuden ſein Leben hin, wenn er damit das ſeines Gönners und Freundes erkaufen könnte. Müller iſt ſchon bey Jahren und unverheirathet, ein braver, geſchickter Mann, der in ſeiner Jugend manches Leiden erfahren hat, jetzt aber bey unſerm alten Förſter ein ganz bequemes und ſorgenfreies Leben führt. Er hat an nichts Mangel. Dafür beſorgt er alle die Arbeiten des Dienſtes, die mit der Feder beſorgt werden müſſen.

Das Zwey und Dreyßigste Kapitel.

Der Alte hat einen Plan für den Sohn.

Unser Wegener hatte gleich nach seiner Verabschiedung seinem Vater geschrieben, daß er sehr bald zu ihm kommen würde. Der Alte hoffte daher von Tage zu Tage auf den Sohn, und die Sehnsucht nach ihm ward immer lebhafter, besonders nachdem er folgenden Plan entworfen hatte.

Sein Sohn sollte sich nemlich um die vor einiger Zeit erledigte Steuer- und Kriegsrathsstelle in der Stadt bewerben, und wenn er die Stelle erhielte, woran er gar nicht zweifelte, um sein liebes Riekchen, eine weitläuftige Verwandtin und sein Augapfel, anhalten und es als Weib heimführen. Bey den Eltern des Mädchens, welche zwey

Meilen von .... lebten, hatte er schon vorläufig einmal angehorcht, ob diese wohl etwas gegen diese Verbindung haben möchten; allein er hatte zu seiner Freude gehört, daß sie nicht abgeneigt seyn würden, dieselbe einzugehen. Von dem Mädchen hoffte er auch, daß sie verständig genug seyn und seinem Sohne keinen Korb geben würde. Daß dieser aber selbst vielleicht andere Aussichten zu seinem Glücke haben, und daß sein Herz und Wort ihn schon an ein ander Mädchen fesseln könne, daran dachte er gar nicht oder wollte er nicht denken.

Wie ein Kind hing der Alte an diesem Plane. Tag und Nacht hatte er seit dem Tode des vorigen Kriegsraths an demselben gebauet, und sich das Gebäude immer schöner und schöner ausgemalt.

Welche Freude wird dir das nicht in

deinem Alter gewähren, ſo ſprach er öfters mit ſich ſelbſt, wenn du deinen einzigen lieben Sohn ſo in der Nähe bey dir haſt, und wenn er ein gutes Weib, gute Kinder und ein gutes Auskommen hat! Daß ich dieß Glück aber ſo allein erfahren und genießen ſoll, daß ich es nicht mit dir, liebes, verklärtes Weib, theilen kann, da wir doch ſo manches Leiden mit einander theilten! — Wenn der Bube nur erſt da wäre, daß man Anſtalten treffen könnte! — Wenn ich denn ſo des Sonntags zur Kirche hinunter in die Stadt gehe, ſo kehre ich zuvor bey meinem Sohne, dem Kriegsrathe, ein, dann eſſe ich zu Mittage bey ihm; Kinder und Enkel beeifern ſich den alten Großpapa zu pflegen; nach Tiſche gehe ich wieder in die Kirche, bringe dann den Nachmittag bey meinem Sohne und in der Geſellſchaft einiger guten Freunde zu,

und fahre dann gemächlich am Abend wieder nach Hauſe. Gütiger Gott, ſey doch deinem Knechte gnädig und erfülle ihm ſeine Wünſche!

So dachte und ſprach der Alte oft mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Freunde Müller. Den Schluß aller Unterredungen machten aber immer die Worte: wenn er nur erſt da wäre!

Auch heute hatte der Alte ſchon von ſeinem Sohne viel geſprochen, nach der Stadt auf die Poſt geſchickt, aber die Nachricht erhalten, daß weder der Herr Sohn noch Briefe von ihm angekommen wären.

Das Drey und Dreyßigste Kapitel.

Die Freude des Wiedersehens.

Es ging gegen Abend, als der alte Förster eben in der Hausthüre stand und mit seinen Hausgenossen einen Achtender betrachtete, den seine Jägerburschen erlegt hatten, als er in der Ferne einen Mann schnell den Berg heraufkommen sah. Er machte seine Leute darauf aufmerksam. Man stritt sich, wer es seyn möchte. Müller bestand darauf, es sey der junge Herr.

„Ja, ja, Müller hat recht,“ rief der alte Wegener endlich ganz außer sich. „Er ists, er ists, mein Sohn.“ Nun Gott sey Dank, und damit ging er, nein, hüpfte er beynahl den Berg hinab und seinem Sohne entgegen. Müller folgte ihm.

Welche Freude für den Vater, als er

seinen lieben Sohn nach so langer Zeit wieder umarmte! Welche Freude für den Sohn, als er seinen theuern Vater wieder in die Arme schloß!

August, Herzensjunge, Teufelskanaille, — das waren die Worte, die er eins um das andere ausrief, indem er ihn fest an sein väterliches Herz drückte.

Unter tausend Fragen, mit denen er ihn bestürmte, führte er ihn, wie im Triumphe, nach dem Hause zu, und stellte ihn mit einem gewissen Stolze seinen Hausleuten, als seinen lieben Sohn vor.

Nun komm und erzähle mir, wie es dir in der lieben langen Zeit, in welcher wir uns nicht gesehen haben, gegangen ist. Damit ließ er Pfeifen stopfen und Stühle vor die Hausthür bringen. Sie setzten sich in den Schein der untergehenden Sonne, und der Sohn erzählte dem Vater von den wichtigsten Auftrit-

ten der letzten Jahre seines Lebens. Die gröſste Theilnahme malte sich während der Erzählung auf dem Gesichte des Alten, je nachdem der Gegenstand derselben froh oder traurig war.

Die Sonne war schon längst untergegangen, als sie sich zu Tische setzten.

Das Vier und Dreyßigſte Kapitel.

Der Plan wird vorgelegt.

Bey Tiſche kam das Erzählen an den Vater. Dieſer hatte aber nicht viel zu ſagen. Sein Leben floß ſeit mehrern Jahren wie ein ruhiger Bach, ſtill und ohne große Veränderungen dahin. Nur ein wichtiger, aber trauriger Vorfall hatte ihn gebeugt, das war der Verluſt ſeiner guten Frau. Vater und Sohn erinnerten ſich der Gattin und Mutter mit Schmerz und wehmüthiger Zärtlichkeit.

Nach dem Eſſen nahm der Alte den Sohn auf die Seite und eröffnete ihm mit geheimnißvoller und freundlicher Miene den Plan, den wir ſchon kennen gelernt haben.

„Auguſt,“ ſchloß er bewegt, „lieber Auguſt, mache mir die einzige Freude und zerſtöre mir dieß ſchöne Gebäude

meiner süßesten Hoffnungen durch deinen Widerspruch nicht, sondern thue, was Du kannst, um sie zu erfüllen. Ich liebe Dich sehr, das weißt Du, aber ich würde Dich, wenn es möglich wäre, noch mehr lieben, wenn Du mir hierin nicht zuwider bist. Alles kömmt freilich darauf an, ob Du die Kriegsrathsstelle erhalten kannst; daher bitte ich Dich, daß Du Dich so bald als möglich um dieselbe bewirbst."

Wegener, der durch die Innigkeit und Herzlichkeit, mit welcher sein Vater ihm seinen Plan und seine Bitten vortrug, bewegt war, versprach die Sache ernstlich zu überlegen und alles zu thun, was er nur thun könne, um seinem Vater Freude zu machen.

Beide umarmten sich darauf und der Alte ging in seine Schlafstube, um sich zur Ruhe zu legen.

Das Fünf und Dreyßigſte Kapitel.

Wegener geht mit ſich zu Rathe.

So müde auch Wegener von dem ſtarken Marſche war, den er heute gemacht hatte, ſo verſcheuchten dennoch die durch ſeines Vaters Vorſchlag in ihm erregten Ideen in Abſicht der Zukunft, allen Schlaf.

Es war ja ſchon ſeit einiger Zeit ſein Wunſch geweſen, in ſeinem Vaterlande, und wenn es ſeyn könnte, in ſeiner Geburtsſtadt angeſtellt zu werden, um in der Nähe ſeines Vaters, ſeiner Verwandten und Jugendfreunde ein thätiges, nützliches und angenehmes Leben zu führen.

Er war alſo in dem Punkte mit dem Vater ganz einverſtanden, daß er ſich um die erledigte Kriegsrathsſtelle bewer-

ben müſſe. Um die Kenntniſſe und Fertigkeiten, welche dieſer Poſten verlangte, war er nicht bange, denn er glaubte von der Univerſität her doch nicht alles ſo ganz vergeſſen zu haben.

Aber was war zu dem andern Theile des vorgelegten Plans, Couſine Ulrike betreffend, zu ſagen? — Natürlich mußte dieſer gänzlich verworfen werden.

Er beſchloß dem Vater ſeine Liebe zu Cecilien zu entdecken, und ihn um Billigung ſeines gethanen Schrittes zu bitten.

Er ſah wohl ein, daß das dem Alten unangenehm ſeyn würde, indeß hoffte er von ſeiner Liebe zu ihm, daß er ihn in dem, was ſein größtes irrdiſches Glück beträfe, nicht entgegen ſeyn würde.

Er hatte einſt von der Univerſität aus ſchon ſeiner verſtorbenen Mutter von dieſer Angelegenheit geſchrieben; dieſe hatte, indem ſie ſelbſt nichts gegen

ihres Sohnes Neigung und Wahl einzuwenden hatte, das in ihren Busen niedergelegte Geheimniß treulich bewahrt und dem Vater daſſelbe verſchwiegen. Wegener mußte dieß wenigſtens aus dem Plane des Vaters in Abſicht einer Verbindung mit Ulriken ſchließen, denn hätte er das Geringſte von ſeiner Neigung zu Cecilien gewußt, ſo würde er ſich doch etwas wenigſtens davon haben merken laſſen.

Nachdem Wegener auf die Art ſeine Maaßregeln genommen hatte, ſo verfügte auch er ſich zur Ruhe.

Das Sechs und Dreyßigste Kapitel.

Wegener macht dem Alten einen Querstrich.

„Nun, Herr Kriegesrath, wie haben Sie nach der gestrigen Reise geschlafen?“ rief der alte Förster seinem Sohne entgegen, als er zum Frühstücke in die Stube trat.

Doch Spaß bey Seite, fuhr er fort, hast du, mein Sohn, schon über meine dir gemachten Vorschläge nachgedacht?

, bester Vater, das habe ich, noch gestern Abend, ehe ich zu Bette ging.

Nun, was hast Du beschlossen?

Ich halte heute noch um die Stelle an.

Vortrefflich, und wenn du sie erschnappt hast, um meine liebe Ulrike, nicht wahr?

Wegener schwieg.

Nun? —

Laſſen Sie mich erſt die Stelle haben, dann wird ſich das andere auch ſchon finden.

Nein, nein, Du mußt mir auch hierin Gewißheit geben. Du würdeſt mich nur halb glücklich machen, wenn Du nicht auch darin einwilligen wollteſt.

Das ſollte mir ſehr leid thun, beſter Vater, wenn Ihnen meine Einwendungen gegen dieſen Punkt einiges Mißvergnügen machen ſollten, denn ich ſehe mich gezwungen, ſo ein gutes, liebenswürdiges Mädchen Ulrike auch iſt, und ſo glücklich mich ihre Hand auch vielleicht unter andern Umſtänden machen würde, dennoch dieſelbe —

Böſer Junge, alſo verſchmäheſt Du ſie und das ſo gerade hin? alſo willſt Du Deinem Vater, der es ſo gut mit Dir meinte, und der die beſte Wahl auf Gottes Welt für Dich gemacht zu haben

glaubte, nicht folgen? glaubst Du, daß ich nicht beurtheilen kann, was für Dich gut und nützlich ist?

Lieber Vater, ich darf und muß es Ihnen gestehen, ich habe schon gewählt. Das beste, vortreflichste Mädchen, die größte Zierde des weiblichen Geschlechts hat meine Hand und mein Wort, und ich habe das ihrige.

Mit sichtbar schmerzlichen Gefühlen schlug der Alte die Hände langsam und ohne zu reden in einander.

Dahin sind nun alle meine süßen Hoffnungen, rief er endlich aus, vernichtet meine gut gemeinten Absichten!

Bester Vater — damit fiel ihm Wegener in die Arme.

Sanft drängte er ihn zurück — „Du verschmähst ein Mädchen, welches das beste Weib, die beste Tochter geworden seyn würde. Du thatest nicht wohl, mein

mein Sohn, ohne meinen Rath und ohne mein Vorwiſſen eine Verbindung einzugehen, die dich vielleicht —“

Fürchten Sie nicht, theuerſter Vater, Sie werden meine Wahl rechtfertigen, wenn Sie den Gegenſtand meiner Liebe erſt kennen. Sie werden in meiner Geliebten eine Tochter erhalten, die Ihnen mit der größten Liebe und Verehrung entgegen kommen und ich eine Gattin, die mich zum glücklichſten Manne der Erde machen wird.

Das Sieben und Dreißigste Kapitel.

Der Alte lieſt Wagnern den Text und weiß nicht, was er denken ſoll.

Das ſind Träume eines Verliebten, die nur kurze Zeit dauern und dann verſchwinden, um einer traurigen Wirklichkeit Platz zu machen. Ihr jungen unbeſonnenen, unerfahrnen Leute, die Ihr Euch gewöhnlich durch ein glattes Geſicht, durch eine ſchöne Hand verblenden laßt, wenn Ihr doch euern verſtändigern Vätern folgen wolltet. Dieſe ſehen heller und richtiger, laſſen ſich nicht durch vergängliche Reize blenden, dieſe ſolltet ihr für Euch wählen laſſen, oder wenigſtens ſie bey eurer Wahl zu Rathe ziehen. Wie genau habe ich nicht das gute Riekchen geprüft, und wenn ſie doch nur eine einzige Probe

nicht ausgehalten hätte! Ja, ſie iſt das ſittſamſte, tugendhafteſte, wirthſchaftlichſte Mädchen, das ich je kennen gelernt habe. — Aber laß doch hören, wer iſt denn deine Auserwählte, wie heißt ſie denn?

Cecilie.

Ihren Zunamen, meine ich.

Hm, hm, — fällt mir der doch nicht gleich bey.

Wer ſind ihre Aeltern?

Sie hat keine mehr, Vater und Mutter ſind todt.

Was war denn der Vater?

Das weiß ich wirklich nicht zu ſagen.

Wo lebte er denn?

Das habe ich nie erfahren können.

Wo lebt ſie denn?

Leider, weiß ich das auch nicht. Ich habe ſchon längſt und zwar verge-

bens, alles aufgeboten, nur ihren jetzigen Aufenthaltsort zu erfahren.

Bursche, spaßest du mit deinem Vater? Was soll ich davon denken? Du hast dich mit einem Mädchen versprochen, dessen Namen du nicht kennst, von dessen Aeltern du nichts weißt, von welchem du nicht weißt wo es lebt und wo du es finden sollst? — Ich muß sagen, das kömmt mir äußerst sonderbar vor. Am Ende kennst du das Mädchen selbst noch nicht, und es dich auch nicht. Mein Sohn, nimm es deinem Vater nicht übel, ich hätte dir mehr zugetrauet, als daß du in deinen männlichen Jahren noch so kindisch handeln könntest. Aber löse mir doch das Räthsel, wenn du kannst. Wo machtest du denn Bekanntschaft mit dem Mädchen?

Die erste, in einer Höle.

In einer Höle? — nun ja das mag eine ſchöne Bekanntſchaft ſeyn, das kann ich mir denken.

Urtheilen Sie nicht ſo hart, lieber Vater, ich bitte Sie. Wenn Sie wollen, ſo erzähle ich Ihnen jetzt, wie ich Cecilien kennen lernte und entwerfe Ihnen, wenn ich kann, ein ſchwaches Bild ihrer Vorzüge. Dann mögen Sie urtheilen, ob ich thöricht und unbeſonnen oder mit Ueberlegung dieſe Wahl getroffen habe, von der ich mir einzig und allein das Glück meines künftigen Lebens verſpreche.

Nun, laß doch hören!

Das Acht und Dreißigste Kapitel.

Wegener erzählt, holt aber etwas weit aus.

Sie kennen die schönen mit Dörfern und Landhäusern übersäeten Gegenden von L . . ., wo ich studirte, schwerlich aber den zur Mode gewordenen Hang der Einwohner dieser Stadt, in den Frühlings- und Sommermonaten ihre Wohnungen in derselben mit den freiern Wohnsitzen in Gärten und auf dem Lande zu vertauschen.

Kaum wirft die Sonne im März und April die ersten warmen Strahlen auf die noch erstarrte Erde, so wacht alles in der Stadt gleichsam auf, alles drängt sich zu dem Thore hinaus auf das Land. Die reichern Familien beziehen dann ihre eigenen schönen Land-

ſitze und die weniger begüterten finden für Geld kleine, aber anſtändige Wohnungen in Gartenhäuſern und Dörfern.

Dieſer Durſt nach freierer Luft, dieſer Hang zum Landleben hatte ſich zu meiner Zeit auch unter den Muſenſöhnen ſehr verbreitet und Viele derſelben mietheten ſich für den Sommer in nahegelegenen Dörfern ein.

Mehrere meiner akademiſchen Freunde und Bekannten, die das ſchon ſonſt gethan hatten, ermunterten mich in dem letzten Frühlinge meines dortigen Aufenthaltes, doch auch einmal das Landleben zu verſuchen.

Ich ließ mich überreden, beſchloß aber zugleich meine ländliche Muße nicht, wie die mehrſten meiner Bekannten, nur

allein dem Vergnügen, sondern vorzüglich dem fleißigsten Studiren zu widmen. Ich hatte meinen Cursus gemacht, fühlte aber wohl, daß der ganze Schatz meiner eingesammelten Kenntnisse sich mehr noch auf dem Papiere als im Kopfe befand. Ich beschloß daher alle meine Hefte noch einmal ernstlich durchzuarbeiten.

Meine Kasse war zum Glücke gerade in der Zeit durch Ihre Güte im besten Zustande, so daß ich von dieser Seite kein Hinderniß hatte.

Ich suchte mir daher auf einem etwas weiter von der Stadt entfernt liegenden und darum weniger von Fremden besuchten Dörfchen, das mir wegen der Lage ungemein gefiel, eine Sommerwohnung aus und fand sie in einem sehr niedlichen Landhause eines Bürgers aus der Stadt.

Ich nahm von meinen Freunden in der Stadt ſchon im April des Jahres Abſchied und fuhr mit Büchern und Kollegienheften umgeben auf das Dörfchen und nahm von meinem Zimmer Beſitz.

Das Neun und Dreißigste Kapitel.

Wegeners neue Bekanntschaften.

Ich war mit demselben sehr wohl zufrieden, noch zufriedener aber mit der Familie, welcher das ganze Haus und der englische Garten bey demselben zugehörte und welche die eine Seite des Erdgeschosses bewohnte. Den Hausherrn selbst sah ich den ganzen Sommer nur einigemal, denn seine Geschäfte erlaubten es ihm nicht, sich oft und lange aus der Stadt zu entfernen. Seine Gattin brachte aber beynahe den ganzen Sommer mit ihren drei Kindern auf dem Lande zu, und das war eine recht brave, gute Frau und recht liebe Kinder.

Ich war mit dem Vorsatze auf das Land gezogen, mich so viel als mög-

lich von dem Umgange mit dieſer Familie und den Uebrigen, die meine Hausgenoſſen etwa ſeyn möchten, zurück zu halten, weil ich glaubte, dadurch zu ſehr von meinem Studiren abgehalten zu werden. Ich fand mich aber durch die Freundlichkeit und die Herzensgüte der Hausfrau und der Ihrigen gleich in den erſten Tagen meines Aufenthaltes ſo zu ihnen hingezogen, daß ich ſchon ſehr früh meinem Vorſatze ungetreu wurde.

Ich ſchloß mich daher in ſehr kurzer Zeit an die Familie des Hauſes an. Ich trank des Morgens meinen Kaffee in ihrer Mitte, aß zu Mittag und Abend mit ihnen und genoß überhaupt jedes ländliche Vergnügen in ihrer Geſellſchaft. Beſonders hingen die Kinder ſehr bald mit großer Zärtlichkeit an mir. Sie waren beynahe auf

allen meinen Wegen meine treuen Begleiter.

Auch hatte ich mit dem Prediger des Orts Bekanntſchaft gemacht und in ihm einen ſehr aufgeklärten Geiſtlichen und einen heitern Geſellſchafter gefunden. In ſeinem Umgange ſchwand mir manche Stunde ſehr angenehm dahin. Wir beſuchten uns wechſelsweiſe.

So vergingen mir einige Wochen ſehr angenehm, unter unſchuldigen Vergnügungen und nützlichen Beſchäftigungen, denn dieſe wurden bey alledem ſehr eifrig betrieben.

Ich war ſchon jetzt glücklich, ſollte aber doch noch glücklicher werden.

Das Vierzigſte Kapitel.

Wegener verlangt nach den Fremden.

Ich fragte eines Tages meine Wirthin, warum ſie die ſchönen Zimmer, die in dem Hauſe noch unbewohnt wären, nicht auch noch an Freunde eines ſchönen Landaufenthaltes überließe, da ſich doch gewiß ſehr viele Liebhaber dazu finden würden.

Die Zimmer ſind ſchon längſt verſagt, erwiederte ſie, und ich denke, daß ſie auch nächſtens bezogen werden.

Kenne ich die Perſonen vielleicht, die Sie aufnehmen?

Ich zweifle, denn ſie ſind nicht aus der Stadt, ſondern — ich weiß nicht wo, aber weit, weit von hier zu Hauſe. Ich kenne ſie ſelbſt nicht; es ſind zwey Frauenzimmer. Sie verlaſſen, warum?

kann ich nicht ſagen, die Gegenden, in denen ſie bisher lebten, wollen ſich in unſerer Stadt niederlaſſen, den Sommer zuvor aber auf dem Lande zubringen. Jetzt werden ſie wahrſcheinlich ſchon auf dem Wege hierher ſeyn.

Das Geſpräch kam wieder auf andere Gegenſtände. Es entſtand aber bey mir ein geheimes Verlangen, daß doch dieſe Fremden bald ankommen möchten.

Das Ein und Vierzigſte Kapitel.

Der Prediger wundert ſich.

„Sind Sie ſchon in der Rotdörfer Höle geweſen?“ fragte mich eines Tages der Prediger, als ich zum Kaffee bey ihm war.

„Ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen, nein, noch habe ich ſie leider nicht beſucht.“

Ey, ey, Sie ſind ſchon ſo lange Zeit in unſerer Gegend. Sie ſind ein ſo großer Freund der Natur und haben dieſe Höle, dieſe wirklich ſo merkwürdige Höle noch nicht geſehen? Die Herrn Studenten pflegen ja doch ſonſt fleißig dahin zu wallfahrten.

Was meinen Sie, wenn wir Geſellſchaft dahin machten? Ich bin jetzt neun Jahre im Amte, habe aber noch

keinen Sommer hingehen lassen, ohne diese Höle zu bereisen und auch in diesem Sommer möchte ich sie nicht gern unbesucht lassen.

Herrlich, vortrefflich, lassen Sie uns das thun, lieber Prediger, lassen Sie uns hinreisen, und wenn Sie wollen und können, recht bald.

Auf der Stelle wurde der Tag zur Abreise festgesetzt und alles zu derselben eingerichtet.

Das Zwey und Vierzigſte Kapitel.

Die Höle.

Wir fuhren an dem beſtimmten Tage in aller Frühe ab. Weg und Wetter waren herrlich. Gegen Mittag waren wir in Rotdorf; hier aßen wir und fuhren dann nach der Höle, die noch eine Stunde von dem Dorfe entfernt liegt.

Der Eingang der Höle iſt in einem engen Thale, das von hohen mit Tannen dicht bewachſenen Bergen eingeſchloſſen iſt. Die ganze Gegend iſt wild und rauh, aber dennoch nicht ganz unbewohnt. Zwey Häuſer liegen in dem Thale. Das eine iſt eine Oelmühle, die von einem kleinen Bache getrieben wird, und das andere ein kleines zur Bequemlichkeit derer, welche dieſe Höle beſuchen, angelegtes Wirthshaus.

Wir fuhren nach dem letzten Hause, vor welchem schon einige Wagen standen. Wir hörten, daß sich eben jetzt eine Gesellschaft in der Höle herumführen lasse. Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen hatten und nun auch hinab zu steigen wünschten, so bot sich der älteste Sohn des Wirths zu unserm Führer an. Wir erhielten ein schwarzes Gewand, das wir über unsere Kleider zogen, und eine Fackel in die Hand. So angethan zogen wir nach der Höle. Wir waren unserer acht Personen, denn es hatten sich noch einige andere Fremde zu uns gesellt.

Wir traten in unserm abentheuerlichen Aufzuge durch den etwas niedrigen Eingang in die erste kleinere Grotte und durchwanderten sie langsam, wie die folgenden größern, denn die Höle besteht eigentlich aus sieben Grotten. Ich sage

Ihnen nichts von den Merkwürdigkeiten der einzelnen Grotten, von denen uns unſer Führer in einer auswendig gelernten abgeſchmackten Rede ſehr vieles zu erzählen hatte, ſondern bringe Sie gleich nach der vierten Grotte, die für mich die merkwürdigſte geworden iſt.

Sie iſt die größte von allen und gleicht einem ungeheuren Kirchgewölbe, das von drey großen dicken Säulen getragen wird. Ihre aus einem glänzenden Geſtein beſtehende Tapete vermehrte den Glanz unſerer Fackeln, der hier eine ganz eigene wunderbare Wirkung that.

Wir waren kaum hineingetreten und maßen voll Bewunderung den Raum dieſes weiten Gewölbes, als aus dem Eingange zur fünften Höle die Geſellſchaft, von der uns unſer Führer geſagt hatte und die auf ihren Rückweg begriffen war, hereintrat. Ich werde es nie

vergessen, welchen wunderbaren Eindruck die Erscheinung derselben auf mich machte. Es war nicht anders, als wenn ich mich an irgend einem bezauberten Orte befände, und als sich die Gesellschaft mit ihren Fackeln langsam uns näherte, als ob Geister, oder wenigstens Zauberer auf uns zu wankten.

Das Drey und Vierzigſte Kapitel.

Eine Zauberin.

Aber ach! es war wirklich eine Zauberin in unſerer Nähe. Denn, guter Himmel, wie ward mir, als ich in der Geſellſchaft zwey weibliche Weſen erblickte, und unter dieſen das ſchönſte Mädchen, das je mein Auge ſah.

Welch ein fruchtloſes Bemühen würde es nicht ſeyn, Ihnen auch nur einen ſchwachen Begriff von den Reizen dieſes überirrdiſchen Weſens zu geben, mit welchem uns ein ſonderbares Geſchick in dieſen unterirrdiſchen Gründen zuſammen führte. Sie werden dieſes himmliſche Geſchöpf ſelbſt einſt kennen lernen, denn, Vater, es war — meine Cecilie, die ich hier zum erſtenmale erblickte.

Welch einen tiefen, unauslöſchlich tiefen Eindruck machte nicht ihr großes

Auge und die wenigen Worte auf mein Herz, welche ich sie hier sprechen hörte. Wir hatten uns nemlich den uns Entgegenkommenden mit einer gewissen Feierlichkeit und Ehrerbietung genähert, redeten mit ihnen wenige Worte über das Abentheuerliche unseres Begegnens und über den Ort unseres Aufenthaltes und dann trennten wir uns wieder.

O daß ich hätte umkehren und auch den Rückweg antreten können! Da ging sie hin und ich sah ihr nach, bis sie verschwunden war, und verzweifelte sie je wieder zu sehen. Ein kleiner Strahl von Hoffnung durchflog indeß meine Seele, als der Prediger die Vermuthung gegen mich äußerte, daß die beiden Frauenzimmer vielleicht die von meiner Wirthin erwarteten Fremden wären, welche diese Höle, ohne sie gesehen zu haben, nicht hätten vorbey reisen wollen.

Dieſe Vermuthung hatte einiges Wahrſcheinliche. Mit Ungeduld folgte ich meinen langſam wandelnden Gefährten durch die übrigen drey Grotten. Ich ermunterte oft zur baldigen Rückkehr auf die Oberwelt; und als wir die Höle verlaſſen hatten; trieb ich zur Abreiſe an.

Vorher wurde uns aber noch ein Buch gebracht und wir gebeten, unſere Namen in daſſelbe einzutragen. Die letzten eingeſchriebenen waren:

Leopoldine von Meinau, und

Cecilie.

Welche Freude ich über dieſe Entdeckung der Namen dieſer Frauenzimmer hatte, können Sie ſich denken. Wir fuhren bald darauf fort. Um Mitternacht kamen wir auf unſerm Dörfchen wohlbehalten wieder an.

Das Vier und Vierzigste Kapitel.

Die Frau von Meinau.

Ich war am andern Morgen kaum erwacht, als ich mich ankleidete und zu Madam B. hinunter ging.

„Sind die beiden Damen angekommen?“ fragte ich nach einem kurzen Morgenkuße mit einer gewissen Heftigkeit, welche Madam B. auffiel.

„Ja, gestern Abend kamen sie an, Frau von Meinau und ihre Niece Cecilie, ein schönes, sanftes Mädchen, das Ihnen gewiß sehr gefallen wird.“

„Also ist doch des Predigers Vermuthung richtig gewesen?

„Was für eine Vermuthung?“ fragte sie.

Ich erzählte ihr unser wunderbares Zusammentreffen in der Rotdorfer Höle

und fügte ein Lob Cecilieus hinzu, aus welchem Madam B. schließen mußte, welchen Eindruck sie auf mich gemacht habe.

Lächelnd hob sie den Finger in die Höhe und warnte mich auf meiner Hut Hut zu seyn. „Halten Sie sich aber in Bereitschaft, fuhr sie fort, ich habe gestern schon von Ihnen erzählt, und heute werde ich Sie förmlich als unsern Hausgenossen vorstellen. Dieß geschah als sie die Fremden gegen Mittag im Garten herumführte.

Nach der auf diese Art gemachten Bekanntschaft, hatte ich bald öfter das Glück in der angenehmen Gesellschaft der Frau von Meinau und der reizenden Cecilie zu seyn. Als Mitbewohner desselben Hauses hatte ich das Recht, den Garten nach meinem Gefallen zu besuchen, und der Garten war der gewöhn-

liche Aufenthaltsort der ganzen Hausgesellschaft.

Dieser Umgang gab mir denn nun Gelegenheit, sowohl Cecilliens Tante, als Cecilien selbst näher kennen zu lernen.

Die Frau von Meinau war eine nicht mehr junge Dame, von schwächlichem und feinem Körperbau; ihr blasses, durch einige Züge noch sehr interessantes Gesicht verrieth seine ehemalige aber schnell verblühete Schönheit. Frühe und lange Leiden schienen mir manche Fehler ihres Charakters zwar gemildert, indeß sie doch nicht ganz verwischt zu haben, besonders zeigte sich sehr oft ihre Eitelkeit, ihr Stolz auf eine vornehme Geburt und eine auffahrende Hitze, von welcher Cecilie sehr vieles leiden mußte.

Uebrigens hatte sie die Eigenheit, wenn ich es so nennen kann, daß sie nie ein Wörtchen über ihren vorigen Aufent-

haltsort, über ihre Verwandten, ihren verstorbenen Gemahl, über Ceciliens Eltern u. s. w. fallen ließ. Sie wurde stumm und tiefsinnig, wenn das Gespräch nur von fern auf diesen Gegenstand führte. Auch Cecilie schwieg dann.

Wir merkten das, vermieden daher alles in unserer Unterhaltung, was in diese Materie einschlug.

Das Fünf und Vierzigste Kapitel.

Cecilie.

Wie werde ich Ihnen aber Cecilien schildern können? — Wie ein bescheidenes Veilchen, das seiner Reize unbewußt im schattigten Thale da steht, mit balsamischem Wohlgeruche die Lüfte erfüllt, und den vorbeygehenden Wanderer durch seine Schönheit entzückt, so, würde ich sagen, ist Cecilie, wenn ich ein schon so abgenutztes Gleichniß hier gebrauchen wollte.

Die Kräfte ihres hellen Geistes, der mit einem Schatze der nützlichsten Kenntnisse in Wissenschaften und Sprachen bereichert ist, sind alle außerordentlich und alle so gleich richtig ausgebildet, daß ich sowohl die Natur bewundern muß, die sie so reichlich ausstattete, als auch ihren

Erzieher, der die schönen Keime, die in ihrem Geiste lagen, entwickelte.

Zu diesen Vorzügen gesellt sich eine seltne Fertigkeit und Geschicklichkeit in fast allen den nützlichen und angenehmen Beschäftigungen, welche ein Frauenzimmer so sehr kleiden; sie zeichnet schön, stickt geschmackvoll, singt und spielt das Klavier vortrefflich. Dabey ist sie gleich erfahren in den übrigen weiblichen Arbeiten und in den wirthschaftlichen Geschäften.

Was mir sie aber am unschätzbarsten und bewunderungswürdigsten macht, ist ihr Herz. Eine unübertreffliche Zartheit und Unschuld der Empfindungen, Gefühle und Gesinnungen, ein reines Wohlwollen, eine liebenswürdige Bescheidenheit sind die hervorstechendsten Eigenschaften dieses ganz für Freundschaft, Liebe und Tugend gebildeten Herzens.

Auch ſie ſcheint mir, wie ihre Tante, ſchon manches Leiden erduldet zu haben, und das hat auch ihrem Charakter eine gewiß unverkennbar gute Richtung gegeben. Wie oft habe ich ſie nicht im Stillen beobachtet, ihre Rührung und Theilnahme bey fremden Leiden, ihre Wohlthätigkeit bey der Dürftigkeit Anderer, ihre Selbſtverleugnung bey den Launen ihrer Tante, und hundert andere ſchöne Eigenſchaften an ihr wahrgenommen.

Alle ihre Vollkommenheiten erhalten aber dadurch noch einen ſehr hohen Werth, daß ſie nicht zur Schau getragen werden. Sie ſcheint ſie ſelbſt nicht zu kennen. Nach Verlauf von Monaten entdeckte ich oft ganz gelegentlich einen neuen Vorzug, eine neue Geſchicklichkeit, deren Daſeyn ich vorher nicht geahnt hatte.

Das Sechs und Vierzigste Kapitel.

Wegener eilt zum Ende seiner Erzählung.

So ungefähr waren die Personen beschaffen, deren Bekanntschaft ich jetzt gemacht hatte, und welcher ich so viel (ich muß auch Madam B. hinzu zählen) so außerordentlich viel zu verdanken habe. Der Wunsch, ihnen allen, besonders aber Cecilien zu gefallen, machte mich auf mich selbst aufmerksam, trieb mich an, das Rauhe in meinem Betragen zu glätten, und unvermerkt wurde ich in dieser Gesellschaft von mehrern Fehlern und üblen Angewohnheiten geheilt. Mein Geschmack wurde geläutert, es erwachte die Liebe zu manchen angenehmen Beschäftigungen in mir, die ich bis dahin noch nicht gekannt hatte, und ich erhielt Sinn für die reinen Freuden eines gebildeten

Umgangs und des Glücks des häuslichen Lebens.

Nie werde ich daher den Nutzen verkennen, welchen jener Umgang mir, neben dem größten Vergnügen, gewährte.

Das größte Verdienst um diese glückliche Veränderung meines ganzen Wesens hatte Cecilie. Den ersten Eindruck, den sie auf mich machte, war nichts als bloßes Wohlgefallen an ihrer äußern reizenden Bildung; als ich sie näher kennen lernte, gesellten sich Hochachtung und Bewunderung hinzu, die allmählig in warme Freundschaft und endlich — ich habe es Ihnen schon gestanden — in die glühendste Liebe überging.

Wie erschrak ich nicht über mich selbst, als ich diesen Zustand meines Herzens, zu welchem ich unvermerkt gekommen war, mit einemmahle gewahr wurde! Die Furcht mir mein eigenes

Unglück

Unglück durch Mangel der Aufmerksamkeit auf mich selbst bereitet zu haben, schwand aber, da ich bemerkte, daß auch ich auf Cecilien einigen Eindruck gemacht haben müsse.

Wie glücklich machten mich tausend kleine Umstände, die mich diese Entdeckung machen ließen.

Ich würde Sie ermüden, bester Vater, wenn ich Ihnen die Geschichte unserer so reinen und unschuldigen Neigung, von ihrem leisen Erwachen bis zu ihrer völligen Stärke und bis zu dem wichtigen Tage erzählen wollte, an dem das Geständniß wechselseitiger von unsern Lippen zitterte, und ein feierlicher, fester unauslöschlicher Schwur den Bund unserer Herzen besiegelte. Ich schweige daher hiervon und eile zum Ende meiner Erzählung.

Das Sieben und Vierzigſte Kapitel.

Wegener trägt ſein Anliegen der Tante vor.

Viel zu früh als wir es wünſchten, kamen die rauhen Herbſtmonate herbey. Es raſchelte in allen Gängen unſers Gartens das gelbe von den Bäumen herabgeſunkene Laub, ein rauher kalter Wind wehete über die Stoppeln der Felder, wir mußten oft ganze Tage hindurch in den Zimmern bleiben und nur ſelten lockte uns noch ein warmer Sonnenblick in das Freie.

Es war daher Zeit nach der Stadt aufzubrechen, wo ich für Frau von Meinau und Cecilien eine ſchöne Wohnung gemiethet hatte. Ehe wir aber noch unſern Landſitz verließen, wünſchte ich der Frau von Meinau das für Cecilien ſchon zu lange verborgen gehal-

tene Verhältniß zu gestehen, das zwischen uns eingetreten war und sie um Billigung unserer wechselseitigen Neigung und Absichten zu bitten.

Frau von Meinau mußte schon längst etwas davon gemerkt haben. Da sie aber nie etwas unternahm, was uns in unserm Glücke hätte stören können, so hofften wir um so gewisser ihre Billigung und Zustimmung zu erhalten.

Madam B., die in unsere Angelegenheiten eingeweihet war und der ich meine häuslichen und Familienverhältnisse entdeckt hatte wurde gebeten, die Frau von Meinau zu meinem Antragen vorzubereiten. Das that denn die brave Frau auch treulich und stattete uns von Zeit zu Zeit erwünschte Nachrichten von den Wirkungen ihrer Unterredungen mit ihr ab.

Eines Nachmittags kurz vor unſerer Abreiſe nach der Stadt, als Cecilie bey Mädam B. war, wagte ichs denn ſelbſt zu Frau von Meinau zu gehen und ihr meine Sache vorzutragen.

Meine Aeußerungen waren ihr nicht unerwartet. Sie ſprach viel und ernſthaft mit mir und äußerte Grundſätze, die ich ihr nicht zugetraut hatte.

Das Acht und Vierzigſte Kapitel.

Die Tante redet.

Ich bin unglücklich, ſehr unglücklich verheirathet geweſen, ſagte ſie unter andern, weil nicht eine auf wechſelſeitige Achtung gegründete Neigung das Band der Ehe knüpfte, ſondern ich geſtehe es Ihnen offenherzig, Eitelkeit von meiner Seite und Adelſtolz und Geldliebe von Seiten meines Vaters. Das iſt die Quelle vieler Leiden für mich geweſen. Jetzt kann ich Ihnen das Nähere davon nicht erzählen, vielleicht aber künftig einmal. Mein eigenes Schickſal hat mich aber weiſer gemacht und die Dinge in der Welt von einer andern und, wie ich glaube, richtigern Seite kennen gelehrt. Wappen, Rang und Geld können nicht allein

das Glück der Ehe gründen; nur allein Achtung, Liebe und Adel des Herzens. Mein Wunsch war es daher von dem Zeitpunkte an, als ich Mutterstelle bey Cecilien vertrat, diese einst an einen Mann verheirathet zu sehen, dem es, wenn ihm auch die ersten zufälligen Vorzüge fehlten, doch an den letztern wesentlichen nicht mangelte; zugleich nahm ich mir vor, Cecilie ganz nach ihrer eigenen Neigung eine Wahl treffen zu lassen. Wir lernten Sie hier kennen. Ich durfte Ihnen gleich im Anfange unserer Bekanntschaft meine Achtung nicht versagen, die mit jedem Tage zunahm. Durfte ichs Cecilien verdenken, daß auch diese Sie schätzte, und darf ichs ihr verdenken, daß diese Achtung endlich in Liebe bey ihr überging? Glauben Sie mir, ich habe schon längst und nicht ohne Gefallen

die keimende Neigung zwiſchen Ihnen und Cecilien bemerkt, ſchon längſt darüber mit unſerer verſtändigen und guten Wirthin geredet. Ich gebe Ihnen daher die Verſicherung, daß ich keineswegeS das Glück zweier ſich Liebenden zu ſtören geſonnen bin, daß ich Ihren, wie ich hoffe, edlen Abſichten auf Cecilien keine Hinderniſſe in den Weg legen, daß ich vielmehr alles thun werde, was ich zu Ihrem und Ceciliens Glücke nur immer beytragen kann.

Ich war außer mir vor Freude, ich wollte ihr danken und konnte nicht reden, ich küßte tauſendmal ihre Hand, ſprang hinüber zu Madam B., nahm Cecilien unter den Arm, Madam B. folgte und ſo traten wir in das Zimmer der Frau von Meinau. Wir ſanken vor ihr nieder und umfaßten ihr Knie. Sie war äußerſt bewegt.

„O, rief ſie aus, daß deine verklärte Mutter Zeugin dieſes Auftritts ſeyn könnte! Ja, gute Schweſter, ich bin überzeugt, du würdeſt das billigen, was ich jetzt an deiner Stelle billige. Sey glücklich, ſey glücklicher als ich es war, beſte Cecilie, vergiß die Lehren deiner vortrefflichen Mutter nicht, vergiß auch mich, deine Tante, nicht, die dich gewiß aufs zärtlichſte liebt.

Wir umarmten uns innig und Thränen benetzten unſer aller Wangen.

Das Neun und Vierzigſte Kapitel.

Wagner endet ſeine Erzahlung.

Wir waren nur noch wenige Tage nach dieſem Auftritte auf dem Lande. Dann zogen wir in die Stadt. Ich miethete mich nicht weit von Cecilliens Wohnung ein und entfernte mich beynahe ganz aus dem Kreiſe meiner bisherigen Bekannten, indem ich nur einzig und allein für Cecilien lebte.

Das unbegränzte Glück, deſſen wir jetzt genoſſen, wurde bald etwas geſtört. Cecilliens Tante verfiel in eine ſehr gefährliche und langwierige Krankheit. Von welcher herrlichen Seite lernte ich Cecilien hier am Krankenbette kennen!

Schon längſt hatte ich den Plan zu Ihnen zu reiſen, um Sie ſowohl um

Ihre väterliche Einwilligung zu meiner Verbindung zu bitten, als auch alle Einrichtungen zu treffen, um mich in der Stadt nieder zu lassen, wo ich zu advociren gedachte. Die Krankheit der Tante Ceciliens aber, und die Furcht, daß Cecilie sie in meiner Abwesenheit verliehren und sie alsdann allein und ohne Beystand seyn möchte, verzögerte meine Reise von einer Zeit zur andern, bis endlich das eintraf, was ich längst gefürchtet hatte, der Tod der Tante Ceciliens.

Es fand sich, daß sie Cecilie, die bisher bloß von ihrer Güte gelebt hatte, zur Erbin ihres ganzen, nicht unbeträchtlichen Vermögens eingesetzt hatte. Dieses Testament, so gut es gemeint war, ist die Ursache unserer Trennung und vieler sehr traurigen und trüben

Stunden für mich und gewiß auch für meine Cecilie geweſen.

Dieſe hat nemlich einen geizigen Onkel, der ſich um ſeine Niece, weil ſie arm war, bisher gar nicht bekümmert, aber vielleicht ſchon lange ſein Auge auf das Vermögen ſeiner ſchwächlichen Schweſter gerichtet hatte. Dieſer erfährt nun den Tod derſelben, erſcheint plötzlich an einem Tage, an dem ich einen Spazlergang aufs Land gemacht habe, und befiehlt Cecilien ſich augenblicklich reiſefertig zu machen, da er ſie mit zu ſich zu nehmen geſonnen ſey.

Die ſchwache, hülfloſe Cecilie kann nichts gegen die Befehle des ſtrengen Onkels thun, ſie reiſt mit ihm ab und verläßt mir nur wenige, mit Bleyſtift geſchriebene Zeilen, ohne mir genau den Ort beſtimmen zu können, wohin ſie

der Onkel führt. Ihre zurückgebliebene Magd erzählt mir, wie troſtlos ſie geweſen ſey, wie ſehr ſie geweint habe, als ſie in den Wagen geſtiegen ſey.

Sie können ſich denken, beſter Vater, was ich bey dem allen empfand; ich war auſſer mir, ich war nicht zu tröſten. Was war aber zu thun? ich entſchloß mich auf der Stelle mit meinem treuen Freunde Fritz ihr nachzureiſen und ſie aufzuſuchen. Wir packten ein und reiſten ab. Den Verfolg dieſer Reiſe wiſſen Sie.

Das Funfzigſte Kapitel

Wegener darf ſeine Bekannte nicht vor den Kopf ſtoßen.

Hiermit endigte Wegener ſeine Geſchichte, welche der alte Förſter mit großer Aufmerkſamkeit und Theilnahme angehört hatte.

Was wollte er machen? noch länger auf eine Verbindung ſeines Sohnes mit Ulriken beſtehen? das, ſah er wohl, ging nun gar nicht mehr an. Dem Sohne nachgeben? das war wohl das geſcheuteſte. Das that er denn auch.

Wegenern ging jetzt ein kleines, aber wohlthätiges Licht auf, das ihm die Dunkelheit, in welcher die Zukunft vor ihm lag, ſehr zu erhellen ſchien. Sein Vater hatte Müllern den ganzen

Liebeshandel seines Sohnes vertraut und dem fiel, bey dem Namen Meinau, ein Capitain von Meinau ein; den er, als er noch in der Hauptstadt war, gekannt zu haben sich erinnerte.

„Nun bist du bald am Ziele, dachte Wegener, nun kann es dir nicht fehlen, hast du diesen Capitain nur erst aufgesucht, und diesen zu finden, kann ja gar nicht schwer halten, so wirst du auch gewiß Nachrichten von Cecilien erhalten," so dachte er und nun wäre er auch gern gleich nach der Hauptstadt abgereist.

Allein das ging so schnell nicht, wenn er nicht seine Tanten und Vettern, seine Gönner, Freunde und Bekannte in der Stadt so gerade zu vor den Kopf stoßen wollte. Diese hatten sich bisher schon immer angelegentlichst bey dem alten Förster nach der An-

kunft des Herrn Sohnes erkundigt und ſich im Voraus, neugierig was aus Förſters Auguſt für ein Mann geworden ſeyn müſſe, ſeine Beſuche ausgebeten.

Sollte er nun ſo unartig ſeyn und ohne Jemand geſehen zu haben, wieder davon reiſen? Das wollte der Vater durchaus nicht zugeben.

Er mußte alſo, wohl oder übel, noch bleiben, machte aber heute noch ſeinen Aufſatz an die Kammer, in welchem er in aller Unterthänigkeit um die erledigte Steuer- und Kriegsrathsſtelle anhielt, und ſchickte ihn nach der Hauptſtadt ab.

Das Ein und Funfzigſte Kapitel.

Das Licht der Aufklärung hat ſich in Wegeners Vaterſtadt verbreitet.

Er machte alſo in den folgenden Tagen die Ronde in der Stadt. Da war beynahe kein Haus, dem er vorbey gehen durfte. Ueberall war er bekannt und überall, das mußte er geſtehen, wurde er freundlich aufgenommen. Hier wurde er Herr Wegener, dort Monſieur Wegener und an einem dritten Orte Förſters Auguſtchen genannt, je nachdem er als Kind oder Knabe in dem einen Hauſe mehr oder weniger bekannt geweſen war. Das machte ihm vielen Spaß. Heute ſpeiſte er bey dem Herrn Bürgermeiſter, morgen war er bey dem Kaufmanne S. zu Tiſche und auf übermorgen lud ihn der

Herr

Herr Oberprediger ein. So drängte ein Schmauß den andern!

Aber wie es doch so bald an einem Orte anders werden, wie doch das Licht der Aufklärung ſich ſo ſchnell verbreiten kann! Dieſe Bemerkung hatte Wegener bey ſeinen Beſuchen Gelegenheit zu machen.

Fort waren die alten ſteifen Schwanz- und Lockenperücken der wohlweiſen Rathsherren und der ehrwürdigen Geiſtlichkeit, und dafür eigenes Haar gewachſen, fort waren die breiten Schöße und die vielen Knöpfe an ihren Kleidern. Die jungen Herren? — in der Hauptſtadt ſelbſt können ſie keine kürzere Röcke, keine dickere Halstücher, keine krummgeſchnäbeltere Schuhe, kein ſo dicht auf dem Kopf abgeſchnittenes Haar tragen, als dieſe hier in ....

Eine nicht weniger große Verände-

rung war auch mit dem schönen Geschlechte vorgegangen. Die sonst züchtig bedeckten Busen waren jetzt Jedermanns Auge enthüllt; die häßliche lange Taille hatte die schöne griechische verdrängt; an die Stelle der von selbst gesponnenen Garne, oder aus andern dauerhaften Stoffen verfertigten Kleider, waren zarte, dünne Gewänder getreten, die den Körper mit seinen schönen Wellenumrissen nur leicht umschleierten.

Ja, der ganze Ton der Stadt hatte sich in Wegeners Abwesenheit geändert. Bierbrauen und Branntweinbrennen waren sonst die ehrenvollsten Geschäfte der Bürger der Stadt gewesen; jetzt schien man sich ihrer zu schämen. In der Woche wurde sonst an kein Vergnügen gedacht, da arbeitete man tüchtig, und nur des Sonntags erlaubte man sich eine mäßige Erholung; jetzt suchte man täg-

lich Gesellschaft, Spiel und Tanz auf. Sonst kannte man nicht viel mehr Bücher als Bibel und Gesangbuch; jetzt waren Lesezirkel und eine Lesebibliothek errichtet, in welche man alle Werke der angenehmen Lektüre erhalten konnte. Sonst verstieg man sich in der gesellschaftlichen Unterhaltung höchstens bis zu politischen Kannegießereien; jetzt disputirte man sogar über Kantische Philosophie, wie? kann man sich denken; besonders fand Wegener in dem Syndikus einen tüchtigen und rüstigen Kantianer.

Das Zwey und Funfzigste Kapitel.

Wegener wird zum Examen citirt.

Wegener war noch im besten Schwärmen und Schmausen, als er aus der Hauptstadt ein sehr huldreiches Schreiben empfing, des Inhalts, daß man auf sein unterthänigstes Gesuch, in Rücksicht der erledigten Steuer- und Kriegsrathsstelle, ungeachtet sich einige andere schon dazu gemeldet hätten, gnädigst reflectirt habe, daß aber allein ein examen rigorosum, zu welchem er hierdurch zugleich auf den und den Datum nach der Hauptstadt citirt werde, entscheiden müsse, welcher der Kandidaten diese Stelle erhalten werde.

Der zum Examen bestimmte Tag machte, daß der zur Abreise bald festgesetzt werden mußte. Müller entschloß

ſich Wegener zu begleiten; er hatte ſeine ſchon bejahrte, unverheirathete Schweſter, die in der Stadt wohnte, lange nicht geſehen. Er ſchrieb an ſie, bat ſich und Wegenern auf einige Tage zu Gaſte, und meldete ihr den Tag ihrer Ankunft in der Hauptſtadt.

Das Drey und Funfzigſte Kapitel.

Ankunft in der Hauptſtadt. Eine alte Jungfer.

Nach einer ſehr glücklichen Reiſe kamen ſie an dem beſtimmten Tage gegen Abend in der Hauptſtadt an. Mamſell Müller hatte mit Schmerzen ſchon den ganzen Tag auf die Ankunft ihrer Gäſte gewartet, vergebens aber das Mittagsbrod warm gehalten, vergebens den Kaffee auf Kohlen geſetzt.

Da hätte einer das Verbeugen und Knixen ſehen ſollen, als Müller Wegenern als den Sohn ſeines Gönners und Freundes, des Herrn Förſters Wegener in ...., vorſtellte. Da war gar kein Aufhören, und Ehre war immer das dritte Wort, das ſie ſagte.

In dieſem ceremoniöſen, ſteifen Weſen glich dieſe alte Jungfer ſo recht einer

alten Jungfer, in Abſicht des übrigen Benehmens hätte ſie aber immer für eine ſtattliche Matrone gelten können.

Sie beſaß ein anſehnliches Vermögen, von welchem ſie auf ihre eigene Hand ganz vergnügt lebte. Arbeiten hatte ſie gar nicht; nur zum Zeitvertreibe und aus Gefälligkeit geſchah es, wenn ſie dann und wann für Bekanntinnen Hauben u. dergl. verfertigte. Sich putzen, ihre Wirthſchaft in der nur möglichſten Ordnung erhalten, fleißig in die Kirche gehen, den Morgen- und Abendſegen leſen, Beſuche bey guten Freundinnen machen und von ihnen welche annehmen, die Tagesgeſchichte der Stadt ſtudiren und ſie zu allgemeinerer Notiz zu bringen, das waren ihre Beſchäftigungen.

Uebrigens gehörte ſie bey einigen Schwachheiten und Mängeln, und die

hat ja jeder, mehr zu dem guten Schlage alter Jungfern, als zu dem bösen.

Sie nahm unsern Wegener, und ihren Bruder sehr gut auf, logirte und bewirthete sie aufs beste. Ihre Zimmer waren so nett, so reinlich, so schön meublirt, ihr Tisch so ausgesucht besetzt, die Speisen so schmackhaft zugerichtet, das Geschirr so sauber, das Tischzeug so fein und weiß, daß 'es eine ordentliche Lust war, ihr Gast zu seyn.

Das Vier und Funfzigste Kapitel.

Wegener macht Besuche, und Mamsell Müller thut, was sie kann.

Am folgenden Tage stattete Wegener pflichtmäßig seine Visiten bey dem Präsidenten und den Räthen ab, und empfahl sich vorläufig seinen Herren Examinatoren. Müller machte indeß einige wichtige Geschäfte ab, und that zugleich alles, was er nur thun konnte, um Cecilien auf die Spur zu kommen.

Mamsell Müller wurde mit zu Rathe gezogen. Auch sie erinnerte sich eines Herrn von Meinau, aber nur dunkel, wenigstens wohnte keiner des Namens in dem Viertel der Stadt, in welchem sie wohnte, denn da kannte sie beynah jede Familie, und nicht etwa ihren Namen nur, sondern auch die geheim-

ſten Verhältniſſe in derſelben. Von dem übrigen Theile dieſer großen Stadt hatte ſie nur eine allgemeine Kenntniß der angeſehenſten Familien, denn man muß von einer alten Jungfer auch nicht zu viel verlangen, ſie kann nicht alles wiſſen, nicht jeden in einer ſo volkreichen Stadt kennen.

Indeß that Mamſell Müller was ſie konnte, um ihrem jungen Gaſt in einer ſo wichtigen Herzensangelegenheit nützlich zu ſeyn, ſie fragte und erkundigte ſich hier und dort, aber ihr Bemühn war, wie das ihres Bruders — vergebens.

Wegenern machte das faſt ganz troſtlos.

Das Fünf und Funfzigſte Kapitel.

Wegener wird Kriegsrath.

Indeß das Ende ſeiner harten Prüfungszeit war vor der Thüre, es war endlich ſein Seufzen bis zum Himmel gedrungen; ſein vergebliches Schmachten und Sehnen ſollte aufhören, er ſollte ſeine theuere Cecilie wiederfinden.

Der nächſte Tag, vielleicht der ſauerſte ſeines Lebens, ſollte auch einer der froheſten für ihn ſeyn. Ich ſage einen der ſauerſten ſeines Lebens, und das mit Recht, denn es war der Tag, an welchem er das rigoröſe Examen auszuſtehen hatte. Voll Herzensbangigkeit, wie ein armer Sünder, der zur Gerichtsſtätte geführt wird, ſchlich Wegener in die zahlreiche Verſammlung der erſten Männer, die ſeine Kenntniſſe prüfen und ſein

Glück entscheiden sollten; nach mehrern heißen Stunden kehrte er aber, froh und vergnügt, wie ein Held nach einem erfochtenen Siege, zurück.

Die Prüfung war nach Wunsch ausgefallen, er hatte sich durch seine reellen Kenntnisse die Zufriedenheit und Achtung seiner Examinatoren erworben, und die beyden Mitbewerber jener Stelle weit hinter sich gelassen. Mit einem Worte, er war Herr Kriegsrath. Man denke sich seine Freude.

Der Rest dieses Tages wurde, wie billig, dem Wohlleben und dem Vergnügen gewidmet. Er ging mit Müllern in das glänzendste Hotel der Stadt, und hier ließ er auftragen das beste und kostbarste Essen, die herrlichsten und theuersten Weine, welche der Wirth nur aufbringen konnte.

Um auch den Abend angenehm hinzubringen, ging er mit Müllern in das Schauſpiel. Es war ihm, als ahnete er etwas von der glücklichen Entdeckung, die er hier machen ſollte.

Das Sechs und Funfzigſte Kapitel.

Wegener findet Cecilien wieder.

Das Schauſpielhaus war ſchon ziemlich angefüllt, als er mit Müllern hereintrat. Mit begierigem Auge durchlief er alle Reihen der Logen; er ſah unzählige Frauenzimmer, aber unter ihnen nicht das eine, welches er ſuchte. Die Muſik nahm ihren Anfang. Alles ſetzte ſich.

Schon begann Wegeners Hoffnung, mit welcher er in das Haus getreten war, zu ſinken, als ſich mit einemmale rechts von ihm eine Loge öffnete, in welche — Cecilie, die lange vergeblich geſuchte Cecilie — in dem Glanze ihrer Schönheit, von zwey ältlichen Mannsperſonen begleitet, hereintrat.

Wegener war außer ſich. Er ſtieß Müllern ſo heftig in die Seite, um ihn

aufmerksam zu machen, daß der arme Mann einen gewaltigen Schreck davon hatte. „O Himmel, Cecilie! sehen Sie nicht, Müller?“ Mehr konnte er nicht sagen, und damit wollte er fort in Cecilens Loge.

Müller hatte Mühe ihn zurück zu halten und zu bedeuten, daß er daran nicht gut thun würde. Seine kältern Vorstellungen brachten ihn endlich dahin, daß er das Ende des Schauspiels abzuwarten versprach. Beym Herausgehen aus dem Hause wollte er sich dann Cecilien zu erkennen geben.

Es war wirklich viel Ueberwindung, welche Wegener hier zeigte. Aber der Klugheit gemäß mußte er so handeln. Er wußte ja nicht, wer die beyden Herren, ihre Begleiter, waren, wie sie sein Zudringen aufnehmen würden; seine plötzliche Erscheinung konnte ja auch auf Ce-

cilien einen heftigen, von unangenehmen Folgen begleiteten Eindruck machen.

Er verhielt sich also ruhig auf seinem Platze. Aber wie lange dauerte ihm nicht die Zeit! Es wurde ein vortreffliches, ich weiß nicht mehr welches, Stück, und zum Nachspiele der hyperboreische Esel, oder die heutige Ausbildung, von Kotzebue gegeben, allein er hörte und sah von allem nichts. Sein Auge ruhete unverwandt auf Cecilien, und seine Aufmerksamkeit war allein nur auf sie gerichtet.

Das

Das Sechs und Funfzigſte Kapitel.

Müller leucht und ſtolpert.

Endlich war das Schauſpiel geendigt. Wer war froher als Wegener! Er lief mit Müllern, was er nur konnte, um Cecilien zu begegnen und ſie dann bis zum Wagen zu begleiten. Er ſah ſie kommen, er hörte ſie ſprechen; die Menge der aus dem Hauſe ſtrömenden Menſchen war aber ſo groß, daß er nicht nahe zu ihr kommen konnte. Sie ging vor ihm vorüber, er ſtand mitten im Gedränge, und konnte weder vor noch zurück. Er wollte ihren Namen rufen. Indeß gab ihm die Furcht, ſie wieder zu verlieren, Kraft, er drängte ſich wie ein Verzweifelter mit der größten Anſtrengung durch die Menge hindurch, und kam glücklicher Weiſe noch vor das Por-

tal des Hauſes, wo ſie eben von ihren Begleitern in den Wagen gehoben wurde.

Es war ihm nichts zu thun mehr übrig, als den Wagen zu verfolgen, um auf dieſe Weiſe ihre Wohnung zu erfahren.

Schon rollte der Wagen ſchnell dahin. Wegener alſo mit Müllern hinter ihm her. Anfangs trabten ſie, dann mußten ſie ſich in Galopp ſetzen. Müller keuchte, der Athem entging ihm, er ſtolperte endlich und mußte zurückbleiben. Wegener aber verfolgte den Wagen muthig aus einer Straße in die andere bis in das entlegenſte Viertel der Stadt, wo er endlich vor einem großen Hauſe ſtill hielt. Er war noch mehrere Schritte entfernt, als Cecilie und ihre Begleiter ausſtiegen.

„Nun Gott sey gedankt, rief er aus, daß ich nun wenigstens weiß, wo sie wohnt!“ Mit Schweiß bedeckt und ganz an Kräften erschöpft schlich er nach seinem Logis zurück.

Das Sieben und Funfzigſte Kapitel.

Beſuch bey Cecilien.

Es hatte ſich kaum am andern Tage der Himmel geröthet, als Wegener ſchon aus den Federn war und Müllern weckte, und Mamſell war noch beym Leſen des Morgenſegens, als die Herren in ihr Zimmer traten, um zu frühſtücken.

Das Dringende der Angelegenheit ließ Wegenern weniger auf den Wohlſtand achten, als Müllern, denn er wäre im Stande geweſen in aller Frühe zu Cecilien zu eilen. Müller ſuchte ihn aber mit allerley Geſprächen über verſchiedene nun zu treffende Anſtalten bis zu der Stunde hinzuhalten, in welcher ſie ohne Beleidigung des Wohlſtandes Cecilien beſuchen konnten.

Nun war Wegener aber auch nicht

länger zu halten. Müller mußte mitgehen, denn er ſollte voran und Cecilien auf Wegeners Ankunft vorbereiten. Er hatte ſich Straße und Haus, ſo dunkel es am vorigen Abend auch war, doch trefflich gemerkt.

Mit Mühe konnte es Müller erlangen, daß er bey Cecilien angemeldet wurde. Endlich drang er dennoch durch den Schwarm grober Bedienten bis zu ihr hindurch.

Er traf ſie einſam und niedergeſchlagen auf dem Sopha bey einem Buche an. Kaum hatte er aber den Namen Wegener genannt, als ſich plötzlich eine ungemeine Heiterkeit über ihr ganzes Weſen verbreitete; ſie ſprang auf und bat Müllern, ihr zu ſagen, ob er etwas von Wegenern wiſſe und wo er ſich aufhalte, als — mit einemmale Wegener ſelbſt, ungeduldig über Müllers Außenbleiben, in Cecilens Zimmer trat.

Wie könnte ich die Gefühle beschreiben, die sich hier Beyder so stark bemächtigten, wie die große Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung schildern, welche beyde sich so treu Liebende bey ihrem wechselseitigen Anblicke empfanden? —

Sie standen anfangs wie bezaubert da, dann näherten sie sich, und endlich stürzte Wegener in die Arme Cecilens. Sprachlos hingen sie aneinander und Thränen rollten über ihre Wangen. „Mein August“ — „meine Cecilie,“ waren die ersten vernehmlichen Worte, die sie nach einer langen Pause redeten. Endlich wurden die starken Empfindungen etwas milder, sie lösten sich in Fragen der Liebe und Theilnahme und in Erneuerungen der Schwüre auf, die den Bund ihrer Herzen einst besiegelten.

Das Neun und Funfzigſte Kapitel.

Wegener reiſt mit Cecilien, ſeiner Braut, nach ſeiner Vaterſtadt zurück.

Sie hätten noch lange mit einander geko-ſet, wenn nicht Müller an die ſo kurze und koſtbare Zeit erinnert und den Rath gegeben hätte, alles übrige, was ſie ſonſt noch auf den Herzen hätten, für die Zukunft zu ſparen, und dafür jetzt gleich das Nöthigſte und Dringendſte zu beſprechen.

Cecilie war bereit ihrem Geliebten zu folgen, wohin es nur ſey. Er verkündigte ihr ſeine Ernennung zum Kriegsrathe in ſeiner Vaterſtadt, und beredete ſie, in ſo kurzer Zeit, als es nur geſchehen könne, mit ihm dahin abzureiſen.

Sie willigte ein, doch vorher hatte ſie noch einen harten Kampf zu beſtehen.

einmal, mit ihrem Onkel, zum andern aber auch mit einem läſtigen Liebhaber, für welchen ſchon längſt ein Korb geflochten war.

Indeß es gelang ihr, ſich glücklich aus den drückenden Verhältniſſen, in denen ſie bisher gefangen gehalten wurde, los zu winden, ſo daß ſie in einig[illegible] gen, die deklarirte Braut des Herrn Steuer- und Kriegsraths Wegener war, einen ſtattlichen und bequemen Reiſewagen mit ihm beſtieg und die Reiſe nach ..... antrat.

Auf dieſer Reiſe hatten nun Wegener und Cecilie Zeit ſich einigermaßen ſatt zu ſprechen und ſich von ihren gehabten Schickſalen, ſeit ihrer Trennung zu unterhalten. Wie viel wurde da nicht erzählt! Da Wegenern die Geſchichte Cecilens, ihrer Eltern und ihrer geheimnißvollen Tante, beynah noch gänzlich

unbekannt war, ſo erfüllte ſie ſeinen Wunſch, ihm auf dieſer Reiſe vollſtändig darüber Auskunft zu geben.

Ich halte es für meine Schuldigkeit, meine Leſer mit dem Hauptinhalte dieſer Erzählung bekannt zu machen.

Das Sechszigste Kapitel.

Geschichte Cecilions und ihrer Familie.

Einige vierzig Meilen südlich von der Hauptstadt lebte auf dem Lehngute Mildersleben der Obrist von Siegberg, Sprößling eines alten adlichen Stamms, ein Mann rauh und wild, wie die Gegend um ihn her, gefühllos aber tapfer im Kriege; von unangebautem Verstande und verwahrlosetem Herzen, von ungemessenem Stolze auf seine hochadliche Geburt und seine vielen Ahnen. Er war viele Jahre in . . . schen Diensten gewesen, hatte sich in mancher Schlacht den Pulverdampf um Nase und Ohren wehen lassen, hatte manchen armen Teufel in die andere Welt geschickt, ein Schuß in die Hüfte hatte ihn aber selbst zu fernerm Dienste unfähig gemacht.

Seine Gemahlin war dagegen ein sanftes, gutes Weib, nachgiebig, menschlich fühlend, häuslich, in gar manchen Dingen anders denkend, als ihr Gemahl, an den sie ein strenges Machtwort der Eltern, nicht freiwillige Wahl gekettet hatte.

Der Himmel hatte diese ungleiche Ehe mit vier Kindern gesegnet. Otto, Leopoldine, Louise und Friedrich waren ihre Namen.

Otto, der Liebling des Vaters und sein vollkommenes Ebenbild, war ein unbändiger, trotziger, Gesinde und Geschwister tyrannisirender, auf seine Geburt nicht weniger als der Vater eingebildete Knabe. Er konnte noch nicht seinen Namen schreiben, noch nicht das Ein mal Eins, noch nicht lesen, als er schon ritt, Hasen hetzte und L'hombre

ſpielte. Es lag dennoch der Keim manches Guten in ihm, welches aber durch Lehre und Beyſpiel des Vaters nicht aufkommen konnte. Die Mutter hatte wenig Gewalt über ihn. Er war zum Soldatenſtande beſtimmt.

Leopoldine vom Körper das ſchönſte Mädchen, an der Seele aber ein Knabe, neigte ſich mehr zur Seite des Vaters als zu der der Mutter; Leichtſinn, Gefallen an ihrer Geſtalt und Adelſtolz zeigten ſich ſchon frühzeitig bey dem Kinde.

Louiſe war der ganze Abdruck und der Liebling der Mutter, ſchön wie ſie, ſanft, leicht zu rühren, für Häuslichkeit gebohren, arbeitſam; ſie war die ſtete Geſellſchafterin der Mutter.

So hatten ſich in dieſer Familie gleichſam zwey Partheien gebildet. Auf

der einen Seite ſtand der Obriſte mit ſeinem Sohne Otto und mit Leopoldinen; auf der andern die Obriſtin und Louiſe. Friedrich, zu ſehr noch Kind, gehörte zu keiner Parthei, es war zweifelhaft, zu welcher ſich ſein Herz einſt neigen würde.

Das Ein und Sechszigste Kapitel.

Fortsetzung. Beck.

Die Kinder wuchsen nach und nach heran, ohne daß der Vater mit Ernst an die Nothwendigkeit einer etwas sorgfältigern Bildung derselben dachte. Die besorgtere Mutter brachte es aber endlich dahin, daß ein Privatlehrer angenommen wurde. Sein Aufenthalt in diesem Hause dauerte aber nicht lange, da er sich weder in die Launen des Obristen schicken konnte, noch Kraft genug hatte, einen so bösen Wildfang, als Otto war, zu lenken.

Nach Verlauf eines halben Jahres verließ er das Haus, und Herr Beck, ein gelehrter junger Mann, von vieler Weltkenntniß, feiner Lebensart und vom besten Herzen, trat in seine Stelle. Er

Er verſtand es, ſich Anſehen zu verſchaffen und ſich in demſelben feſt zu erhalten.

Doch gab es auch zwiſchen ihm und dem Obriſten bisweilen ſehr unangenehme Auftritte. Beck diſputirte gern und der Obriſt ließ ſich nicht widerſprechen und belehren. Da gabs oft Streit, und als ſich Beck einſt unterſtanden hatte, etwas frei und nicht zu günſtig über den Adel zu urtheilen, ſo wurde der Obriſt ſein erklärter Feind, und ſuchte ihm das Leben in ſeinem Hauſe auf alle Art ſauer und drückend zu machen.

Er hätte es wahrſcheinlich auch nicht lange ausgehalten, wenn er nicht an der Obriſtin eine vortreffliche, ihn ſehr ſchätzende Frau und Beſchützerin gefunden hätte, die durch ihr Wohlwollen die Kränkungen des Obriſten immer wieder gut bey ihm machte, und wenn er nicht

sehr lohnende Früchte seiner Bemühungen an den seiner Leitung anvertrauten Kinder geärntet hätte.

Am wenigsten zwar an dem schon zu sehr verdorbenen Otto, der auch nicht lange seiner Erziehung und seines Unterrichts genoß, da er bald nach dem Regimente, bey welchem er eingeschrieben war, abging; mehr sah er diese gute Früchte schon bey Leopoldinen, welche sich unter seiner Leitung nach einigen Jahren zu einem ganz andern Mädchen gebildet hatte. Sie wurde zu einer weltläuftigen Verwandtin in der Hauptstadt gebracht, wo sie sich weiter ausbilden und die sogenannte große Welt kennen lernen sollte.

Fritz wurde auch ein guter Knabe, er hatte Anlagen des Geistes und Herzens und versprach alles Gute.

Das

Das Zwey und Sechszigste Kapitel.

Fortsetzung. Beck und Luise.

Am meisten lohnte ihn aber Luise für seine Bemühungen. Sie, war durch ihn und die Oberstin das liebenswürdigste Mädchen geworden. Geist und Herz reifte in ihr immer mehr der Vollkommenheit entgegen und von Tage zu Tage nahm ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit zu, so daß sie der Stolz der ganzen Familie zu werden versprach.

Mit diesen immer größer werdenden Vorzügen wuchs auch ihre Achtung, ihre Dankbarkeit, ihre Anhänglichkeit und Zuneigung für Beck, der dieß mit Wohlgefallen bemerkte.

Was Wunder, daß, je älter das Mädchen wurde, das Verhältniß des Lehrers und der Schülerin immer mehr bey ihnen schwand und dagegen das des

Freundes und der Freundinn zwischen sie trat. Indeß bald entdeckte Beck, daß es mehr als Freundschaft war, was Luise für ihn fühlte.

Täglich in Gesellschaft dieses vortrefflichen Mädchens zu seyn, immer größere Reize an demselben aufblühen sehen, sich von ihm geliebt zu wissen — Beck wäre kein Mensch gewesen, wenn er dabey hätte gleichgültig seyn können. Er umfaßte bald mit noch wärmerer Liebe das Mädchen, als dasselbe ihn.

Die Symptome dieser Leidenschaft wurden bey Beiden immer sichtbarer, so daß sie der aufmerksamen Mutter nicht entgehen konnten. Wie erschrak die gute Frau nicht über die gemachte Entdeckung!

Weit entfernt die Liebe ihrer Tochter zu einem so vorzüglichen Manne zu mißbilligen, zitterte sie aber vor den

Folgen derſelben. Sie ſah die traurigen Auftritte voraus, welche es in der Familie geben würde, wenn der Oberſte nur das Mindeſte dieſer Liebe ahnen ſollte. Seine Tochter einen Bürgerlichen lieben und ſie von ihm geliebt werden, dieß Todverbrechen würde er grauſam geſtraft haben. An eine Verbindung war alſo nie zu denken.

Das Drey und Sechzigste Kapitel.

Fortsetzung. Leopoldine heirathet.

Die Mutter faßte daher ein Herz, über diese Sache mit Beck, als einem vernünftigen Manne, zu reden. Er bekannte ihr, als seiner Freundin, seine Leidenschaft und gab ihr das Versprechen, alles zu thun, um dieselbe zu unterdrücken.

Der gewöhnliche Unterricht Luisens hörte jetzt auf; sie erhielt nur einige Stunden von ihm in Gegenwart der Mutter, aus deren Gesellschaft sie sich jetzt nicht entfernen durfte.

Aber was half der gute Wille von Becks und die Vorsicht von der Mutter Seite? Je mehr Beck seine Leidenschaft bekämpfte, je fester umstrickte sie ihn; je weiter das Mädchen von ihm

zurückgehalten wurde, deſto näher fühlte ſich daſſelbe zu ihm hingezogen.

Gänzliche Flucht aus dem Hauſe ſchien Beck endlich das ſicherſte Mittel zu ſeyn. Aber welch' einen Vorwand ſollte er ergreifen, eine Familie zu verlaſſen, die ihm allgemein bis zum Oberſten wohlwollte, der ihn auch ungern gemißt haben würde, da er den guten Erfolg ſeiner Erziehung zu deutlich bey ſeinen Kindern wahrnahm.

Um dieſe Zeit fiel die Verlobung Leopoldinens mit einem Capitain von Meinau, demſelben, den Müller gekannt hatte. Er war aus einem altadlichen Geſchlechte, ein junger, ſchöner, und, was das Gerücht ſagte, reicher Mann. Gründe genug für den Oberſten, alle Ueberredungskünſte bey dem eitlen Mädchen, das den Capitain nicht liebte, anzuwenden, um daſſelbe

zu einer Verbindung mit ihm zu bewegen.

Die Mutter hatte bey dieser Verbindung keine Stimme, sie mußte billigen, was ihr Gemahl wollte, darum war sie aber auch unschuldig an den traurigen Folgen derselben. Denn der Herr Capitain, der als Liebhaber die Rolle eines gesetzten Mannes trefflich zu spielen gewußt hatte, legte als Ehemann den sich vorher aufgelegten Zwang ab, und zeigte sich, wie er wirklich war, als leidenschaftlicher Spieler, Trunkenbold und Wollüstling. Die arme Leopoldine führte an der Seite dieses Elenden ein trauriges und unglückliches Leben.

Das Vier und Sechszigſte Kapitel.

Fortſetzung. Der Oberſt ſtirbt.

Auch Luiſe erhielt jetzt einen Heirathsantrag von einem benachbarten Edelmanne. Natürlich verwarf ſie ihn. Beck, entſchloſſen alles zu thun, um nur nicht den Frieden dieſer Familie zu ſtören, ſagte dem Oberſten ſeine Dienſte auf und ging zu ſeinen Aeltern.

Luiſe erhielt einen zweiten Antrag. Sie weigerte ſich auch hier. Der Oberſt wollte Gewalt gebrauchen. Luiſe flehete zu ſeinen Füßen. Er war unerbittlich. Endlich geſtand ſie ihm ihre Leidenſchaft für Beck und erklärte, daß ſie nie eine andere Verbindung eingehen würde, als die, zu welcher ihr Herz ſeine Zuſtimmung gebe.

Der Oberſt war kein Menſch mehr. Er wüthete, mißhandelte Frau und Tochter und drohete, dem Schurken, dem Beck, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Luiſens Geſtändniß und die Auftritte, die demſelben folgten, hatten den alten Oberſt ſehr angegriffen, ſein Stolz war zu empfindlich gekränkt worden. Seine Geſundheit erlag; er verfiel in ein hitziges Fieber, die Folgen ſeiner Verwundung vermehrte das Uebel. Die Aerzte verzweifelten an ſeinem Aufkommen. Er ſtarb unter ſchrecklichen Ausbrüchen völliger Raſerei und unter Verwünſchungen ſeiner Familie.

Das Fünf und Sechszigſte Kapitel.

Fortſetzung. Cecilie erblickt das Licht der Welt. Viele Todesfälle.

Nachdem einige Ruhe wieder in das Haus zurückgekehrt war, hielt Beck, der indeß eine Landpfarre erhalten hatte, bey der Mutter förmlich um Luiſen an. Dieſe, aus Liebe zur Tochter, giebt ihre Einwilligung und Luiſe begleitet ihren Gatten auf ſein einſames Dörfchen.

Leopoldine und Otto ſind über dieſe Mißheirath ſehr aufgebracht, ſie halten ihre Familie und ihre Ehre dadurch auf den höchſten Grad für geſchändet, ſie machen der Mutter die bitterſten Vorwürfe und Otto ſchwört, alle Gemeinſchaft mit ſeiner Schweſter aufzugeben. Er hielt Wort und ſah ſeine

Schweſter nie wieder. Er ging auf mehrere Jahre zu Felde, wo er ſich bald von einer militäriſchen Ehrenſtelle zur andern und endlich bis zum Major emporſchwang.

So ſchmerzlich es Luiſen war, ſich von ihren Geſchwiſtern ſo liebloß behandelt zu ſehen, ſo glücklich fand ſie ſich in dem Beſitze der Liebe ihrer Mutter und ihres Gatten. Gern entſagte ſie allen Freuden und Vorzügen eines vornehmen und glänzenden Lebens, und nie hat ſie den gethanen Schritt auch nur einen Augenblick bereuet.

Die Mutter war noch ſo glücklich es zu erleben, daß Luiſe ihrem Gatten eine Tochter — unſere Cecilie, gebahr. Dann aber unterlag ſie ihren vielfachen Leiden, unter welchen die Uneinigkeit ihrer Kinder das größte

war und entſchlummerte in den Armen ihrer Tochter und ihres Schwiegerſohnes.

Die Liebe zu Cecilien kettete Vater und Mutter noch feſter an einander. Ihre Ehe war die glücklichſte weit und breit. Ein Jahr darauf vermehrte ein Knabe die kleine Familie, der mit Cecilien ſieben Jahre hindurch die vollkommenſte Erziehung genoß, dann aber von den Blattern dahin gerafft ward.

Bey einer dritten Niederkunft ſtarb das Kind und die Mutter folgte demſelben einige Tage darauf nach. Leopoldine drückte der Schweſter die Augen zu. Ihr Unwille über ihre Heirath hatte ſich längſt gelegt und der alten ſchweſterlichen Liebe wieder Platz in ihrem Herzen gemacht; jetzt war ſie

grade auf mehrere Wochen zum Besuche bey ihrer Schwester.

Beck war über den Verlust seiner Gattin nicht zu trösten. Einige Jahre lang bewein[illegible]te er denselben mit Cecilien, als auch ihn eine gefährliche Krankheit aufs Lager warf und der Tod ihn dahin raffte.

Das Sechs und Sechszigste Kapitel.

Fortsetzung. Frau von Meinau nimmt Cecilien zu sich.

Die arme Cecille, jetzt stand sie ganz allein da. Was hätte aus ihr werden sollen, wenn sie ihre Tante, die Frau von Meinau nicht gehabt hätte. Diese versprach Mutterstelle bey ihr zu vertreten. Sie nahm sie zu sich.

Sie war kaum zwey Jahr in diesem Hause, als sich auch hier ein sehr trauriger Vorfall ereignete. Der Capitän von Meinau, immer noch derselbe ausschweifende Mensch, geräth einst beym Spiel mit einem andern Offizier in Streit. Ein Schimpfwort, das ihm entfährt, zieht ihm eine Herausforderung zu. Der Tag des Duells ist da, der Kampf beginnt, sein Geg-

ner ist ihm überlegen, er bekommt einen Stich durch die Brust, an welchem er wenige Tage nachher seinen Geist aufgeben mußte. So wurde, wie jene glückliche, auch diese unglückliche Ehe durch den Tod getrennt.

Die Wittwe beschließt, da sie nichts mehr an die Gegend, in der sie lebte, fesselt, da vielmehr alles sie an sehr traurige Auftritte erinnert, dieselbe gänzlich mit ihrer verwaiseten Niece zu verlassen und mit ihr in eine glücklichere Landschaft zu ziehen.

Sie wählt die schöne Gegend der Universität .... Durch einen ihrer Bekannten läßt sie sich auf einem Dorfe unweit der Stadt, demselben, in welchem Wegener den Sommer zubrachte, eine Wohnung miethen, nimmt ihr nicht unbeträchtliches Vermögen zusammen und reist mit Cecilien dahin ab.

Um ſich zu zerſtreuen und zu belehren verſäumen Beyde nicht, alle Merkwürdigkeiten, die ihnen unterweges aufſtoßen, zu betrachten. Unter dieſe gehörte die Rotdorfer Höle, und hier war es, wo Wegener die Frau von Meinau und Cecilien kennen lernte.

Das Uebrige der Geſchichte wiſſen meine Leſer bis zu dem Tode der Frau von Meinau und bis zur Trennung Cecilliens von Wegenern durch ihren Onkel Otto von Siegberg.

Das Sieben und Sechzigſte Kapitel.

Cecilie kömmt zum Onkel. Sie ſoll heyrathen.

Dieſer hatte ſich in ſeinem unruhigen Leben, das er gröſtentheils im Felde zugebracht hatte, die Hörner ſo ziemlich abgelaufen, er hatte manchen Jugendfehler abgelegt, und war im Ganzen ein weit erträglicherer Mann geworden, als ſein Herr Vater, wohlſeligen Andenkens, geweſen war; indeß Adelſtoiz und Habſucht waren die beyden Krankheiten, an welchen er immer noch krank lag, von denen ihn auch nichts, nur der Tod, heilen ſollte.

Das Teſtament ſeiner Schweſter Leopoldine, durch welches Cecilie Erbin des ganzen Vermögens derſelben geworden war, war ihm ſehr zuwider, und er auf alle Weiſe bedacht, daſſelbe umzuſtoßen,

um auch auf ſich einen Theil des Vermögens zu bringen.

Allein Cecilliens Vormund wußte mit vieler Geſchicklichkeit alle ſeine Anforderungen abzuweiſen, und er ſelbſt ließ endlich ſo ziemlich davon ab, da er in Cecilien ein Mädchen von ſo ſeltenen Eigenſchaften kennen lernte. Ja es ſchien, als wollte er die bisher vernachläßigte Sorge für ſeine Niece durch eine deſto größere jetzt wieder gut machen, denn er war unabläßig für ſie in Thätigkeit, ihr, wie er ſagte, zu einer ehrenvollen Parthie zu verhelfen, durch welche ſie die der Familie von ihrer Mutter zugefügte Beſchimpfung wieder gut machen könnte.

Er verließ daher das Gut, auf dem er ſich aufhielt, und ging mit Cecilien nach der Hauptſtadt, wo ſie durch ihre körperlichen und geiſtigen Vorzüge bald allgemeine Aufmerkſamkeit, ſelbſt unter

dem Adel, ob sie gleich eine bürgerliche war, erregte.

Was der Onkel wünschte, geschah. Sie erhielt mehrere ehrenvolle Heyrathsanträge. Was er nicht wünschte, geschah aber auch. Cecilie wies diese Anträge ohne langes Bedenken ab. Der Onkel wurde endlich, da er die Ursache dieser Spröddigkeit nicht errathen konnte, böse, und wollte nun, da er bis jetzt Cecilien so ziemlich freie Hand gelassen hatte, Zwang gebrauchen.

Das Acht und Sechzigste Kapitel.

Der Herr von Truthuhn.

Cecilie hatte kurz nacheinander zwey sehr vornehmen Offizieren alle Hoffnung zu ihrem Besitze geraubt, als der Major den Herrn von Truthuhn bey ihr einführte, und ihr mit Verlust seiner ganzen Liebe drohete, wenn sie auch diesen zurückweisen würde.

Cecilie konnte sich, so ernsthaft auch des Onkels Drohung gemeint war, des Lachens nicht erwehren, als sie den von ihm ihr zugedachten Gemahl in das Zimmer treten sah. Man denke sich ein kleines hageres Männchen, über die kraftvollen männlichen Jahre hinaus, mit kleinen verliebten Augen, in einem blau sammtnen, mit Gold besetzten Kleide mit breiten Schößen und Flügelärmeln,

in einer ſchnee weiß gepuderten Lockenfriſur, mit einem großen Haarbeutel, einem Degen an der Seite und einem chapeau-bas unter dem Arme, ein Männchen, das, wie in ſeiner Kleidung, ſo auch im Uebrigen eine Reliquie aus den vorigen Zeiten zu ſeyn ſchien; ſein Betragen war ſo abgeſchmackt, ſo poſſierlich, ſeine Sprache ſo geſucht, ſo voller Blumen, ſo ganz nach der Sprache der Romane älterer Zeit gebildet, daß er unfehlbar der Gegenſtand muthwilligen Spottes und Scherzes jedes launigten Mädchens und nie der ihrer Liebe werden konnte.

Aber er hatte auch Vorzüge, der Herr von Truthuhn, und die verdunkelten in den Augen des Onkels alle ſeine kleinen Schwächen. Er war einer der reichſten Edelleute des Landes, war Erb- und Gerichtsherr ſehr vieler ſchöner Güter,

und hatte einen Stammbaum, ich weiß nicht von wie viel Ahnen, aufzuweiſen. Was konnte ein armes bürgerliches Mädchen wohl mehr von ihrem Liebhaber verlangen? Er war überdem des Maſons Freund, hatte ihn aus ſo mancher Verlegenheit geriſſen, ſo manchen Dienſt erwieſen, und er konnte ihm auch für die Zukunft noch ſehr nützlich werden. Das alles bewog den Onkel, alles aufzubieten, dem reichen Freunde die arme Niece zuzuſchanzen.

Das Neun und Sechzigste Kapitel.

Ein Billet - doux.

Der Herr von Truthuhn wurde von Tage zu Tage verliebter, zudringlicher. Er wandte alle Mittel an, sich die Gunst Ceciliens zu verschaffen. Er fuhr mit ihr in alle Konzerte und Komödien, begleitete sie auf allen Bällen, überhäufte sie mit den kostbarsten Geschenken, und wenn er auf seinem Gute war, so ließ er keinen Tag hingehen, an dem er nicht Cecilien ein zärtliches Briefchen überschickt hätte.

Cecilie war einst so gut, mir diese Briefe nicht allein lesen, sondern auch einige davon abschreiben zu lassen. Mit ihrer Erlaubniß theile ich meinem Lesern nur einen derselben hier mit.

Schönste Cecilie!

„Der Canzin meiner Affection ist
„allgemach so hoch aufgeführt,
„daß er schon drei Klafter über
„die Feuermauer Ihrer Gunst
„hinaus stehet. Ich armer Schä-
„fer, was fange ich an? Blicke
„ich Sie an, so wenden Sie die
„Augen weg; liebe ich Sie, so
„hassen Sie mich; bete ich Sie an,
„so hören Sie mich nicht; falle
„ich vor Denenselben nieder, so
„helfen Sie mir nicht auf. In
„Summa, wann der Winter ih-
„rer Unbarmherzigkeit nur noch
„vier Wochen währet, so werde ich
„in das Kapuzinerkloster der Pa-
„tientia meinen Geist zur Convoy
„des Todes machen. Leben Sie
„wohl, und stechen Sie mich mit

„Ihrer Ungunſt nicht vor der Zeit
„über den Haufen.

Dero

treueſter und ergebenſter
Verehrer

Chriſtian von Truthuhn.

Das Siebzigste Kapitel.

Der Herr von Truthuhn bekömmt den Abschied.

Guter Wegener, es war Zeit, daß du nach der Hauptstadt kamst, denn wahrlich, solche zärtliche Briefe hätten das harte Herz deiner Cecilie endlich erweichen und dasselbe dir untreu machen müssen.

So aber änderte Wegeners plötzliche Erscheinung die ganze Lage der Dinge. Cecilie faßte den Entschluß, ihrem Onkel das Verhältniß mit Wegenern zu entdecken, und sich alle weitere Zudringlichkeiten des Herrn von Truthuhn zu verbitten.

Das that sie denn auch mit vieler Besonnenheit und Klugheit. Daß der Onkel dabey nicht gleichgültig blieb, ist leicht zu denken. Es gab hitzige Auftritte zwischen ihm, Wegenern und Cecilien.

Indeß der Onkel mußte ſich bequemen, die Wahl der Niece gut zu heißen.

Dem Herrn von Truthuhn wurden die veränderten Umſtände in einem Billette beygebracht, das mit allen den Geſchenken begleitet war, welche Cecilie ſeit ihrer Bekanntſchaft mit ihm hatte annehmen müſſen. Er ſoll große Augen bey dem Empfange alles deſſen gemacht, und allen Umgang mit dem Major von dem Augenblicke an abgebrochen haben.

Ceciliens Veränderung wurde ſogleich in der Stadt bekannt, und alle, die ſie und ihre Lage gekannt hatten, wünſchten ihr von Herzen zu derſelben Glück.

Das Ein und Siebzigste Kapitel.

Schluß des eilften Buchs.

So viel von Cecilliens Geſchichte, welche ſie ihm auf der Reiſe nach ...., einer der vergnügteſten, die je gemacht worden iſt, weitläuftiger erzählte, als es hier geſchehen konnte. Die beyden vom Himmel wieder Zuſammengeführten waren ſo glücklich, fanden ſich in dem wechſelſeitigen Beſitze ſo ſelig und blickten mit ſo heiterm Auge in die Zukunft, die ſo roſenfarb vor ihnen lag, daß alles vergangene Leid gänzlich vergeſſen wurde.

Sie kamen glücklich an Ort und Stelle an. Wie wurde der alte Wegener nicht überraſcht, als ihm ſein Sohn ein ſo ſchönes Mädchen, ſeine Cecilie, entgegen führte! wie dankte er aber auch nachher dem Himmel, als er auch

ein so gutes Mädchen in ihr kennen lernte. Der Alte lebte ganz in dem Glücke seiner Kinder wieder auf.

Nach einigen Wochen, als Wegener sein Amt angetreten hatte, feierte er sein Verbindungsfest mit Cecilien. Jetzt lebt er froh und glücklich mit ihr; und schon umspielen ihn zwey Knaben, die ihn Vater nennen.

Zwölftes Buch.

Das Erſte Kapitel.

Fritz fängt wieder an zu ſprechen.

Nach der Trennung von meinem Freunde, Wegener ward mir der noch längere Aufenthalt in der Reſidenz zum Ekel. Ich fand mich überall ſo einſam, ſo verlaſſen, und wo ich war und hinkam, vermißte ich ihn. Meine Sehnſucht nach ihm war oft ſo groß, daß ich auf dem Punkte ſtand ihm nachzureiſen und ihn aufzuſuchen; doch war dieß mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, da ich ſeit ſeiner Trennung von mir noch nicht die mindeſte Nachricht von ihm erhalten

hatte, und nicht einmal genau wußte, wohin er sich gewendet habe; und ich konnte bestimmt voraussehn, daß ich eine Menge von Kreuz- und Queerzügen würde vornehmen müssen, und am Ende doch meinen Endzweck nicht erreicht haben würde. Alle Vergnügungen und Lustbarkeiten waren mir gleichgültig; denn immer vermißte ich den, mit dem ich seit Jahren Freude und Leid getheilt hatte, dessen Andenken mir unvergeßlich war.

Hätte ich nicht schlechterdings noch einige Zeit in der Residenz bleiben müssen, theils um meine Sachen gehörig zu ordnen, im Falle man es sich hätte einfallen lassen, mir noch Rechenschaft abzufordern, theils um die überflüßigen Geräthschaften, die ich besaß, nicht mit Schaden loszuwerden — denn die geschmackvolle Chaise, mit welcher ich in

die

die Residenz eingezogen war, paßte doch nun nicht mehr für meine jetzige Lage — so würde ich keinen Anstand genommen haben, sobald als möglich der Stadt den Rücken zu drehen, in der ich fernerhin nicht mehr wie zuvor glänzen und hervorstechen konnte. Es hätte mir vielleicht nicht fehlen können, hier meinen Unterhalt zu finden, wenn ich es mir recht hätte angelegen seyn lassen, da ich ohnedem eine beträchtliche Menge von angesehenen und vielgeltenden Männern kennen gelernt hatte, die mir gewiß ohne große Schwierigkeiten irgend ein Amt verschafft haben würden. Aber ich konnte natürlich auf ein so einträgliches, ehrenvolles und arbeitloses Geschäft, als ich bisher verwaltete, nie Rechnung machen; mein Stolz fühlte sich sehr gekränkt, an dem Orte, wo man mich bisher nur als den Sohn des Günstlings meines Lan-

desherrn kannte und ehrte, mich nun auf einmal zu entschließen, ein kleines unbedeutendes Aemtchen, das seinen Mann nährt, aber weiter nichts, anzunehmen, nachdem ich mich vorher durch schriftliche und mündliche Bewerbungen, durch Flehen und Kriechen bey Hohen und Niedern, zum Gespötte derer gemacht haben würde, mit denen ich immer auf einem vertraulichen Fuße gelebt hatte. Das konnte ich nicht versuchen; schon der Gedanke jagte mir Schaudern ein.

Das Zweyte Kapitel.

Ich faſſe einen Entſchluß.

Aber was ſollte ich anfangen? Das war das große Räthſel, deſſen Löſung mir ſo ſchwer deuchte. Tauſendmal verwünſchte ich das Schickſal, das mich erſt ſo glänzend emporhob, um mich darauf deſto tiefer zu ſtürzen. Wäre ich nie das geweſen, was ich ſo kurze Zeit nur war, ich hätte mich für den glücklichſten Menſchen gehalten', nach Vollendung meiner Univerſitätsjahre, ein Amt, das mich nur vor Nahrungsſorgen ſchützte, zu erhalten. Unbedenklich würde ich es damals angenommen und zufrieden gelebt haben. Jetzt war ich ſchon an beſſere Koſt gewöhnt, und es plagte mich nicht wenig, von dem Pferde auf den Eſel ſteigen zu müſſen. Und doch konnte ich,

ich mochte hin und her überlegen, wie ich wollte, schlechterdings keinen Zwischenweg finden, ich mußte einen Entschluß fassen und ausführen. Aber dieß war nicht so bald ins Werk zu richten, als ich es dachte. Unzählige Plane wurden entworfen, ausgemalt und wieder aufgegeben, und ich hätte mich wahrscheinlich noch unendlich lange gequält, ehe ich aufs Reine gekommen wäre, wenn mich nicht ein Brief meines Vaters für jetzt aus der Verlegenheit gerissen, und einen vorläufigen Entschluß bewirkt hätte. Er schrieb mir darin, daß, seitdem er seinen gnädigen wohlwollenden Fürsten, und mit ihm seine Aemter und Ehrenstellen verlohren habe, er äußerst unglücklich lebe und keine Freude mehr fühle. Sonst habe er immer den herzlichen Wunsch gehegt, daß ihn der Himmel ein hohes Alter erreichen lassen mö-

ge, damit er das noch reifen ſähe, was er mühſam geſäet habe. Jetzt aber ſey er nur darauf bedacht, ſich zur Ewigkeit vorzubereiten, da ſein Körper, der ſonſt allen Zufällen und Krankheiten muthig Trotz geboten habe, jetzt unter der Laſt ſeines Unglücks erliege, und ſchwach und hinfällig werde. Er fühle es, daß er ſein Unglück nicht lange mehr ertragen werde, und habe jetzt nur noch den einzigen Wunſch, mich noch einmal vor ſeinem Abſchiede zu ſehn; er bäte mich daher ſehnlich, meine Abreiſe zu beſchleunigen und zu ihm zu kommen. Meine Mutter vereinigte ihre Bitte mit der ſeinigen, und bezeigte in rührenden Ausdrücken ihre Sehnſucht nach mir. Ich fühlte jetzt zum erſtenmale in meinem Leben eine Art von Heimweh, und entſchloß mich ohne Zaudern das Verlangen meiner Eltern zu erfüllen. Die ehe-

malige üble Behandlung meines Stiefvaters hatte ich längst vergessen, zumal da er mich seit meinem Wiederfinden mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit und Liebe behandelt, und mit Wohlthaten überhäuft hatte. Denn wie hätte ich es mir je können träumen lassen, daß der, dem sogar meine Existenz zuwider zu seyn schien, den ich auf die lächerlichste und unerhörteste Art betrogen hatte, den ich wegen der Theilnahme an der Entführung seiner einzigen Tochter unendlich gekränkt haben mußte, dessen Haus ich endlich heimlich verlassen hatte — daß der mich je als Sohn wieder aufnehmen, und zu einem einträglichen, ehrenvollen und bequemen Posten verhelfen würde! Daher ging mir jetzt wirklich sein Unglück sehr zu Herzen, und ich fand eine Art von Beruhigung darin, ihn durch meine Anwesenheit aufzuheitern, und ihm ein-

ge vergnügte Stunden zu machen. Aber nur allein beſtärkte die Sehnſucht nach meiner Mutter meinen gefaßten Entſchluß. Jetzt, wo ich zuweilen trübe Tage hatte, und über das Vergangene ernſtlich nachdachte, fühlte ich mehrmals Reue und machte mir innere Vorwürfe, daß ich einſt ſo leichtſinnig und gleichgültig ſeyn konnte, ſie, die mich ſo zärtlich liebte, die immer meine Fürſprecherin war, wenn mein Stiefvater mir grauſame Strafen zugedacht hatte, ohne Wiſſen und Willen zu verlaſſen, und ſie meinetwegen in eine quälende Angſt zu ſetzen. Ich konnte es mir faſt allein zuſchreiben, daß der Gram um mich ihre Jahre verkürzen, ihre Geſundheit zerſtören, und ſie früher ins Grab bringen würde, als es bey veränderten Umſtänden der Fall geweſen ſeyn würde.

Alles dieß brachte den Vorsatz bey mir zur völligen Reife, je eher je lieber die Residenz zu verlassen, und mich fürs erste zu meinen Eltern zu begeben.

Das Dritte Kapitel.

Allerhand Reflexionen und Vergleichungen.

Ich hatte bis hieher eigentlich noch nie ernſtlich, ſowohl über mein vergangenes Leben, als über meine künftige Beſtimmung nachgedacht, ſondern immer ſorglos und unbefangen von einem Tage zum andern gelebt. Nachdenken war überhaupt meine Sache nicht, und ich ſah auch gar keinen Grund dazu ein, weshalb ich mir unnöthige Sorgen und meinem Gewiſſen Verwürfe machen ſollte. Ich hätte zwar meine Zeit beſſer anwenden, und mir mancherley nützliche Kenntniſſe erwerben können; doch mein einmal angenommener Grundſatz war: Kommt Zeit, kommt Rath — und dieſem gemäß beſtimmte ich all mein Thun und Treiben.

So wurde ich auch jetzt, wo ich auf dem Wege war, mißlaunig und mürrisch zu werden, bald wieder aus meinen Träumen erweckt; Hoffnung einer glücklichen Zukunft belebte mich aufs neue, und meine eifrigste Sorge war jetzt nur dahin gerichtet, bald aus diesen Mauern zu kommen. Ich brachte nun mit möglichster Schnelligkeit meine Geschäfte in Ordnung, verkaufte alle überflüßigen Geräthschaften, die ich besaß, und schickte mich zur Abreise an.

Mit Abschiednehmen und anderm äußerm Zeremoniel hielt ich mich nicht lange auf, sondern verließ an einem schönen heitern Herbsttage die Residenz mit leichtem und frohem Herzen. Ganz verschieden waren freilich die Empfindungen, die sich meiner bemächtigten, als ich das Thor im Rücken hatte, als

ehemals, da ich die Thürme und Pallaſte der Königsſtadt von fern erblickte. Damals ſah ich einer glänzenden Zukunft entgegen, jetzt hatte ich trübe Ausſichten vor mir; damals ſchien ich es mir nicht gnug ergrübeln zu können, wie ich meine glückliche Lage ganz zu meinem Vortheile benutzen könne, jetzt, ich hätte mir den Kopf darüber zerbrechen können, und doch kein Mittel gefunden, meine künftige Exiſtenz zu ſichern. Damals wurde ich in einer glänzenden Chaiſe, mit Gelde und Empfehlungsſchreiben beladen, mit überflüßigen Dienern belaſtet, wie im Triumphe nach der Reſidenz gezogen; jetzt verließ ich dieſelbe auf dem gewöhnlichen, nicht zur Bequemlichkeit eingerichteten Poſtwagen, wo wir alle eben und dieſelben Rechte und Freyheiten, Unannehmlichkeiten und Rippenſtöße genoſſen. Die

Langſamkeit dieſes Fuhrwerks konnte mir eben ſo wenig behagen, da es bey meiner Herreiſe nur eines Winkes von mir bedurfte, um die halbmüden Pferde mit rüſtigen und kraftvollen Roſſen augenblicklich zu verwechſeln.

Das Vierte Kapitel.

Meine Gefährten.

In ſolchen Betrachtungen vertieft legten wir einige Meilen zurück, ohne daß ich mich bis daßin im geringſten um meine Geſellſchafter bekümmert, oder an ihrer Unterhaltung Theil genommen hätte. Der klare Himmel und die heitre milde Luft dieſes Tages verſcheuchten aber meine Träume, und goſſen wieder Frohſinn und Leben in meine Seele; denn von meinen Reiſegefährten, wie ich bald merkte, konnte ich keine Zerſtreuung und Aufheiterung erwarten. Dieſe beſtanden aus einigen Kaufleuten, die ſich über die ſchlechten Geſchäfte, die ſie auf der letztern Meſſe gemacht hatten, beſchwerten, tobten, und in Verwünſchungen über den unglücklichen Krieg,

der halb Europa verzehre, und allen Handel und Verkehr hemme, ausbrachen, und die Theilnehmer und Urſacher deſſelben verdammten. Sie ſuchten ihren Unmuth durch Prophezeyhung fürchterlicher Folgen und Unglücksfälle, die dieſem Kriege erſt noch nachkommen würden, zu vertreiben, und nahmen ſich am Ende vor, ihre Handelsgeſchäfte ganz aufzugeben, und das, was ſie noch beſäßen, lieber ſuchen zu erhalten, als es durch ſchwer gelingende Spekulationen aufzuopfern.

Außer dieſen befand ſich auch ein Jude und einige ſtumme Perſonen, denn bis jetzt hatte ich ſie bloß ſchlafen oder wenigſtens jähnen geſehn, auf unſerm Wagen. Mit mir war es daher wirklich am ſchlimmſten beſtellt. Von Kaufmannsgeſchäften verſtand ich nichts, um mich in jenes Geſpräch mit einzumiſchen,

und durch Beistimmung von Klagen und Verwünschungen mich jene Herren zu Freunden zu machen. Zu verschachern wußte ich ebenfalls nichts, um wenigstens den Hebräer durch einen für ihn vortheilhaften Handel auf meine Seite zu ziehen. Schlafen konnte ich nun gar nicht, denn mein Körper war auf den harten und schwankenden Brettern, Vulgositze genannt, die dem weichlichsten Theile unsers Baues zur Erleichterung dienen sollten, noch nicht gerüttelt und herumgeworfen genug, um ihm eine solche Abspannung zu geben, daß er im Schlummer einen Trost hätte finden können, der freilich der Beschaffenheit des Wagens nach nicht sanft seyn, und daher auch gar nicht einmal den Namen Schlummer verdienen konnte. Ich halte vielmehr den Schlaf auf dem Postwagen für das letzte Verzweiflungsmittel, das

ein Passagier ergreift, oder gezwungen ist zu ergreifen; denn die Naturen der Menschen sind gar zu verschieden. Dieß sieht man ganz deutlich auf einem Postwagen, wo ich Menschen gefunden habe, die Trotz der gröbsten Stöße und Erschütterungen, so sehr sie auch bald rechts bald links hingeworfen wurden, dennoch so fest und ununterbrochen schliefen, als lägen sie im weichsten Federbette. Ich war, wie ich meinen Lesern als solcher schon längst und vielfältig bekannt bin, eben kein Kostverächter; aber was zu arg ist, ist zu arg! Dahin gehört, daß ich mich schlechterdings nie daran gewöhnen konnte, auf einem Postwagen zu schlafen, wenn ich auch noch so abgemattet war; und schon mehrere schlaflose Nächte zugebracht hatte, mein Körper ganz schlaff war, und mir dann die Augen unwillkührlich zufielen, wurde ich doch plötzlich

in einem Augenblicke nachher nicht auf das angenehmste wieder erweckt, und vergaß Schlaf und alles. Ich pflegte dann lieber vom Wagen abzusteigen, nebenher zu gehen, und nur da wo wir auf kurze Zeit einkehrten mich ruhig niederzusetzen und zu schlummern, indeß die übrigen um diese Zeit munter waren, und ihren Leib und Geist auf eine andre Art erfrischten.

Das Fünfte Kapitel.

Man traue den Fußsteigen nicht.

So war ich schon mehrere Tage und Nächte hinter einander fortgereist, und je weiter ich kam, desto heiterer und munterer Laune wurde ich, ganz gegen mein Erwarten. Da ich von der langen Fahrt schon gänzlich angestrengt war, und nichts sehnlicher wünschte, als auf einige Tage Ruhe und Schlaf zu genießen, so beschloß ich, in der nächsten Stadt, von welcher wir nur noch einige Stunden entfernt waren, auf eine kurze Zeit Rast zu machen, und mich zu erholen. Da der Abend so schön war, und mir das längere Fahren unerträglich fiel, so wollte ich lieber den noch übrigen Weg nach der Stadt zu Fuße zurücklegen, als mich

noch länger schütteln und rütteln lassen. Ich stieg daher ab, und empfahl dem Postillion, Sorge für meine Sachen zu tragen, die er im Posthause zurücklassen solle, weil ich für jetzt nicht weiter zu fahren Willens sey.

Ich verließ die geräumige Landstraße, und wählte einen bequemern Fußsteig, wo ich gemächlich und aufgeheitert fortschlenderte. Ein kleines Gebüsch, das vor mir lag, erreichte ich bald, und hatte schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als ich erst merkte, daß der Abend schon angebrochen war, indem es immer finsterer wurde, und daß ich wahrscheinlich den rechten Weg verfehlt haben mochte, weil es mir schien fast weiter von der Stadt entfernt zu seyn als zuvor. Hier half keine lange Ueberlegung, ich bemühete mich den verlornen Weg zu entdecken, und durch

verdoppelte Schritte einzuholen, was ich verſäumt hatte. Nach langem Laufen befand ich mich zu meiner großen Freude endlich wieder auf der rechten Straße, nachdem ich mich ſchon im Stillen auf das Schlimmſte gefaßt gemacht hatte. Nun ſah ich erſt recht deutlich, daß ich vorher mehr zurück als vorwärts gekommen war, und ich mußte alle Kräfte, ſo ſauer es mir auch wurde, anſtrengen, um die Stadt zu erreichen. Endlich langte ich, es war ſchon Mitternacht, vor einem Thore derſelben, krumm und gebeugt, und mit ſchweren Füßen an.

Das Sechste Kapitel.

Ein überraschendes Abentheuer.

Der Gedanke an nun:mehrige Ruhe und Erholung ließ mich die Schmerzen meiner Hüften und Füße nicht halb empfinden. Ich hinkte beynahe in die Stadt hinein, klopfte an das erste beste Haus, das ich für ein Wirthshaus hielt, an, und verlangte Nachtquartier. Nach langem Warten gab man mir endlich die tröstliche Neuigkeit zu hören, daß schon alle Stuben besetzt wären, und keine mehr ledig sey. Unmuthig ging ich einige hundert Schritte weiter, und bekam an einem andern Gasthofe denselben Bescheid. Ich hätte vor Verdruß bersten mögen, und hatte schon alle Geduld verlohren, denn nirgends erblickte ich Licht; meine Füße versagten

mir den Dienſt, und ich war ſo abgemattet und entkräftet, daß ich kaum noch einen Schritt weiter ſetzen konnte. Endlich ſah ich in einem Hauſe an der Ecke einer Straße noch Licht, und vermuthete, daß hier noch Menſchen wach ſeyn möchten. Ich gehe darauf los, und ſehe, ſo viel Nacht und Finſterniß es zuließen, daß ich vor einem anſehnlichen und gut gebaueten Hauſe ſtand.

Ob ich gleich nicht gewiß wußte, ob ich es für einen Gaſthof oder für ein Privatgebäude halten ſollte, ſo wagte ich es doch anzuklopfen. Es währte nicht lange, ſo öffnete mir ein altes Mütterchen mit einem Lichte in der Hand die Thür, die bey ihrer außerordentlichen Häßlichkeit doch ungemein freundlich war, und höflich und zuvorkommend nach meinem Begehren

fragte. Ich sagte ihr mit kurzen Worten, daß ich fürs erste nur Ruhe und ein Nachtlager verlange, alles übrige wollte ich gern entbehren. Sie ließ mich kaum ausreden, sondern nahm mich gleich bey der Hand, und führte mich durch einen schön ausgeschmückten Saal in ein nicht großes aber niedliches Zimmer.

Hier lud sie mich ein, mich niederzusetzen, und ganz meiner Bequemlichkeit zu bedienen. Aber wie erstaunte ich, als ich mich dem Bette das hier befindlich war, näherte, und eine schöne weibliche Gestalt aus demselben mir lachend und schäkernd ein Willkommen zurief.

Ich will es ihrer Jugend und ihren Unschuld versprechenden Augen zu gute halten, sagte sie, daß sie es wagen, eine Dame in ihrem Bette zu überraschen, und sie um Mitternacht aus ih-

rem Schlafe zu wecken. Aber wie gesagt; ihre Jugend, ihr volles und blühendes Gesicht, und ihre unbefangenen Blicke zeigen mir, daß sie nicht von dem gewöhnlichen Schlage der jungen Leute sind, sondern milder beurtheilt werden müssen, und daher verzeihe ich Ihnen auch von ganzem Herzen ihre Dreistigkeit.

Das Siebente Kapitel.

Ich mache Umstände wo ich sonst keine zu machen pflege.

Ich stand da, stumm und versteinert, wie eine Bildsäule, und wußte mir schlechterdings diesen Vorfall nicht zu reimen. Bald hielt ich die ganze Sache für ein Mißverständniß, und glaubte, daß mich der Zufall abermals einer Schönheit unverdienter Weise in die Hände führen wolle, wie einst auf der Akademie, denn ich konnte es mir sonst gar nicht erklären. Doch kam es mir jetzt auch viel unerwarteter, und nicht so gelegen als ehemals, weil es wenigstens für diese Nacht ganz außer meinem Plane lag, mich durch etwas anders als den Schlaf zu erquicken.

Die Schöne im Bette, die mich nicht länger in der Unentſchloſſenheit ſehen konnte, unterbrach die kurze Stille bald, und ſuchte mir in ſanften und leutſeligen Worten Muth einzuflößen. Seyn Sie außer Sorgen, mein Lieber, und verſcheuchen Sie allen Verdacht, ſie ſind in guten Händen, und können es dem Zufalle danken, der Sie hieher geführt hat. Seyn Sie alſo nicht bidde, und bedienen Sie ſich der Freyheit die Ihnen erlaubt wird, wonach mancher vergebens geſchmachtet hat.

Ich verbeugte mich ehrerbietig, dankte beſcheiden für dieſe ungewöhnliche Gefälligkeit, und ſtotterte eine Menge von Entſchuldigungen her, daß ich es von Herzen bedaure, ſo unglücklich geweſen zu ſeyn, eine ſchöne und reizende Dame aus ihrer Ruhe geſtört zu

haben. Meine einzige Absicht und mein innigster Wunsch sey nur dahin gerichtet, als ein verirrter Reisender, der der Ruhe bedürfe, für diese Nacht Unterkommen zu finden, und wenn sie mir diese Bitte gewähre, würde ich nie aufhören dankbar zu seyn.

Sie sind über alle Maßen weitläuftig und bedächtig, erwiederte die Dame und scheinen sich erst lange nöthigen lassen zu wollen. Verstellen Sie sich nicht weiter, damit ich die vortheilhafte Idee, die ich von Ihnen gefaßt habe, nicht aufgeben muß.

Bey diesen Worten trippelte die Alte, die mich hier eingeführt hatte, zu meiner nicht geringen Verwunderung, nach der Thür, und verschloß sie. Darauf wandte sie sich zu mir, und stellte mir mit bittenden und ernsten Worten

vor, daß all mein Weigern und Verſtellen vergeblich ſeyn und nur die gnädige Frau erbittern würde, die durch nichts ſo ſehr als durch Gleichgültigkeit und Verachtung in Harniſch gebracht werden könne.

Ich wurde zu keiner Einwendung mehr gelaſſen, ſondern mußte mir nolens volens gefallen laſſen, was man mit mir vorhatte. Bey weiterm Nachdenken fand ich es auch viel bequemer in den Armen einer ſchönen Frau, als unter freyem Himmel zuzubringen, und verſprach mir davon überdem in Abſicht der Zukunft manches Gute.

Die Alte führte mich näher zum Bette, die reizende faſt völlig entblößte Schöne faßte mich bey der Hand, und zog mich neben ſich nieder. Die Alte war uns Beyden behülflich, in-

dem ſie mich mit großer Eilfertigkeit entkleidete, und ſich ſodann, nach Anwünſchung einer vergnügten Nacht, entfernte. Ich geſellte mich zu meiner Schönen, um des vergangenen Tages Laſt und Mühſeligkeit zu vergeſſen.

Das Achte Kapitel.

Ich erkenne mein Glück.

Am folgenden Tage führte sie mich in ein andres Zimmer, wo uns ein wohlbesetzter Tisch voll ausgesuchter Erfrischungen zum Frühstücke erwartete. Dieß war mir um so gelegener, da ich am vorigen Tage, durch die Anstrengungen der Reise ganz abgemattet, aus Müdigkeit weder Hunger noch Durst spürte. Nachdem das erste Bedürfniß befriedigt war, meldete sich mein Magen, daß jetzt auch an ihm die Reihe sey bedacht zu werden, und seine Forderung war um so billiger, da ich ihm seit länger als zwölf Stunden nicht den gehörigen Tribut gezollt hatte. Meine Schöne hatte daher nicht erst nöthig, viele Worte und Zuredungen zu ver-

ſchwenden, um mir Appetit zu machen; ich langte zu, und ließ es mir recht wohl ſeyn. Das Zimmer, wo wir uns befanden, ſchien ganz für heimliche Freuden geſchaffen zu ſeyn, da die Fenſter, die überdem noch dicht verhängt waren, auf den Hintertheil des Hauſes hinausgingen, und ziemlich weit von der eigentlichen Straße entfernt ſeyn mußten, weil ich mich nicht entſinnen kann, auch nur das mindeſte Geräuſch gehört zu haben. Kurz, wir befanden uns hier ganz ungeſtört, ohne von Verdacht ſchöpfenden Augen bemerkt werden zu können.

Die Dame meines Herzens unterhielt mich den ganzen langen Tag auf eine ſo einnehmende und gefällige Art, daß ich ganz von ihr hingeriſſen und bezaubert wurde, ohne daß mir der entfernteſte Gedanke von hier aufzu-

brechen, und meine Reise weiter fort-zusetzen, eingefallen wär. Ich brachte diese ganze Zeit so unbefangen und zu-gleich so vergnügt hin, daß ich nicht den mindesten Verdacht hegte, und auch gar nicht nach den Umständen und Schick-salen meiner Gesellschafterin forschte. Da sie selbst diesen Punkt nicht berührte, so hielt ich es für ungezogen, das Ge-spräch dahin zu leiten, und erwartete lieber von der Zeit nähere Aufklärung.

Ich befand mich um so mehr wohl, da ich lange Zeit ein solches Glück entbehrt, und mehrere trübe Tage verlebt hatte. Ich hielt dieses Abentheuer für das erste Lächeln des Glückes wieder, und es flößte mir ein solches Zutrauen zu mir ein, daß ich wieder Hoffnung faßte und heiter und fröhlich der Zukunft entgegen sah.

Das Neunte Kapitel.

Ich faſſe hohe Ideen von meiner Schönheit.

Ich ſah in dieſem Hauſe außer meiner menſchenfreundlichen Wirthin und dem alten Weibe keine menſchliche Seele; beyde ſuchten mich aber aus Herzenskräften durch ihre Geſellſchaft und Unterhaltung zu entſchädigen, und bey guter Laune zu erhalten. So ununterbrochen redſelig aber der Mund der Alten auch war, ſo oft ich mit ihr allein blieb, ſo wenig betraf doch ihr Geſpräch ihre Gebieterin, und wenn ich es ja dahin zu lenken ſuchte, ſo wußte ſie gleich einen andern Gegenſtand hervorzubringen, oder ſich auf irgend eine ſchickliche Art zu entfernen, und das Geſpräch abzubrechen. Ich konnte daher, wie ich mir Anfangs geſchmeichelt hatte, auch durch

dieſe Quelle keine Nachricht über den Stand und die Herkunft ihrer Dame erhalten, ſondern mußte in Geduld der Auflöſung entgegen ſehn.

Ich gab mich auch bald darüber zufrieden, und war nur noch auf den Ausgang dieſer Sache einigermaßen begierig. Ich ging ſchon mit manchen Entwürfen ſchwanger, und war beynah entſchloſſen, die Reiſe zu meinen Eltern jetzt einzuſtellen, fürs erſte in dieſer Stadt zu bleiben, und von der Auflöſung meiner Liebesaventüre zu erwarten, was ich hernach vorzunehmen hätte. Ich ſah in meiner unbekannten Schönen bald eine reiche heirathsluſtige Wittwe, bald eine mit ihrem Schickſale unzufriedene oder zurückgeſetzte Ehefrau, oder eine von ihrem Vater oder Vormunde hart behandelte Tochter, die nur auf eine günſtige Gelegenheit wartet, um ſich dem

ſklaviſchen Joche ihrer Peiniger zu entziehn, und ſich dem Schutze eines liebenswürdigen Verführers anzuvertrauen. Denn ich war wirklich ſo ſtolz, mich für einen ſolchen zu halten, da es mir, ſo oft ich bis jetzt den Liebhaber geſpielt hatte, faſt ohne mein Zuthun, immer beſſer gelungen war, als ich je zu glauben hoffen konnte. Was war natürlicher, als daß ich mich für einen Augapfel des ſchönen Geſchlechts hielt, das, von meinen unwiderſtehlichen Reizen hingeriſſen, ſich mir auf den erſten Blick in die Arme werfen mußte.

Meine Schöne beſtärkte mich in dieſem Glauben, indem ſie gar nicht aufhören konnte, mir die übertriebenſten Schmeicheleyen und Lobſprüche vorzuſagen, daß ich ſogar oft in Verlegenheit gerieth, was ich ihr antworten ſollte, da

ich immer darauf ſinnen mußte, nicht bloß Schmeicheleyen anzuhören, ſondern ſie auch ſchicklich und mit wohlgeordneten Worten zu erwiedern, welches mir, ob ich gleich nicht ganz unerfahren in dieſem Fache war, doch zuweilen wirklich ſehr ſchwer fiel.

Das Zehnte Kapitel.

Schreckliches Erwachen.

Die Zeit des Abendeſſens war indeſſen herangerückt, die Schöne führte mich in ein andres Zimmer, wo unſrer ein Tiſch, abermals mit köſtlichen Speiſen verſehen, wartete. Die angenehme Unterhaltung meiner Dame würzte mir das Eſſen; wir koſeten und tändelten, und merkten nicht, wie ſchnell uns die Zeit entfloh; ihre überzeugende Beredſamkeit bewirkte, daß ich den Flaſchen fleißig zuſprach, die Gläſer füllten ſich immer von neuem, und ich leerte ſie eben ſo oft, ohne daß es großer Ueberredungen bedurft hätte.

Ich würde noch lange ſo geſeſſen, und obgleich der Kopf mir ſchon ſchwer war, doch noch nicht zu trinken aufge-

hört haben, wenn nicht meine zärtliche Wirthin erinnert hätte, daß es schon spät Mitternacht und Zeit zum Schlafengehn sey, damit man sich nicht den folgenden Tag verdürbe.

Ich fand diese Vorstellung sehr einleuchtend, und bemühte mich ihr Folge zu leisten. Ich war bald ausgekleidet, und befand mich, ehe ich es glaubte, an dem Bette, in welchem ich schon die vorletzte Nacht zugebracht hatte. In Wonne und Entzücken versunken schlummerte ich bald ein, und versank in süße Träume.

Wie lange ich eigentlich auf diesen weichen Flaumenfedern zugebracht habe, kann ich nicht genau bestimmen. Ich wurde nicht aufs sanfteste erweckt; und wie vermag ich es, meinen Schreck und das Entsetzen zu beschreiben, das alle meine Glieder durchbebte, als ich eine

mir ganz unbekannte Mannsperſon vor mir ſah, und mich im bloßen Hemde, mitten auf der Straße, als ſchon die Sonne ihre erſten Stralen herabwarf, wie ein Ausgeplünderter liegen ſah. Eine Schaamröthe überzog mein ganzes Geſicht; kaum wagte ich es, die Augen aufzuſchlagen, bis ſich mein Blick unwillkührlich erhob, und einige meiner Kleidungsſtücke, die zerſtreut um mich herumlagen, entdeckte.

Das war doch wenigſtens noch ein Troſt. Plötzlich ſprang ich auf, ob ich gleich nun erſt recht fühlte, wie abgemattet und kraftlos ich war. So ſchnell als es meine gänzliche Verwirrung nur irgend zuließ, ſuchte ich meine Blöße zu decken, und bat den Mann, der mich geweckt hatte, und der faſt eben ſo erſtaunt als ich noch immer vor mir

ſtand, aufs dringendſte und demüthigſte, mir nur den einzigen Liebesdienſt zu erzeigen, mich auf eine kurze Zeit aufzunehmen, damit ich nicht aller Welt zum Geſpötte und Gelächter würde.

Ein natürlicher Trieb, mitleidig zu ſeyn, bewegte den Mann, dem mein Unglück ernſtlich zu Herzen zu gehen ſchien, ſich meiner anzunehmen. Er richtete mich auf, denn ich war ſo ſchwach und mein Körper ſo ſchwankend, daß ich nicht vermögend war, mich allein aufrecht zu erhalten. Er half mir die wenigen Kleidungsſtücke, die man mir gelaſſen hatte, und welche zerſtreut umher lagen, zuſammen zu ſuchen, und ſie mir überzuziehn.

Als ich ſo nothdürftig wieder hergeſtellt war, und zu meiner großen

Freude keine andern Zuschauer mehr dabey gehabt hatte, nahm mich mein menschenfreundlicher Helfer an den Arm, und führte mich nach seiner Wohnung.

Das Eilfte Kapitel.

Ueberall leere Räume.

Bey allem meinem Unglücke konnte ich es doch dem Zufalle nicht genug danken, der mir grade diesen Mann zuführte, der ein mitleidiges Herz besaß, und mich fürs erste in Schutz nahm. Als wir in seinem Hause angekommen waren, und ich nun mit mehr Ruhe über diesen für mich so unglücklichen Vorfall nachdenken konnte, fand ich unter andern bey näherer Besichtigung meiner Taschen, — was jedem ganz natürlich scheinen, und mir daher auch gar nicht unerwartet hätte kommen sollen — daß sie alle rein ausgeleert waren, und schlechterdings keine Spur ihres vorigen gefüllten Zustandes mehr verriethen. Ich war begierig zu wissen, wie hoch es an

der Zeit sey, und wollte meine Uhr hervorziehn, — aber auch hier fand ich nur einen leeren Raum, und sah immer deutlicher, daß ich von allen Seiten auf die unerhörteste Art geprellt war.

Ich würde in der größten Noth und Verlegenheit gewesen seyn, wovon ich die Kosten meiner weitern Reise hätte bestreiten sollen, wenn ich nicht noch zum Glücke einen Theil meines Vermögens in dem Koffer, der sich in dem hiesigen Posthause befand, zurückgelassen hätte; indeß war doch die Summe gar nicht unbedeutend, die ich so niederträchtiger Weise hatte einbüßen müssen. Da der Weg, den ich noch zurückzulegen hatte, ziemlich weit war, so mußte ich mich nun schon mehr einschränken, weil ich gute Ursachen hatte, nicht gleich einem Bettler vor meinen Eltern zu erscheinen, die

mich so reichlich mit Allem versehn entlassen hatten.

Mein Wirth hatte mich einige Zeit allein gelassen, in welcher ich mancherley nützliche Betrachtungen anstellte. Er kam hernach mit einem guten erfrischenden Frühstücke zurück, und suchte mich zu bereden, das Vergangene zu vergessen, oder wenigstens mich ihm anzuvertrauen, damit er mir, wenn es in seinem Vermögen stände, mit Rath und That helfen könne.

Das Zwölfte Kapitel.

Ein alter Bekannter.

Die Geſichtszüge dieſes Mannes, die mir immer deutlicher und bekannter ſchienen, je öfter und je länger ich ihn um mich ſah, zeigten mir endlich immer klarer, daß er mir unmöglich ganz fremd ſeyn könne; nur konnte ich es mir noch nicht erklären, von wo ich unſere Bekanntſchaft herſchreiben ſollte.

Bey ihm ſchien dieß derſelbe Fall zu ſeyn; denn nachdem er mich mehrmals und aufmerkſam betrachtet hatte, ſo ſagte er: wo ich nicht irre, ſo ſollten wir uns kennen, obgleich unſre Bekanntſchaft aus keiner glücklichen Zeit herrührt; doch wir genoſſen ja auch dort mancher vergnügten Stunde.

Jetzt fiel mir der Schleyer vom Au-

ge, und ich erkannte in meinem Retter den alten ehrlichen Schauspieler, mit welchem ich, als mich Bienchen verlassen hatte, im Gefängnisse einige Wochen zubrachte, der damals mein und Wegeners täglicher Tischgesellschafter war, und jungen talentvollen Leuten unentgeldlichen Unterricht im Declamiren ertheilte.

Dieses unerwartete Wiederfinden machte mir nicht wenig Freude, und liess mich auf einige Zeit allen Kummer vergessen. Ich vertrauete mich ohne Bedenken, und mit eben der Offenheit und Aufrichtigkeit meinem Retter an, wie einst im Gefängnisse, und beschrieb ihm so, gut, als es mir möglich war, den Ort und das Haus, wo ich mir goldne Träume versprochen hatte. Da aber die Hauptscenen in der Dunkelheit der Nacht gespielt hatten, so konnte ich weder Straße noch Gegend ganz genau und deutlich bestim-

men; doch erzählte ich ihm, so viel mir vom Aeußern des Hauses noch bekannt war, und ich in jener unseligen Nacht, wo mich Müdigkeit und Hunger gleich stark plagten, bemerkt hatte.

Ich merke schon ohngefähr, erwiederte mein Wirth, wo Sie hingerathen waren; der Beschreibung nach ist es das verrufene Haus, wo sich Menschen von mancherley Gewerbe aufhalten, und hier ihre Gaunereyen so lange treiben, als sie sich sicher glauben. Ich werde alle mögliche Mühe anwenden, der Sache auf den Grund zu kommen, und, wenn es noch nicht zu spät ist, was sie eingebüßt haben, zu retten. Lassen Sie sich indeß die Zeit nicht lang werden, ich werde bald wieder bey Ihnen seyn!

Das Dreyzehnte Kapitel.

Der Schauspieldirector hat sich in Ruhe gesetzt.

Ich benutzte diese Zeit, nach der Post zu gehn, wo ich zu meiner Freude meinen Coffer unversehrt fand, und ihn nach dem Orte meines jetzigen Aufenthalts bringen ließ. Ich versah mich mit den nothwendigen Bedürfnissen, und erwartete meinen Wirth. Dieser hatte sich mit seiner Frau, die eine beliebte Schauspielerin, und noch im vollen Glanze ihrer Schönheit war, auseinander gesetzt. Der längere Aufenthalt im Gefängnisse fiel ihm endlich unerträglich, und er schmachtete lange nach voller Freiheit, bis er sich zuletzt der Hülfe eines erfahrnen Rechtsgelehrten bediente, der sich seiner Angelegenheiten so thätig und glücklich annahm, daß er förmlich

von

von seiner Frau geschieden wurde, die ihm eine ansehnliche Summe gleich baar, und außerdem noch jährlich ein bestimmtes Gehalt auszahlen mußte. Mit dieser Wendung seines Schicksals war der Herr Schauspieldirektor wohl zufrieden, und begab sich nach dieser Stadt als seinem Geburtsorte, wo er von seinem eroberten Vermögen ruhig leben, und seine Tage beschließen wollte.

Wie es mir deuchte, so schien er sich in dieser Lage sehr wohl zu befinden; da er nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, und doch sein eigner Herr war. Wie mancher unsrer Schauspieler mag hier wohl seinen Herrn Collegen um dieß glückliche Loos beneiden, da er schwerlich erwarten darf, daß es ihm eben so gut in seinem Alter geboten werden dürfte. Denn nur

wenige von ihnen sehen einer glückli-
chen Zukunft, und einem sorgenlosen
Alter entgegen, da man für sie
noch keine Invalidenposten aufgefunden
hat.

Das Vierzehnte Kapitel.

Einige Aufklärung.

Als der Alte zurückgekommen war, zuckte er die Schultern und sagte: Sie sind betrogen, und müssen sich in ihren Verlust finden, denn an Wiedererlangung des geraubten Gutes ist keineswegs zu denken, die Vögel sind ausgeflogen, und haben nur ein leeres Nest zurückgelassen. Das Haus, wohin sie ihr Unstern geführt hat, ist seit langen Zeiten als die Niederlage falscher Spieler und Gaudiebe berüchtigt, die sich vorzüglich immer zur Meßzeit, die jetzt eben vorüber ist, hier einzufinden pflegen, wobey sie gewöhnlich ihre Rechnung finden.

So hat unter andern auch seit einigen Wochen ein fremder Kaufmann, der aber keine Handelsgeschäfte getrieben, sondern bloß des Spiels wegen zur Meßzeit hier anzutreffen ist, sich mit seiner Maitresse hier aufgehalten. Das Glück, das ihm sonst immer sehr treu war, hat ihm dießmal den Rücken gedreht, oder vielleicht ist er auch noch größern Betrügern, als er selbst ist, in die Hände gefallen, mit einem Worte, er hat als Bettler heimlich die Stadt verlassen, wo man ihn nicht anders als einen Crösus kannte, und seine Dulcinee, von allen Kostbarkeiten entblößt, zurückgelassen.

In dieser Lage befand sich die Schöne, als sich ihre Bekanntschaft anspann. Die Alte, die sie dort gesehen haben, welche der Kaufmann seiner Geliebten zur Bedienung gegeben hatte,

lockte sie auf eine geheimnißvolle Art in dieß Haus. Dieses Weib ist auf alle Kniffe und Gaunereyen abgerichtet, und machte sich ihre Unerfahrenheit zu Nutze, um sie ins Garn zu locken, und sie auszuplündern. Der Erfolg hat gezeigt, daß sie sich nicht verrechnet hat. Man hat sie einige Zeit köstlich bewirthet und angenehm unterhalten, um ihnen allen Argwohn zu benehmen, bis man sich ihrer auf die schändlichste Art entledigt hat. Wahrscheinlich haben sie am letzten Abende, den sie dort zubrachten, viel getrunken, oder man hat auch einige schlafbefördernde Mittel dem Weine zugemischt, denn sonst wäre es wohl nicht möglich, daß sie von der großen Veränderung, die mit ihnen vorgegangen ist, nichts sollten gemerkt haben.

Schon in dieser Nacht haben Beyde die Stadt verlassen, und werden jetzt mit ihrem Erwerbe wohl in Sicherheit seyn.

Das Funfzehnte Kapitel.

Ich ſetze meine Reiſe fort.

Ich hörte dieſe Erzählung mit Ruhe an, weil ich mir keinen beſſern Ausgang der Sache verſprechen konnte, deſtomehr kränkte ich mich aber innerlich, daß man mich ſo hatte übertölpeln können. Ich war im höchſten Grade beſchämt, und fürchtete nichts mehr, als die Bekanntwerdung dieſer Geſchichte. Ich ließ mir von meinem Wirthe feyerlich angeloben, alles mögliche zu thun, um dieſe Sache zu unterdrücken, und meinen Namen zu verſchweigen.

Dieſer wandte alles an, um mich heiterer Laune zu machen, und erbot ſich ſogar, mir, wenn meine Kaſſe nicht zureichen ſollte, mit Gelde auszuhelfen. Dieſer Zug ſöhnte mich einigermaßen

mit meinem Schicksale wieder aus, ich drückte dem alten Manne dankbar die Hand, und sagte ihm, daß mir noch so viel übrig geblieben sey, um meine Reise vollenden zu können.

Ich schickte mich dazu an, und wünschte jetzt sehnlichst, schon am Ziele zu seyn, faßte auch zugleich den ernstlichen Entschluß, mich in diesem Vorhaben durch nichts mehr aufhalten zu lassen, künftig vorsichtiger zu seyn, und immer nach Ueberlegung zu handeln. Nicht ohne Wehmuth trennte ich mich von meinem Retter, dessen Dienste gegen mich ich jetzt nicht zu vergelten im Stande war. Wir versprachen uns, auch künftig an einander zu denken, und einen Briefwechsel zu unterhalten.

Das Sechszehnte Kapitel.

Mein väterliches Haus und deſſen Bewohner.

Ich vollendete meine Reiſe ohne weitere Abentheuer, und langte nach mehrern Tagen wohlbehalten, doch etwas leicht im Hauſe meiner Eltern an. Die Freude war von allen Seiten ſehr groß, am herzlichſten zeigte ſie ſich bey meiner Mutter, die mich mit der innigſten Zärtlichkeit an ihr Herz drückte. Ihre Geſundheit hatte ſchon ſeit mehrern Jahren gelitten, und war beſonders ſeit dem letztern unglücklichen Vorfalle faſt ganz zerrüttet. Sie ſelbſt zweifelte an einer gänzlichen Herſtellung, und daher war es ihr doppelt angenehm, mich vor ihrem Ende noch einmal zu ſehn, weil ſie außerdem nichts hatte, was ſie noch feſſeln konnte.

Auch mein Vater befand ſich nicht wohl, doch beſtand ſeine Krankheit mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit, denn ſein Körper war eben noch ſo feſt und dauerhaft als vor vielen Jahren, und ſchien allen Leiden ſeiner Seele Troz zu bieten. Es fehlte ihm eigentlich weiter nichts, als ein wenig ſtolſcher Muth, um ſeinen Fall mit Ruhe und Gelaſſenheit zu ertragen. Das war ihm aber gar nicht möglich; immer ſprach er von ſeinem vorigen Glanze, von ſeinem Patriotismus, den er bey allen Gelegenheiten gezeigt, von ſeinem unermüdeten Dienſteifer, und dem ſchlechten Lohn, der ihm zu Theile geworden ſey. Aber ſo geht es allen ehrlichen Leuten, pflegte er dann immer zu enden, die für das Wohl des Staats und ihrer Mitbürger beſorgt, unabläſſig zu die-

ſem einzigen Zwecke hinarbeiten, keine Mühe und Arbeit ſcheuen, ihre Geſundheit und ihr Vermögen aufopfern, und zuletzt doch verbannt und verſtoßen werden. Aber von allen den Tauſenden, denen ſie aufgeholfen haben, die ihnen Glück und Wohl verdanken, kümmert ſich dann keiner mehr um ſie, man vermeidet ſie, man weicht ihnen aus, oder ſucht ihnen wohl gar noch die letzten kummervollen Tage ganz zu verbittern.

Bey ſolchen Raiſonnements, die die alltäglichen waren, gab ich bloß einen müſſigen Zuhörer ab, ohne dafür oder dagegen etwas zu ſagen. Ich würde auch in Verlegenheit geweſen ſeyn, was ich dafür hätte ſagen wollen, da es mir nur zu gut bekannt war, daß der ganze Staat, während der Zeit, da mein Vater ſo großen Einfluß auf denſelben

hatte, ſich nicht einer guten und vernünfftigen Einrichtung oder Verbeſſerung zu rühmen hatte. Im Gegentheile waren die Auflagen nie ſo ſtark geweſen, die Geſetze nie mehr vernachläſſigt worden, als grade in dieſer Epoche. Er vergaß immer, daß ihm unverdienter Weiſe ein Loos zu Theile geworden, dem er nie entſprechen konnte, und daß er es noch für große Mäßigung des jungen Regenten halten mußte, daß man ihn im ungeſtörten Genuſſe ſeiner Freyheit ließ.

Wie oft iſt es nicht der Fall, daß Menſchen ſich zurückgeſetzt glauben, die dem Himmel danken müßten, daß man ſie nur duldet!

Das Siebzehnte Kapitel.

Singen, Beten und Gewiſſensbiſſe.

In dem Hauſe meiner Eltern herrſchte eine klöſterliche Stille und Einſamkeit. Außer ihnen Beyden, meiner Schweſter und zweyen Dienſtboten, ſah man weiter keine menſchliche Seele. Jeder Tag blieb ſich gleich, keiner zeichnete ſich von dem andern aus, und nur an Sonn- und Feſttagen bemerkte man einen geringen Unterſchied, der ſich indeß nur durch einige andächtige Handlungen mehr äußerte. Am Singen und Beten fehlte es indeß auch an den Werkeltagen nicht und es ſchien unter allen Perſonen im Hauſe ein edler Wetteifer zu herrſchen, wer es dem andern darin zuvorthun, und ſich des Himmelreichs am würdigſten machen wolle.

Ich weiß eigentlich nicht, zu welcher schwärmerischen Sekte mein Vater sich geschlagen hatte, ob er einer wirklich anhing, oder seinen eigenen Gang ging, aber das kann ich wenigstens versichern, daß er nicht danach strebte, sich einen Anhang zu machen, und mehrere Leute zu diesen gottesfürchtigen Unterhaltungen zu ziehen, denn kein fremder Fuß betrat dieß Haus, und kein Mensch bewegte sich aus demselben. Neuerungen konnten sich daher gar nicht einschleichen, und fremden Meinungen war Thür und Thor versperrt.

So oft auch einmal, was aber wie gesagt äußerst selten geschah, eine fremde Figur sich unserm Hause näherte, überfiel meinen Vater ein Schreck und eine Angst, daß ihm alle Glieder zitterten, und er unentschlossen, und halb wahnsinnig aus einem Winkel nach dem an-

dern rannte. Denn er glaubte ſich immer noch nicht ganz ſicher, und ließ mehrmals merken, daß er fürchte, man möchte ihm von neuem einen Prozeß machen, und ihn ſeines Vermögens und ſeiner Freyheit berauben. Der Gedanke, auf einer Feſtung ſein Leben zu beſchließen, quälte ihn unaufhörlich, und verbitterte ihm manche Stunde, in welcher er ſonſt recht vergnügt hätte ſeyn können. Ich bemühete mich zwar aufs kräftigſte, ihm dieſe Grillen zu verſcheuchen, und ihn zu überreden, daß er ruhig ſeyn könne, da jetzt alles vergeſſen und abgethan ſey; er erwiederte aber immer, daß die zahlloſe Menge ſeiner Feinde, denen es ſchon gelungen ſey ihn vom Hofe zu entfernen, gewiß nicht eher ruhen würden, bis ſie ihn gänzlich zu Boden geſtürzt ſähen.

Das war aber im Grunde wirklich nicht der Fall; es dachte jetzt kein Mensch mehr daran, meinem Vater zu schaden; der Erfolg hat es auch gezeigt, denn man ließ ihn unangefochten und in Ruhe bis an sein Ende.

Daß er nicht schuldlos war, und sich gewiß mancher unerlaubten und ungerechten Mittel, um zu seinem Zwecke zu gelangen, mag bedient haben, ist keinem Zweifel unterworfen. Woher sonst die ewige Unruhe, diese klösterliche Eingezogenheit, diese immerwährende Angst und Furcht, noch zur Verantwortung gezogen zu werden.

Das Achtzehnte Kapitel.

Verſchiedenheit der Geſinnungen.

Eigennutz und Habſucht waren von jeher Hauptfehler meines Vaters geweſen. Während der Zeit, da er einen Theil des Staatsruders mitführte, ermangelte er denn auch nicht, für ſich bedacht zu ſeyn, und vieles, was ihm nicht zukam, in ſeine Taſche fließen zu laſſen. Er beobachtete hiebey aber nicht die mindeſte Vorſicht, und trieb dieß ſo ins Grobe, daß bey dem geänderten Regierungswechſel alles gleich entdeckt und ſein Vermögen eingezogen wurde, wovon man ihm dennoch aus beſondrer Großmuth keinen unbeträchtlichen Theil wiedergab und ihn abziehen ließ.

Dieſe unverdiente Milde hätte mein Vater erkennen und zufrieden ſeyn ſollen, daß die Sache ſo günſtig für ihn beendigt

war; aber leider dachte er nicht so, oder wollte es wenigstens nicht scheinen; er hielt sich auf eine undankbare Art in einem Staate zurückgesetzt, von welchem er sich großer Verpflichtungen schuldig glaubte.

Meine Mutter war in diesem Punkte viel vernünftiger; die Hofluft war ihr von Anfang an gleich unerträglich gewesen, und sie konnte es nie dahin bringen, sich in dieser neuen Atmosphäre zu gefallen, und andre Sitten und Gebräuche, als an welche sie von Jugend auf gewöhnt war, anzunehmen. Ihr Blick drang indeß tiefer als der meines Vaters; sie sah bald, daß diese Herrlichkeit nicht ewig währen, sondern vielleicht bald einen Ausgang mit Schrecken nehmen könne. Sie suchte dieß oft meinem Vater überzeugend zu machen, und ihn zu bewegen, freywillig von der Bühne ab-

zutreten, für welche er nicht geschaffen und bestimmt war. Solche wohlgemeinte Rathschläge pflegte er aber zu verlachen, und seiner Frau den Vorwurf zu machen, daß sie sich nicht in ihr Glück zu finden wisse, dieß nicht beurtheilen könne, und daher schweigen müsse.

Ich sah sehr wohl, daß sie jetzt glücklicher lebte, als zuvor, und sich bemühte, meinem Vater ebenfalls diese Denkart einzuprägen; indeß ertrug sie alle seine Schwächen mit großer Gelassenheit, fügte sich mit bewundernswürdiger Nachgiebigkeit in die abgeschmacktesten Launen und Eigenheiten desselben, und machte ihm das Leben wirklich so angenehm, als es bey diesen Umständen geschehen konnte.

Das Neunzehnte Kapitel.

Ich ſehne mich weg.

Im ganzen Hauſe war keiner übler daran als ich; ich konnte mich unmöglich in alle dieſe Andächteleyen und Grillen fügen, und dieſe Zurückgezogenheit von allen lebenden Weſen fiel mir im hohen Grade zur Laſt. Alles wurde mir hier unerträglich, denn man verfolgte mich immer mit ſcheelen Augen, wenn ich einmal einige Stunden außer dem Hauſe zubringen wollte.

Nichts blieb mir alſo übrig, als auf Mittel zu denken mich zu entfernen, und meinen eigenen Heerd zu ſuchen. Nur war das nicht ſo leicht ausgeführt als gedacht. Ich machte meine Eltern mit dieſem Vorhaben bekannt, und gab ihnen zu bedenken, daß es von meiner Seite nothwendig ſey, einen Entſchluß zu faſ-

ſen, und mich um irgend ein Amt zu bewerben. Um meinen Vater geneigter dafür zu machen, ſetzte ich die Verſicherung, die meine Leſer freilich für eine unverſchämte Lüge halten werden, hinzu, daß ich zu ſehr an Thätigkeit gewöhnt ſey, und es daher nicht länger mehr über das Herz bringen könnte, ſo müßig und ohne die geringſte Beſchäftigung weiter zu leben. Kurz, ich ſuchte mir ganz das Anſehn zu geben, daß mir in der Welt nichts ſo unerträglich falle, als Geſchäftsloſigkeit.

Mein Vater, überzeugt von meinen redlichen Geſinnungen, hieß meinen Entſchluß gut, und meine Mutter konnte auch nichts dagegen einwenden. Ueberdem mußten beyde recht gut einſehen, daß es mir hier ganz und gar nicht behagte, und ich die ärgſte Langeweile ausſtand.

Das Zwanzigste Kapitel.

Ein willkommener Auftrag.

Lange sannen wir sämmtlich hin und her, auf welche Art es möglich zu machen sey, mir einen Posten zu verschaffen, der seinen Mann ernährt, bis mein Vater zufällig von einem Grafen, mit welchem er ehemals in genauer Verbindung stand, und der auch jetzt die Dienste noch nicht vergessen, die er ihm ehemals geleistet hatte, ein Schreiben erhielt, worin dieser ihn bat, ob er ihm nicht einen tauglichen Sekretair verschaffen könne, der schon in Geschäften erfahren und bey Hofe gedient habe.

Mir kam dieser Auftrag äußerst gelegen, und ich entschloß mich ohne langes Besinnen ihn anzunehmen. Die Bedingungen des Grafen waren außerdem

ſehr einladend, und was mich mehr als alles dazu beſtimmte, war der Umſtand, daß ich von dort kaum eine Tagereiſe von meinem Freunde Wegener entfernt war, mit dem ich dann in der vertraulichſten Nachbarſchaft leben konnte.

Ich bat meinen Vater, den Brief aufs baldigſte zu beantworten und mich vorzuſchlagen. Dieß geſchah, und in kurzer Zeit ſah ich meinen Wunſch erfüllt, und mich in den huldreichſten Ausdrücken zu einem hochgräflichen Kabinetsſekretair ernannt, mit der Bitte bald ſelbſt zu erſcheinen und mein Amt anzutreten.

Auch ohne dieſe letztere Bedingung würde ich nicht lange gezögert haben einen Ort zu verlaſſen, der mir ſo freudenleer war, wo ich mich nur nach den eigenſinnigen Launen unzufriedener oder kränklicher Menſchen fügen mußte.

Meine künftige Lage mochte seyn, wie sie wollte, ich machte mich auf alles gefaßt, und war völlig entschlossen alles zu ertragen; denn in eine schlimmere Lage glaubte ich nicht versetzt werden zu können, als in welcher ich mich jetzt befand. Jeder wird mir das auch gerne glauben, den der Zufall einmal in eine Gesellschft von andächtigen und dabey heuchlerischen Menschen, denn beydes ist fast unzertrennlich, geschleudert hat.

Das Ein und Zwanzigſte Kapitel.

Ich bin ſchon wieder auf der Landſtraße.

Nur kurze Zeit hielt ich mich noch bey meinen Eltern auf, von denen ich zwar nicht ohne Wehmuth, aber doch mit leichtem Herzen ſchied. Ich dünkte mich unausſprechlich glücklich, als ich wieder auf dem Poſtwagen ſaß, die reine Luft genoß, und wieder ganz mein eigner Herr war. Ich war in einem ſo hohen Grade vergnügt, daß ich gar nicht mehr wußte, wie ich meinen Frohſinn und meine Heiterkeit auslaſſen ſollte. Ich hätte alle Paſſagiere damit anſtecken mögen, wenn ich ſie nur einigermaßen empfänglich dafür gefunden hätte; aber es war auch nicht einer dabey, der ſich mit mir gefreut hätte, vermuthlich war es

- .

aber auch keinem von allen so schlimm gegangen als mir, und daher ganz natürlich, daß keiner meine Empfindung theilen konnte.

Ich beschleunigte, so viel es irgend möglich war, meine Reise, und war begierig den Ort meiner Bestimmung zu erreichen, und die Menschen zu sehen und kennen zu lernen, mit denen ich künftig umgehen sollte. Ich hegte nicht das mindeste Mißtrauen gegen meine Kenntnisse, und zweifelte nicht, daß ich an diesem kleinen Hofe mein Glück machen könne, da ich in dem ehemaligen Gesandtschaftsposten schon Gelegenheit genug gefunden hatte, mich in dem Umgange hoher und vornehmer Personen zu bilden, ihre Gewohnheiten kennen zu lernen, und mich in ihre Launen und Eigenheiten zu fügen.

Kurz, ich faßte guten Muth, und schmeichelte mir mit der Hoffnung, es bald so weit zu bringen, einen eigenen Heerd zu besitzen.

Das Zwey und Zwanzigste Kapitel.

Ankunft im gräflichen Lande.

Bald waren wir nur noch eine Station von der Grenze der Grafschaft entfernt. Die Gegend war einladend und im höchsten Grade reizend, die Luft rein und milde, und der Boden fruchtbar voll blühender Kornfelder und grüner Wiesen. Die ganze Gegend, die jetzt vor mir lag, war auf der einen Seite ganz von Gebirgen eingeschlossen, die von Eichen, und Birkenwäldern überdeckt waren.

Schon erblickte ich die Thürme des Städchens, wo der Graf residirte, und in einer ganz kleinen Entfernung davon, auf einem etwas erhabenen Orte, das gräfliche Schoß, das sehr

romantisch liegt, und dem Auge eine weite Aussicht eröffnet.

Ich fühlte mich von diesen Naturschönheiten aufs äußerste überrascht; wohin ich blickte sah ich Ueberfluß und Fülle. Ich pries den Grafen unendlich glücklich, und hielt sein Loos beneidenswerther als das eines Fürsten, der Millionen befiehlt.

Der Postwagen rasselte in das Städtchen hinein, und zog die Aufmerksamkeit aller Bewohner desselben auf sich. Ueberall sah ich die Fenster aufreißen und uns angaffen, und man bemerkte ohne Mühe an den neugierigen Blicken der Leute, daß es sie sehr quälte nicht gleich erfahren zu können, wer wir waren.

Ich begab mich vorläufig in einen Gasthof, und ließ am folgenden Tage dem Grafen meine Ankunft melden.

Nach einigen Stunden erschien ein Leibjäger desselben bey mir, und sagte, daß er von Seiner Hochgräflichen Gnaden den Befehl erhalten habe, mich noch vor Tafel demselben vorzuführen.

Ich war gleich bereit dazu, und wir machten uns auf die Füße.

Das Drey und Zwanzigste Kapitel.

Steife Etikette.

Sobald wir an den Eingang des Schloßhofes gekommen waren, wo einige wohlmontirte und zugleich wohlbeleibte Soldaten, denen man es ansah, daß sie mit ihrem Stande nicht unzufrieden waren, Wache hielten, erinnerte mich mein Begleiter höflichst, den Huth abzuziehn, weil, die gnädigen Herrschaften ausgenommen, jeder mit entblößtem Haupte hier erscheine.

Ich bezeigte ihm meine Verwunderung hierüber, da mir ein solcher Zwang, der an Abgötterey gränzt, nie vorgekommen war, und ich doch mit mehrern ansehnlichen Höfen zu thun gehabt hatte. Dieser Mensch aber, der in seiner Einfalt glaubte, daß es gar nicht anders seyn

könne, maß mich mit großen Augen und sagte: Ich muß wirklich erstaunen, daß Sie mit dieser Etikette unbekannt sind, da Ihnen doch das Hofleben nicht fremd ist. Seine Hochgräfliche Gnaden hal-ten streng darauf, und vergeben ihrer Würde nichts. Diese Nachricht war mir nicht sehr angenehm, und stimmte gar nicht damit überein, wie ich es mir hier vorgestellt hatte. Doch ich mußte schon ein Auge zudrücken und durfte nicht al-les so genau nehmen. Der Leibjäger führte mich einige Wendeltreppen hin-auf, durch mehrere Zimmer, bis mich in einem derselben ein Rath des Grafen empfing, der mich demselben vorstellen sollte.

Noch schien aber dieser Zeitpunkt nicht so nahe zu seyn, und ich suchte mich indeß mit dem Herrn Rathe zu unter-halten. An diesem fand ich einen äußerst

steifen,

fleisen, ceremonidsen Menschen, der jedes Wort auf die Waage legte, ehe er es aussprach, und überhaupt ein sehr geheimnißvolles und zurückhaltendes Betragen affektirte. So oft er den Namen des Grafen erwähnte, verbeugte er sich jedesmal, wobey sich auch sein Gesicht fast immer zu verändern schien, und etwas Erniedrigendes zeigte, was mir unausstehlich war. Ich schloß von dieser ersten Bekanntschaft auf die folgenden, und überlegte schon, ob es möglich sey, hier einen andern Ton einzuführen, und diese niedrige Kriecherey abzuschaffen.

Das Vier und Zwanzigste Kapitel.

Audienz.

Der Rath zog seine Uhr hervor, und sagte mir mit einer wichtigen Miene, daß es nun Zeit sey, da Seine Hochgräfliche Gnaden geruhet hätten, eine Viertelstunde vor der Tafel von Dero Geschäften abzubrechen, und mir eine Audienz zu bewilligen.

Wir begaben uns also nach dem Zimmer des Grafen, wo mich der Rath erst nochmals anmeldete, und dann mit einer Steifigkeit, die ihres Gleichen nicht hat, einführte. Er nahm hier das Wort, und demonstrirte Seiner Gnaden mit vielen Umschweifen und Weitläuftigkeiten, daß ich der verschriebene Sekretair sey, und jetzt die Befehle desselben erwarte.

So, so, erwiederte der Graf, Sie

ſind alſo mein neuer Sekretair, na, das iſt mir lieb, Sie müſſen recht gutes Reiſewetter gehabt haben, die Nächte ſind zwar noch ein bischen kühl; Ihr Vater lebt doch noch?

„Er iſt noch ziemlich geſund und bey Kräften.“

So, ich glaubte er würde es nicht lange mehr machen. Ihr jetziger Fürſt ſcheint ihm nicht ſonderlich gewogen zu ſeyn. Sind die Forſte in ihrem Lande noch in gutem Stande. Vor einigen zwanzig Jahren waren ſie unvergleichlich.

„So viel ich von Ihrer Hochgräflichen Gnaden Waldungen bis jetzt geſehen habe, ſind dieſe bey weitem vorzüglicher und ſchöner als die unſrigen, welche jetzt durch Vernachläßigung ſehr in Verfall gerathen ſind.“ — Ob ich mich gleich in meinem Leben nicht um meine vaterländiſchen Waldungen bekümmert

hatte, so hielt ich es doch für höchst nothwendig, dem Grafen keine Antwort schuldig zu bleiben, und ihm dabey zugleich eine Schmeicheley zu sagen, die auch ihre Wirkung nicht verfehlte.

Was Sie sagen — es ist aber auch wirklich war, was meinen Forst und meine Eisenhütten betrifft, so suchen Sie wirklich ihres Gleichen in Deutschland. Ich halte aber auch sehr darauf, und lasse mir kein X für ein U machen, sondern bin allenthalben selbst, und es wird gewiß in meinem Gebiete keine Eiche ohne mein Vorwissen gefällt, und kein Hase geschossen, wenn ich es nicht zuvor befohlen hätte.

„Ew. Hochgräfliche Gnaden weise und milde Regierung wird überall gerühmt, und alle Ihre Unterthanen müssen sich gewiß glücklich schätzen, unter Ihrem Schutze zu leben.

Ja, das thun sie auch', und haben es Ursache, ich halte auf Recht und Gerechtigkeit, und lasse es an Gerichtsdienern nicht fehlen, die dafür sorgen müssen. Jedermann erkennt es aber doch nicht an, und es giebt manche unruhige Leute, die nach hellosen Neuerungen schmachten. Da müßte man mich aber nicht kennen, wenn ich zu solchem Unfuge die Augen zudrücken sollte. Ich würde euch führen!

Der Graf schien im Begriffe zu seyn sich zu ereifern, und in diesem Kapitel weiter fortzufahren, als ihn auf einmal das Schmettern der Trompete, die zur Tafel rief, auf andre Gedanken brachte. Er wandte sich nun zu mir und sagte: ich bin mit Ihnen recht wohl zufrieden, und zweifle nicht daran, daß Sie das Ihrige gelernt haben, ich werde Ihnen

meine nähern Instruktionen bald mittheilen. Jetzt, Herr Rath, werden Sie meinen Sekretair an die Kammertafel führen. Damit machte er uns eine leichte Verbeugung und entfernte sich.

Das Fünf und Zwanzigste Kapitel.

Ueber den Grafen und seine Hunde.

Ich war mit dieser Audienz sehr zufrieden, und der Rath versicherte mich, daß mich Seine Gnaden auf eine ungewöhnlich leutselige Art aufgenommen hätten. Noch an demselben Tage wurden mir einige Zimmer im Schlosse zur Wohnung angewiesen, die nicht weit von denen des Grafen entfernt waren, weil er mich in der Nähe haben wollte, da ich sein Privatsekretair war.

Ich fühlte mich mit jedem Tage glücklicher in meiner Lage, da ich ein ruhiges, sorgenloses Leben führen konnte, und mich um nichts zu bekümmern Ursache hatte. Ich wußte mich mit der Zeit sehr gut in die Eigenheiten des Grafen zu schicken, und seine schwachen Seiten abzumerken.

Meinen Lesern wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich sie etwas näher mit diesem meinen neuen Gönner bekannt mache. Er war nicht etwa einer von den Grafen, die weiter nichts als diesen Titel führen; nein, er besaß ein ganz ansehnliches Gebiet von einigen kleinen Städten und mehrern Dörfern, und hatte bedeutendere Einkünfte als mancher Fürst. Das Land war im hohen Grade fruchtbar und einträglich, die gebirgigten Gegenden desselben lieferten einen Ueberfluß an Holz, Eisen und Wildpret.

An nichts fand der Graf größeres Vergnügen, als an der Jagd, und ganze Tage lang irrte er in seinen Forsten umher, bloß von einem Bedienten und mehreren Hunden begleitet, von welchen letztern er eine solche Menge hatte, daß er das Wildpret von halb Deutschland mit

denſelben hätte todt hetzen können. Auf dieſe Hunde bildete er ſich mehr ein, als mancher Regent auf ſeine Garden, und machte auch jährlich mit einem Theile derſelben an hohe Häupter, innerhalb und außerhalb dem Gebiete des heiligen römiſchen Reiches, Geſchenke.

Nie war der Graf bey üblerer Laune, als wenn ein ſolcher Hund auf der Jagd, oder durch irgend einen andern Zufall Schaden gelitten hatte, und derſelbe unheilbar war. Dann hätte ich es keinem rathen wollen, ſich eine Gnade auszubitten, und die Hetzpeitſche des Grafen fand nie mehr Arbeit, als bey ſolchen Vorfällen. Dieſe Hunde hießen auch vorzugsweiſe nur die Grafenhunde.

Das Sechs und Zwanzigſte Kapitel.

Hochgräfliche Raiſonnements.

Eine andere ſchwache Seite des Grafen war die, wenn er auf den Punkt der neuen franzöſiſchen Staatsreformen kam; worüber ein jeder ſich zu ſprechen erlaubt, er mag ein Recht dazu haben oder nicht. Es lohnte vielleicht der Mühe, das Raiſonnement, welches in dieſer hochgräflichen Atmoſphäre erzeugt ward, etwas weitläuftiger auseinander zu ſetzen; allein ich verſchone meine Leſer damit. So etwas kann ſich ein jeder ſelbſt machen, und ſo wahr das Sprichwort ſonſt ſeyn mag, ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne, ſo ſtraft es der Adel durch Lügen.

Die Reſultate der Staatsverhandlungen auf dem Schloſſe blieben immer die nemlichen, und der alte Graf pflegte im-

mer, wenn ihn ſonſt nichts unterbrach, ſie in folgenden kurzen Sentenzen zu faſſen:

„Es bleibt dabey, ſie ſind toll — was wollen ſie denn? — Das wiſſen ſie ſelbſt nicht. — Keinen König — Gott behüte und bewahre! — Morden, ſengen, brennen, ſtehlen, rauben, todtſchlagen, ja das können ſie. Es iſt gottlos, daß Gott ſo etwas zuläßt. — Warum er wohl den rebelliſchen Wein erſchaffen hat? Und das ganze Land damit zu ſegnen, nein, ſegnen nicht, heimzuſuchen, das iſt unüberlegt. — Bey alle dem bleibts dabey, ich hätte nie geglaubt, das zu erleben. Gott bewahre mich und meine Familie vor ähnlichem Unheil. — Ich wollte, das Stadtbier wär ſchlechter, ſie ſind wie die tollen Hunde, wenn ſie den Leib voll haben, und haben Fäuſte, — das Bier geht mir

gewaltig im Kopfe herum. Es wäre ein Unglück, wenn der Teufel da unten los wäre; mir wird oft im Ernst bange, ich bin nicht mehr so recht im Stande, und wie es mit den Kanonen steht, mag Gott wissen, denn so lange der Oberfeuerwerker todt ist, hat man meinen Geburtstag nicht mehr mit Artilleriesalven gefeyert; und einen neuen Oberfeuerwerker kann ich nicht auftreiben, und von meinem ganzen Militair weiß keiner mit schwerem Geschütze umzugehn, und selbst der Feldwebel kann nicht einmal Pulver riechen; es ist ein unverantwortliches Versehen, daß man mein Militair so hat verwildern lassen, es wär denn doch im Nothfalle etwas, worauf man sich verlassen könnte. Ich werde mir auch wieder einen Unteroffizier verschreiben, und will nächstens den alten Major darum bitten, der mich zuweilen beym Ja-

gen besucht. Vielleicht hat er einen Kerl, den er nicht mehr gebrauchen kann, und der mir hier wieder Ordnung und Disciplin einführt.

Das Volk hat seine ganze Sippschaft im Lande, Art läßt nicht von Art, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Nobile Denkungsart, wo sollten die gemeinen Leute die herhaben?“

Das Sieben und Zwanzigste Kapitel.

Hochgräfliches Militair.

So ungefähr trätſchte der alte Graf das Revolutionskapitel, worüber ein jeder ein Maul am Kopfe und eine Stimme zu haben glaubt, zuſammen, wenn er ſich einmal die Mühe gab, ſeinen hochgebohrnen Kopf damit zu zerbrechen. Hatte er einmal die Sprache gewonnen — denn ſonſt hielt er das Redenlaſſen für bequemer — ſo hielt nichts den Fluß ſeiner Rede auf.

Hatte er ſich denn müde geſprochen, und das Sprechen griff ihn in Wahrheit ſehr an, ſo erhob er ſich von der Tafel, denn nur hier pflegte er dergleichen Redensarten zu führen, wandte ſich gegen ſeine Geſellſchafter, denen nie ein Laut des Widerſpruchs entfiel, mit dem Segens-

wunſche: Gute Nacht! Dieß war das heilige Loſungswort, auf deſſen Schall ſich jeder mit möglichſter Schnelligkeit von ſeinem Sitze erhob, und nach der Thüre eilte.

Ich glaube meinen Leſern es ſchuldig zu ſeyn, über das Militair des Grafen, das er für eine große Stütze ſeiner Grafſchaft hielt, einige Worte zu ſagen. Dieß beſtand aus zwey und dreyßig mit Flinte, Patrontaſche und Seitengewehr wohlarmirter Mann Infanterie, einem Tambour, drey Unteroffizieren und einem Wachtmeiſter, dem das Generalcommando über dieſes patriotiſche, aber erbärmlich diſciplinirte Corps anvertraut war. Der Sold, den dieſe Leute erhielten, war gar nicht unbeträchtlich, ihre Arbeiten ſehr gering, denn außer der täglichen Schloßwache hatten ſie nur noch einen einzigen Poſten auf der Brücke zu be-

ſetzen, um von den Fremden, welche dieſelbe paſſirten — ein nicht alltäglicher Fall — einen Dreyer einzukaſſiren. Von Deſertion hörte man unter ihnen eben ſo wenig als von körperlichen Strafen.

Pulver bekamen ſie nie anders zu riechen, als bey den alljährlichen Haſenhetzen, wobey ſie aber keineswegs ſelbſt Feuer gaben, denn dieß behielten ſich Seine Hochgräflichen Gnaden und Familie vor, ſondern bloß gebraucht wurden, die Haſen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzutreiben, wobey ihnen die rüſtige Schuljugend der Grafſchaft thätige Hülfe leiſtete. Bey ſolchen Gelegenheiten zeigten ſich beyde Theile in ihrer eigentlichen Größe, und jeden belebte ein edler Wetteifer, es dem andern zu vorzuthun.

Das

Das Acht und Zwanzigſte Kapitel.

Kurze Notiz von der gräflichen Artillerie und dem Oberfeuerwerker.

Die Artillerie des Grafen war, wie ſchon erwähnt iſt, in noch weit gröſſerm Verfalle, als ſeine mobilen Colonnen. So lange der in der Grafſchaft ewig unvergeßliche Oberfeuerwerker, der einſt im Dienſte einer benachbarten Macht mehrere Feldzüge, wenigſtens nach ſeiner Ausſage mitgemacht hatte, und hernach hier neben ſeinem Hoffeuerwerkspoſten noch den eines Aufpaſſers verwaltete, in welchem er ſeinen Mitbürgern mehr Schaden gethan haben ſoll, als in ſeinen frühern Jahren als Kanonier den Feinden, noch am Leben war, waren auch die alten, jetzt verroſteten und verſtümmelten, und

über die Hälfte in die Erde gesunkenen Dreypfünder, die man eher für alles andre, nur nicht für Kanonen gehalten hätte, noch im Gange.

Bey hohen Vermählungen und Geburten, oder wenn fremde Herrschaften den gräflichen Hof besuchten, pflegte man sie dann aus ihrem Staube herauszuziehen, und auf einen dem Schlosse sehr nahen Berg zu bringen, von wo aus sie alsdann Lärm und Getöse über das halbe Land ausbreiten mußten. Ein solcher Tag war den Leuten überaus wichtig, und man erzählte sich allenthalben mit Grauen und Entsetzen von der fürchterlichen Wirkung dieser bewundernswürdigen Artillerie. Jeder beugte sich dann tiefer als gewöhnlich vor dem schrecklichen Herrn Oberfeuerwerker, der stolz und selbstzufrieden an-

gestaunt von Jung und Alt in kühnem und ehrfurchterweckendem Gange daherschritt, und jeden nur über die Schultern ansah.

An solchen feyerlichen Tagen allein, pflegte er auch, denn gewöhnlich ging er in Civilkleidung, in seiner ehemaligen mehr als dreißigjährigen ganz engen und abgeschabten Uniform sich zu zeigen, die er in hohen Ehren hielt, und welche bey den Einwohnern in großem Ansehn stand; denn Wochenlang nachher sprach man noch von der kurzzugeschnittenen Uniform des Herrn Oberfeuerwerkers, und von seinem Huthe, der ihm ein so respektvolles Ansehen gäbe, mit Achtung und Ehrfurcht.

Dieß war aber, wie gesagt, bloß der Fall, wenn er sich in diesem unge-

wohnten Kostüm zeigte. Sonst haßte man ihn überall wegen seiner Angebereyen und Auspassereyen aufs schrecklichste, und der einzige im ganzen Lande, der seinen Verlust beklagte, war der Graf.

Das Neun und Zwanzigſte Kapitel.

Der Tambour.

Noch befand ſich unter den Waffen tragenden Männern der Grafſchaft ein Subjekt, deſſen Abgang, wenn er einmal ſterben ſollte, — denn ein Methuſalemsalter ſchien er nicht erreichen zu können, — nicht zu erſetzen war. Dieß war der Trommelſchläger, der ebenfalls vor langen Jahren als Invalide aus fremden Dienſten in die hieſigen getreten war, und ſein Amt beſſer und regelmäßiger verwaltete als irgend einer in der Grafſchaft. Morgens ſchlug er die Reveille, Abends den Zapfenſtreich, der übrige Theil des Tages war ſeiner freyen Diſpoſition überlaſſen, ausgenommen Sonntags, wo er durch die

ganze Stadt bis zum Schloſſe hinauf zur Kirchenparade trommeln mußte.

Es machte dem Grafen manche trübe Stunde, wenn er ſich den tödtlichen Hintritt dieſes unerſetzlichen Mannes dachte, denn keiner ſeiner Soldaten war im Stande auch nur einen einzigen Marſch zu ſchlagen, und nothwendig war es doch, denn die Unterthanen hatten ſich einmal daran gewöhnt, bey Winterszeiten des Abends um acht, und im Sommer um neun Uhr den Zapfenſtreich zu hören. Auch bey Feuersgefahren war dieſer Mann unendlich wichtig, denn wenn man von dem Thurme des Orts auch in der weiteſten Entfernung Rauch oder Feuer erblickte, ſo that es dieſer gleich durch gewaltigen Trommelſchlag allen Menſchen kund. Dafür belohnte man ihn auch redlich beym Anfange eines jeden

neuen Jahres, wo er mit ſeiner Trommel auf dem Rücken durch das ganze Land zog, und mit lärmendem Getöſe zum neuen Jahre Glück wünſchte. Schwer belaſtet mit Schinken, Würſten, Käſen und Kupferdreyern kehrte er dann in ſein Standquartier zurück, und erholte ſich von den ausgeſtandenen Mühſeligkeiten.

Dieß ſey genug von dem gräflichen Militair, dem noch nie die Gelegenheit geboten war, Lorbeeren zu ſammlen. Hätten die gräflichen Unterthanen nicht von je an einen ſo großen Abſcheu vor Waſſer gehegt, woran es ihnen, einige Deiche und Waldbäche abgerechnet, gänzlich gebrach, ſo würde der Graf vielleicht auf den Gedanken gekommen ſeyn, nach dem Beyſpiele einiger Nachbarn, ſeine Soldaten nach Amerika zu verkaufen; doch es war ihm nicht un-

bekannt, daß alle ſeine Unterthanen von dem patriotiſchen Gedanken: Bleib im Lande und nähre dich redlich! beſeelt und ganz durchdrungen waren, und gewiß nicht gutwillig nach einem andern Lande, und vollends gar nicht nach einem fremden Welttheile ſich würden begeben haben. Schon ein ſolcher Gedanke würde ihnen fürchterlich geweſen ſeyn, der nie in ihrer Seele aufkeimte.

Das Dreißigſte Kapitel.

Handelt von Grünröcken und ſeinen Sitten derſelben.

Nichts ſtach in dieſem Ländchen mehr gegen den Soldatenſtand ab, als die Jäger. Wohin man blickte, ſah man Grünröcke, von ganzen Koppeln von Hunden begleitet. Dieſe Menſchen ſtanden in nicht geringem Anſehen, der Graf beſoldete ſie äußerſt gut, und ſah ihnen manche Ausſchweifungen durch die Finger. Sie mißbrauchten aber dieſe Milde ſehr, und nahmen ſich Freyheiten heraus, die man anderswo aufs ſtrengſte geahndet haben würde. Ueberdem waren dieß meiſtens Leute ohne die mindeſte Bildung, und Grobheit und Rohheit zeigte ſich in ihrem ganzen Betragen. Es herrſchte ein ge-

wiſſer esprit de corps unter dieſer Klaſſe von Menſchen, ſich allenthalben recht ungeſchliffen und trotzig zu zeigen. Sie bildeten ſich ein, der grüne Rock berechtige ſie zu einer ſolchen Aufführung, und jeder müſſe dieß dulden, und ſich vor ihnen als hochgräflichen Jägern ſchmiegen und biegen.

Der Graf war an dieſem rohen Betragen ſeiner Untergebenen ſelbſt Schuld, indem er ihnen zu viele Rechte einräumte. Forſt und Jagd waren überhaupt ſeine ſchwachen Seiten, und über keine Geſetze hielt er mehr, als welche dieſen Punkt betrafen, und äußerſt hart und drückend für ſeine Unterthanen waren. Wer es ſich unterſtand, nur eine geringfügige Gerte aus den Waldungen zu ſchneiden, und dabey betroffen wurde, mußte ſich immer mit ſchwerer Strafe loskaufen, oder wenn der Thäter ein

Armer war, mehrere Wochen im Zuchthause zubringen. Wer es aber gar wagte, einen Fasan oder Hasen zu tödten, wurde in Ketten geschmiedet, mit den stärksten körperlichen Züchtigungen bestraft, und den Unterthanen zur Schau und zur Warnung an eine Karre geschmiedet, und mit einem Glöckchen im Rücken lange Zeit, hindurch, täglich umhergeführt. Auch durfte es kein Armer wagen, sich ohne besondere Erlaubniß, im Herbste, die abgefallenen Blätter von den Bäumen einzusammeln, um sich Feuerung zu verschaffen. Und wurde dieß, wie es jährlich der Fall war, einige Tage lang gestattet, so waren immer eine Menge von Jägern bey der Hand, um die Körbe und Säcke dieser Leute zu untersuchen, und fanden sie in diesen einige Reiser, sie mochten grün oder verdorrt seyn, so mißhandel-

ten ſie dieſe Armen aufs ärgſte, zerſchlugen ihnen Körbe und Säcke, zerſtreuten das mühſam eingeſammelte Laub, und jagten ſie aus dem Forſte hinaus.

Nur verſtohlen durfte man es wagen, eine Haſelnuß oder eine Erdbeere zu pflücken; denn immer glaubten die Forſtbedienten, daß dadurch ihrem Wilde etwas entzogen würde, welches doch allenthalben überflüſſige Nahrung fand.

Das Ein und Dreißigſte Kapitel.

Grafenwege.

Es war kein erfreulicher Anblick, wenn man in die heitern und reizenden Waldungen trat, und überall eine zahlloſe Menge von Pfählen und Tafeln antraf, auf welchen alle möglichе Strafen angekündigt und abgebildet waren, die einem bey dem Uebertretungsfalle irgend eines Forſtgeſetzes zugedacht waren.

Eine ſonderbare Einrichtung in dieſen Wäldern war unter andern die, daß es eine außerordentliche Menge von Wegen gab, auf welchen man bey anſehnlicher Geldſtrafe weder fahren noch reiten durfte. Dieſe Wege nannte man Grafenwege, weil es nur den hochgräflichen Pferden und Karoſſen gebühre, dieſelben zu betreten. Die

andern Wege die zu Jedermanns Disposition bestimmt waren, und lange nicht so früh als jene zu dem Orte führten, wohin man verlangte, waren überdem noch äußerst schlecht, und an vielen Stellen sogar gefährlich, indem sie oft durch hole Wege führten, die so enge waren, daß das Ausbiegen, wenn sich zwey Wagen entgegenkamen, schlechterdings unmöglich war.

Es hat mir mehrmals geschienen, als ob man ordentlich darauf gesonnen hätte, grade an den ungangbarsten und schwürigsten Orten Wege für Jedermann anzulegen, die oft so grundlos und abschüssig waren, daß es nur den Leuten und Pferden, die hier gebohren und gezogen waren, möglich war sie zu befahren, denn fremde Fuhrleute und Reisende hüteten sich wohl, diese Straßen einzuschlagen. Die Grafenwege

dagegen waren im beſten Stande, breit und geräumig, an vielen Stellen gepflaſtert, und liefen durch die reizendſten und anmuthigſten Gegenden.

Ueber die Aufrechthaltung dieſes Befehls wurde ſtrenge gewacht, und die Forſtkaſſe ſtand ſich recht gut dabey. Oft haben mich dieſe Ungerechtigkeiten empört, und mehrmals gab ich laut meinem Unwillen darüber zu erkennen. Doch das half nichts, und man fand wirklich dieſe Laſten hier nicht einmal ſo drückend als ſie waren, und man glaubte, das könne und dürfe gar nicht anders ſeyn. Die guten Leute wußten aber nicht, daß es an andern Orten wirklich anders war.

Das Zwey und Dreißigste Kapitel.

Der Wildmeister.

Die schrecklichste Person unter diesen Grünröcken war für die ärmere Klasse von Menschen im Lande der Forstmeister oder Wildmeister. Ich weiß jetzt wirklich nach einer langen Reihe von Jahren nicht mehr bestimmt, welchen von beyden Titeln er führte; so viel weiß ich aber gewiß, daß der letztere am besten für sein ganzes Wesen paßte, denn er verband mit einer Rohheit ohne Gleichen, eine Strenge und Härte, die an Barbarey grenzte. Wollte ein Maler den Wild, und Rheingrafen nach Bürgers Romanze zeichnen, so dürfte man ihm gewiß kein treffenderes Bild empfehlen, als diesen Wildmeister, der meines Wissens noch lebt, und dem

Lande

Lande eine hölliſche Geiſſel iſt. Jeder Zug müßte charakteriſtiſch ſeyn, und ſchwerlich kann man ſich den wilden Jäger treffender vorſtellen, als im Bilde dieſes gräßlichen, und gleich einem Höllenrichter unerbittlichen Menſchen.

Wehe dem Unglücklichen, der ſich aus Noth zu einem kleinen Holzdiebſtahle gezwungen ſah, oder dem Hungrigen, der einen Apfel von einem wilden Obſtbaume nahm, wenn ihn dieſer Wüthe-rich, der ſich nie von ſeinen rüſtigen Bullenbeißern trennt, gewahr wurde, dann half kein Bitten und Flehen, und an Entfliehen war gar nicht zu denken, denn die Hunde, faſt eben ſo wild als ihr Herr, faßen dem Flüchtlinge gleich im Nacken und warfen ihn zu Boden. Der Herr Wild- oder Forſtmeiſter gab alsdann mit ſeiner Hetzpeitſche erſt noch den gehörigen Nachdruck, und zeichnete ſich in

seiner Schreibtafel einen solchen Verbrecher zu weiterer Nachfrage auf.

Die Einkünfte, die er genoß, waren sehr beträchtlich, aber noch zehn mal beträchtlicher waren die Sporteln; einen klaren Beweis davon gab das ungeheure Vermögen das er gesammelt hatte, ob er sich gleich selbst nichts abgehn ließ, und täglich wenigstens zehn Flaschen Rheinwein zu sich nahm; denn das war nicht bloß stadt- sondern auch landkundig.

Ueberhaupt fand man im ganzen Lande keinen Forstbedienten, der sich nothdürftig hätte durchhelfen müssen; alle waren begüterte und wohlhabende Leute, die ihr Vermögen auf die leichteste Art erwarben, und ihren Landesherrn betrogen, wo sie wußten und konnten.

Das Drey und Dreyßigste Kapitel.

Litteratur. Wöchentliche Anzeigen.

Da ich mich so weitläuftig bey dem Militair- und Forstdepartement aufgehalten habe, so ist es doch wohl der Mühe werth, auch einige Worte über den Zustand der Litteratur und Gelehrsamkeit dieses Ländchens zu sagen, so mager dieser Artikel auch seyn mag. Es gab hier mehrere Leute, die auf den Namen von Gelehrten Ansprüche machten, aber keinen einzigen, den man mit Recht so hätte nennen können. Es waren lauter Menschen von seichten, oberflächlichen Kenntnissen, und die hohe Schule des Landes war mit erbärmlichen Dummköpfen besetzt.

Der Buchdrucker, der in der Grafschaft war, beschäftigte seine Pressen

bloß mit dem alljährlichen Abdrucke des Kalenders, und den Balkenburger wöchentlichen Anzeigen, die voll der nichtswürdigsten Gemeinheiten waren. Man fand in diesen Blättern nichts als die Angabe der jedesmaligen Kornpreise, häusliche Gemälde, Unglücksfälle, Recepte gegen Viehseuchen, die aber nie probat waren, politische Nachrichten von den Veränderungen am Hofe, von Beförderungen, Todesfällen ꝛc. und zuweilen auch Preisaufgaben; von welchen mir folgende ewig denkwürdig seyn wird, an welcher sich die besten Genies des Landes die Köpfe zerbrachen. Woran erkennt man den Unterschied zwischen jungen und alten Gänsen?

So absurd und unglaublich manchem Leser dieß auch scheinen mag, so könnte ich es doch durch die heiligsten Schwüre versichern, daß es alles ausgemachte Wahrheit ist.

Das Vier und Dreyſſigſte Kapitel.

Gelehrtengeſchichte von Valkenburg.

Die Leſewuth war in dem gräflichen Gebiete ſehr groß, und es waren hier einige Geſellſchaften zuſammengetreten, die einen großen Theil faſt aller exiſtirenden Journale ſich anſchafften und einander mittheilten. Daß hier keine Auswahl getroffen war, und man bloß nach dem äußern Glanze ſolcher Blätter entſchied, wird keinem auffallen. Man las alles friſch weg, was einem zugeſchickt wurde, bloß um in Geſellſchaften davon ſprechen und das Geleſene wieder auskramen zu können. Auch erlaubte man ſich beym Leſen dieſer Schriften ſeine Gedanken und Meinungen an den Seiten zu offenbahren, und dieſe Stelle ſchön, eine andre ſchlecht oder mittelmäßig zu ſchildern.

Einer meiner nächsten Collegen, der hier gern den schönen Geist spielen und überall gefallen wollte, ging mit der Idee um, sich durch irgend ein Produkt seines Geistes unsterblich zu machen, und in der gelehrten Welt als Schriftsteller aufzutreten. Lange quälte er sich damit, ehe er einen ernstlichen Entschluß wegen seiner Arbeit fassen konnte, denn er mochte versuchen zu arbeiten, in welchem Fache der Wissenschaften es war, so wollte es doch nimmermehr gehn, und er fing Tausenderley an, das er eben so schnell wieder auf die Seite warf, als er es unternommen hatte, bis er endlich den patriotischen Einfall bekam, eine Gelehrtengeschichte der Grafschaft zu schreiben.

Da dieses Werk sehr mager und dünnleibig würde geworden seyn, wenn er sich bloß mit den Gelehrten, welche dieses Land erzeugt hatte, beschäftigt hätte,

denn deren Anzahl war sehr gering und unbedeutend, so faßte er den sonderbaren und in seiner Art einzigen Entschluß, nicht bloß von diesen, sondern auch von allen Gelehrten, die in der Grafschaft geboren waren, und in einem fremden Lande lebten, oder die auswärts geboren wurden und sich in der Grafschaft aufhielten, oder endlich von allen denen, die je in ihrem Leben das gräfliche Gebiet mit einem Fuße betreten hatten, oder nur durchgereist waren, Nachrichten zu liefern.

Dieser Einfall entzückte ihn über alle Maßen, und er rief mir eines Tages mit frohlockender Stimme zu: Denken Sie sich diese erhabene Idee, welch ein reichhaltiger, unerschöpflicher Quell liegt da vor mir, und welch einen Lohn habe ich von der Nachwelt wegen dieses schwürigen Unternehmens zu erwarten!

Ich glaubte Anfangs, daß dieß weiter nichts als ein Einfall sey, und bald wieder vergessen seyn würde. Allein ich hatte mich sehr geirrt, denn zu meinem Schrecken fand ich bald in gelehrten Zeitungen die Ankündigung dieses höchst lächerlichen Machwerks. Doch weiß ich nicht, ob es in der Folge noch zu Stande gekommen ist; ich habe wenigstens seine Erscheinung im Publikum nicht erlebt, da ich bald nachher den gräflichen Diensten quittirte.

Das Funf und Dreyßigste Kapitel.

Freudensbezeugungen bey der Geburt einer jungen Gräfin.

Während meines Hierseyns wurde die junge Erbgräfin zur allgemeinen Freude des ganzen Landes von einer Tochter entbunden, welches zu ganz ausgezeichneten und sonderbaren Festivitäten Anlaß gab. Schon Monate vorher hatte man sich auf diesen Fall vorbereitet, und es war den Unterthanen der hohe Befehl zugekommen, wenn dieß eintreten sollte, kein Pulver und Bley zu schonen, sondern ihrer Freude ungehinderten Lauf zu lassen, und sie recht lärmend an den Tag zu legen.

Dieser Befehl wurde auch mehr als pünktlich erfüllt. Kaum war die Erbgräfin niedergekommen, so wurde dieß augenblicklich durch reitende Boten in allen

Winkeln der Grafschaft bekannt gemacht, und wer irgend in seinem Vermögen eine Flinte oder Büchse besaß, der zog sie augenblicklich aus dem Zustande ihrer Verwandlung hervor, und hörte nicht eher zu feuern auf, als bis sich sein Vorrath von Pulver und Bley, oder was dem ähnlich war, gänzlich erschöpft hatte. Die Raserey ging so weit, daß man alle Fässer und Tonnen, von den Thüren und aus den Häusern zusammenstahl, und sie am hellen Tage auf öffentlichem Markte zusammenbrachte, wo man sie, so viel es sich thun ließ, in einander zu fügen suchte, und als dieß geschehn war, stellten sich die patriotischen Schützen alle auf einen Punkt, und feuerten mit scharf geladenen Gewehren, auf ein gegebenes Zeichen, allesamt in dieses Fässergebäude, welches eine so gräßliche Erschütterung verur-

sachte, daß in den meisten nahgelegenen Gebäuden die Fensterscheiben platzten, und die Fässer und Tonnen verstümmelt umherflogen.

Alles dieß geschah unter Anführung des Justizbeamten, der sich hier thätiger und eifriger bewies, als mancher General vor der Fronte seines Regiments.

Meinen Leser mag dieß gewiß unglaublich und schöppenstädtisch scheinen, aber ich rede die reine Wahrheit, und bin ein erklärter Feind vom Lügen. Viel werde ich nicht mehr von den absurden und lächerlichen Gewohnheiten der gräflichen Unterthanen sagen; aber eine Geschichte muß ich noch zum Besten geben, die sehr charakteristisch und gewiß einzig ist. Ich kann sie unmöglich auf dem Herzen behalten, da sie mir noch jetzt in so frischem Andenken ist.

Das Sechs und Dreyßigste Kapitel.

Resultate der Schützengilde.

Die Geburt der kleinen Gräfin hatte, wie aus dem Vorigen erhellt, das ganze Land in Bewegung und Verwirrung gesetzt; es folgte ein feyerlicher Auftritt auf den andern, und aus allen Ortschaften des Gebiets langten mündliche und schriftliche Glückwünsche am Hofe an. Die schönen Geister der Grafschaft hatten hierbey tausendfache Gelegenheit, die Früchte ihres Genies und ihrer Phantasie auf Seide, Band und Papier aller Welt vor Augen zu legen; und sie benutzten dieß auch in einem so hohen Grade, daß die genannten Artikel hier so rar und auf einen so ungewöhnlichen Preis erhöht wurden, wie es sich die ältesten Leute nicht entsinnen konnten.

Doch ich wollte ja meinen Lesern eine amüsante Anekdote erzählen, und darf also für jetzt nicht weiter abspringen, und die Erwartung derselben länger spannen.

Als in den Kirchen des Landes die glückliche Niederkunft Ihrer Hochgräflichen Gnaden von den Kanzeln feyerlichst publicirt und dem Allerhöchsten dafür gedankt wurde, feuerte man in Ermangelung des schweren Geschützes mit Flinten und Doppelhaken, ein hier zu Lande sehr gebräuchliches Gewehr, daß man hätte glauben sollen, das ganze Land sey im Aufruhre begriffen.

In einem Städtchen der Grafschaft hatten sich die Bewohner vorgenommen, an diesem Tage auf eine ganz besondere Art zu excelliren, und sich vor allen andern hervorzuthun. Früh am Sonntage versammelte sich daher

die ganze Schützengilde nebst den Bergleuten bey dem Schützenkönige des Orts, um hier zu überlegen und zu berathschlagen; und nach langem Deliberiren gelangte man endlich zu folgendem Resultate: Sobald der Gottesdienst begonnen habe, wollte die ganze edle Zunft in Reih und Glied, mit geladenen und vom Schmutze gereinigten Gewehren, nach dem Kirchhofe ziehen, sich hier in Ordnung stellen, die Hähne spannen, und sich so lange ruhig verhalten, bis die Predigt geendigt sey und die Danksagung verkündigt würde. Einige dieser patriotischen Schützen sollten in der Kirche selbst darauf Acht haben, um ihren außen stehenden Brüdern das Zeichen zum Feuern auf eine bestimmte Zeit zu geben.

Dieß geſchah, und das ganze Corps begab ſich nach dem erwähnten Orte, ohne daß irgend ein andrer Menſch in der Stadt etwas von ihrem Vorhaben wußte.

Das Sieben und Dreyßigste Kapitel.

Die geheime Expedition.

Mäuschenstill verhielt sich indeß dieses unvergleichliche Corps von Schützen und Bergleuten, und sah mit stiller Ruhe dem großen Augenblicke entgegen, der immer näher heranrückte. Es herrschte heut eine so strenge Ordnung unter ihnen, daß die Anführer nicht nöthig hatten, Zügellosigkeiten zu steuern.

Die ziemlich geräumige Kirche des Ortes hatte zwey große Eingänge, die einander gerade gegenüber waren. Die Thüren waren beyde weit geöffnet, und an jede derselben postirte sich ein Theil der armirten Gesellschaft. Als der Prediger die Danksagung verlesen, und die Worte: "von einer gesunden gnädigen Gräfin glücklich entbunden," ausgesprochen

ſprochen hatte, begannen die Schützen von beiden Seiten ſo fürchterlich in die Kirche hineinzufeuern, daß der alte ſchwächliche Prediger des Himmels Einfall vermuthet, und erſchrocken von der Kanzel herabſinkt.

Keiner der Andächtigen — und die Kirche war, wenigſtens an dieſem Tage ziemlich gefüllt — wußte das geringſte von der geheimgehaltenen Expedition der ſchrecklichen Scharfſchützen; daher war der Schreck und die Verwirrung unter den Gliedern dieſer chriſtlichen Gemeine ſo allgemein und außerordentlich, daß ſich keiner zu faſſen noch in die Höhe zu richten vermochte. Alle lagen wie vom Donner getroffen ſinnlos und in bangem Erwarten, wo das noch hinauslaufen ſolle da, und mancher mag dem gepreßten Herzen das letzte Stoßgebet abgedrückt haben.

Wie verſchieden die Vermuthungen über dieſes gräßliche Ereigniß waren, und wie entſetzlich ſich die Furcht aller bemächtigt hatte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Als man endlich auf den wahren Grund kam, o, wie groß war da die Freude und das Entzücken aller Gläubigen die ſo lange in Todesangſt geſchmachtet hatten. Man konnte den trefflichen Einfall nicht genug bewundern, und es ſchlechterdings gar nicht begreifen, wie es möglich geweſen ſey, dieß alles ſo geheim zu betreiben, und es für ſich zu behalten. Doch ſoll hernach in der Stille manche Frau ihrem Eheherrn Vorwürfe gemacht haben, daß er ihr keinen Wink davon gegeben; und vielleicht iſt dieß das erſtemal geweſen, daß hier die Männer etwas ohne Zuſtimmung und Be-

willigung ihrer Hausfrauen unternommen haben, denn sonst pflegten das beyde Theile erst gehörig und reiflich zu überlegen.

Das Acht und Dreißigste Kapitel.

Landesväterliche Belohnung.

Bey Hofe erregte dieser Vorfall Wohlgefallen und Freude. Lange berathschlagte der alte Graf mit seinen Räthen darüber, was man diesen gutdenkenden Leuten für eine Belohnung ihrer Rechtschaffenheit und ihres patriotischen Eifers ertheilen solle. Einer schlug vor, man solle ein weitläuftiges Dankfagungsschreiben an sie ergehen lassen, daß sie sich wohl ums Vaterland verdient gemacht hätten.

Dieß klang aber den gräflichen Ohren zu heterodox und der alte Herr behauptete, man müsse keine Neuerungen aufkeimen lassen, sondern man solle lieber den Leuten einige Tonnen Bier und Brantwein zum Besten geben, wo-

bey ſie ſich unter gerichtlicher Aufſicht auf das Wohl ihres Landesherrn vergnügen könnten.

Ob dieſer Befehl in Erfüllung gegangen iſt, kann ich nicht beſtimmen, wenigſtens iſt mir kein Dankſchreiben der Schützen und Bergleute für genoſſene Wohlthaten zugekommen, was doch unfehlbar geſchehen ſeyn würde, wenn man den Befehl vollzogen hätte.

Alle Gemeinen der Städte und Dörfer ſchickten ihre Deputationen nach Hofe, die Glück wünſchen und Kiſſen und Gedichte überreichen mußten. Einige treuherzige Bauern aus einem Dorfe, die eben das gethan hatten, hegten den Wunſch, die kleine Gräfin zu ſehn. Man brachte ſie ihnen und der Sprecher derſelben trat hervor, nahm das Kind aus den Armen der Kammerdame, betrachtete es lange mit in-

nigem Entzücken, und drückte ihm endlich mit den Worten, „eine allerliebste Krabbe“ einen so kräftigen Schmatz auf das Gesicht, daß die Wände wiederhallten, und die erschrockene Kammerdame das weinende Kind den fernern Liebkosungen entzog und davon eilte.

Das ganze Land war bey dieser Gelegenheit so mit Gedichten überschwemmt, daß man noch lange Zeit nachher in Schenken und Privathäusern zum Anzünden der Pfeifen kein andres als goldgerändetes Papier erhielt, und der hochgräfliche Name viele tausend Male ein Raub der Flammen wurde. Den Bandhändlern und Papierverkäufern wird dieser Tag ewig unvergeßlich seyn, der für ihre Kasse so einträglich war.

Das Neun und Dreißigste Kapitel.

Heimliche Freuden.

Der Graf war ein erklärter Freund
es schönen Geschlechtes; seine Gemah-
in war schon lange todt, aber er hatte
ich schadlos zu halten gewußt, und die
Maitressen spielten hier keine kleine
Rolle. Der Graf hatte in seinen For-
ten, wo er die meiste Zeit zubrachte,
ine Menge von Vorwerkern und Mey-
reyen, die unter seiner speziellen Auf-
icht standen, wo er die Oekonomiean-
gelegenheiten selbst besorgte, und sich
deshalb sehr oft in denselben aufhielt.
An jedem solchen Orte befand sich auch
rgend eine Ausgeberin oder Verwal-
terin, die in der hohen Gunst Sr.
Hochgräflichen Gnaden stand, und alles
über ihn zu thun vermochte.

Mädchen oder Weiber, die das Glück hatten einen ſolchen eclatanten Poſten zu verwalten, ſchwangen ſich in kurzer Zeit zu einem Wohlſtande empor, der ſie übermüthig machte, und ihnen den Neid und die Eiferſucht ihrer vorigen Bekannten zuzog, die von ihnen jetzt über die Achſel angeſehen wurden.

Hier befand ſich eigentlich der Graf in ſeinem Luſtre; ganz ohne Zwang und von keinem neugierigen Beobachter geſtört, überließ er ſich dann den Freuden des häuslichen Lebens, und auch nur hier pflegte er, auf dem Sorgenſtuhle ſitzend, ſein Mädchen im Arme, eine Pfeifchen zu rauchen, das dieſe ſelbſt ſtopfte, und ihm reichte. Auſſerdem pflegte er das nie zu thun, weil er ſeinem Anſehn dadurch etwas zu vergeben glaubte; und darauf hielt

er vor den Augen der Welt äußerſt ſtrenge.

Daß die meiſten dieſer Schönen ihren Anhang hatten, und dafür ſorgten demſelben ebenfalls gute Tage zu verſchaffen, wird keinen befremden. Manche einträgliche Stelle des Landes fiel Verwandten ſolcher Mädchen und Menſchen zu, die ſchlecht genug dachten, durch die Schürze ihr Glück zu machen. In dieſem Punkte war der Graf ſehr ſchwach, denn es war ein äußerſt ſeltener Fall, wenn er dieſen ſeinen weiblichen Lieblingen etwas abſchlug.

Auch darf ich hier nicht vergeſſen zu erinnern, daß er überhaupt ſeine Landeskinder zu ſehr zurückſetzte, und für alles Fremde und Ausländiſche außerordentlich eingenommen war. Die meiſten und einträglichſten Stellen im

Lande bekleideten Ausländer, und das Personale des Grafen bestand fast einzig aus denselben. So oft er sich auch in der Erwartung der vorzüglichen Talente von Ausländern, die er sich aus allen Gegenden von Deutschland verschreiben ließ, betrogen fand, so wurde er doch nie von dieser Schwachheit geheilt, und seine Landeskinder schmachteten oft vergebens nach einer Versorgung in ihrem Vaterlande, und Viele wurden gezwungen, dasselbe zu verlassen, und auswärts ihr Heil zu suchen.

Das Vierzigſte Kapitel.

Prima Donna des Grafen.

Keine von allen den vielen und reizenden Schönen des Grafen hatte es aber ſo weit gebracht, als eine gewiſſe Mamſell Z. . . die er von früher Jugend an gekannt und mit welcher er mehrere Kinder erzeugt hatte, die in einem entfernten Orte außerhalb der Grafſchaft erzogen, und von welchen ſchon mehrere verheirathet waren. Der Graf hatte beträchtliche Summen für ſie aufgewandt, und allen eine anſehnliche Ausſteuer beſtimmt.

Dieſe Mamſell Z. . . hatte damals, als ich ſie kennen lernte, die meiſten ihrer Reize verlohren, und war bereits

weit über die jugendlichen Jahre hinaus; indeß waren doch die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit nicht zu verkennen, und der Graf soll sie in frühern Jahren leidenschaftlich geliebt haben; sogar noch jetzt vermochte sie alles über ihn, und wenn sie einen Wunsch nur äußerte, so sah sie gewiß in Kurzem die Erfüllung desselben.

Sie hatte während der langen Periode ihres Einflusses Gelegenheit genug gehabt, auf eine sorgenlose Zukunft bedacht zu seyn, und daß sie diesen Zweck nicht aus den Augen verlohren hatte, davon gab ihr beträchtliches Vermögen, und die Menge von Kostbarkeiten, die sie besaß, einen deutlichen Beweis. Doch war sie klug genug, sich dieß nicht merken zu lassen, und mit ihrem erworbenen Gute zu glänzen

nd Aufſehen zu erregen. Sie hielt
ch vielmehr ſehr eingezogen, und küm-
erte ſich jetzt weiter um nichts, als
en Grafen nur noch einigermaßen zu
ſſeln, und ſich in ſeiner Gunſt zu
rhalten. Daher war ſie ihm auch
ar nicht hinderlich, ihm bey der Ac-
uiſition von neuen Schönheiten etwas
n den Weg zu legen, ſondern beför-
erte dieß vielmehr. Der veränderliche
Sinn des Grafen war ihr zu gut be-
annt, als daß ſie hätte befürchten
önnen, von irgend einer neuen Du-
inee verdrängt zu werden, die ſich
aſt alle nicht lange zu erhalten wuß-
en, aber doch faſt immer das Glück
nd den Troſt hatten, an Mann
gebracht zu werden. Und nie verlang-
en dieſe Geſchöpfe, die meiſtentheils
hne alle Bildung waren, ein an-
eres Schickſal, denn mitleidige See-

len fanden ſich immer, die bey einer ſtattlichen Ausſteuer, auch gern ein fremdes Kind mit in das Haus nahmen.

Das Ein und Vierzigſte Kapitel.

Mamſell Z. . . will ihr Schäfchen ins Trockne bringen.

Mamſell Z . . . des Hoflebens jetzt überdrüſſig, wo ſie nicht mehr die glänzende Schönheit war, und nicht mehr die Bewunderung erregte als vor einer Reihe von Jahren, hatte ſchon längſt den Plan entworfen, ſich auf eine gute Art mit ihrem Verdienſte und ihren Habſeligkeiten zu entfernen, und ein ruhiges ſorgenloſes Leben zu führen. Nur hatte ſie immer noch keinen ſchicklichen Vorwand finden können, ihren Entſchluß auszuführen.

Der Graf war ſchon ziemlich bey Jahren, ſeine Geſundheit hatte ſeit einiger Zeit ſehr gelitten, und eine gewiſſe Schwäche, die in ſeinem Körper zurückgeblieben war, nebſt mancherley an-

dern unangenehmen Zufällen, ließen vorausſehn, daß er kein Meſtoralter erreichen würde. Dazu kam noch, daß er gar nicht darauf achtete, und keine Aenderung in ſeiner Lebensweiſe vornahm, denn Stillſitzen war ihm ärger als Tod, und vom Diäthalten durfte ihm kein Arzt etwas erwähnen. Bey der ſtrengſten Witterung, wenn es noch ſo kalt oder näß war, verſäumte er doch nie ſeine Waldungen zu durchſtreifen, und keine Bitten und Vorſtellungen vermochten ihn davon abzuhalten. Oft brachte er bey der Schnepfenjagd halbe Nächte im feuchten Graſe oder Moraſte zu, und kehrte erſchöpft und kraftlos nach ſeinem Schloſſe zurück, wo er die Ruhe vergebens ſuchte, nach welcher er ſchmachtete:

Das Zwey und Vierzigste Kapitel.

Gegründete Besorgnisse wegen der Zukunft.

Dieß alles wußte Mamsell Z... sehr gut, und verursachte ihr manche trübe Stunde. Auch sie vermochte es eben so wenig als der Leibarzt, den Grafen andern Sinnes zu machen, der sich schlechterdings nicht von seinen einmal angenommenen Gewohnheiten abbringen lassen wollte.

Sie fürchtete nicht ohne Grund, wenn der Graf sterben und sein Nachfolger die Regierung erhalten würde, mancherley Veränderungen vorgehn, und sie nicht in dem Ansehn bleiben könne, in welchem sie jetzt noch überall stand. Der Erbgraf, welchem sie ein Dorn im Auge war, hatte keine Verpflichtung, ihr das zu halten, was der alte

Graf ihr zugesichert und verliehen hatte, da er überdem manche Unannehmlichkeiten, die er erdulden mußte, wie das so oft der Fall ist, ihrem Einflusse und ihrem Betriebe zuschrieb.

Ob dieß nun gleich fast nie sich so verhielt, da sie seit schon längerer Zeit ganz aufgehört hatte, sich in andre Sachen zu mischen, als in solche, die bloß zu ihrem Vortheile abzweckten; so fehlte es doch nicht an einer Menge von Menschen, die den Erbgrafen umgaben, und ihr nicht grün waren, welche alle Verdrüßlichkeiten, die er erfahren mußte, einzig und allein ihr Schuld gaben, weil sie wohl wußten, daß der Erbgraf mit dem Verhältnisse, in welchem sein Vater mit ihr lebte, seit langer Zeit unzufrieden gewesen war, und daß er dieß gewiß, weil er

jetzt gar nichts dazu ſagen durfte, ſondern ganz ſtill ſchweigen mußte, in der Zukunft, wenn er die Macht dazu erſt in Händen hatte, hart an ihr auslaſſen würde.

Das Drey und Vierzigſte Kapitel.

Man muß bey jeder Sache einen gewiſſen Anſtand beobachten.

Um dieſen möglichen Fall zu vermeiden, und allen unangenehmen künftigen Behandlungen zu entgehen, war Mamſell Z... feſt entſchloſſen, die Grafſchaft zu verlaſſen, und ſich in einem fremden Gebiete anzuſiedeln. Nur war ſie noch darauf bedacht, wie ſie dieß, ohne den alten Grafen, den ſie wirklich noch liebte, zu kränken, bewerkſtelligen ſollte. Dieſer war ohnedem etwas mißtrauiſch, und da er ſo oft betrogen war, pflegte er immer zu ſagen: ich bin von nichts als Betrügern umgeben, keiner meint es redlich mit mir, und jeder, der ſich in meinen Dienſten bereichert hat, verläßt das Land mit dem Erworbenen, ſobald er

überzeugt iſt, daß er genug hat, und künftig damit auskommen kann.

Hierin hatte der alte Herr auch gar nicht unrecht, denn die Erfahrung hatte er davon zu oft erlebt. Dieß wollte Mamſell Z... vermeiden, und nicht gerne ſo mir nichts dir nichts davon gehn. Auch mochte ſie wohl noch den geheimen Artikel in ihrem Plane haben, außer dem, was ſie wirklich hatte, noch etwas zu erobern, und des Grafen Chatouille vorher noch zu brandſchatzen; wenigſtens hat es die Folge bewieſen.

Sie konnte ſich freilich mit dem, was ſie ſchon erworben hatte recht wohl begnügen, aber man weiß ja wie beſorgt die Menſchen um ihr Bischen Leben ſind, und nie auszureichen glauben. Ein gewiſſer Grad von Eitelkeit kam auch noch dazu; ſie, die ihre Tage

immer in Wohlleben und Vergnügungen dahin gebracht hatte, wollte auch künftig noch im Stande seyn, durch ihre Pracht und ihre Reichthümer zu zeigen, daß sie einst nicht vergebens ihre Reize verschwendet, sondern jetzt das erndte, was sie ehemals gesäet hatte.

Das Vier und Vierzigſte Kapitel.

Mamſell Z . . . hat etwas auf dem Rohre.

Mit dem Vorſatze, ſich zur Ruhe zu be-
ben, war Mamſell Z . . ſchon früher
gegangen, als ich hier angelangt war.
Einige Meilen von dem Wohnſitze
s Grafen, aber in einem fremden Ge-
ete, lebte eine junge Wittwe auf einem
orfe, wo ſie ein ſchönes Gärten und
ckerreiches in einer reizenden Gegend
egendes Landhaus bewohnte, und hier
nſam und faſt ganz abgeſondert von
Menſchen lebte. Dieſes Landhaus und
ie ganze Gegend gefiel Mamſell Z . . .
einem ſo hohen Grade, daß ſie nichts
niger wünſchte, als im Beſitze beſſel-
en zu ſeyn, und hier ihre Tage in un-
ekümmerter Ruhe zu beſchließen.
Sie hatte dieſen Wunſch dem Gra-

sen offenbahrt, und ihm die Sache von einer ganz andern Seite vorgestellt, als welche wirklich zum Grunde lag. Sie wußte durch lange Erfahrung ihn so zu leiten, daß er ihren Entschluß gut hieß, und sie darin nach allen Kräften zu unterstützen versprach. Allen andern aber verbarg sie dieß auf eine feine Art, und ließ sich sonst gegen Niemanden etwas davon merken.

Das Fünf und Vierzigſte Kapitel.

Mamſell Z... in Verzweiflung.

Dieſe Hinderniſſe waren nun wohl aus
n Wege geräumt, aber das ſchwerſte
beſtehen war noch übrig. Die Be-
erin des Landgutes hatte nemlich ganz
gar nicht Luſt und auch nicht nö-
daſſelbe zu veräußern, und wollte
ts davon wiſſen. Mamſell Z...
t ihr die annehmlichſten Vorſchläge.
Graf ſuchte denſelben noch das gehö-
Gewicht zu geben, aber alles war
gebens, die reiche Wittwe blieb uner-
lich, und erklärte, daß ſie feſt beſchloſ-
habe, hier zu leben und zu ſterben.
Mamſell Z..., die jetzt in ihrem
en vielleicht zum erſtenmale erfuhr,
Widerſpruch heißt, und hier gar
t im Stande war, Gewalt zu ge-

brauchen, war über dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung ganz außer ſich. Sie hatte, weil ſie wohl wußte, daß es der Graf bezahlen würde, weit mehr geboten, als das ganze Gut mit allen liegenden Gründen werth war, und hatte gar nicht an dem glücklichen Erfolge gezweifelt; deſto überraſchender und unwillkommner war ihr jetzt die Behartlichkeit der Dame, die nicht von ihrem Eigenthume weichen wollte, und bey ihrer glücklichen Lage nicht Urſache dazu hatte, ohngeachtet ſie nie die Maitreſſe irgend eines Fürſten, oder einer andern hohen Perſon geweſen war.

Mamſell Z..., die indeß immer nicht abließ neue Gebote zu thun, die aber ebenfalls jedesmal verworfen wurden, konnte nicht begreifen, wie es möglich ſey, ihr etwas abzuſchlagen, und wußte ſich nicht zufrieden zu geben. Das

Nichtgelingen ihrer Bemühungen feſſelte ſie immer noch mehr an das Landgut und an die Fluren, die ſie nirgends ſchöner und reizender zu finden glaubte, und welche ſie nach ihrem ſchon lange gemachten Entwurfe noch mehr verſchönern und unübertrefflich ausführen wollte.

Die Ausſicht dazu war aber ſo entfernt, und ihr Plan ſo ganz zerriſſen, daß ſie in eine Art von Schwermuth verfiel, und beynah täglich eine Spahierfahrt nach der Gegend ihres Elyſiums machte, es aus der Ferne bewunderte, und ſich für unglücklich hielt nicht im Beſitze deſſelben zu ſeyn.

Das Sechs und Vierzigste Kapitel.

Ich werde in die Sache mit eingeflochten.

Der Graf, der mich jetzt in gewisser Rücksicht seines Vertrauens würdigte, und mich mancher Geschäfte unterzog, die er keinem andern zu übertragen fähig hielt, zog mich auch bey diesem Vorfalle, da ihm Mamsell Z... fast täglich ihr Unglück und ihre Leiden klagte, zu Rathe.

Ich wußte kein anderes Mittel anzugeben, als daß ich selbst bey der [illegible] bittlichen Dame einen Versuch wagen, und alles mögliche anwenden wolle, sie auf andre Gedanken zu bringen. Mamsell Z... wurde hievon bald unterrichtet, gab meinem Vorhaben den lautesten Beyfall, bat mich, alles mögliche zu bieten, und auf die Höhe des Prei-

ſes keine Rückſicht zu nehmen. So, wohl ſie als der Graf thaten mir die glänzendſten Verſprechungen, wenn dieſe Unternehmung gelingen ſollte, und ich erhielt, noch ehe ich zum Werke ſchritt, ſchon für meinen guten Willen bedeutende Geſchenke.

Jetzt lag auch mir nicht wenig an der Ausführung dieſer Sache, die ſo gut für meine künftige glückliche Laufbahn ausſchlagen ſollte, und ich machte mir mancherley Plane, durch meine Ueberredungskraft die Dame zu einem günſtigen Entſchluſſe zu bringen.

Ehe ich zur Ausführung ſchritt, hatte ich noch mehrere Conferenzen mit dem Grafen und ſeiner Geliebten, wo wir auf Mittel und Wege ſannen, um unſern Endzweck zu erreichen. Beyde

behandelten mich mit einer Milde und Güte, wie ich es bis jetzt noch nie erfahren hatte, und dieſe zumahl ſetzte jetzt ihr ganzes Vertrauen auf mich.

Das Sieben und Vierzigſte Kapitel.

Angenehme Ueberraſchung.

Der Graf ſchickte mir an dem Tage, der zu meiner Wallfahrt beſtimmt war, eine ſeiner Chaiſen, nebſt einem Bedienten. Ich beſtieg den Wagen, und fuhr an einem ſchönen Morgen dem beſtimmten Landgute zu. Je näher ich demſelben kam, deſtomehr bewunderte ich den Geſchmack der Mamſell Z..., dieſen Ort als Eigenthum zu beſitzen, und konnte es ihr gar nicht verdenken, daß ſie mit ganzer Seele dieſen Wunſch verfolgte und nährte.

Ich ſtieg in dem Wirthshauſe des Dorfes ab, ließ hier die Pferde unterbringen, und mir durch den Bedienten einen Beſuch bey der halsſtarrigen Dame ausbitten. Dieſer kam bald mit der

Nachricht zurück, daß ſie mich erwarte, und ich begab mich alſo ohne längeres Zaudern dahin.

Ein Kammermädchen brachte mich in das Zimmer, wo mich die Dame erwartete, in welcher ich — wer vermag das Erſtaunen zu begreifen, das mich ergriff — meine beynahe vergeſſene Charlotte erkannte. Sie bebte Anfangs bey meinem Anblicke zurück, dann aber flog ſie mir in die Arme, ich umfaßte ſie mit innigem Entzücken, und vermochte kein Wort aus meinem vollen Herzen zu preſſen.

Lange ſtanden wir ſo in einander geſchlungen, ehe es einer vermochte ſich zu erholen und Auskunft zu geben.

Biſt Du es wirklich, Du, nach dem ich ſo lange mich ſehnte? unterbrach ſie endlich das lange Stillſchweigen. Seit der Trennung von Dir war mir alles gleichgültig,

gültig, überall vermißte ich dich, und keiner frohen Stunde habe ich seit jener Zeit genossen. Alle Erkundigungen die ich that waren vergebens, nirgends konnte man mir eine Spur von dir angeben; aber nun habe ich dich, nun halte ich dich fest, und nichts soll uns wieder trennen!

Ich drückte meine Charlotte im Wonnegefühle an mein Herz, und vermochte vor Entzücken keinen Laut von mir zu geben.

Das Acht und Vierzigste Kapitel.

Charlottens Schicksale.

Als sich endlich die ersten Ergießungen der Freude über das glückliche Wiederfinden verlohren hatten, und wir wieder zu uns selbst kamen, verlangte einer von dem andern Aufklärung seines Schicksals, und ich erzählte ihr zuerst alle meine Glücks- und Unglücksfälle, die ich seit jener Zeit erlebt hatte, und war nun äußerst begierig zu wissen, wie es ihr seitdem gegangen sey, da sie vorzüglich meinetwegen hatte leiden und dulden müssen.

Du wirst dich noch entsinnen, fing sie an, daß nach jener schrecklichen Trennung von dir, mein Mann seine Handlung niederlegte, und mit mir auf ein Landgut, eben dasselbe wo wir jetzt

hier zuſammen ſind, zog. In einer grenzenloſen Traurigkeit und Unruhe verlebte ich anfänglich hier meine Tage, da mein Mann nie aufhörte, mir Vorwürfe zu machen, und mein Leben zu verbittern. Mißtrauiſch und ſcheu durchſuchte er faſt jeden Tag meine Papiere, weil er immer glaubte, ich hätte dir Nachricht von meinem Aufenthalte gegeben, und durchſtreifte unzähligemal den Hof und die Gärten, ſah jeden mit ſcheelem Geſichte an, und glaubte immer dich unter irgend einer Verkleidung zu entdecken, wobey er beſtändig drohete, auf dieſen Fall mich und dich mit kaltem Blute zu erwürgen.

Nach einer geraumen Zeit mochte er denn wohl einſehn, daß ſeine Furcht vergebens ſey, und du ihm nicht in den Weg kommen würdeſt. Dafür ließ er nun aber ſeinen Zorn deſto mehr an

mir aus, peinigte und quälte mich auf die ausgesuchteste Art, und drohete mir jeden Tag mich zu verstoßen und davon zu jagen. Ich durfte es nicht wagen, allein einen Spaziergang vorzunehmen, ohne mich den ärgsten Mißhandlungen auszusetzen; immer mußte ich einsam auf meinem Zimmer zubringen, und selbst dieß konnte ich oft nicht verlassen, weil er mich mehrmals Tage lang auf demselben einsperrte, und mir nur die nothdürftigsten Nahrungsmittel reichen ließ.

Das Neun und Vierzigſte Kapitel.

Fortſetzung.

Was ich dabey litt, kannſt Du dir leicht denken, und nun zumal hier auf dieſem verlaſſenen Dorfe, wo ich keinen Menſchen ſah, und mich keinem anvertrauen konnte. Oft war ich entſchloſſen, das äußerſte zu wagen, zu entfliehen, und einen Advokaten zu Hülfe zu ziehen, der es dahin bringen könnte, mich von dieſer Laſt zu befreyen, und die Scheidung zu bewirken.

Auch würde ich am Ende gewiß noch zu einem ſolchen verzweifelten Mittel meine Zuflucht haben nehmen müſſen, wenn nicht mein Mann um dieſe Zeit von einer Krankheit befallen wäre, die ihn dem Tode nahe brachte. Jetzt verlangte er mich zu ſehn; ich kam, und

fand ihn in einem solchen Grade gefällig gegen mich, wie ich es mir seit den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft nicht entsinnen konnte.

Er setzte das unumschränkteste Vertrauen in mich, übergab mir alle Schlüssel, und bat mich aufs sehentlichste für ihn zu sorgen, und ihn nicht zu verlassen, auch alles Leid zu vergessen was er mir zugefügt habe. Ich konnte mir nicht erklären, woher diese Aenderung auf einmal kam; sein übler Zustand ging mir sehr zu Herzen, ich pflegte und wartete ihn, und kam fast nie von seinem Bette hinweg.

Er genaß endlich wieder, und dankte dieß größtentheils meiner Sorgfalt für ihn. Er wußte nicht, wie er sich dankbar genug gegen mich erzeigen sollte, und kam mir in allen Wünschen zuvor. Von jetzt an glaubte ich wenigstens,

von seiner Seite vorwurfsfrey und ohne Verdrüßlichkeiten zu leben, denn vom Glücklichleben mochte ich gar nicht sagen, — wie könnte ich das ohne dich! — als auf einmal ganz unerwarteter Weise mein Traum gestört wurde, und ich wieder ganz in das vorige Unglück versank. Die Urheberin desselben wird dir eben so unerwartet kommen, als sie mir damals erschien, als ich ihr Bild schon ganz aus meiner Seele verdrängt hatte.

Das Funfzigste Kapitel.

Sophie spielt wieder eine Rolle.

Eben die Sophie die uns schon einmal so schrecklich hintergangen, und meine Wohlthaten so schlecht gelohnt hatte, hätte mich beynahe um Ruhe und Leben gebracht.

Als wir die Stadt verließen und uns hieher begaben, blieb sie dort zurück, wo sie hernach einen jungen Kaufmann heirathete, welchem mein Mann die ihr versprochenen 2000 Rthlr. Mitgift auszahlte, weil sie von ihm schwanger war. Dem Kaufmann war mehr an dem Gelde, womit er einen guten Anfang zu machen glaubte, als an der Ehre gelegen, und er entschloß sich daher sehr leicht, das Kind, das aber

bald nach seiner Geburt wieder starb, als das seinige anzuerkennen.

Diese Freude dauerte aber nur kurze Zeit; es wollte mit seinen Handelsgeschäften nicht gehn, und die beyden Eheleute lebten in der höchsten Uneinigkeit. Als er endlich sah, daß seine Geschäfte immer mehr den Krebsgang gingen, so entfernte er sich eines Tages mit allem baaren vorhandenen Vermögen, mit dem Vorgeben, nach einer Messe zu gehen und Waaren einzukaufen.

Es verfließt eine lange Zeit, ehe er etwas von sich hören läßt, und Sophie die indeß in der höchsten Noth lebt, und gezwungen ist alles zu Gelde zu machen, was sie noch besitzt, erwartet ihn immer von einer Woche zur andern vergebens. Endlich erfährt sie, daß er zwar an dem vorgegebenen Orte

zur Meſſe geweſen iſt, ſich aber von dort mit einer anſehnlichen Beute entfernt und in die weite Welt begeben habe, und daß ihm eine Menge von Steckbriefen nachgeſchickt ſind.

Das Ein und Funfzigste Kapitel.

Alte Liebe roſtet nicht.

Hülflos und verlaſſen weiß ſie kein andres Mittel der Rettung zu ergreifen, als ſich aus der Stadt zu entfernen und hieher zu begeben. Nimmermehr werde ich es vergeſſen, wie ich ſie eines Abends nackt und bloß vor meiner Thüre fand, wie ſie mir zu Füßen fiel und Vergebung erflehte. Ihr kläglicher Zuſtand drang mir in die Seele, ich vergaß alles Unglück, was ſie mir zugefügt hatte, und nahm ſie wieder mitleidig in meine Dienſte auf.

Sie fühlte ſich von Dankbarkeit durchdrungen, und wußte nicht, wie ſie mir das lohnen, und ſich mir erkenntlich zeigen ſollte. Ich behandelte

ſie wie ein Kind im Hauſe, ſie vergaß ihr ertragenes Elend, und wurde wieder friſch und geſund, wie ſie ehemals war.

Mein Mann empfand dieß eben ſo gut als ſie ſelöſt, und ſeine ehemalige Neigung zu ihr keimte wieder empor, und blieb auch von ihrer Seite nicht unerwiedert. Er machte ihr Geſchenke über Geſchenke, und das Unweſen ging ſo weit, daß Beyde gar kein Geheimniß aus ihrem Verhältniſſe mehr machten, und Sophie mit jedem Tage frecher und ſtolzer wurde.

Ich konnte das endlich nicht mehr mit Gleichgültigkeit anſehn und äußerte laut meinen Unwillen darüber. Aber kein Menſch nahm Notiz davon, und ich ſetzte zuletzt meinem Manne ernſtlich zu, Sophien aus dem Hauſe zu ſchaffen. Er erwiederte mir aber auf

eine höhniſche Art, daß es in ſeiner Gewalt ſtünde, aus dem Hauſe zu jagen, wen er wolle, und wenn ich mir ſeine Einrichtungen nicht würde gutwillig gefallen laſſen, ſo wolle er mich mit Gewalt dazu zwingen.

Das Zwey und Funfzigste Kapitel.

Glükliche Wendung.

Das war mir unerhört, denn solche Behandlung konnte ich nicht ertragen. Ich nahm mir vor, auf meinem Vorsahe zu bestehen, lasse Sophien kommen, halte ihr ihre Schandthaten vor und befehle ihr, sich augenblicklich aus dem Hause zu entfernen.

Diese hört alles mit der größten Kaltblütigkeit an, und sagt mir, als ich aufgehört hatte zu sprechen, daß jetzt das Befehlen an ihr sey, und ich es für Barmherzigkeit halten könne, daß sie mich noch im Hause dulde.

Ich war meiner Sinnen nicht mehr mächtig, und eben im Begriffe, mich an diesem Abschaum der Menschheit zu vergreifen, als mein Mann eintrat, So-

phien in Schutz nahm, und erklärte daß ich ihr von jetzt an alle die Achtung erzeigen müsse, die ich ihm schuldig sey, da er entschlossen sey, sich mit ihr zu verehelichen, und das Band mit mir zu trennen.

Jetzt hatte ich genug, mein Vorsatz war bald gefaßt, ich entfernte mich, nur mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen, und reiste nach der Stadt zu meinem ehemaligen Advokaten, trug ihm die ganze Sache vor, und verklage noch überdem meinen Mann bey den Gerichten. Mein Sachwalter nimmt sich der Sache aufs thätigste an, und führt meinen Prozeß so gut, daß ich von meinem Manne geschieden werde, der mir eine ansehnliche Summe auszahlen, und dieß Landgut kraft der ehemaligen Verheißung abtreten muß.

Das Drey und Funfzigste Kapitel.

Auch ein Todesfall noch vor dem Schluß.

Einer solchen Wendung hatte sich weder mein Mann noch Sophie versehen, und Beyden kam der Schlag unerwartet. Alle seine Einwendungen waren vergebens, und vermochten das einmal gesprochene Urtheil nicht abzuändern.

Er sah sich gezwungen dieses Gut zu räumen. Aerger und Verdruß zogen ihm eine Krankheit zu, die nur kurze Zeit dauerte, indem ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. Er hatte nicht Zeit gehabt ein Testament zu machen; daher fiel die Menge seiner Verwandten über seinen Nachlaß her, und einige brachten es dahin, daß Sophie, welche sie hiebey mehrerer Unterschleife beschuldigten, in Gewahrsam genommen wurde, wo sie

auch das noch verlor, was ihr ihr alter Liebhaber wirklich geschenkt haben mochte. So viel ich gehört habe, soll es ihr jetzt höchst traurig gehn; indeß sie leidet mit Recht.

Das sind meine Schicksale gewesen, elend bis zum Augenblicke der Trennung von meinem Manne, und auch nachher nicht ohne Bitterkeit, weil ich dich, an dem ich mit ganzer Seele hänge, so sehr vermißte.

Die ertragenen Leiden dieses durch mich vorzüglich unglücklichen Weibes drangen mir tief in die Seele, und ich wünschte nichts mehr, als ihr ihr Leben wieder zu versüßen und heiter zu machen. Es kränkte mich sehr, die zärtliche Liebe die sie noch immer für mich empfunden hatte, nicht verdient zu haben, da sie fast ganz aus meinem Gedächtnisse verloschen war.

Das Vier und Funfzigste Kapitel,

Manfred 3 . . . am Ziele ihrer Wünsche.

Nachdem wir lange mit einander gekoset, und in vertraulichen Gesprächen und Erinnerungen zugebracht hatte, entdeckte ich meiner Charlotte dann auch die eigentliche Ursache die mich hieher geführt hatte. Sie war jetzt nicht mehr dagegen, das Landgut zu verkaufen, da es mit so erstaunlichem Vortheile geschehen konnte, und sie nun auf die Zukunft Rücksicht nahm, was sie vorher nicht nöthig hatte.

Wir gelobten uns ewige Treue, und beschlossen, unsre Verbindung so bald als möglich zu vollziehen, dieß Gut zu verkaufen, und ein andres zu erhalten zu suchen, da wir beyde ganz darin übereinstimmten, immer in einer

gewiſſen Zurückgezogenheit von der Welt zu leben und uns ſelbſt genug zu ſeyn.

Jetzt verließ ich meine Charlotte zum Letztenmale auf eine kurze Zeit, und eilte mit ganz andern Gefühlen, als ich hergekommen war, nach dem gräflichen Schloſſe zurück. Hier brachte meine Nachricht, daß das Landgut der Mamſell Z . . . für den vorgeſchlagenen Preis zu Befehle ſtände, beynahe eine eben ſo große Freude hervor, als ich vorher genoſſen hatte. Man nannte mich einen Tauſendkünſtler, dem alles gelänge, beſchenkte mich ſehr reichlich, und überhäufte mich mit den größten Lobſprüchen.

Mamſell Z . . . war ſo entzückt über dieſen Kauf, daß ſie am andern Tage, als kaum die Sonne aufgegangen war, nach ihrem künftigen Wohnſitze fuhr, alles in Augenſchein nahm,

und ihre Freude gar nicht bergen konnte. Sie stand am Ziele ihrer Wünsche, und daß dieß bey mir auch der Fall war, vermuthete kein Mensch. Sie bat Charlotten aufs dringendste; ihr sobald als möglich den Platz zu räumen, wofür sie ihr gern bis zu weiterm Unterkommen ihr ganzes Haus in der Stadt abtreten wollte.

Das Fünf und Funfzigste Kapitel.

Schluß ohne Umschweife und Verwickelungen

Ich schrieb in der größten Eile an meinen Freund Wegener, meldete ihm die glücklichen Wendungen meines Schicksals, und daß mir jetzt nur noch der einzige Wunsch übrig sey, mit ihm so nahe als möglich zusammen zu seyn, und ein freundschaftliches und nachbarliches Leben zu führen. Ich ließ ihm diesen Brief durch einen reitenden Boten überbringen, der mir die Antwort gleich zurückbrachte, daß in seiner Gegend ein vortreffliches Gut aus freyer Hand zu verkaufen sey; er hat mich daher zu eilen, und mit Charlotten so lange bey ihm zuzubringen, bis wir des Handels einig geworden wären.

Dieser Vorschlag war mir sehr willkommen. Charlotte folgte mir mit Freu-

den, und ich forderte nun von dem Grafen den Abschied, indem ich ihm zugleich mit der Veränderung, die mit mir vorgegangen war, bekannt machte.

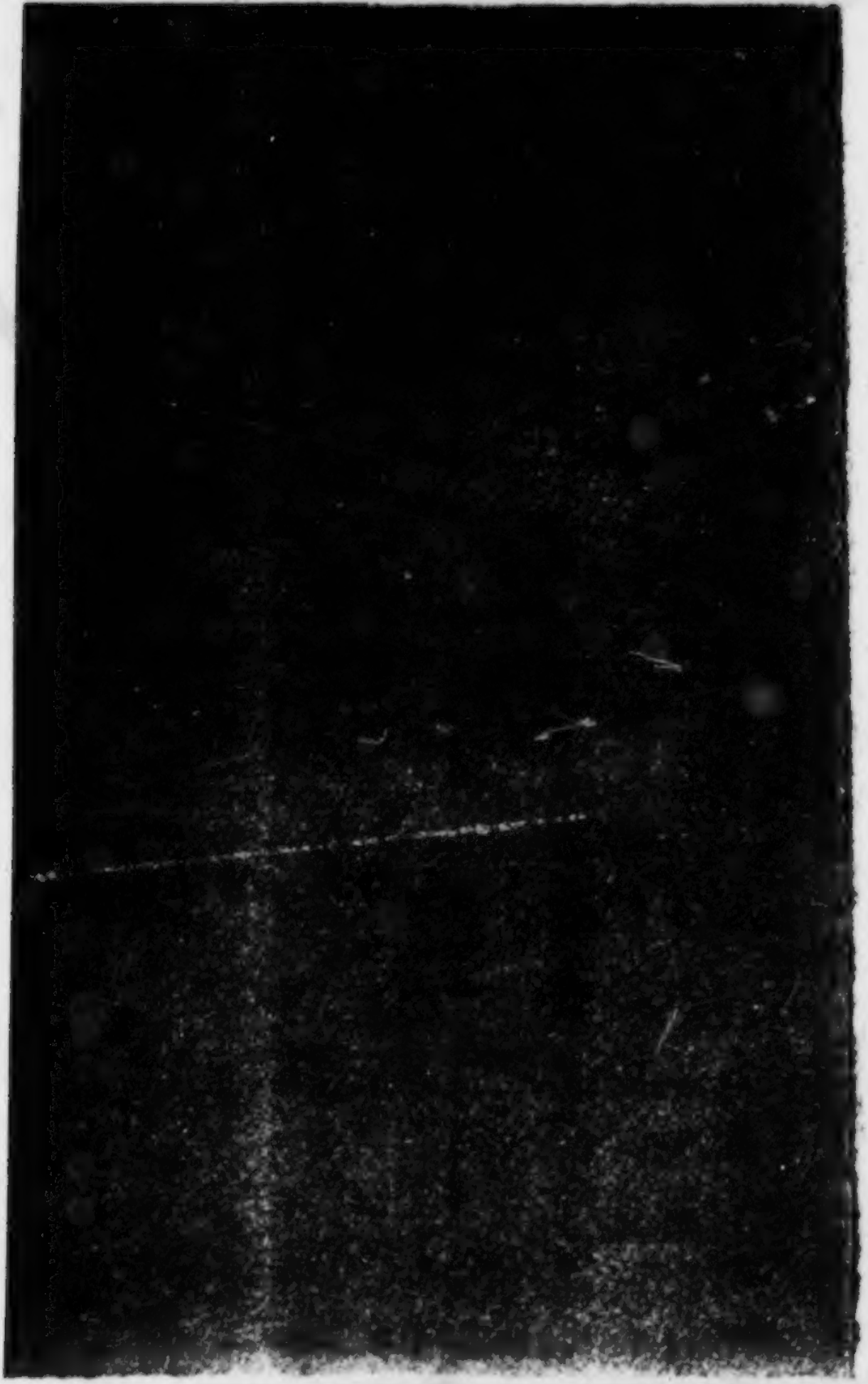
Er war erstaunt darüber, wünschte mir aus vollem Herzen Glück, und bedauerte herzlich, daß er in mir einen so redlichen und braven Diener verlöre.

Ich säumte nun nicht länger mehr, sondern verließ mit meiner Charlotte das gräfliche Land nicht ohne Rührung, da ich hier nie irgend eine Unannehmlichkeit empfunden hatte. Als wir noch einige Stunden von Wegeners Vaterstadt entfernt waren, sahen wir einen Wagen uns entgegenkommen, aus welchem er selbst herausſprang, mir seine Frau entgegenführte und uns Willkommen hieß. Meine Freude war unbeschreiblich, und wer je empfunden hat, was es heißt, einen lange entbehrten

Freund wiederzufinden und an seine Brust zu drücken, der kann sich unser Entzücken denken.

Nach einigen Wochen war ich im Besitze eines schönen Landgutes und einer reizenden Frau, und stand an einem Ziele, das ich nie zu erreichen hoffen konnte. Und hiermit will ich mich meinen Lesern empfehlen, von dem Schauplatze abtreten, und wünschen, daß es ihnen allen eben so gut geboten werden mag.

Ende.



Prinz Amaranth

mit der

großen Nase;

eine

moralische Erzählung

aus

en Jahrbüchern der Regierung König
Didelapp des Großen

und

essen Gemahlin, Kikelkakel der Weisen;

Nebst

historischen Nachrichten von der Königin
Carunkel, dem Prinzen Hämpeditchen
und dem Zauberer Talpatsch

von

J. F. Jünger.

Erstes Bändchen.

Berlin 1799,
bey Karl August Nicolai, Sohn.
Buchhändler, am Gensd'armenmarkte, neben der
Lotteriedirektion, dem franz. Thurm gegenüber.

Ex
Biblioth. Regiae
Berolinensi.

Dem

Herrn Geheimenrath Selle,

Königlichen Leibarzt, Mitglied der Akademien
zu Berlin, Stockholm, London, Madrid.

ehrerbietigst gewidmet

von

dem Herausgeber.

Tausende danken Ihnen ihr Wohlseyn, ihre Heiterkeit, ihre Thätigkeit — ich danke Ihnen mein Leben, das Sie der hartnäckigen Wuth einer langwierigen Krankheit mit erfahrner Hand entrissen. Mehr als dies zweifelhafte Geschenk danke ich Ihnen die herzliche Theilnahme, die freundschaftliche Behandlung, durch welche Sie die trüben Stunden an einem Krankenbett, den hülfrei-

chen Troſt, durch den Sie meinen Geiſt erheiterten. Ein Bedürfniß fühle ich, Ihnen zu danken und die Dankbarkeit, weiß ich, hat das Vorrecht, daß man ihre geringe Gabe, daß man ſelbſt ihren guten Willen nicht verſchmäht. Möchte dies Büchlein nur eine frohe Viertelſtunde dem Manne verſchaffen, der Vätern ihren Sohn, Bräuten ihren Geliebten, Schweſtern ihren Bruder ſchenkte — der Heiterkeit und Muth in Andrer Exiſtenz legte — möchten die Wünſche ſo vieler für die Heiterkeit und die Geſundheit dieſes Mannes bald in Erfüllung gehn! —

Vorbericht des Herausgebers.

Der Herausgeber dieses launigen Fragments aus dem Nachlasse des verewigten Jüngers hat geglaubt, es dem deutschen Publikum, das eben keinen zu großen Vorrath von Werken des Witzes besitzt, nicht vorenthalten zu dürfen. Die leichte und treffende Ironie, der leise Spott, die muntre Heiterkeit des Witzes, die Menge guter Einfälle schienen ihm der Erhaltung nicht unwürdig zu seyn. — Die Bittschrift der Unterthanen von Plicktri um die Erlaubniß ihren Monarchen lieben zu

dürfen, das Hofdekret des Monarchen über diesen Gegenstand, die Gedankensteuer, die Illumination des Rathhauses durch die Köpfe der wohlweisen Rathsherren, die Einfälle, daß die Prinzen ein geschenktes Handwerk haben und daß die Aerzte in Pliktri nach den Landesgesetzen niemanden, ausser den Patienten, die sie in der Kur hatten, umbringen durften mancher andre witzige oder naive Einfall in diesen wenigen Bogen wird auch dem ernsten Leser ein kleines Lächeln abzwingen, so wie der leichte, anspruchslose, muntre Ton, der in diesen Blättern, wie in allen Schriften Jüngers herrscht die Lektüre erleichtert. Der frühe Tod dieses Mannes, der auch als Mensch Achtung und Liebe verdiente, ist in der That für Deutschlands schöne Litteratur ein großer Verlust. Was hätte er nicht bey seiner Jugend, seiner Thätigkeit, seinem Geschmak und den Verhältnissen, die ihn

umgaben und nothwendig seinen Geist ausbildeten, seine Phantasie stärkten, seine Menschenkenntniß vermehrten, in Zukunft leisten können! Zumal da er, pretensionlos und nicht sklavisch Einem großen Muster ergeben, sein Talent in keine fremde Formen zwang, nicht mit Verzichtleistung auf eigne Originalität irgend einem berühmten Namen nacheiferte, eine Wuth, die so viele junge Schriftsteller von Talenten oder Anlagen verdirbt, indem sie ihrem Geschmack eine unselige Einförmigkeit, ihnen selbst den Wahn giebt, sie seyen fertig, wenn sie die Manier des geschätzten Musters, mit allen ihren kleinen Flecken (die sie am treusten kopiren) erreicht haben. Die großen Muster dieser kleinen Gleister — Shakspeare und Goethe handelten nicht eben so, banden sich nie sklavisch an ein Muster, zwangen nicht ihren Genius durch die Fesseln stumpfer Bewunderung (das sicherste Kennzeichen

eines halben Genies) in eine ihm fremde Form. Sie warfen ihren freyen Blick in die unendlich mannigfaltige Natur, in das lehrreiche, jedem ofne Buch des Lebens, sie beobachteten den Menschen selbst in allen Aeusserungen seiner Leidenschaften, in den Triebfedern seiner Entwürfe, in allen Eigenheiten und Sonderbarkeiten seines Geistes und Herzens endlich zogen sie, gleich fleißigen Bienen, aus dem Studium der mannigfaltigen Werke der Alten und Neuern Honig und gaben ihrem Geschmak durch Lektüre und Umgang lebendige Nahrung. Wenn man in den Schriften dieser beiden großen Dichter häufige Beweise dieser Behauptung und Spuren gründlicher Kenntnisse, des Studiums der Alten, der Belesenheit in heterogenen Fächern findet; so ist dagegen das sicherste Wahrzeichen ihrer unberufnen Nachbeter von dem nüchternen Peter Leberecht bis zu den pretiösen Rhap-

sodisten im Athenäum, eine unglaubliche Leerheit des Geistes, eine drückende Einförmigkeit und Mattigkeit der Phantasie, eine Kränklichkeit des Gefühls, ein großer Reichthum an schallenden aber nichts sagenden Worten, ein gänzlicher Mangel an Gelehrter- und Menschenkenntniß, sogar an Lektüre — ihre Lieblinge, die ihnen alles sind, ausgenommen — ein ängstliches Bestreben, etwas Neues, Großes, Auffallendes zu sagen; sollte es auch — wie oft — unter blendenden Worten eine Absurdität seyn. Die Muskeln dieser auf Stelzen gehenden Zwerge sind in einer beständigen krampfhaften Bewegung, um sich auf ihren Stelzen zu erhalten und nicht in den Staub ihrer Geistesarmuth und Geschmacklosigkeit hinunter zu purzeln, sie halten sich für so groß, als sie sich selbst auf ihren Stelzen scheinen und schimpfen auf die Menge,

die sie nicht bemerken will. Platitüden in ungeheuren Worten, Unsittlichkeit aus Kunstliebe, ein ästhetisch-mystisch-philosophischer Nimbus müssen bey ihnen die Abwesenheit der Kenntnisse und Talente verbergen. Wie heilsam wäre eine Opposition gegen diese in unsrer Litteratur herrschen wollende Parthie, deren großes Muster selbst eine Opposition gegen die damals herrschende dogmatische Parthey machte— die von einer äusserst partheyischen Kritik auffallend unterstützt wird. Wie treffend paßt auf diese Clicque von kostbaren Genieminnern das Orakel der Fee Karunkel über Prinz Amaranth:

„Unstät und flüchtig irre er umher,
„errege überall durch seine große Nase
„große Erwartungen von seinem
„großen Verstande und nicht eher befrie-
„dige er diese Erwartungen, als bis er
„einsieht, daß seine Nase zu groß ist.“

Ich weiß, daß Jünger nicht das Glück hatte, zu dieser Clicque zu gehören, und deshalb finden ihn diese aufgeblasne Geniekrämer mit einem verächtlichen Naserümpfen, platt. Denn natürlich, wer seine Bildung aus den Franzosen schöpfte (und wäre es Wieland selbst) muß platt seyn — wenn schon Jünger seine Muster mit mehrerem Verstande und grösserer Geistesfreyheit nutzte, als diese Herren den geduldigen Shakspeare und Göthe, in welchen man, wie in der Bibel, alles finden kann, was man mit eifrigem und gläubigen Herzen sucht — auch Unvollkommenheiten und Fehler.

Ich habe nicht gewagt dem unvollendeten Werke Jüngers eine Zeile zuzufügen oder zu entziehen. So leicht Jüngers Styl zu seyn scheint, so schwer ist er in der That nachzuahmen. Es ist kein Zweifel, daß unter der Menge

schreiblustiger Romanschreiber, sich vielleicht mehrere unberufne Fortsetzer finden werden. Diese mache ich aufmerksam auf den Entwurf der Geschichte, der in der Prophezeyung S. 45 zu liegen scheint, so wie auf Jüngers muthmaßlichen Zweck: die Mängel und Thorheiten eines leicht kenntlichen Landes und Hofes in seinem anscheinend unbefangnem Märchen zu schildern. Dieser Hof scheint ihm und seinem Nachfolger die Arbeit immer leichter machen zu wollen, und beut Stoff hinreichend zu zwölf Dutzend Kapiteln. Wahrscheinlich hätte Jünger ein interessantes Buch geliefert; in der Prophezeyung der Fee Karunkel liegt eine glückliche Idee, die mit Laune bearbeitet, fruchtbaren Stoff zu einer unterhaltenden Satyre beut.

Nachschrift des Verlegers.

Von einem, beym Publikum beliebten Schriftsteller habe ich bereits das Versprechen der Fortsetzung dieses Werks nach Jüngers Plan und in seiner Manier, soviel diese von einem Andern erreicht werden kann. Diese Fortsetzung, mit einem Kupfer geziert, wird in der Michaelismesse 1799 erscheinen.

Zugleich benachrichtige ich die Liebhaber der Jüngerschen Schriften, daß dessen Fritz allerdings fortgesetzt wird; der 5te Band ist unter der Presse und 12 Bogen sind bereits gedruckt. Durch Krankheit des Fortsetzers ist die Erscheinung desselben verspätet. Dieser Band enthält viel Abwechselungen, da der Held in demselben die große Welt und den Hof in der Residenz kennen lernt, verschiedene interessante Bekanntschaften macht, auch allerhand Abentheuer besteht.

Ludwig Tieck's sämmtliche Werke, XII. Bände. Mit Kupfern, 8. Leipzig und Berlin 1799.

Mit lebhaftem Vergnügen ersehe ich aus dem Athenäum der Herren Gebrüder Schlegel und der Allgem. Litteraturzeitung, daß die Schriften des Herrn Joh. Ludw. Tieck allhier zu den Meisterwerken unsrer Nation gehören, daß sie weit unterhaltender, geistreicher und tiefer als Lafontaine's Romane sind, und den unsterblichen Werken Göthe's, Schillers und der beiden Schlegel an die Seite gesetzt werden dürfen. Das Glück habe ich, der Verleger der mehrsten dieser Schriften zu seyn. Aber ein gewinnsüchtiger Nachdrucker hat mir den besten Gewinn weggeschnappt. Von den Originalausgaben habe ich daher noch einen größern Vorrath, als es sich für den Geschmack des deutschen Publikums schickt. Ich sehe mich daher gedrungen, um jenen schändlichen Nachdrucker in seinem Werke der Finsterniß zu stören, und aus reinem Patriotismus für das deutsche Publikum diese Schriften zu der Hälfte des Ladenpreises auf ein halbes Jahr a dato dem Publikum anzubieten; unpartheyische Rezensenten und Zeitungsausgeber, welche diese Nachricht bekannt machen, erhalten noch Rabatt. Die einzelnen Werke habe ich unter dem Haupttitel:

Ludwig Tiecks sämmtliche Werke in 8. in 12 Bänden, gesammelt.

1r — 3r Bd. William Lovell, 3 Theile	1 Thlr. 22 gr.
4r Bd. Peter Leberecht, 2 Th.	12 gr.
5r Bd. Abdallah: eine Erzählung	12 gr.
6r — 8r Bd. Volksmärchen v. Peter Leberecht, 3 Theile, 8. enthaltend: Ritter Blaubart; der blonde Eckbert; die Geschichte von den Heymonskindern; der gestiefelte Kater; die schöne Magelone und Graf Peter; Prolog zu einem Schauspiele; Karl von Berneck; die Schildbürger	1 Thlr. 18 gr.
9r Bd. der Sturm, nach Schakespear. Kloster Netley. Aus dem Englischen.	14 gr.
10r Bd. der Demokrat. Aus dem Engl.	9 gr.
11r Bd. Schloß Montford. Aus dem Engl.	14 gr.
12r Bd. die sieben Weiber des Blaubart	10 gr.
Summa	6 Thlr. 15 gr.

So kann auch der unbemittelte höhere Mensch den Genuß dieser Werke — größtentheils Originale, zu welchem sich der Herr Verfasser bekannt hat — für den geringen Preis von 6 Tlr. 15 gr. brandenb. Kurr. sich verschaffen.

Ueber den eigenthümlichen Charakter dieser Schriften maßt sich der Verleger kein Urtheil an. Sein Lob würde nur partheiisch scheinen. Er beruft sich daher lieber auf das Urtheil des Athenäums und der Allg. Litteraturzeitung,

um den Vorwurf von sich abzuwälzen, als wolle er nur seinen Verlag empfehlen, wie die Buchhändler wohl zu thun pflegen. So viel sey ihm indeß erlaubt zu bemerken, daß eine leise Schwermuth, eine Neigung zum Seltsamen, Wunderbaren, Abentheuerlichen, ein frischer, lebendiger Humor — diese Werke anhauchen. Eine tiefe Sehnsucht nach dem Unbekannten, die Verachtung des Alltäglichen, der Sinn für das Große und Schöne, die zarte Auffassung des Poetischen, selbst in gemeinen Gegenständen — endlich der reine Strohm zarter Empfindung und glühender Leidenschaft müssen das Herz des bessern Lesers ergreifen. Der philosophische Anstrich, wodurch selbst ein harmloses Ammenmärchen interessant wird, muß den Geist des Lesers fesseln. Im William Lovell, — offenbar das erste Werk Tiecks! — wühlt ein ernster Geist in allen trüben Phantomen, die das Leben interessant und elend machen. Auch der heitere Leser wird nicht ohne Befriedigung von der reich bedeckten Tafel des Genies aufstehn. — Der Humor in Peter Leberecht nähert sich Sterne's Humor, doch bleibt er originell. Leider ist dieser kleine launige Roman unvollendet geblieben! In Abdallah, einem Jugendwerke des Verf. ist sein reiches Genie, seine blühende Phantasie, sein lebhafter Styl nicht zu verkennen. — Die Volksmärchen sind in ganz verschiedner Kunst und Manier bearbeitet; man findet eine erschöpfende Zergliederung derselben im Athenäum. Die Geschichte von den vier Heymonskindern und die schöne Magelone sind im eigentlichsten Sinne Volksmärchen; sie sind mit einer lieblichen, holden, anscheinend kunstlosen Manier. Ritter Blaubart hat einen philosophisch-humoristi-

ſchen Anſtrich. Der geſtiefelte Kater iſt eine geiſtreiche Poſſe. Der blonde Eckbert und Karl von Berneck haben das mehreſte Romantiſche und Wunderbare. Der Prolog zu einem Schauſpiele iſt nur für wenige und in den Schildbürgern entdeckt man leicht die Charakterzüge einer andern Nation. Der Sturm iſt frey nach Schakespear überſetzt. Das Kloſter Netley und Schloß Montford ſind Ueberſetzungen. Man wird mir aber glauben, wenn ich ſage, ſie ſind vortreflich und unterhaltend. Der Demokrat iſt freylich nicht ſehr demokratiſch. — Die ſieben Weiber des Blaubart endlich iſt ein bunt groteskes Gemälde — der reinſte Erguß humoriſtiſcher Laune. Die Weiber können aus dieſer alten wahrhaften Geſchichte die Kunſt erlernen, einen rauhen böſen Mann, wie Agnes hier durch kluges Betragen, doch unter den Pantoffel zuletzt zu bringen.

Dieſe Schriften, mit Kupfern und Vignetten von Jury, ſauber gedruckt, ſind auch einzeln zu haben. Wer die 12 Bände komplett für 6 Thlr. 15 gr. baar kauft, erhält, nach Belieben, den Ritter Blaubart oder den geſtiefelten Kater noch oben ein. Apart ſind dieſe beyde, Blaubart für 6 gr. der Kater für 5 gr. zu haben. Beſtellungen erbittet man ſich poſtfrey.

Uebrigens kann die Herabſetzung des Ladenpreiſes dem innern Werthe eines Werkes nicht präjudicirlich ſeyn. Herr Göſchen in Leipzig wird wahrſcheinlich dem litterariſchen Körper Tieck's, der ſchon ziemlich ſtark geworden, meinen engen, ſimplen Frack bald aus-

ziehn, und ihn, mit einem ganzen Rock vom feinsten Velinpapier bekleidet, auf der breiten Chaussee der Didotschen Lettern zum Tempel der deutschen Unsterblichkeit begleiten. Ich muß daher ihm bey Zeiten den Markt verderben, und eile, früher als die Weidmannische Buchhandlung, meinem künftigen Schaden vorzubauen.

Leipziger Michaelismesse 1799.

Karl August Nicolai, Sohn,

Buchhändler auf dem Gensd'armesmarkt, als Verleger.

Nachschrift:

Ich zeige pflichtmäßig an, daß die seltne Bescheidenheit des Herrn Verf. diese von mir veranstaltete und mir nach dem Allg. Landrechte verstattete Ausgabe anfänglich verweigerte, und Er keinen Antheil daran hat. Da Er sich aber doch schon öffentlich genannt und zu erkennen gegeben hat, hoffe ich in dem lebhaften Danke des Publikums und dessen lauten Beyfall seine liebenswürdige Unzufriedenheit erlöschen zu sehn.

Verzeichniß

einiger Romane und Bücher zur Unterhaltung, die bey dem Verleger dieses Buchs zu haben sind.

Abriß des Lebens K. Friedrich Wilhelm des II. von Preußen. Mit Kupf. 8. Berlin 1798. 14 gr.

Aegypten, was es war, was es ist und was es seyn kann. Beschreibung der Städte Flüsse, Sitten, Religion u. s. w. Ein Handbuch für Zeitungsleser. 8. Berlin 1799.

Berlinische Blätter. Fortsetzung der Berl. Monatschrift v. Biester. Jahrgang 1797 u. 98 komplet bis zur Michaelsmesse baar 2 Thaler 8 gr.

(Biesters) Leben der Kaiserin Catharina II. Mit ihrem Bildnisse. 8. Berlin. 1. Thlr.

Dramaturgie, Berlinische (eine Charakteristik der vornehmsten Schauspieler: Iffland, Fleck, M. Euniken, Unzelmann u. s. w. und der aufgeführten Stücke seit Jfflands Direktion) 2 Thle, nebst Register. 8. Berlin 1798. bis zur Michaelismesse 20 gr. baar.

Frau, die weiße, auf dem Schlosse zu Berlin; nebst 2 Dedikationen an Lux und Tonuccio. 8. Berlin 3 gr.

Der Friedenskongreß zu Lagado im Königreich Balmibarbi zwischen den Völkern von Lilliput, Brobdingnoci, Laputa, der Hogahms, Flatmoorland u. s. w. Ein historisches Familiengemählde, halb in gebund-

ner, halb in ungebundner Rede, in 5 Aufzügen, nebst Zwischenakten, Prolog und Epilog. 8. 1799. (in Kommission)

Fritz, ein komischer Roman von J. F. Jünger. 1r. — 4r Band, mit Kupfern. 8. Berlin 96 — 98. 4 Thlr. 16 gr.

(wird fortgesetzt, der 5te Band ist unter der Presse und erscheint im Junius d. J.)

Hermstädt Beytrag zur Geschichte der Krankheit (und versuchten Luftkur) K. Friedr. Wilhelm des II. 8. Berlin 2 gr.

Jeremias Reibedanz, eine Geschichte zur Unterhaltung für Leser, welche ohne Ritter und Gespenster fertig werden können. 8. Berlin 1 Thlr. 4 gr.

Maiers Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen, 2 Theile. 8. Berlin 97. 1 Thlr.

Der Melancholische, eine Geschichte, frey nach dem Englischen von J. F. Jünger. 3 Thle. mit Kupf. v. Jury. 8. Berlin 4 Thlr.

Nachlaß, romantischer, des Mannes im blauen Domino; herausgegeben von Anton Freyer. 1r Bd. 8. Berlin 1799.

Nachricht von den letzten Tagen K. Friedr. Wilh. II. und dessen Leichenbegängniß. Mit Kupf. 8. Berlin 98 6 gr.

Nachricht von dem nächtlichen Gepolter in Tegel bey Berlin; aus dem Protokoll der Hrn. Köhler, Herbst, Karsten, Klaproth, Otto, Zöllner. 8. Berlin 798. 2 gr.

Nicolais, Friedr. Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und einigen Perso-

nen, die um ihn waren. Zweyte verbeſſerte Auflage, 2 Bände; nebſt Inhalt und Regiſter über das ganze Werk. 8. Berlin 97. 2 Thlr.

Nicolai, J. D. Kammerath: Was iſt für und wider die Zuckerfabrikation aus Pflanzen zu ſagen? Nebſt Nachrichten von den mit dem Zucker aus Pflanzen angeſtellten Verſuchen v. Hermbſtädt, Marggraf u. a m. 8. Berlin 799. 6 gr.

November, der ſechszehnte. (Sterbetag K. Fried. Wilhelms II. und Regierungsantritt des jetzigen Königs Majeſtät, von Bieſter) 8 Berlin 798. 2 gr.

Nugent, Thom. Reiſen durch Deutſchland, vorzüglich durch Mecklenburg. (2 Thle. mit Kupfern. gr. 8, Berlin 97. 2 Thlr. 6 gr.

Reiſen des Kapit. Sam. Brunt nach Kaklogallinien und in den Mond. Nach dem Engl. von Swift. 8. Berlin 1799.

Schein, der betrügliche, oder man muß nicht glauben, was man ſieht. Eine alte ſpaniſche Geſchichte zur Warnung für alle diejenigen, die ihre Augen und ihrem Verſtande trauen wollen. Mit Kupf. 8. Berlin 1 Thlr. 8 gr. ohne Kupf. 20 gr.

Vademecum, mediciniſches für luſtige Aerzte und luſtige Kranken, eine Sammlung medic. Scherze, komiſcher Einfälle, witziger und luſtiger Anekdoten, Züge u. ſ. w. 4 Thle. 8. Frſt. u. Leipz. 98. 2 Thlr.

— — für Schauſpieler und Liebhaber des Theaters, ernſthafte und luſtige Bruchſtücke und Miscellaneen, ſonderbare Gebräuche

und unterhaltende Anekdoten, das Theater betref. Mit einem Titelkupf. 3 Thle. 8. Berlin. 1 Thlr. 4 gr.

Wallers, Georg, Leben und Sitten, wahrhaft oder doch wahrscheinlich beschrieben, von ihm selbst. 8. Berlin 97. 1 Thlr. 4 gr,

---

Auch sind bey dem Verleger Tabellen zu Vormundschaftsrechnungen, zur Einnahme, Ausgabe und zum Status bonorum auf das genaueste eingerichtet, zu haben. 3 Bogen in gr. Fol. 4 gr. Das Buch 1 Thlr 8 gr.

Die
groſſe Naſe.

Eine
moraliſche Erzählung
in
Zwölf Dutzend Kapiteln,

von

J. F. Jünger.

Huc propius me,
Dum doceo inſanire omnes, vos ordine adite!
Hor. Serm. Lib. II. 3.

Erſtes Dutzend.

Das Erſte Kapitel.

„Alſo der Prinz hat eine ſo große Naſe?“ fragte die Königin.

„Eine entſetzlich große Naſe, Ihro Majeſtät!“ erwiederte der Hofmarſchall.

„Das macht mir eine ſehr gute Idee von ihm,“ ſagte die Königin, „denn ich habe immer gehört, eine große Naſe iſt bey einem Manne das Zeichen eines großen Verſtandes.“

„Wohl angemerkt,“ ſchrie der König, der in ſeinem Lehnſtuhle ſaß und Soldaten von Papier ausſchnitt, und fühlte bey dieſen Wor-

ten geſchwind an ſeine Naſe, die eben nicht unter die Kleinen gehörte.

Die Königin warf ihm einen halb mitleidigen, halb höhniſchen Seitenblick zu, als wollte ſie ſagen: „Keine Regel ohne Ausnahme!“

Man darf aber ja nicht glauben, die Königin habe das wirklich geſagt! Bey Leibe nicht! Unter andern Eigenheiten, wodurch ſich der Hof von Plicktri von allen übrigen bekannten und unbekannten Höfen aller bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Welttheile unſrer Erdkugel auszeichnete, war vorzüglich auch die, daß man ſich das nie in das Geſicht ſagte, was man von einander dachte. Meine Leſer können hieraus ohngefähr ſchließen, was für eine ſonderbare Art von Hof das war.

Das Zweyte Kapitel.

Regis ad exemplum totus componitur orbis, ſagt das Sprichwort; ich kann es Ihnen alſo gar nicht verdenken, wenn Sie durch eben erwähnten Umſtand neugierig gemacht worden

ſind, zu wiſſen, wo denn eigentlich das Königreich Plicktri liege? Aber unglücklicher Weiſe kann ich Ihnen keine Auskunft darüber geben, meine lieben Leſer! denn der chaldaiſche Autor, nach deſſen Handſchrift ich dieſes außerſt merkwürdige Werk bearbeite, und zwar frey bearbeite — das heißt, ich laſſe die Stellen weg, die ich nicht verſtehe: Sie brauchen aber deswegen nicht zu fürchten, daß das Buch zu klein wird, denn ich thue in dergleichen Fällen ſchon ſo viel von dem Meinigen dazu, daß die Seitenzahlen-komplet werden — erwähnt auch kein Wort davon: Und ich habe alle mögliche mir bekannte Geographien, vom Pomponius Mela De ſitu orbis angefangen bis auf den kleinen Hager und großen Büſching, nachgeſchlagen, und finde nirgends etwas, das mir einen Fingerzeig geben könnte.

Bloß am Ende des Manuſcripts finde ich einen kleinen Anhang, der mir aber nicht von dem nämlichen Verfaſſer, und alſo nicht ganz zuverläſſig zu ſeyn ſcheint: Denn erſtlich ſind die Schriftzüge, wenn man ſie aufmerkſam ver-

gleicht, viel neuer als die des Manuſcripts, und denn iſt auch das ganze Manuſcript auf Papyrus oder ägyptiſches Papier geſchrieben — ein Umſtand, der für das Alter dieſer Handſchrift entſcheidend beweiſt, denn wie Graf Maffei mit der groſsten Wahrſcheinlichkeit behauptet, hat das ägyptiſche Papier ſchon im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt aufgehört — und das Blatt, auf welches dieſer Anhang geſchrieben iſt, ſcheint ohne Widerſpruch Baumwollenpapier zu ſeyn; und das älteſte Manuſcript, das Montfaucon auf dergleichen Papier fand, war vom Jahr tauſend und funfzig; und er beweiſt mit vielem Scharfſinne, daſs der Gebrauch des Baumwollenpapiers im neunten Jahrhundert aufs früheſte aufgekommen iſt: Folglich iſt dieſer Anhang offenbar um volle vierhundert Jahre neuer als das Manuſcript.

Ferne ſey es indeſſen von mir, daſs ich meine Leſer auch nur um das geringſte bringen wollte. Ich theile Ihnen alſo hiermit dieſen Anhang, ſo unzuverläſſig er mir auch ſcheint, in einer

getreuen Ueberſetzung mit; Sie mögen Sich daraus nehmen, was Sie wollen. Er lautet aber alſo:

„Als ein gewiſſenhafter und pünktlicher Geſchichtſchreiber hätte ich eigentlich etwas von der Lage des Landes Plicktri ſagen ſollen; aber ich mache gern dann und wann, ſo viel es ſich thun laßt, dem Scharfſinne meiner Leſer ein Compliment, damit Sie bey vorkommender Gelegenheit dem meinigen wieder eines machen, denn eine Höflichkeit iſt der andern werth: Und ſo überlaſſe ichs alſo Ihrem Scharfſinne, dieſem Königreiche Plicktri auf die Spur zu kommen. Denjenigen, die etwa Luſt haben oder bekommen ſollten, es in Perſon aufzuſuchen, kann ich zur Nachricht ſagen, daß es ſo vortheilhaft gelegen iſt, daß man aus allen europäiſchen Seehäfen dahin kommen kann, man mag ſich einſchiffen, wo man will, ſo wie zum Beyſpiel, einer der von Altona nach Hamburg wolte, doch dahin kommen würde, wenn er auch

seinen Weg über Peking nähme. Das ist eine weise Einrichtung in dieser Welt, für die wir der gütigen Vorsehung nicht genug danken können, ohngefähr so wie die, daß sie, wie schon vor mir ein gelehrter und gründlicher Theolog angemerkt hat, fast immer an großen Städten große Flüsse vorbeygeleitet hat."

Das Dritte Kapitel.

Der Monarch, der dieses Königreich beherrschte, hieß Dideltapp. Ein seelenguter Mann, der gerade so viel Kopf hatte als er brauchte, um seine Krone mit gehörigem Anstande tragen zu können.

Der Hofpoet, ein Mann, der überhaupt jedes Ding beym rechten Nahmen zu nennen wußte, nannte ihn an jedem Neujahrtage in einer Ode Dideltapp den Großen; und dafür bekam er jährlich sechs hundert Schachschachs, eine Münze, die ohngefähr so viel gilt,

als bey uns ein Dukaten: Man muß sich darüber nicht wundern, denn der Hofpoet war ein Auslander, und es war in Plicktri Sitte, daß man die Auslander viel besser bezahlte als die Inländer *).

*) Da lobe ich mirs doch in unserm lieben deutschen Vaterlande! Unsre Fürsten wissen vaterländisches Verdienst besser zu schätzen! Man nenne mir doch einen einzigen deutschen Hof, wo ein armseliger wälscher Reimschmidt so theuer dafür besoldet würde, daß er etwa im Jahre eine oder zwey sinn- und hirnlose italiänische Opern schreibt und zum Neuenjahr einen Glückwunsch macht! Nein! Wie gesagt, dazu sind unsre deutschen Landesväter viel zu klug, und viel zu gut gegen ihre Landeskinder gesinnt! Daher giebt es aber auch unter den deutschen Geistesprodukten kein einziges dem man es anmerken könnte, daß es der Verfasser aus Hunger schrieb, und daher ist unter den deutschen Autoren kein Einziger, dem man nachsagen könnte, daß er jemals durch Geldmangel zu irgend einer Niederträchtigkeit verleiten liess. Unter Niederträchtigkeiten verstehe ich Speichelleckereyen, zu gewissen Zeiten neuere Arbeiten, Zoten, oder gar ††† Pasquille! — Das macht alles, weil

Der König gab ihm dann noch gewöhnlich eine goldne Dose oder Uhr obendrein, denn er bildete sich etwas darauf ein, ein recht groſser Dideltapp zu seyn.

wir in zu gutem Futter stehen! Was ich aber fürchte ist, daß wir durch gar zu groſse Auszeichnung und Freygebigkeit von oben herab zu sehr verwöhnt werden. Gewiß ists, daß Frankreich seine abgeschmacktesten Stümper, seine Corneille, Racine, Moliere, Menage u. s. w. meistens der Freygebigkeit Ludwigs des Vierzehnten verdankt. Ich will also die deutschen Fürsten hiermit gewarnt haben, ja nicht zu verschwenderisch gegen deutsches Verdienst zu seyn, und lieber etwas mehr auf ihre Jagdhunde, Pferde und Operisten zu verwenden. Um die Sache recht ad oculos zu demonstriren, will ich zum abschreckenden Beyspiele aus Colberts hinterlassenen Papieren folgenden Pensionsetat hersetzen, den besagter Ludwig der Vierzehnte im Jahre 1663 sanctionirte.

Au Sieur de la Chambre Med. ord. du Roi, excellent homme pour la Physique, et pour la connoissance des passions et

Einmahl nannte er ihn Dideltapp den Weiſen, und das hätte den armen Teufel beynahe um ſeine ſechshundert Schachſchachs ge-

des ſens, dont il a fait divers ouvrages fort estimés, une Penſ. annuelle de 2000 l.

Au Sieur Conrard, lequel ſans connoiſſance d'aucune autre langue que ſa maternelle eſt admirable pour juger de toutes les productions de l'eſprit, une Penſion ann. de 1500 -

Au Sieur le Clerc excellent Poete franc. 600 -

Au S. P. Corneille premier Poete dramatique du Monde 2000 -

Au S. Desmaretz le plus fertile Auteur et doué de la plus belle imagination qui ait jamais été 1200 -

Au S. Menage excellent pour la Critique 2000 -

Au S. Ab. de Pure, qui ecrit l'hiſtoire en latin pur et elegant. 1000 -

Au S. Boyer excellent Poet francois 800 -

Au S. Corneille le Jeune bon Poete dram. 1000 -

Au S. Moliere excellent Poete comique 1000 -

Au S. Benſerade Poete franc. fort agreable 1500 -

Au P. le Cointre de l'Oratoire habile pour l'Hiſtoire 1500 -

16100 l.

bracht, denn die Königin ſah das für einen frevelhaften Eingriff in ihre Rechte an, weil ſie fünfhundert Academiſten mit ſchweren Koſten

latus	16100 l.
Au S. Godefroi Hiſtoriogr. du Roi	360. -
Au S. Huet de Caen grand Perſonage qui a traduit Origene	1500 -
Au S. Charpentier Poete et Orateur franc.	1200 -
Au S. Abbé Cotin id.	1200 -
Au S. Serbieu Savant ès Lettres humaines	1000 -
Au S Dauvrier id.	3000 -
Au S. Ogier, conſommé dans la Theol. et les Bel. Lettres	1500 -
Au S. Vallier profeſſant parfaitement la Langue Arabe	600 -
A l'Abbé le Vayer Savant ès belles Lettres	1000 -
Au S. le Laboureur habile pour l'Hiſtoire	1200 -
Au S. de Sainte Marthe id.	1200 -
Au S. du Perrier Poete Latin.	800 -
Au S. Flechier Poete francois et Latin	800 -
Aux Sieurs de Valois freres qui ecrivent l'Hiſt. en Latin	2400 -
Au S. Mauri Poete Latin	600 -
Au S. Racine Poete francois	800 -
	38500 l.

dafür besoldete, daß sie sie in ihren Memoires und Abhandlungen ausschließungsweise Kickelkackel die Weise nennen mußten.

In einigen wenigen Urkunden findet man auch Dideltapp der Geliebte, und mit diesem Beynahmen hat es folgende Bewandniß:

latus	38500 l.
Au S. Abbé de Bourzeis, consommé dans la Theologie positive scholastique, dans l' histoire, les Lettres humaines et les Langues orientales	3000 -
Au S Chapelain le plus grand Poete francois, qui ait jamais été, et du plus solide jugement	3000 -
Au S. Abbé Cassagne Poete, Orateur et Savant en Theologie	1500 -
Au S. Perrault habile en Poesie et Bel. Lettres	1500 -
Au S. Mezerai Historiographe	4000 -
Aux Savans etrangers Heinsius, Vossius, Huyghens (Hollandois, qui a inventé les pendules) et Becklerus à chacun 1500 liv.	6000 -
P. t.	57500 l.

Gleich in den ersten fünf Minuten seiner glorreichen Regierung überreichten die allergetreuesten Stände im Nahmen aller getreuen Unterthanen seiner Majestät eine unterthänige Bittschrift, in welcher sie um die allergnädigste Erlaubniß anhielten, seine Majestät l t e b e n. p. dürfen. Der König, ein viel zu bedächtlicher, behutsamer und vorsichtiger Regent, um über dergleichen äußerst wichtige Gegenstände selbst zu entscheiden, versammlete sein geheimes Staatsconseil und trug ihm den Fall vor. Das Conseil, das in solchen Fällen wenigstens eben so bedächtlich zu Werke ging als seine Majestät,

Ich bitte meine Leser um dieser langen Note willen um Verzeihung, aber die Sache geht mich ein wenig mit an, weil ich selbst Autor bin. Ich weiß es aus Erfahrung wie es einem ist, den der Haber sticht, zumahl seit die dermahlige Theatralvicedirektion für gut befunden hat, mir die sechshundert Gulden, oder welches auf eines hinausläuft 2400 Livres wieder wegzunehmen, mit denen mich der verewigte J o s e p h d e r Z w e y t e begnadigte.

Anm. des Uebersezers.

getraute sich auch nicht darüber zu entscheiden, weil das Recht, den König zu lieben, nach alter hergebrachter Gewohnheit ein ausschliessendes Recht der Königin sey. Die Sache ging also an diese.

Kickelkackel war eine gute liebe Dame, die ihrem Volke recht gern eine unschuldige Freude gönnte. Ueberdem war sie auch schon seit drey Tagen mit dem König vermählt, und folglich auf das Privilegium exclusivum, ihn zu lieben, nicht so sehr mehr versessen, da sie außerdem noch andere und viel wichtigere und anziehendere Regierungssorgen auf ihrem landesmütterlichen Herzen hatte.

Es wurde also mit Genehmhaltung und auf Befehl der Königin ein allerhöchstes Hofdekret publicirt, vermöge dem es allen und jedem preis gegeben wurde, Seine Majestät den König als ihr rechtmäßiges Oberhaupt zu lieben, so lange, so aufrichtig und so sehr sie nur immer wollten.

Das war der erste Beweis, den das erhabne Fürstenpaar seinem Volke von seiner ausgezeichneten Huld, Gnade und Herablassung gab, und man denke, ob das Volk davon gerührt wurde!

Das Vierte Kapitel.

Die Plicktrier hatten unter andern Nationaltugenden, die sie vor manchen ihrer Nachbarn auszeichneten, einen Freyheitssinn, über den nichts ging. Und das war auch kein Wunder: Sie sogen diesen Freyheitssinn, so zu sagen, mit der Muttermilch ein.

Von Erziehung war unter ihnen keine Rede. Die lieben Eltern hatten die lieben Kinder nur so lange in der Gewalt, als sie sie im eigentlichsten Verstande des Worts im Gängelbande führten. Waren sie einmahl da heraus, so ließen sie sie laufen wie sie wollten, und die lieben Kinder liefen dann eben so schief wie ihre lieben Eltern gelaufen waren und noch liefen, und eben aus dieser Ursache durften ihnen die lieben Eltern keine Vorwürfe darüber machen.

Der Finanzminister machte einmahl den Ver-
ſuch, eine Gedankenſteuer einzuführen;
aber bey näherer Beleuchtung fand es ſich, daß
nicht der tauſende Theil von dem herauskam,
was das bey der Gedankenſteuerkom-
miſſion angeſtellte Perſonale koſtete, weil
ſich die Plicktrier im Ganzen genommen
gar nicht mit dem Denken abgeben: denn
unter den Punkten, die der jedesmahlige König
bey ſeiner Thronbeſteigung feyerlich beſchwören
mußte, war unter andern auch der, daß er ih-
nen vollkommene Freyheit laſſen wollte, ob ſie
denken wollten, oder nicht? und da ſie
es ſo wohlfeil und bequem haben konnten, ſo
fiel es wenigen unter ihnen ein, ſich mit Den-
ken abzugeben.

Beſonders machten ſich ihre Schriftſteller
dieſe Freyheit wirklich zu Nutze. So hat zum
Beyſpiel einer ihrer beliebteſten und fruchtbar-
ſten dramatiſchen Autoren zwey hundert ſechs
und neunzig Schau- und Trauerſpiele geſchrie-
ben — denn mit Luſtſpielen machte man dorten
kein Glück, weil die Plicktrier lieber weinten

als lachten — und in allen diesen zwey hundert sechs und neunzig Stücken findet man, genau gezählt, sieben und zwanzig gesunde Gedanken, die der Autor noch dazu, wie man behaupten will, aus Romanen entlehnt hat *).

Ohngefähr zwey tausend Jahr vor der Epoche in welche diese Geschicht fällt, hatten die Ministers von Plicktri immer einen ers

*) Ich habe mir alle Mühe gegeben, wenigstens eines von diesen Stücken aufzutreiben, um es in der Uebersetzung diesem Bande anzuhängen, damit meine deutschen Landesleute doch eine Idee bekämen, wie ein Schauspiel aussieht, das aus einem Romane entlehnt ist, denn bey uns müßte das eine äußerst seltne Erscheinung seyn: Aber umsonst! Unsern Nachkommen kann das, Dank sey es der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit unsern Theaterstücken schon nicht so gehn, besonders seit es in manchen Ländern so viele privilegirte ehrliche Leute giebt, die zur Ausbreitung der Literatur fast jedes Stück, das nur ein wenig Aufsehen macht, für 5 und 7 Kreuzer so oft als möglich vervielfältigen.

Anm. des Uebersetzers.

klärten Dummkopf an die Spitze der Censur gestellt, von welchem sie gewiß überzeugt waren, daß er kein Buch passirte, durch welches gesunde Begriffe unter das Publikum kommen konnten, weil es ihnen, aus Ursachen, die mein Autor anzuführen vergessen hat, daran lag, das Volk in einer gewissen Lethargie zu erhalten: Jetzt war das ganz anders! Jeder Autor durfte alles was er nur wollte, drucken lassen: Nur mußte er sich die kleine Unbequemlichkeit gefallen lassen, für sein gedrucktes Buch verantwortlich zu seyn. Das heißt, man befragte ihn über diese und jene Sätze, die er aufgestellt hatte, und die allenfalls einem oder dem andern der Herren am Ruder nicht behagt hatten: Behagten diesen dann seine Erläuterungen darüber auch nicht, so hatte er nichts weiter zu besorgen, als eine fünf- oder zehnjährige Gefängnißstrafe. Kurz, es herrschte eine vollkommene Preßfreyheit in Plicktri.

Ueber die Regierung durften sie in allen öffentlichen Häusern ihre Meinung so frey äußern, als sie nur immer wollten, ohne daß sie

das geringste dabey wagten, als, im Fall daß sie denunzirt wurden, eingezogen zu werden, oder, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kam, höchstens fünf und zwanzig oder funfzig Stockprügel: Und das finde ich meines Orts äußerst gerecht und billig. Eine Regierung, die auf philosophischen und festen Grundsatzen beruht, und die von helldenkenden und gutgesinnten Menschen verwaltet wird, muß auf ihren Guten Ruf halten *).

*) Wenn mein Chaldäer hier keinen übel angebrachten Spaß machen will, so hat er sich vermuthlich verschrieben, oder die Schuld liegt am Abschreiber des Manuscripts. Unter der Regierung des größten philosophischen Königs der Welt, Friedrichs des Großen giebt es, so viel ich weiß, kein einziges Beyspiel, daß irgend einer seiner Unterthanen über Meinungen war verantwortlich gemacht worden. Sein Grundsatz, der ihn in den Herzen aller guten Menschen ewig unvergeßlich machen wird, war der: In meinen Staaten kann jeder glauben und denken was er will, wenn er nur handelt wie er soll.

Anm. des Uebersetzers.

Sie hatten Freyſchulen, in welche die
öglinge vollkommen frey aufgenommen wur:
n, nur war der kleine Umſtand dabey in Er:
ägung zu ziehen, daß ſie ihren Eltern oder
erwandten dem ohnerachtet noch einmahl ſo
euer zu ſtehen kamen, als ihre Erziehung in
dern Ländern gekoſtet haben würde.

Ihre philoſophiſchen Hörſäle erſchollen von
n Worten Freyheit und Menſchenrech:
aus allen Ecken wieder, ſo lange der Philo:
ph, der dieſe Sätze vortrug, noch keinen feſten
ehalt hatte; ſo bald aber die Lehrſtunde vor:
y war, kroch dieſer Philoſoph mit einem
atzenrücken in den Vorzimmern der Großen
rum, um den praktiſchen Verſuch zu machen,
dieſe ſeine Sätze gegen eine jährliche Penſion
n hundert oder hundert funfzig Thalern Stich
elten? Und richtig ergriffen ſie gleich bey der
ſten Quartalzahlung die Flucht!

Was die Religion betraf, ſo herrſchte
den Staaten des Königreichs Plickti
llkommne Toleranz. Jeder durfte glauben

was er wollte. Wenn aber die Bonzen ja den oder jenen auf einer kleinen Ketzerey ertappten, so jagten sie ihn höchstens von Amt und Brod, zogen seine Güter ein, schlossen seine Kinder von allen künftigen Erwartungen und Ansprüchen aus, und ließen ihm übrigens wie vorher, die vollkommne Freyheit zu denken und zu glauben was er wollte. Das nenn ich mir doch Denk- und Gewissensfreyheit! Das ist doch wenigstens viel toleranter, als man vor einigen hundert Jahren war, wo die armen Teufel von Ketzern am Spieße gebraten wurden, wie bey uns die Truthane?

Das Fünfte Kapitel.

Diesem unvertilgbaren Freyheitsgeiste zufolge fragten die Plicktrier bey ihren Obrigkeiten an, „ob es ihnen erlaubt sey, sich über die Gnade ihres neuen Monarchen zu freuen?“

Die Obrigkeiten, welche eben so freye Leute waren als die Unterthanen, getrauten sich nicht

über dieſe allerunterthänigſte Anfrage zu entſchei-den, und trugen ſie alſo allerhochſten Orts vor.

Dießmahl wären aber die armen Teufel mit ihrer allerunterthänigſten Anfrage allerhöchſten Orts beynahe übel angelaufen!

Die Sache war dieſe:

Dideltapp hatte ganz unglaublich viel militäriſchen Geiſt. Er war der größte Held, der einſichtsvollſte Feldherr in Friedenszeiten, den es je gegeben hat; denn wenn es Krieg gab, ſo blieb er fein zu Hauſe, und das bloß um ſeinen Unterthanen aus landesväterlicher Liebe ein Leben zu erhalten, das ihnen ſo theuer war: Was das letzte betrift, hatte er nicht unrecht, denn die Plicktrier hatten mehr Steuern und Abgaben als alle ihre Nachbarn, und in dieſem Verſtande war die Exiſtenz ihres Königs für ſie immer ſehr theuer.

Um alſo ſeinem militäriſchen Geiſte wenigſtens zu Hauſe immer friſche Nahrung zu geben, hielt er fleißig taktiſche Uebungen, das

heißt: Er ſchnitt Soldaten von Papier aus, ſtellte ſie auf einem großen Tiſche in Schlachtordnung, und lieferte ſich dann die fürchterlichſten, grauſamſten Schlachten; Schlachten, von denen man in den Jahrbüchern aller bekannten Staaten kein Beyſpiel aufzuweiſen hat. Durch dergleichen immer fortgeſetzte Uebungen hatte er es in der Taktik ſo weit gebracht, daß er ſich faſt alle Bataillen ſelbſt abgewann.

Ueberhaupt war König Dideltapp ein groſſer, ein einziger Mann. Wenn niemand um ihn war, ſo war er der Einzige im Zimmer. Befand er ſich unter ſeinen Generalen, ſo war er der einzige Staatsmann unter ihnen. War er unter ſeinen Staatsminiſtern, ſo war er im ganzen hochahnſehnlichen Collegio der einzige General; und wenn die Königin ausfuhr, ſo war er ohne Widerrede der größte und unumſchränkteſte Monarch in der ganzen königlichen Burg. Das ſagte ihm ſelbſt der Neid nach, und der Neid in Plickeri hat von jeher die gute Gewohnheit gehabt, ſehr aufrichtig zu ſeyn.

Das Sechste Kapitel.

Dideltapp war eben in eine der obenerwähnten taktischen Uebungen vertieft, als dem jourhabenden Cammerherrn vom Magistrate das Memorial „die Freude der allergetreuesten Unterthanen betreffend" übergeben wurde.

Beyde papierne Armeen waren hart an einander. Dideltapp befand sich in der mißlichsten Lage von der Welt; wenn er sich nicht entschließen wollte eine äußerst gefährliche Unternehmung zu wagen, so riskirte er wirklich eine Bataille gegen sich selbst zu verliehren: Und dann wär es um einige Blätter aus dem Lorbeerkranze, der auf seinen Gold- und Silbermünzen seine königliche Scheitel umschlang, geschehen gewesen!

Diese Unternehmung bestand in nichts wenigerm, als den Feind aus einer sehr vortheilhaften Position zu vertreiben, die noch dazu von seiner ganzen Hauptmacht unterstützt wurde.

Dideltapp hatte eben die ganze papierne Generalitat um ſich her verſammelt und hielt Kriegsrath mit ihnen, und bey dieſem Geſchäft war er immer am allerzufriedenſten mit ſich ſelbſt; denn das waren eigentlich die Momente, in denen er die ganze Ueberlegenheit ſeiner Macht und Weisheit in ihrer wahren Größe fühlte: Auch kein einziger von ſeinen papiernen Feldmarſchällen getraute ſich anderer Meinung zu ſeyn, als ſeine Majeſtät; alle ſtimmten blindlings ein, denn ſo papieren ſie auch waren, ſo fühlten ſie doch, daß ſeine Majeſtat unendlich mehr Einſicht und Kenntniſſe beſäß.

Das Siebente Kapitel.

Dideltapp war eben im vollen Genuß ſeiner Herrlichkeit und Große. Das zu ſeiner Unternehmung beſtimmte Corps war ſchon detachirt, aber unglücklicherweiſe marſchirte es zu nahe am Rande des Tiſches, der dicht am Fenſter ſtand; der Tag war ſehr ſtürmiſch, und indem der Cammerherr die Thür aufmachte,

gabs einen so gewaltigen Luftzug, daß das Fenster auffuhr und das ganze Detaschement, bis auf einige wenige Mann, die vermutlich vom Schicksal für einen ihrer würdigern Heldentod bestimmt waren, zum Fenster hinausflog. Unglücklicherweise gingen die Fenster des Schlosses auf einen großen Fluß: Es war also keine Möglichkeit vorhanden, sie zu retten!

Der König, wie wir schon weiter oben angemerkt haben, oder, wenn wir es nicht gethan haben, es hätten thun sollen, war, wie sich's ohnehin von jedem König versteht, ein äußerst menschenfreundlicher Monarch; man denke also, wie weh es ihm thun mußte, einen so ansehnlichen Theil seiner Armee — und da der Coup äußerst gefährlich war, so hatte er natürlicherweise den bessern Theil seiner Mannschaft dazu ausgesucht — so mal a propos dahingeopfert zu sehn! Er war für Wuth und Verzweiflung ganz außer sich. Er riß dem Cammerherrn das Memorial aus der Hand, trat es mit Füßen, und warf es hinter den Soldaten drein in den Fluß. Als er im besten Schimpfen und Toben war, bemerkte

er in den Händen des Cammerherrn, der mehr tod als lebendig daſtand, eine Strohſchachtel. Er grif haſtig darnach, und öffnete ſie.

Poſt nubila Phoebus! Es giebt kein Gift ohne Gegengift, verſteht ſich, wenn es, wie ſchon der groſse Avicena angemerkt hat, zu rechter Zeit angewendet wird, und oft ſtolpert hinter dem gröſsten Unglück ein Glück drein, das uns auf einmahl alle Leiden vergeſſen macht.

Der landesdirigirende Miniſter, welcher keine Gelegenheit verabſaumte, ſich ſeinem Monarchen gefällig zu erhalten, ſchnitt dann und wann in ſeinen müſſigen Stunden in denen er ſich von ſeinen äuſserſt ſchweren und wichtigen Geſchäften zu erholen pflegte — das heiſst in den wenigen Stunden, die er ſich von neun Uhr des Morgens bis zur Mitternachtszeit von der Tafel, der Jagd, dem Spatzierenfahren oder Reiten, der Aſſemblée, dem Theater, dem Souper und der Redoute oder Ball abmüſsigen konnte, denn die übrige Zeit hindurch ſchlief er — Soldaten für ſeine Majeſtät aus. Die Schachtel enthielt

einige Regimenter, die er eben geschnitten hatte, weil er sich, da wegen der tiefen Trauer um den Vater des neuen Königs die öffentlichen Lustbarkeiten auf sieben Tage eingestellt gewesen waren, von seinen Geschäften mehr Zeit als gewöhnlich, hatte abmüßigen können.

Nie ist wohl einem Feldherrn ein Succurs zu gelegenerer Zeit gekommen! Dideltapp stellte sie sogleich in Ordnung, und grif unerschrocken an. Freylich waren es nur noch unexercirte Leute, bloße Rekruten; aber was den Soldaten an Uebung abging, das ersetzte der commandirende General an Klugheit und Tapferkeit: Kurz, innerhalb drey Secunden war die Bataille gewonnen.

Dideltapp war so froh über diesen Sieg, daß er nicht nur seinen Unterthanen erlaubte, sich über seine Gnade zu freuen, sondern auch dem Minister für seine dem Staate geleistete höchst wichtige Dienste den großen Kalbskopfsorden überschickte, und in allen Moscheen, wegen des glücklichen Erfolgs seiner glorreichen Waffen, ein solennes Larifari absingen ließ.

Das Achte Kapitel.

In der allerunterthänigsten und eben deswegen aller ungeheucheltsten Freude ihrer Herzen wagten, es also dieser allergnädigsten Erlaubniß zufolge die allergetreuesten Unterthanen, diese ihre Freude durch prächtige Illuminationen und Freudenfeuer an den Tag zu legen.

Besonders thaten sich die Bewohner der Hauptstadt von Plicktri hervor, welche, da sie dem allerhöchsten Hofe am nächsten, natürlichsterweise am patriotischsten gesinnt waren.

Unter andern zeichnete sich die Illumination des Rathhauses durch die Neuheit und das frappante der Idee aus. Es war am ganzen Gebäude nirgends eine Lampe oder ein Licht zu sehn. Statt deren aber steckte zu jedem Fenster ein Rathsherr den Kopf heraus, und das machte den schönsten Effekt, den man sehen konnte: das Licht ihrer Weisheit schien durch ihre weißgepuderten Hirnkasten hindurch, ohngefahr wie

Johanniswürmchen im Monath July, wenn
nt es in ein Stück feines holländisches Brief-
pier wickelt.

Das ganze übrige Land stand an diesem
udenvollen Abende in Feuer und Flammen;
er so viel auch Lampen und Lichter brannten,
war doch alle diese Illumination nichts in
rgleich mit derjenigen, welche in den Herzen
er getreuen Plicktrier angezündet war: die
nnten, den öffentlichen Blättern zufolge —
d die öffentlichen Blätter von Plicktri lo-
n nie — alle lichterloh auf wie Wickenstroh.
as diesen Punkt betrifft, war Dideltapp
wahrer Mordbrenner. Er sengte und brenn-
wie man in eben erwähnten Zeitungen sehr
utlich lesen konnte, in den Herzen seiner aller-
reuesten Unterthanen schon als Kronprinz her-
n; daß es eine Sünde und eine Schande,
r, man denke also, wie er's erst treiben
ßte, da er den Thron bestiegen hatte! Und
diese Herzen unter der langen sechs und sechs-
jährigen Regierung seines Herrn Vaters —
rum? davon schweigen meine Quellen — so

ziemlich ausgetrocknet waren, so hätte es diesmahl zu einer Feuersbrunst kommen können, von welcher sich die guten Plicktrier vielleicht in vielen Jahren nicht wieder erholt hätten, wenn nicht, wie mehr erwähnte Zeitungen berichten, noch zu rechter Zeit ganze Ströme von Freudenthränen dazu gekommen wären, die dem Brande glücklicherweise Einhalt thaten.

Das Neunte Kapitel.

Aber das ist wahr, es geht doch bey einem Geschichtschreiber nichts über Ordnung und Pünktlichkeit, besonders bey einem, welcher eine so äußerst interessante und merkwürdige Geschichte schreibt, als ich. Der Anfang meiner Geschichte fällt ohngefähr in das achtzehnte Jahr von Dideltapps glorreicher Regierung, und auf einmahl mache ich einen Sprung auf die Beleuchtung bey seiner Thronbesteigung zurück!

Je nun, thut auch nichts! Ich bin ein pragmatischer Geschichtschreiber, das heißt,

ein ſolcher der recht viel ſchwazt das nicht zur Sache gehört.

Machen wir alſo geſchwind einen Sprung um achtzehn Jahre vorwärts, damit wir wieder in Ordnung kommen, und ſprechen von — von was denn nun gleich? — Je, von der langen Naſe des Prinzen Amaranth.

Das Zehnte Kapitel.

Prinz Amaranth war der einzige Sohn des Königs Cucuruz, deſſen Staaten nahe an das Königreich Plicktri gränzten. Die ſcandalöſe Kronik ſeiner Zeit behauptete zwar, er ſey nicht ſo ganz der Sohn des Königs Cucuruz, als ſich Seine Majeſtät wohl einbildeten, oder einzubilden vorgaben, denn Cucuruz war klug genug einzuſehn, daß der Prinz eben kein Werk war, das ſeinem Verfaſſer Schande machte, und trug daher kein Bedenken ihm ſeinen Nahmen vorzuſetzen. Vielleicht finden wir im Erfolg dieſer Geſchichte etwas weiteres, das uns

über die Geburt des Prinzen nähere Auskunft geben kann.

Was die Winke der skandalösen Kronik einigermaßen zu bestätigen schien, war die schnelle Verschwindung der Königin Lazuline, Amaskanths Mutter. Sie kam auf einmahl weg, ohne daß jemand wußte, wohin? Cucuruz ließ indessen den Prinzen als seinen Thronerben erziehen, und erklärte sehr oft im Zirkel seiner vertrautesten Freunde — das heißt solcher Leute die eine Viertelstunde darauf der ganzen Stadt wieder vertrauten, was ihnen Seine Majestät vertraut hatte, damit die ganze Stadt, und durch sie das ganze Land hübsch erfuhr, auf welchen vertrauten Fuß Seine Majestat mit ihnen umging — daß er in seinem Leben nicht wieder heurathen würde.

Aber was die Entschlüsse gegen die Macht der weiblichen Reitze betrifft, sind, wie man will angemerkt haben, die Großmächtigsten und Unüberwindlichsten unter uns eben so schwach als wir übrigen unmächtig

gen und leichtüberwindlichen Adamsſöhne. Das war der Fall bey Cucuruz.

Er blieb durch volle ein und zwanzig Jahre ſeinem Vorſatze feſt getreu, und im zwey und zwanzigſten führte das Schickſal die Fee Carunkel an ſeinen Hof, und dieſe Fee erſchütterte das Gebäude ſeiner Apathie bis auf die Grundfeſte.

Dieſe Fee Carunkel war ſchon eine etwas zu Verſtande gekommene Perſon, denn ſie ging ſchon ſtark auf die Vierzig los — das heißt für dieſe Welt, denn für die Feenwelt wär das kein Alter, in dieſer war ſie wenigſtens hundertmahl ſo alt — und ſie war eigentlich um des Prinzen Amaranth willen an den Hof des Königs Cucuruz gekommen. Da ſie aber fand, daß der König noch bey voller Geſundheit war, und folglich aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit nach noch lange leben könnte, und ſie nicht Luſt hatte, ſo lange Kronprinzeſſin zu bleiben, ſo nahm ſie das gewiſſe für das ungewiſſe, und wurde lieber gleich Königin.

Die politiſchen Kannengießer zerbrachen ſich die Köpfe, was wohl den König Cucuruz könnte bewogen haben, die Fee Carunkel zu heurathen. Staatsurſachen waren dabey nicht abzuſehen, denn ſie war die Schweſter eines benachbarten Königs, der eine Menge Kinder hatte; an eine Spekulation auf Vergrößerung des Reichs war alſo nicht zu denken: die Klügeren unter ihnen vermutheten alſo, es müßten Seine Majeſtät gewiſſe geheime Cabinetsangelegenheiten zu dieſer Verbindung bewogen haben, und es trifft ſich manchmahl von ohngefähr, daß kluge Leute recht vermuthen.

Das Eilfte Kapitel.

Die Geſundheit des Königs Cucuruz war freylich feſt wie Eiſen, darüber waren alle ſeine Leibärzte einig, aber Carunkel brachte die Weisheit aller dieſer hocherfahrenen Männer ad absurdum: Ich möchte aber auch den ſehen, der es in der Folge gegen eine Carunkel aushielt!

Er war in den erſten vier Monathen ſchon — was weiß ich? zu todte gequält, geärgert, gekränkt. Kurz im fünften Monathe ſtarb er.

Carunkel war alſo Wittwe, und — — —

Doch, wir wollten ja ein Wort von Amaranths langer Naſe ſagen:

Amaranth hatte alſo wirklich eine ſehr lange Naſe, ein wahres Monſtrum von einer Naſe, und mit dieſer Naſe hatte es eine gar ſonderbare Bewandniß, wie wir gleich hören werden.

Er hatte dieſes Ungeheuer von einer Naſe nicht mit auf die Welt gebracht. Die Natur, oder was es ſonſt ſeyn mag, was den Prinzen die Naſen dreht, war aber im geringſten nicht ſtiefmütterlich mit ihm verfahren: denn die, welche er bis zum Tode ſeines Vaters, das heißt ungefähr bis in ſein zwey und zwanzigſtes Jahr getragen hatte, war eine recht wohlgebildete, eine römiſche vielverſprechende Naſe.

Aber eben diese vielversprechende Nase war des armen Prinzen Unglück: Wo nicht für immer, doch wenigstens für einige Zeit. —

Was doch ein Geschichtschreiber für ein geplagtes Thier ist! Eben fällt mir ein Umstand ein, den ich eher hätte erwähnen sollen: Aber glücklicherweise ists noch Zeit, meine Leser davon zu unterrichten.

Die Königin Carunkel hatte schon fünf und zwanzig Jahre vor ihrer Verheurathung mit König Cucurnz einen Sohn gebohren. Dieser Sohn hieß Hämpeditchen, und war eine Frucht ihrer Zärtlichkeit für einen gewissen Zauberer Talpatsch. Meine Leser belieben sich nur den Nahmen Talpatsch zu merken, denn dieser Talpatsch wird noch eine Rolle in dieser Geschichte spielen, so wie sein Sohn, Prinz Hämpeditchen.

Dieser Prinz Hämpeditchen war eigentlich ein Produkt, das einem Zauberer eben keine sonderliche Ehre machte. Er war so klein

und ungeſtaltet, daß es keinem Menſchen in den Sinn kam zu vermuthen, daß bey ſeiner Entſtehung höhere Zauberkräfte im Spiel geweſen ſeyn könnten. Man hätte ihn eher für das Werk eines Tagelöhners halten ſollen, ſo ein Alltagsgeſchöpf war er.

Carunkel ließ, ſo bald ſie Wittwe war, dieſen ihren Sohn, von dem vorher kein Menſch etwas gewußt hatte, an ihren Hof kommen, und bemächtigte ſich vor der Hand auf alle Fälle unter dem Vorwande, daß Prinz Amaranth noch minderjährig ſey, der Regentſchaft: eine Sache, die ihr eben nicht ſchwer wurde, da ſie vermuthlich durch geheime Zauberkräfte Mittel gefunden hatte, auf alle Miniſters und Hofleute außerordentlichen Einfluß zu haben.

Das Zwölfte Kapitel.

Wir haben ſchon vorhin etwas davon geſagt, daß die Fee Carunkel eigentlich mehr

um des Prinzen Amaranth als um seines Vaters willen an des letztern Hof gekommen war. Jetzt, da ihr Gemahl todt war, erneuerte sich der Gedanke in ihr sehr lebhaft, ob sie nicht etwas mehr als einen Stiefsohn aus ihm machen könnte? Ihr Herz schwankte freylich eine Zeitlang zwischen seiner römischen Nase und der Liebe gegen ihren Sohn hin und her, denn was den letztern betrifft, hatte sie schon ihren Plan gemacht; als neue Mutter ihrer Landeskinder — man weiß wohl daß neue Liebe viel stärker ist als alte — wollte sie doch wenigstens wissen, ob der Verstand des Prinzen Amaranth seiner Nase entspräche? und ob er sich zum Beherrscher der weitläuftigen Staaten schicke, deren Regierung er jetzt antreten sollte?

Als Fee hätte sie das freylich vielleicht bequemer erfahren können, wenn sie das Buch des Schicksals nachgeschlagen hätte: aber vermuthlich hielt sie es für ungleich angenehmer und unterhaltender, wenn sie sich der Unterneh-

chung in Perſon unterzöge, als wenn ſie erſt lange im Buche des Schickſals herumblätterte. Außerdem hatte ſie auch oft Stunden, in denen ſie es ganz und gar vergaß, daß ſie Fee war, und dann ließ ſie ſich oft zum Umgange mit Menſchen herab, zumahl wenn dieſe Menſchen römiſche Naſen hatten; denn dieſe Taille von Naſen war ihre ſchwache Seite: Und daher war auch Ovidius Naſo der einzige Schriftſteller, den ſie las.

Dem zufolge ließ ſie den Prinzen in ihr Cabinet kommen, und legte ihm allerhand Fragen vor, zu denen ſie ſich abſichtlich vorbereitet hatte. Man behauptet ſogar ſie habe ihre Cammerfrauen darüber zu Rathe gezogen; und das will man daraus ſchließen, weil ſich einige der jüngern und hübſchern unter ihnen, die ſchon von den Geiſteskräften des Prinzen vorläufige Kenntniſſe eingezogen hatten, als ſie von der Königin herauskamen, gewiſſe bedeutende Blicke zuwarfen, als wollten ſie zu einander ſa-

gen: „Wenn das Examen gut abläuft, so will ich, ich weiß nicht wie? heißen!“

Die Cammerfrauen hatten sich nicht geirrt. Der Himmel weiß wie es zuging: hatte Carunkel nicht gerade die glimpflichste, gefälligste und einnehmendste Methode zu fragen, oder war es die Ehrfurcht die der Prinz ihr als seiner Stiefmutter und ihrem reifern Alter schuldig zu seyn glaubte, genug der arme Amoranth kam so außer Fassung, daß er nicht im Stande war, ihr nur auf eine einzige ihrer Fragen eine befriedigende Antwort zu geben.

Carunkel konnte sich über nichts mehr ärgern, als wenn sich ein Mann, und noch dazu ein junger Mann von ihr aus der Fassung bringen ließ. Das kann man ihr auch im geringsten nicht verdenken, denn es geht in dergleichen Gelegenheiten wohl mehreren Weibern so, die noch oben drein nicht einmahl Feen sind!

Sie gerieth so in Wuth darüber, daß sie
n augenblicklich eine ungeheuer lange Nase
s Gesicht zauberte, und ihm befahl, seine
taaten auf der Stelle zu meiden. Ama-
nth wollte zwar Einwendungen machen,
er Carunkel i hatte, vermuthlich durch
heime Zauberkräfte, alle Großen des Landes
f ihre Seite gebracht; vielleicht ging das
er auch sehr natürlich zu, denn man will
e Bemerkung gemacht haben, daß sich die
roßen des Reichs unter einer weiblichen
egierung immer besser befinden, als unter
ner männlichen: Warum? das weiß ich
icht. Genug Carunkel wurde als Regen-
n ausgerufen.

Damit noch nicht zufrieden, schrieb sie
uch noch folgende Worte mit einem gold,
nen Griffel in das Buch des Schicksals
nieder:

„Unstätt und flüchtig irre er umher,
errege überall durch seine große Nase

große Erwartungen von ſeinem großen Verſtande, und nicht eher befriedige er dieſe Erwartungen, als bis er einſieht, daß ſeine Naſe zu groß iſt.“

Zweytes Dutzend.

Das Erſte Kapitel.

Prinz Amaranth mußte alſo, er mochte wollen oder nicht, aus ſeinen Staaten mit ſeiner langen Naſe abziehen, und die Welt auf gut Glück durchſtreifen.

Damahls war dieſe Art zu reiſen unter den Prinzen im Morgenlande nichts ungewöhnliches. Haben wir doch in unſern Tagen ſchon einige Prinzen vom Berge Libanon durch Europa ziehen und Almoſen einſammeln ſehn. So arg wars nun aber mit dieſen Prinzen nicht. Sie hatten das, wars man ein geſchenktes Handwerk nennt, das heißt:

Sie fanden überall wo sie nur hinkamen, Dach und Fach und Zehrung so lange und so viel sie nur wollten; und in diesem Verstande wars eben kein übles Metier ein Prinz zu seyn.

Sein erster Ausflug war ins Königreich Pliktri, und daran that er sehr weislich, weil, wie wir schon weiter oben gesagt haben, dieses Königreich zunächst an seine Staaten gränzte.

Das Zweyte Kapitel.

Prinz Amaranth reiste zwar im strengsten Incognito, aber was half ihm das? Die tausendzüngige Fama verrieth sein Geheimniß doch!

Die Publicität graſſirte damahls viel mehr als sie jetzt, trotz aller Nachsicht unsrer Censurcollegien graſſirt, und das heißt wirklich viel gesagt! Jetzt kann ein großer Herr ganze Jahre lang herumreisen, sobald er incognito seyn will, so erfährt kein Mensch wer er ist? Und

daher kömmts, daß heut zu Tage in keinem Staate Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten vorgehn können, weil es in der Macht unserer Großen steht, ihre Länder incognito zu bereisen, so oft sie nur immer wollen, und auf diese Art ihre Beamteten aus dem Grunde kennen zu lernen, und alles was vorgeht, persönlich zu sehn und alle Beschwerden ihrer Unterthanen selbst anzuhören, kurz sich von allem selbst zu überzeugen. Eine Kenntniß, die ein Monarch auf diese Art von seinem Lande erhält, ist doch immer ungleich zuverlässiger und unverdächtiger als alle officielle Berichte, Denunciationen und Conduitenlisten. Dafür leben wir aber auch jetzt im goldnen Zeitalter.

Damahls war noch das bleyerne Zeitalter, und folglich war das ganz anders! Die Zeitungsschreiber hatten viel feinere Nasen als jetzt, und setzten oft der Sicherheit wegen die Begebenheiten vier und sechs Wochen eher als sie sich zutrugen, in ihre Blätter. Die Journalisten machten es gerade wie die Zeitungsschreiber.

Prinz Amaranth war alſo noch nicht einmahl in der Hauptſtadt von Plicktri angekommen, ſo erſchien ſchon eine Sammlung von Bons-mots und witzigen Einfällen, die er ſagen würde. Man denke wie bequem die Prinzen damahls zu dem Rufe kommen konnten, witzige Köpfe zu ſeyn, wenn ihnen die Journaliſten die witzigen Einfälle machten! Heut zu Tage ſoll ſich einmahl einer darauf verlaſſen!

Dieſe Sammlung betrug zwey dicke Octavbände, und ging, wie man ſich leicht einbilden kann, reiſſend ab, denn die Plicktrier waren erklärte Liebhaber von witzigen Einfällen, zumahl wenn ſie ſie um den Ladenpreis bekommen konnten.

Das Dritte Kapitel.

Der Ruf ſeiner ungeheuern Naſe ging vor ihm her. Aber ſo ſehr der Ruf auch ſonſt alles übertreibt, ſo groß man ſich dieſe Naſe auch vorſtellte, ſo fand man ſie doch unendlich

größer als man ſich ſie gedacht hatte: Man fand ſie ſogar für einen groſſen Herrn zu groß. Ueberall wo er durchreiſte verſammelte ſich der Pöbel ſchaarenweiſe, und gaffte ihn Stundenlang an. Er konnte nicht begreifen, was denn die Leute eigentlich an ihm zu ſehen hätten? — Doch was ſage ich? Nein! Er konnte es recht gut begreifen, denn was wär das für ein Prinz um den ſich der Pöbel nicht auf ſeiner Durchreiſe gaffend drängte? Ein Prinz muß ja den Leuten intereſſant ſeyn! Nur ahndete er nicht, daß das ſeiner Naſe zu Ehren geſchäh, denn er war unter den vielen Tauſenden, die ſich um ihn herdrängten, um dieſe Naſe zu bewundern und anzuſtaunen, gerade der Einzige, dem es nicht einmahl im Traume einfiel, daß er eine ſo ungeheure Naſe hätte.

Das wird vielleicht manchem meiner Leſer wunderbar, vielleicht manchem außerordentlich unwahrſcheinlich vorkommen, aber wie Bayle ſagt, la vraiſemblance n'eſt pas toujours du coté de la verité, das heißt auf Deutſch: deswegen iſts doch nicht weniger wahr.

Habe ich doch eine Dame gekannt, die einen sehr starken Buckel hatte, und die mich einmahl in vollem Ernste versicherte, daß ihr die Kleider ihrer Cousine, welche gebaut war wie die medicäische Venus, wie auf den Leib gegossen wären.

Prinz Amaranth lachte in seinem Herzen über die alberne Neugier des gaffenden Pöbels.

Das ist auch nichts besonders, denn wir Sterbliche sind nun einmahl für die Fehler unsrer Nebenmenschen sehr scharfsinnig, und für unsre eignen sehr blind. Das Evangelium von dem, der den Balken in seinem eignen Auge nicht sah, und den Splitter im Auge eines Andern entdeckte, kann hierüber zum Commentar dienen, und die Geschichte mit dem Balken und dem Splitter muß doch wahr seyn, sonst würde sie ja nicht in einem Evangelium stehen?

Der Feldmarschall A** saß einmahl neben der Gräfin B** auf dem Sopha. Auf einmahl schrie die Gräfin laut auf. Der Feld-

marſchall ſchrie mit, ſprang auf, und flüchtete hinter den Ofen.

„Worüber ſchreyen denn Ihro Gnaden?“ fragte er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor.

„Ich glaubte, ich ſäh eine Spinne,“ antwortete die Gräfin.

„Das war wohl der Mühe werth:“ ſagte der Feldmarſchall, indem er ganz gravitätiſch ſeinen Platz auf dem Sopha wieder einnahm, „wer wird denn um einer armſeligen Spinne willen ſo viel Geſchrey machen?“

„Und weswegen ſchrieen Sie denn?“ verſetzte die Gräfin.

„Das war wohl etwas ganz anderes!“ erwiederte er ſehr wichtig. „Ich glaubte, Sie ſähen eine Maus!“

Das Vierte Kapitel.

Ein Hof mag noch ſo aufgeklärt, die Cavaliers mögen noch ſo philoſophiſche, ſolide, helldenkende Köpfe, die Damen noch ſo geſchei-

te, vernünftige und beleſene Weiber ſeyn — wie denn das von Anbeginnen der Welt ganz gewiß immer der Fall war, noch iſt, und auch eben ſo gewiß in alle Ewigkeit bleiben wird, ſo lange es Höfe giebt — ſo wird ſich doch ſicherlich, ohne daß man es will, die Unterhaltung von ernſthaften Gegenſtänden ab- und auf Stadtneuigkeiten drehen.

Das iſt ſo natürlich! Man kann doch nicht immer von Staatsgeſchäften und andern ernſthaften Dingen ſprechen? Das greift den Kopf viel zu ſehr an: Und wer geht denn nach Hofe, um ſich Kopfweh zu machen?

Das war alſo auch am Hofe von Plicktri der Fall. Die Cavaliers hatten ſchon über zwey volle Stunden vom Preiſe der Pferde, der Mädchen, der Hunde und der Wagen, die Damen von Friſeurs, Schneidern, Modehändlerinnen und vom Theater geſprochen, als auf einmahl der Hofmarſchall mit der intereſſanten Nachricht eintrat, daß der Prinz Amaranth im größten Incognito und mit einer noch viel größern Naſe angekommen ſey.

Da nun der Prinz einmahl eine so merkwürdig große Nase mitgebracht hatte, so war nichts natürlicher als daß man von dieser großen Nase sprach, und eben dieses Gespräch veranlaßte eigentlich die Frage der Königin Kikekelkakel, mit welcher sich diese Geschichte anfängt.

Das Fünfte Kapitel.

Prinz Amaranth brachte nebst seiner großen Nase auch ein freyes Herz mit, und das ists eben, was mir für ihn bange macht! Wenn dieses Herz nicht von Stein oder Stroh ist — und welcher Prinz hätte wohl jemahls ein Herz von Stroh auf die Welt gebracht? — Was wird es ihm helfen? Wie lange wird es frey bleiben?

Meine Leser werden nicht wissen, warum mir für das Herz des Prinzen so bange ist? Das glaub' ich gern; aber ich, ich weiß es wohl!

Ja, wenn es keine Prinzessin Filigrane am Hofe von Plicktri gäb, da möchte alles gut seyn! Da wär nicht das geringste für den guten Amaranth zu besorgen, denn daß er sich in die Königin Kickelkakel nicht verliebt, dafür steh ich, und in eine ihrer Hofdamen eben so wenig, denn Kickelkakel litt aus gewissen Ursachen, von welchen aber keine einzige namentlich erwähnt ist, kein einziges weibliches Geschöpf um sich, das nicht wenigstens eine Haasenscharte, oder einen Buckel, oder eine hohe Hüfte, oder einen Kropf, oder krumme Beine, oder graue Augen, oder einen ledernen Busen, oder andere dergleichen Reitze mit ihrer liebenswürdigen Person vereinigte, welche sie zu der erhabenen Würde einer Hof- und Gesellschaftsdame ihrer Majestät qualificirte.

Aber die Prinzessin Filigrane mußte sie wohl um sich leiden, denn eine Erbprinzessin schafft man nicht so leicht auf die Seite. Es waren zwar wohl Hof- und Leibärzte genug da, die alle sammt und sonders sehr geschickte und gelehrte Männer waren — wie sich

denn das von ſelbſt verſteht, denn wo gäbs denn in der weiten Welt einen Hof- und Leibarzt, der nicht ein ſehr geſchickter und gelehrter Mann wär? — die allenfalls wohl bey vorkommender Gelegenheit Rath gewußt hätten, ſie mit guter Art wegzubringen; aber um dieſe vorkommende Gelegenheit handelte ſichs eben, denn die Prinzeſſin war klug genug, nie krank zu werden, und auf dieſe Art kam ſie nie unter ihre Hände: Man muß wiſſen, nach den Landesgeſetzen des Königreichs Plicktri durfte kein Arzt irgend jemanden umbringen, außer die Patienten, die er in der Kur hatte.

Das Sechſte Kapitel.

Ich machte recht gern eine Beſchreibung von dieſer Prinzeſſin — doch nein! Wenn ichs auch könnte, ich thät es nicht einmahl! Ein Geſchichtſchreiber muß ſich vor allen Dingen im Credit der Wahrheitsliebe zu erhalten ſuchen, und wenn ich auch noch ſo getreu mahlte, ſo würde meinen Leſern doch alles aufs äußerſte

übertrieben vorkommen; und dem ohnerachtet ſank meine wärmſte glühendſte Schilderung von ihr im Vergleich mit dem Originale zu einem elenden armſeligen Steckbriefe herab. Was hätte ich alsdenn von meiner Mühe?

Etwas muß ich aber doch von ihr ſagen, wenn es auch noch ſo wenig iſt, damit ſich meine Leſer doch wenigſtens eine entfernte Idee von ihr machen können; denn vor der Hand iſt mirs bloß um meine Leſer zu thun: Was meine Leſerinnen betrift, dieſe ſind über dieſen Punkt im geringſten nicht neugierig, das weiß ich recht gut; Ihrentwegen mag die Prinzeſſin eine doppelte oder eine dreyfache Venus ſeyn, was kümmert das Sie? Aber meine Damen, erlauben Sie mir immer, daß ich auf meine Leſer auch ein wenig Rückſicht nehme; Es wird dafür Gelegenheiten genug geben, wo ich ganz allein für Sie ſchreibe.

Alſo meine Herren, ſtellen Sie Sich vor, daß ein groſſer Herr eine weibliche Statue ha-

ben wollte, deren Gleichen es an Vollkommenheit noch nie gegeben hätte. Nun müßten in der Stadt oder in dem Lande — denn beydes gilt gleich — mehrere Bildhauer seyn, von denen jeder in einem einzelnen Theile des weiblichen Körpers excellirte: der Eine zum Beyspiel in den Händen, der Andere in den Füßen, der Dritte in den Armen, der Vierte im Halse, der Fünfte im Busen, und so weiter; denken Sie sich nun, daß er alle diese Künstler zusammen an seiner Statüe arbeiten ließ, denken Sie sich, daß ein jeder seinen Theil mit möglichster Kunst arbeitete, um es den andern zuvorzuthun; denken Sie sich noch die Möglichkeit hinzu, daß alle diese Künstler in Einem Tone arbeiteten und daß die Theile so künstlich zusammengesetzt werden könnten, daß das geübteste Auge davon nichts gewahr würde, daß die Statüe so aussäh, als wär sie aus Einem Block gehauen, geben Sie dieser Statüe Leben, den Verstand einer Minerva, die Stimme einer Sirene, den Blick einer Lukretia, die Majestät einer Juno, die Bewegungen einer Grazie und den Witz einer Sevigne, und Sie

haben die Prinzeſſin Filigrane wie ſie leibt und lebt.

Wirklich war die Prinzeſſin in allen ihren Theilen ſo vollkommen, daß man ſich auf den erſten Anblick fragte: „Kann das wohl alles von Einem und demſelben Meiſter ſeyn?“ Die Kenner — Sie wiſſen ja wohl, was die Herren Kenner manchmahl für ſonderbare Grillen haben! — die Kenner alſo bildeten ſich ſogar ein, bey aufmerkſamerer Unterſuchung in jedem ihrer einzelnen Theile einen eigenen Styl zu entdecken, und das brachte ſie auf den Einfall, daß die Prinzeſſin das ſey, was die Franzoſen ein ouvrage de societé nennen.

Die Kenner hatten das ſo böſe nicht gemeint, denn eigentlich war es nichts anders als eine bloße Kunſtgrille; die Königin Kickelkakel verſicherte auch ihrem Gemahl auf ihre königliche Ehre, es ſey an der ganzen Sache nichts: Indeſſen faßten die böſen Zungen dieſe Kunſtgrille auf und machten eine Stadtgeſchichte daraus, ſo daß ſich König

Dideltapp genöthigt sah, durch ein eigenes Landesgesetz allen seinen Unterthanen bey Galeerenstrafe zu gebiethen, die Prinzessin Filigrane für seine rechtmäßige eheleibliche Tochter zu erkennen und zu halten, weil jene frevelhaften Vermuthungen und Aeußerungen dem armen Kinde leicht in Puncto der Thronfolge hätte Händel zuziehen können.

Die Zweifler hatten freylich noch einen kleinen Umstand auf ihrer Seite, und das war der, daß die Prinzessin auch keinen Zug von ihrem königlichen Vater hatte; deswegen ging Dideltapp aber doch aufrichtig zu Werke, und er als Vater mußte doch wohl am beßten wissen, was an der Sache war? Du mein Himmel, wenn nur die Aehnlichkeit mit dem Vater die Legalität der Kinder erwies, wenn würden denn die Gerichtshöfe mit den Erbschaftsprocessen fertig?

Man weiß ja wohl was Mutter Natur für eine Tausendkünstlerin ist, wenn sie sich mit uns armen Erdenkindern einen Spaß machen

will: Und ſo viel kann ich meinen Leſern verſichern, daß ſie in ihrer ſchönſten glänzendſten Laune muß geweſen ſeyn, als ſie die Prinzeſſin Filigrane formte.

Das Siebente Kapitel.

Daß eine ſo ungeheuer ſchöne Prinzeſſin auch eine ungeheure Menge Liebhaber haben mußte, das würden meine Leſer ohnehin errathen, wenn ichs auch verſchweigen wollte; da aber dabey alles äußerſt ehrbar, züchtig und tugendhaft zuging, ſo ſehe ich gar nicht ein warum ich ein Geheimniß daraus machen ſollte? Meinen Leſerinnen kann das weiter auch keinen Verdruß machen, denn da ſeit dieſen Zeiten ſchon ſo manche Jahrhunderte verſtrichen ſind, ſo brauchen ſie nicht mehr auf die gute Filigrane eiferſüchtig zu ſeyn, denn ſie macht keiner Einzigen unter Ihnen mehr einen Liebhaber abſpänſtig.

Die einzige die allenfalls ein Recht hatte darüber unzufrieden zu ſeyn, war die Königin

Kickelkakel, und man kann ihr eben nicht nachsagen, daß sie nur im mindesten eine Gelegenheit verabsäumt hätte, dieses Recht geltend zu machen. Ihro Majestät geruheten, so oft es nur in allerhöchst Dero Kräften stand, es zu verhindern, daß die Prinzessin nicht zum Vorschein kam; aber immer ließ sich das nicht verhindern.

Auch calculirten Ihro Majestät sehr schlecht. Da die Prinzessin sehr selten im Publikum erschien, so war sie, so oft sie sich sehen ließ, immer neu, und folglich um so viel interessanter, eben darum, weil sie selten erschien.

Besonders war der Königin Ein Tag im Jahre ein Dorn im Auge. Welcher Tag das war? — Ja, das rathen Sie einmahl meine schönen Leserinnen!

Alle Welt wußte, daß Prinzessin Filigrane gebohren war, denn sie existirte, folglich mußte sie auch gebohren seyn, und folglich mußte sie auch einen Geburtstag haben —

„Ach! also der Geburtstag der Prinzessin wars, der der Königin ein Dorn im Auge war?“

Richtig errathen, meine schönen Leserinnen! Nun denken Sie einmahl: Der Geburtstag einer Erbprinzessin! Ein solcher Tag muß ja wohl gefeyert werden? Nein, einen solchen Galatag, einen solchen Tag aller Tage ungefeyert vorbeygehen zu lassen, so etwas ließ sich der Hof von Plicktri nicht nachsagen. Wofür hätten denn die Damen ihre Roben und die Herren ihre reichen Kleider, ihre prächtigen Equipagen und Livreen gehabt?

Das Achte Kapitel.

Daß an einem solchen Tage die Prinzessin als Königin des Festes zum Vorschein kommen mußte, das versteht sich; daß an einem solchen Tage die auswärtigen Prinzen von allen Orten und Enden der Welt her, auf achtzig und hunderttausend Meilen in die Runde nach Plicktri

hingeflogen kamen wie die Schneeflocken, das verſteht ſich auch; und daß dieſe Schneeflocken — wollt' ich ſagen dieſe Prinzen an der Sonne ihrer Schönheit zerſchmolzen wie die Schneeflocken, das verſteht ſich mehr als *etc.*, denn die Prinzeſſin müßte ſonſt nicht ſo ſchön geweſen ſeyn, als wir ſie weiter oben geſchildert haben.

Alſo ſo viele Prinzen, ſo viele Anbeter. Und da hätte man das Aechzen und das Seufzen und das Stöhnen und das Girren und das Liebäugeln ſehen und hören ſollen? Das war gewöhnlicher Weiſe der allertraurigſte, der allerlamentabelſte Freudentag der je an einem Hofe iſt gefeyert worden. Nicht ſelten gabs Mord und Todtſchlag, und dann und wann thaten ſogar einige von dieſen Herrn als hätten ſie Verſtand zu verlieren.

Wer aber dabey kalt, ungerührt, gefühllos blieb, das war die Prinzeſſin Filigrane. Es hätten ſich in einer Stunde tauſend Männer um ihrer Reitze willen zu todte ſeufzen und ächzen können, ſie hätte das eben ſo kalt und

gelassen angesehn, wie ein Souffleur ein Trauerspiel ansieht, oder, mich eines erhabneren Gleichnisses zu bedienen, sie sah den Verwüstungen, die sie in den Herzen ihrer Liebhaber angerichtet hatte, eben so gleichgültig zu, wie Kaiser Nero dem Brande zusah, als er Rom an allen vier Ecken hatte anstecken lassen.

Man glaube indessen ja nicht, Filigrane sey von Natur so kalt und gefühllos gewesen. O nein! da würde man sich gewaltig irren! der Rechte war nur noch nicht gekommen. Sie konnte wohl fühlen! Doch ich will mir nicht vorgreifen. Es schickt sich überhaupt für einen Autor und besonders für einen Geschichtschreiber nicht, daß er aus der Schule schwatzt. Die Zeit wird alles lehren.

Das Neunte Kapitel.

Aber brechen wir, damit meinen Lesern der Mund nicht gar zu sehr voll Wasser läuft, von Filigranes Schönheit ganz ab, thun wir als

wüßten wir gar nicht, daß es eine Prinzeſſin Filigrane auf der Welt giebt: Kurz, ſetzen wir uns an die Stelle des Prinzen Amaranth der nie Zeitungen und Journale las — denn wenn er das gethan hätte, ſo müßte er natürlicher Weiſe etwas von der Exiſtenz und Schönheit der Prinzeſſin gewußt haben, weil, wie wir ſchon weiter oben Gelegenheit zu erinnern hatten, die Publicität damahls ungleich mehr graſſirte als jetzt, und die Zeitungen und Journale folglich ungleich mehr ausplauderten als jetzt; denn da durfte kein König des Erdbodens mit ſeinem ganzen Hofſtaate und einem kleinen Gefolge von etwa viertauſend Perſonen eine Reiſe in geheimen Staatsangelegenheiten unternehmen, ohne daß nicht alle vier Welttheile augenblicklich davon unterrichtet wurden, und ohne daß nicht alle vier Welttheile — man denke, wie naſeweis die Leute damahls waren, aber das machte alles die verdammte Aufklärung! — einſtimmig der Meinung waren, Seine Majeſtät hätten beſſer gethan, wenn Sie die Millionen die dieſe Reiſe koſtete, zum größern Nutzen ihrer Unterthanen auf Verbeſſerung der Stra-

ßen verwendet hätten, weil, wie eben bemeldete Zeitungen berichteten, aller Augenblicke ein Wagen aus allerhöchſt Dero Gefolge ſtecken blieb, oder ein Gardiſt von ihrer Bedeckung ſtürzte und die Rippen brach —

„Aber Herr Autor, das iſt ja ein entſetzlich, ein unbarmherzig langer Paragraph!“

Sie haben Recht! Belieben Sie nur ein wenig auszuruhen. Ueberdem iſt das ein Beweis, daß ich Ihnen eine recht lange Geduld zutraue, denn ich habe mir einmahl ſagen laſſen, wer einen langen Odem hat, der hat auch eine lange Geduld.

Machen wir alſo einen Punkt. —

Jetzt darf ich aber doch fortfahren?

Alſo: Setzen wir uns an die Stelle des Prinzen Amaranth, der vor der Hand von der Exiſtenz der Prinzeſſin Filigrane eben ſo wenig wußte, als — wer denn nun gleich? — als ich in dem Augenblicke, in welchem ich dieſe Geſchichte anfing.

Gehn wir jetzt in der Ordnung der Dinge fort:

Das Zehnte Kapitel.

„Also der Prinz hat eine so große Nase? fragte die Königin.

„Eine entsetzlich große Nase, Ihro Majestät! antwortete der Hofmarschall.

„Das macht mir eine gute Idee von ihm," sagte die Königin wieder, „denn ich habe immer gehört, ein Mann, der eine große Nase hat, hat auch einen großen Verstand."

Aus dem was die Königin da sagte, und aus dem Tone wie sie es sagte, läßt sich leicht schließen, daß sie eine große Liebhaberin von großem Verstande war. Heut zu Tage ist das freylich nichts besonderes, denn was macht wohl jetzt an unsern Höfen mehr Glück, als Geist und Verstand? Aber damahls war das an einer Königin etwas ganz seltenes, etwas außerordentlich rühmens- und lobenswerthes, und eben darum hat der Verfasser

meiner Handschrift es der Mühe werth gefunden, den Fall auf die Nachwelt zu bringen.

Da die Königin Kickelkakel also eine so große Liebhaberin von großem Verstande war, so lag ihr natürlicher Weise außerordentlich viel daran, den Prinzen Amaranth kennen zu lernen, der eine so große Nase, und folglich auch einen so großen Verstand mit nach Plicktri gebracht hatte, zumahl da ihr eben der Finanzminister in einer geheimen Audienz eröffnet hatte, daß unter allen Landesprodukten von Plicktri der Verstand das am wenigsten ergiebigste sey.

Dem zufolge gab die Königin dem Hofmarschall auf der-Stelle Befehl, den Prinzen Amaranth zur morgenden Cour einzuladen.

Versteht sich, daß der Regel nach bey dieser morgenden Cour die Prinzessin Filigrane nicht zu erscheinen hatte, denn es war den Tag vor ihrem Geburtstage, und folglich kein Gallatag. Ueberdem wär auch der guten Köni-

gin nicht bange geweſen, wenn die Prinzeſſin auch dabey erſchienen wäre, denn ſie machte ſich, wie ſo viele Mütter, das Compliment, ihre obſchon vollkommen mannbare Tochter ſo lange als möglich, für ein Kind anzuſehen und als ſolches zu behandeln: Und was wußte ein ſolches Kind den Verſtand zu ſchätzen?

Das Eilfte Kapitel.

Prinz Amaranth ermangelte nicht bey dieſer Cour zu erſcheinen, wie ſich denn das von einem ſo galanten und ſo wohlerzogenen Prinzen, wie Prinz Amaranth war, ſelbſt verſteht — doch was brauche ich denn das erſt zu ſagen? Er war ja ein Prinz, und ein Prinz muß ja wohl erzogen ſeyn!

Es gab am Hofe zu Plicktri eine Menge Hofleute, die — weiß der Himmel wie ſie dazu gekommen waren, ob von Natur, oder durch gewiſſe Verhältniſſe und Umſtände? —

recht reſpektable Naſen hatten; aber ſo wie ſie den Prinzen Amaranth mit der Seinigen eintreten ſahen, ſo ſtrichen ſie alle die Segel.

Das Gerücht, daß Prinz Amaranth mit ſeiner Stiefmutter brouillirt ſey, hatte ſich ſchon allgemein verbreitet, und hieraus ſchloß man, daß er bloß deswegen nach Plickiri gekommen ſey, um ſich einſtweilen, bis jene Familienſtreitigkeiten beygelegt wären, da aufzuhalten, und Dienſte zu nehmen.

Der Zufall fügte es, daß gerade damahls ſowohl im Miniſterium als auch bey der Generalität Stellen erledigt waren, um die es eine Menge Competenten gab, denen beym Anblick des Prinzen nicht wenig bange wurde.

Wollte der Prinz bey der Armee angeſtellt ſeyn? Wo gab es einen Alexander, der es mit ſeiner Eroberungsnaſe aufnehmen konnte? Suchte er im Miniſterium anzukommen — welche Naſe konnte ſich wohl erfrechen, ſo weit

riechen zu wollen als die Seinige? Und man behauptet, daß ein Miniſter, der ein rechter Miniſter ſeyn will, einen ſehr feinen Geruch haben muß.

Die Competenten um jene Stellen alſo waren ſo beſcheiden, die große Ueberlegenheit des Prinzen anzuerkennen, und ihre Memoriale zurückzunehmen.

Und nun bin ich wohl recht froh, daß ich endlich einmahl auf einen Umſtand gekommen bin, der meinen Leſern die Glaubwürdigkeit und Wahrheit dieſer Geſchichte außer Zweifel ſetzt! — —

Hätten dieſe Herren auf ihren Geſuchen beſtanden, wären ſie für des Prinzen Verdienſte blind, und nur für ihre eigenen ſehend geweſen, hätte jeder bey ſich ſelbſt geſagt: „Ich habe mich um dieſe Stelle gemeldet, folglich bin ich der einzige, der die dazu erforderlichen Fähigkeiten und Kenntniſſe hat; ich muß ja am beſten wiſſen, was an mir

ist? mit mir darf und kann es keiner aufnehmen!“ u. s. w. Wie unwahrscheinlich, wie aus der Luft gegriffen wär das gewesen? In welchem Lande, oder an welchem Hofe hätte man denn jemahls etwas ähnliches erlebt? Nein! Ich lobe mir die Wahrheit!

Meine Competenten sahen die Ueberlegenheit des Prinzen ein, keiner von ihnen wagte es mit ihm zu concurriren, jeder trat bescheiden zurück, jeder gestand sich selbst ein — bemerken meine Leser wohl, sie gestanden das nicht etwa öffentlich, denn das hätte ihre Bescheidenheit vielleicht verdächtig machen können, sondern sie gestanden fichs selbst in aller Stille ein. — „Dieser da ist würdiger als ich, er verdient mir vorgezogen zu werden,“ und das ist die helle lautere Wahrheit, an der nicht im geringsten zu zweifeln ist, weil man so etwas alle Tage sieht und hört.

Das Zwölfte Kapitel.

Ihro Majestät die Königin Kickelkakel geruhten an dem Prinzen, trotz seiner unge-

heuern Naſe viel Behagen zu finden; unglücklicher Weiſe behagten aber Ihro Majeſtät dem Prinzen gar nicht im mindeſten.

Kickelkakel war gewohnt in dergleichen Angelegenheiten raſch zu Werke zu gehn; ſie attakirte alſo friſch darauf los, aber der Prinz ließ ſich in nichts ein: Je mehr Avanzen ſie ihm machte, je mehr retirirte er.

Es iſt ein Unglück wenn die Leute ſo ſchwer begreifen, und wenn dieſe Leute Prinzen ſind, wie das denn damahls wohl hin und wieder der Fall war — eine Sache die ſich in unſerm aufgeklärten Zeitalter dem Himmel ſey Dank! auch geändert hat — ſo iſts noch übler!

Die Königin ſprach nun ſo deutlich, und Prinz Amaranth begriff ſie dem ohngeachtet nicht, oder ſtellte ſich als begriff er ſie nicht.

Das letztere ſcheint mir das wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Der Gebrannte fürchtet das

Feuer. In diesem alten und durch so viele Jahrhunderte bewährten Sprüchworte mag wohl die natürlichste Ursache liegen, warum sich der Prinz so gefliſſentlich zurückzog.

Es war ihm noch zu frisch im Gedächtniß, wie übel die Prüfung für ihn abgelaufen war, die seine Stiefmutter mit seinem Verstande vorgenommen hatte; kein Wunder also, daß er sich es zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht hatte, für die Zukunft allen Prüfungen sorgfältig auszuweichen, welche Damen von einem gewissen gesetzten Alter mit ihm anzustellen, Miene machten.

Natürlicher Weise mußte sich Prinz Amaranth durch dieses Benehmen auf einmahl wieder um den guten Credit bringen, in den er sich in den ersten Augenblicken seiner Erscheinung bey der Königin gesetzt hatte. Wer einer näheren Untersuchung so sorgfältig ausweicht, hat immer das Vorurtheil gegen sich, daß er bey dieser näheren Untersuchung zu verlieren

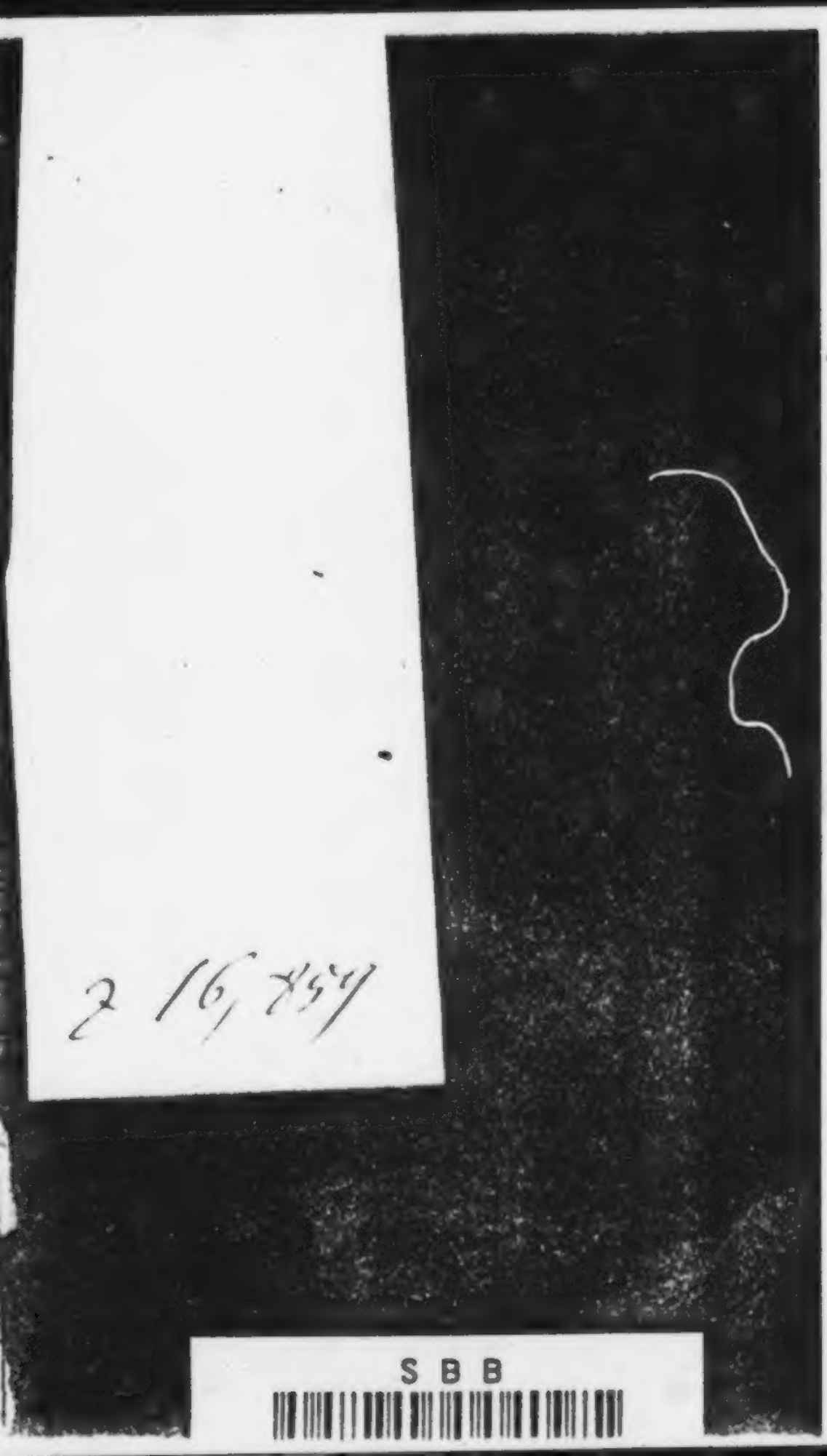
fürchtet; das ist sicher und gewiß wahr: Und wer es auf eine so wenig zweydeutige Art eingesteht, daß er sich selbst nichts zutraut, wie kann der wohl billiger Weise verlangen, daß ihm Andre etwas zutrauen sollen?

Die Königin versicherte noch an demselben Abende ihren Kammerfrauen beym Auskleiden, Prinz Amaranth sey un jeune homme extrémement gauche.

Die Kammerfrauen thaten zwar des Respects wegen als glaubten sie das, und schwiegen, denn wer darf es wagen, einer Königin ins Gesicht zu widersprechen? Im Herzen aber nahmen sie sich doch die allerunterthänigste Freyheit, den Ausdruck Ihrer Majestät etwas unglimpflich zu finden.

Wenigstens glaubten sie, die Königin könnte sich auch wohl irren, denn sie hatten vor der Hand die Nase des Prinzen gar im ge-

ringsten nicht gerade gefunden, und zweifelten daher ganz und gar nicht, daß sein Verstand und sein übriges Benehmen diese Nase nicht Lügen strafen würde.



2 16, 454

S B B